Wislicenus

Die Bibel

im

Lichte der Bildung unserer Zeit.

Eine Reihe

von

Betrachtungen der Hauptstücke derselben

von

Gustav Adolf Wislicenus.

R.

Magdeburg.
Verlag von E. Fabricius.
1853.

Vorwort.

Die Bibel ist in vergangener Zeit als das unfehlbare »Wort Gottes« angesehen und behandelt worden, und man hat gemeint, es nicht wie »Menschenwort« untersuchen und beurtheilen, sondern nur im »Glauben« aufnehmen zu dürfen. Nicht allein die Geistlichen und Theologen lehrten so von der Bibel, sondern auch das Volk glaubte in diesem Sinne an sie.

Ein späteres Geschlecht hat es gewagt, den heiligen Schleier zu heben, auch hier zu sehen, zu forschen, zu vergleichen, zu urtheilen. Nachdem früher alle Versuche, mit freiem Gedanken an das, was die Kirchenmächte für »heilig« und unantastbar, für entrückt der menschlichen Vernunft erklärten, heranzutreten, mit eiserner Gewalt, durch Bann, Kerker, Scheiterhaufen, Verfolgung und Verwüstung unterdrückt worden waren, ist endlich seit vorigem Jahrhundert dieser Gedanke eine Macht geworden, die sich nicht wieder tödten läßt, ist gerade durch die blutigen Unthaten jener Mächte der Vorhang ihres Allerheiligsten gerissen. Man hat hineingeschaut in die Geheimnisse des Priesterthums, man hat später auch hineingeschaut in die biblischen Schriften und erkannt, daß dieselben eben menschliche Schriften sind, welche einer gewissen Zeit und Bildung angehören.

Nicht blos die wissenschaftlichen Forscher haben dies erkannt, — die Entdeckung ist auch unter das Volk gedrungen. Die Zeiten haben sich so geändert, daß mindestens im prote-

stantischen Deutschland in den Gegenden, wo die Kultur tiefer eingedrungen ist, auch unter dem Volke der Mann, welcher noch ernst und fest auf dem alten Bibelglauben steht, meist für eine seltsame Erscheinung, für einen Sonderling gilt, ja man geneigt ist, ihn ohne Weiteres entweder für beschränkt oder für einen Heuchler zu halten.

Es fehlt indeß noch viel daran, daß die Bibel von der Mehrzahl nur einigermaßen gründlich erkannt wäre. Ein Theil wählt darin ganz willkürlich nach bloßem augenblicklichen und persönlichen Gefühle aus, was er als wahr und gut behalten oder als das Gegentheil verwerfen will; ein andrer Theil verwirft Alles ohne Weiteres als Thorheit, der Beachtung nicht werth. Eine von beiden Seiten vorurtheilsfreie Einsicht über Charakter und Inhalt der Bibel thut dem Volke, thut Allen Noth. Die Bibel ist das Lebensbuch der europäischen Menschheit gewesen, und ein großer Theil derselben haftet noch aus Gewohnheit oder aus Angst vor geistigem und sittlichem Untergange daran fest; sie wird in den Kirchen noch überall zu Grunde gelegt, und in den Schulen werden die Kinder in dieselbe eingeführt. Dennoch streitet all' unser Denken und Wissen und das ganze Leben mit dem frühern Glauben an sie. Es ist eine der dringendsten Nothwendigkeiten unsrer Zeit, daß die Menschen von der alten abergläubischen Verehrung derselben befreiet werden, damit sie einen klaren Blick für die Wirklichkeit gewinnen und in der Erkenntniß derselben sich wieder zusammenfinden. Hierzu reicht aber nicht jene doppelte Willkür aus, sondern ist eine unbefangene Einsicht erforderlich.

Die folgenden Hefte sollen zu einer solchen Einsicht zu führen suchen. Sie werden die wichtigsten und bekanntesten

Stücke der Bibel in allgemeinverständlicher Weise besprechen. Es wird darin sowohl die alte Zeit in dem, was sie hervorgebracht hat, als auch die neue Zeit in dem, worin sie weiter gekommen ist, ihre Anerkennung finden. Der Standpunkt, von dem aus dies geschehen wird, ist die auf Erfahrung und Vernunft gegründete, natürlich-geistige Weltbetrachtung der neuen Zeit. Wir achten, was die Vergangenheit für Weiterförderung der Menschheit geleistet hat, lassen uns davon aber nicht blenden gegen die offene Einsicht in das Falsche; wir erkennen das Gute und Wahre, aber auch die Barbarei und den Aberglauben, und nennen Alles offen bei seinem Namen, wir machen nicht Weiß aus Schwarz und umgekehrt. Wer sich davon geärgert fühlt, der schelte nicht auf uns, sondern auf die Schwäche und Unreinheit seines eignen Herzens, das die offene Betrachtung noch nicht vertragen kann. Er erkenne in diesem Aerger die Unsicherheit seines eignen Glaubens; denn der Mensch, der seiner Sache gewiß ist, kann Entgegengesetztes ruhig anhören.

Es ist noch zu bemerken, daß bei wörtlichen Anführungen von biblischen Stellen nicht die Luther'sche, sondern die Uebersetzung von de Wette zu Grunde gelegt ist, weil jene zu viele Unrichtigkeiten enthält. In der Kirche bleibt die erstere deshalb in fortgesetztem Gebrauche, weil es unmöglich ist, daß die Parteien über eine neue sich einigten, und weil sie einmal eingeführt ist; wir aber haben solche Rücksichten nicht zu nehmen, und der Leser wird übrigens beim eigenen Nachschlagen mit der Luther'schen Uebersetzung ausreichen.

Wir beginnen hier mit dem Alten Testamente, und gehen später zu dem Neuen über. Manches darin behandeln wir ausführlicher, bei manchem Buche verweilen wir länger, — bei

andern Gegenständen und Büchern gehen wir schneller vorüber, je nachdem ihre verschiedene Wichtigkeit und die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts ist. Anfangs halten wir uns an den gegebenen Stoff; seine Betrachtung wird uns das Ganze allmälig immer mehr erhellen. Erst weiterhin zum Schluß werden wir die Ergebnisse des zurückgelegten Weges zusammenstellen und ein Gesammtbild zu entwerfen suchen, das erst dann den Lesern klar und lebendig erscheinen kann.

1. Die Schöpfung.

(1. Mos. 1—2, 3.)

Das Alte Testament beginnt seine Erzählungen mit dem Anfange der Welt. Alle Religionen suchen das Dasein der Welt in ihrer Weise zu erklären. Wir wollen sehen, wie es hier geschieht. So bekannt dieses erste Capitel der Bibel ist, so werden sich uns doch manche interessante Betrachtungen daran knüpfen.

»Im Anfange schuf Gott den Himmel und die Erde. Und die Erde war wüste und leer, und es war Finsterniß auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Da sprach Gott: Es werde Licht! — und es ward Licht. Und Gott sahe das Licht, daß es gut war. Und Gott schied zwischen dem Lichte und der Finsterniß. Und Gott nannte das Licht Tag, und die Finsterniß nannte er Nacht, und so ward Abend und Morgen, der erste Tag.« In derselben Art macht Gott am zweiten Tage »ein Gewölbe (eine Veste, wie Luther übersetzt), einen Unterschied zwischen den Wassern«, den Himmel, und scheidet das Wasser über dem Gewölbe von dem Wasser unter demselben. Am dritten Tage läßt er das untere Wasser sich an einen besondern Ort sammeln und das Trockene erscheinen, Land und Meer sich sondern, und zugleich die Gewächse, Gras, Kräuter und Bäume hervorsprossen. Am vierten Tage macht er Sonne, Mond und Sterne und setzt sie an den Himmel. Am fünften bevölkert er Wasser und Luft mit allem schwimmenden und fliegenden Gethier. Am sechsten macht er die Landthiere und die Menschen. Am siebenten endlich ruhet er.

In dieser Weise hat der Verfasser des Stücks die Entstehung der Welt sich vorgestellt, oder doch wenigstens seinen Lesern anschaulich zu machen gesucht. Betrachten wir seine Darstellung näher.

»Und die Erde war wüste und leer, und Finsterniß war auf der Tiefe«, heißt es gleich im Anfange. Der Verfasser sagt nicht,

ob Gott eben damals, »im Anfange«, auch diese wüste, leere und finstere Erde erst geschaffen habe, oder ob dieselbe schon vorhanden und nur der Bildung und Gestaltung bedürftig gewesen sei. Wahrscheinlich meint er indeß das Letztere, eben weil er die Erschaffung dieses Chaos nicht ausdrücklich angiebt. Auch würde ja seine Eintheilung der Schöpfung in sechs Tagewerke nicht zutreffen, wenn er annähme, daß schon vor diesen sechs Tagen die Materie, der Stoff geschaffen worden wäre. Auch bei anderen Weltschöpfungen, welche von alten Völkern aufgestellt worden sind, pflegt der rohe Stoff vorausgesetzt und nur die Gestaltung dieses Stoffes den Göttern oder dem Gotte zugeschrieben zu werden. Wir haben also auch hier in dieser Erzählung schwerlich eine Schöpfung aus Nichts vor uns, wie sie heute in Kirchen und Schulen gelehrt wird. Und der Verfasser hat damit Recht, denn es ist ein wahres Sprichwort: Aus Nichts wird Nichts. Es ist ganz undenkbar, daß einmal Nichts und dann auf einmal Etwas gewesen wäre; so wie es undenkbar ist, daß einmal Nichts mehr sein werde. Der Weltstoff und die Weltkraft sind ewig, nur die Formen werden und wechseln.

Der Verfasser denkt sich also offenbar die Erde anfangs ganz von Wasser umgeben und mit Finsterniß bedeckt. »Und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser«, sagt er. Eine mysteriöse Vorstellung! Es ist ungewiß, ob wir die Stelle so ganz richtig übersetzen. Das hebräische Wort **Ruach** nämlich bedeutet ursprünglich Hauch, Wind, und dann erst Seele, Geist, gerade wie das griechische **Pneuma** im Neuen Testamente. Diese doppelte Bedeutung wird Jedermann sehr erklärlich und natürlich finden. Der Hauch, der Odem ist bei Menschen und Thieren das augenfälligste Zeichen des Lebens. Auch wenn sie im Schlafe ohne Bewegung und mit geschlossenen Augen daliegen, athmen sie doch und man erkennt eben hieran, daß sie lebendig sind und nicht todt. Daher ist's wohl natürlich, daß die Alten gerade im Hauche das eigentliche Leben, die Seele, den Geist zu finden meinten, und für Beides ein und dasselbe Wort gebrauchten. Nun ist's weiter natürlich, daß sie den Wind oder das leise Wehen in der Natur, nach ihrer mangelhaften Kenntniß derselben, für den Hauch, den Odem derselben oder für den Hauch und Odem Gottes hielten. Nun zumal, wenn man das Wehen der Luft auf dem Wasser, dieses unsichtbare Bewegen in dem Kräuseln der Wasserfläche beobachtet, wie natürlich, wenn dann die Phantasie den Odem Gottes zu sehen glaubte! So dachte sich denn wohl der Verfasser die finstere Oberfläche des die

ganze Erde umgebenden Gewässers allein vom Windeshauche bewegt, und er sah in dieser geheimnißvollen Bewegung auf der finstern einsamen Tiefe den Odem, den Geist des schaffenden Gottes. Darum könnten wir hier vielleicht auch so übersetzen: »Der Hauch Gottes schwebte auf dem Wasser.«

Nun beginnt die schaffende Thätigkeit. »Da sprach Gott: Es werde Licht! — und es ward Licht.« — Auffallend ist, daß der Verfasser sich das Licht auf der Erde eher als die Sonne vorhanden denkt, und daß er sogar Tag und Nacht werden läßt, bevor die Sonne da ist. Das Licht läßt er am ersten Tage geschaffen werden, die Sonne nebst Mond und Sternen dagegen erst am vierten Tage. Und doch empfängt bekanntlich die Erde ihr Licht erst von der Sonne und ganz besonders bringt erst sie den Unterschied von Tag und Nacht hervor. Es ist etwas räthselhaft, wie der Verfasser Licht und gar Tag und Nacht sich ohne die Sonne habe vorstellen können. Wahrscheinlich hat ihn die Bemerkung darauf geführt, daß auch in der Nacht das Licht nicht ganz fehlt, selbst wenn weder Mond noch Sterne scheinen, und daß am Tage es auch dann Tag bleibt, wenn dicke Wolken die Sonne uns verhüllen. Daß doch auch dieses gedämpfte Tageslicht, und selbst das schwache Licht der Nacht Wirkung von Sonne und Gestirnen sind, hat er vielleicht nicht gedacht. Diese Erscheinung, sowie die der Morgen- und Abend-Dämmerung, des Zodiakallichts, des Blitzes, der Meteore, auch die Bemerkung, daß wir uns ja auch künstliches Licht zu verschaffen vermögen, und daß also in der That das Licht nicht einzig an Sonne, Mond und Sterne gebunden ist, hat ihn wohl vermocht, dasselbe sich Anfangs ganz ohne sie vorzustellen und sich zu denken, daß diese Himmelskörper erst später aus dem Lichte gemacht seien. Er hat sich vielleicht nicht denken können, daß diese kleine Sonnenscheibe, die ja nicht größer ist als die des Vollmondes, diese ungeheure Helligkeit, zumal eben selbst bei bedecktem Himmel, durch alle Länder verbreite, und deshalb angenommen, es komme des Morgens eine große Lichtmasse über die Erde herauf, welche von der Sonne nur angeführt oder regiert werde, und es komme dagegen des Abends eine schwache Lichtmasse herauf, welche vom Monde regiert werde. Mit dem Lichte anzufangen, schien ihm aber wohl darum nöthig, weil ohne Licht sich weder ein Werk treiben läßt, noch auch Leben gedeihen kann: Gott mußte zu seinem Schaffen vor Allem Licht haben, meinte er. — Gott giebt auch gleich selbst dem Lichte und der Finsterniß ihre Namen. »Gott nannte

das Licht Tag, und die Finsterniß nannte er Nacht.« Die Namen scheinen dem Verfasser so sehr mit der Sache verbunden, daß er meint, wie die Sache vom Menschen nicht gemacht, sondern schon vor ihm gewesen sei, so müsse es sich auch mit den Namen verhalten. Giebt doch auch jeder Erfinder und Werkmeister in der Regel seinem Werke selbst den Namen. Der Verfasser vergißt, daß andere Völker dieselben Sachen, wie eben z. B. Tag und Nacht, wieder mit anderen Namen bezeichnen; oder er ist der Meinung, daß Gott, wie er die Hebräer zu seinem Volke auserkoren, so auch die hebräische Sprache gemacht und die Dinge ursprünglich hebräisch benannt habe. Die andern Sprachen mögen ihm vielleicht eben so sehr, wie die Verehrung andrer Götter, als ein Abfall von dem höchsten Gotte erschienen sein.

Am zweiten Tage macht Gott also das Gewölbe zwischen den Wassern, den Himmel. Die alten Völker haben den Himmel für ein festes Gewölbe von Erz oder Krystall gehalten. Der Augenschein mußte die Unkundigen zu dieser Meinung führen. Reden doch auch wir noch von dem »Himmelsgewölbe«, obgleich wir nun längst wissen, daß es in der That keins giebt; wir meinen damit eben den Weltraum, wie er uns erscheint. »Das Wasser über dem Gewölbe« ist nun das, welches als Regen auf die Erde herabfällt, also das, was die Wolken enthalten; vielleicht denkt sich der Verfasser auch, daß die Bläue des Himmels eine Wassermasse sei, welche das durchsichtige Gewölbe ganz bedecke.

Auch die Gewächse läßt der Verfasser entstehen, ehe die Sonne da ist; er kann es allenfalls, da er ja der Meinung ist, daß das Licht vor der Sonne dagewesen sei. Am dritten Tage scheidet Gott Meer und Land und läßt auf dem letzteren das Pflanzenreich hervorsprossen. Auch daß die Oberfläche der Erde ihre Wärme von der Sonne empfängt, und daß daher ohne die Sonne keine Gewächse sprossen können, hat der Verfasser nicht bedacht, da er doch schwerlich die innere Erdwärme und namentlich ihre in vormenschlichen Zeiten weit größere Stärke gekannt und im Auge gehabt hat.

Sonne, Mond und Sterne, welche Gott am vierten Tage macht, »setzt er an die Feste des Himmels«. Sie stehen nach der Vorstellung dieser Schöpfungsgeschichte alle oben an dem Himmelsgewölbe neben einander. Der Verfasser nennt sie »Lichter«, Sonne und Mond die »zwei großen Lichter«, und davon jene wieder das größere; und die Sterne nennt er nur so nebenbei, sie sind ihm zu den beiden großen Lichtern nur die Zugabe, kleine Lichter, welche oben am Himmelsge-

wölbe flimmern, eben ganz wie es der erste Augenschein lehrt. Als Zweck all dieser Lichter giebt er an, daß sie scheiden sollen zwischen Licht und Finsterniß, daß sie auf die Erde scheinen, Tag und Nacht beherrschen, daß sie »Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre sein« sollen. Die »Zeichen« sind wohl in astrologischem Sinne, im Sinne der Sterndeuterei zu nehmen, nach welchem alten Glauben die Sterne durch ihren verschiedenen Stand die Schicksale der Menschen und die Weltbegebenheiten anzeigen.

Am fünften Tage, nachdem nun das trockne Land mit den Gewächsen, nachdem auch die Himmelslichter geschaffen sind, bevölkert denn Gott Wasser und Luft mit ihren Bewohnern, mit Allem, was im Wasser lebt und in den Lüften fliegt. Und am letzten, am sechsten Tage macht er schließlich die Landbewohner aller Art, Thiere und Menschen. In Bezug auf letztre ist gesagt: »Da sprach Gott: Laßt uns Menschen machen nach unserm Bilde, nach unsrer Aehnlichkeit, daß sie herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das sich regt auf der Erde. Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn; Mann und Weib schuf er sie.« Der Verfasser mißt dem Menschen eine hohe Würde bei, indem er ihn theils nach Gottes Bilde geschaffen, theils zum Herrn über die ganze Erde eingesetzt werden läßt. Freilich kommt es dabei darauf an, wie er sich seinen Gott vorstellt. Er stellt sich denselben offenbar sehr sinnlich, und zwar sehr menschenähnlich vor. Das werden uns unsere weitern Betrachtungen noch oft genug zeigen. Gott erscheint weiterhin gar oft in voller Menschengestalt und überhaupt ganz mit menschlichen Eigenschaften, nur Alles meist größer und stärker gedacht und in das Geheimnißvolle und Nebelhafte gerückt. Darum dürfen wir auch hier das Ebenbild Gottes, nach welchem der Mensch geschaffen sei, nicht zu geistig nehmen, sondern müssen es uns wenigstens mit sinnlich denken. Auch in leiblicher Gestalt denkt der Verfasser den Menschen gottähnlich, oder vielmehr — werden wir sagen — umgekehrt Gott menschenähnlich, und dann allerdings wieder den Menschen gottähnlich. »Niemand hat Gott je gesehen«, sagt sogar das Neue Testament. Der Mensch schließt nur aus Dingen, die er sieht, auf Gott, er vermuthet ihn, er glaubt ihn; und wenn er ihn sich vorstellen will, so kann er gar nicht anders, als sich ein Bild von ihm nach bekannten Gegenständen entwerfen. Anfangs nimmt er bestimmte sichtbare Gegenstände selbst für Gott oder für Götter, so z. B. die Sonne, den Mond, die Sterne,

das Feuer, oder gar große Thiere oder Steine und dergleichen. Bei weiterer Bildung aber erkennt er all' diese Gegenstände als untergeordnete Wesen und bildet sich nun seine Götter selbst in seiner Phantasie. Aber eben diese kann ihre Gebilde auch wieder nur nach der Aehnlichkeit bekannter Wesen schaffen. Natürlich sucht sie zu ihren Götterbildern das Höchste, was sie kennt, denn die Götter sind ja das Höchste, was sie schafft. Was aber kennte der Mensch Höheres, als den Menschen! Darum denkt er sich bei höherer Bildung seine Götter menschenähnlich, nur daß er das menschliche Wesen in ihnen idealisirt, nach seinen Ideen noch höher gestaltet. Darum sind die Götter des Alterthums menschenähnliche Wesen, desto schöner und edler, je mehr die Menschen das menschliche Wesen in seiner Hoheit und Schönheit erkennen lernen, desto häßlicher oder roher und ungeschlachter, je weniger dies der Fall ist. Viele alte Völker haben scheußliche Götzen mit dicken Bäuchen, gräßlichen Mäulern und Augen u. s. w. Die Griechen sind dasjenige Volk des Alterthums, welches die schönsten Götterbilder geschaffen hat, weil es den Menschen am meisten erkannte, am Edelsten auffaßte und bildete. Es ist aber ein Wahn, wenn man meint, nur die sogenannten Heiden wären so verfahren, und zwischen ihnen und den Juden wäre eine unermeßliche Kluft in Bezug auf die Vorstellung von der Gottheit. Unsre weitern Betrachtungen werden uns sehr oft das Gegentheil lehren. Auch im Alten Testamente, und ganz besonders in den Büchern Mosis, ist Gott menschenähnlich gedacht, sein Wesen vom menschlichen Wesen abgeleitet, ja sogar der Glaube an mehrere Götter ist aus demselben keineswegs völlig ausgeschlossen.

Ob der Verfasser meine, Gott habe im Anfange nur Ein Menschenpaar, von dem dann alle spätern Menschen abstammen, geschaffen, könnte nach dieser Stelle hier im ersten Capitel zweifelhaft sein; der Fortgang der Erzählung in den folgenden Capiteln setzt es aber außer Zweifel. Es ist das denn auch lange eine Art Glaubensartikel gewesen. Die neuere, von Bibel und Kirche unabhängige Naturforschung ist aber andrer Ansicht hierüber. Will man denn etwa annehmen, daß auch von den Thieren, selbst von jeder Insekten-Art, und ebenso von jeder Pflanzen-Art, ursprünglich ein einziges Paar, oder gar bei letzteren meist nur ein einziges Exemplar entstanden sei, nach welchem dann die unzählbare Menge, die sich jetzt auf der Erde vorfindet, durch Fortpflanzung herkomme? Das wird schwerlich Jemand thun. Wenn aber hier nicht, warum soll es denn gerade bei den Menschen der Fall sein? Es ist kein Grund dafür vorhanden. Die Natur bringt überall, wo die Be-

dingungen nicht mangeln, reichlich und in Fülle hervor; warum sollte sie gerade immer beim ersten Schaffen so karg gewesen sein, oder mindestens beim Menschen sich auf ein einzelnes Paar beschränkt haben? Freilich ist der Mensch ihr kostbarstes Produkt, aber waren einmal die Bedingungen zu seiner Entstehung und zu seinem Fortleben vorhanden, so ist nicht abzusehen, weshalb sie gerade nur für ein Paar vorhanden gewesen sein sollten. Gründe dagegen aber giebt es wohl. Die Verschiedenheit unter den Menschenrassen ist zum Theil, namentlich zwischen Weißen und Negern, der Art, daß der Ursprung der einen aus der andern, oder beider aus einer gemeinschaftlichen, schwer anzunehmen ist. — Aber eben so wenig, als die Beobachtung der Natur, kann uns die Gesinnung der Brüderlichkeit zu einer solchen Annahme bestimmen. Viele sträuben sich gegen die Annahme verschiedener Elternpaare aus humanen Gründen, indem sie fürchten, daß dadurch die gleiche Berechtigung der Menschen gefährdet werden, besonders auch daß die Sklaverei der Schwarzen dadurch eine Stütze erhalten möchte. Es ist aber stets vom Uebel, aus solchen, und wäre es noch so menschenfreundlichen Rücksichten, etwas behaupten zu wollen, das in sich selbst und in der ganzen Natur der Dinge keinen Halt und also keine Wahrheit hat. Der Grundsatz der wesentlichen Gleichberechtigung aller Menschen und die Verwerfung aller Unterdrückung und Sklaverei bedarf auch weder dieser Stütze, noch würde sie ihm viel helfen können, selbst wenn sie auf Wahrheit beruhete. Auch von den Kindern desselben Vaters und derselben Mutter kann ja eins blödsinnig und hülflos, das andre klug und geschickt sein. Drum könnten ja die Freunde der Sklaverei sagen, das wäre noch viel mehr der Fall bei einer durch unzählige Geschlechter sich hinziehenden Abstammung der Weißen und Schwarzen von dem gemeinsamen ersten Elternpaare. Wir wissen ja, wie wenig die Freunde der Unterdrückung oder Bevormundung um Gründe verlegen sind, auch wo es sich um die Genossen ein und desselben Volkes handelt. Die christlichen Sklaven in Amerika glauben eben als Christen natürlich auch an gemeinsame Abstammung aller Menschen von Adam und Eva, und erklären sich nun die verschiedene Farbe der Schwarzen und Weißen damit, daß sie sagen, die Menschen wären ursprünglich schwarz gewesen, als aber Gott dem Kain, nachdem er seinen Bruder ermordet, zugerufen habe: »Wo ist dein Bruder Abel?« — da sei der Brudermörder vor Schrecken erbleicht, und so sei von ihm das Geschlecht der Weißen entstanden. Furchtbare Satire, um deretwillen allein schon die Schwarzen die Emancipation verdienten! — Die wesentlich gleiche Berechtigung der

Menschen kann nur auf ihre wesentlich gleiche Natur gegründet werden, und diese ist auch bei verschiedenen Stammeltern sehr gut möglich.

Der Verfasser läßt, wie wir schon sahen, seinen Gott die Welt in sechs Tagen schaffen und am siebenten ruhen. Nachdem Gott am Ende des sechsten Tages wie ein guter Meister nochmals, wie schon immer an den einzelnen Tagen, sein Werk, die Welt, angesehn und für gut befunden hat, heißt es dann: »Und es ward vollendet Himmel und Erde und ihr ganzes Heer. Und Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht, und ruhete am siebenten Tage von all seinem Werke, das er gemacht. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm ruhete von all seinem Werke, das er geschaffen und gemacht.« Gott richtet sich also ganz nach der Eintheilung der jüdischen Woche: er arbeitet sechs Tage und ruhet am siebenten, ganz wie ein ächter frommer Israelit, der das Gesetz Mosis kennt und hält. Gott soll dadurch dem Juden als Beispiel in der Sabbatsfeier aufgestellt werden. Hat selbst Gott bei seinem großen Werke, der Schöpfung der Welt, am siebenten Tage geruhet, wie viel mehr muß das der Jude thun! Der siebente Tag ist dadurch auf ewige Zeiten von den andern ausgesondert und vor ihnen geheiligt. Die fünf Bücher Mosis sind jedenfalls größtentheils, vielleicht ganz und gar, Priesterwerk, und überall vom Priestergeist durchdrungen. Auch diese Eintheilung des Schöpfungswerkes in sechs Tage und das Ruhen Gottes am siebenten verräth den Priester, der die wichtigste Einrichtung des gottesdienstlichen Wesens, den Sabbat, wie später auf den Befehl, so hier selbst auf That und Beispiel Gottes, auf die größte Weltthat, auf die Schöpfung, auf den Ursprung aller Dinge, gründen und dadurch unantastbar machen wollte. Oder war etwa der Verfasser oder Dichter dieser Schöpfungsgeschichte so ganz durchdrungen von der Eintheilung der Zeit in sechs Werkeltage und einen Ruhetag, daß er sich auch die Schöpferthätigkeit nicht anders denken konnte?

Der Verfasser läßt die Welt oder mindestens ihre ganze Ordnung und alle Einzelwesen in ihr durch das W o r t, durch den Befehl seines Gottes entstehen. Gott sprach: »Es werde!« heißt es an jedem Tage, »und es ward also«. Jedes Wort wirkt einen Tag lang, bis nach sechs Tagen Alles fertig ist. Die indischen heiligen Bücher, die Veda's, sagen sogar: »Es (das Weltwesen, die Gottheit) dachte: Ich will Welten schaffen, — und sie waren da.« Hier bringt schon der bloße Gedanke und das Wollen die Welt hervor, und zwar in Einem

Augenblick, ohne alle Zeit. Die Indier haben also die Vorstellung eines absolut allmächtigen Wesens noch höher gesteigert, die Juden dagegen das Werden in der Zeit doch einiger Maßen anerkannt. Beide gehen von dem Hervorbringen menschlicher Werke aus, und sehen die Welt ebenfalls als ein Werk, als etwas durch ein persönliches Wesen nach Plan und Willen Hervorgebrachtes an, nur daß dieses Wesen wegen des höhern, von Menschen nicht herstellbaren Werkes als ein ebenso höheres gedacht, die Arbeit und Zeit hier bis auf bloßes Wort und nur sechs Tage verringert, dort sogar gänzlich beseitigt wird. »Warum«, müßte eigentlich der heutige Christ, der seinem Gotte Allmacht beimißt, fragen, »warum hat er sechs Tage dazu gebraucht und nicht vielmehr in einem Augenblicke die Welt hervorgebracht, wie es eben die heiligen Schriften der Indier sagen?« Wäre das nicht gotteswürdiger nach eurem eignen Sinne, ihr Gläubigen unsrer Tage? Wozu sechs Tage für einen allmächtigen Gott, die Welt zu schaffen? wozu auch nur ein Wort? wozu das lange sechsmalige: »Es werde Dies und Das?« Warum war es nicht genug mit dem Denken und Wollen? Haben nicht die heiligen Bücher der Indier Recht den Büchern Mosis gegenüber? Haben sie nicht die Allmacht Gottes besser begriffen als diese? — Ja, wenn jenes heidnische Wort im Alten oder Neuen Testamente stünde, dann würde es willkommen sein und volle Anerkennung finden, und in Vergleich mit den sechs Schöpfungstagen, die etwa umgekehrt die Indier hätten, hoch gepriesen werden. Nun aber steht es eben in h e i d n i s c h e n Büchern und darf nicht gelten. In den Augen des Naturkundigen freilich findet die indische Schöpfung des Alls in einem Augenblick noch weniger Gnade, als die jüdische in sechs Tagen, denn die letztre hat doch wenigstens Etwas von Zeit und vom Werden, während jene Beides ganz verneint.

Jeder vorurtheilslose Leser wird in dieser alttestamentlichen Schöpfungsgeschichte nichts erblicken, als einen Versuch alter Zeit, sich die Welt und ihre Entstehung vorstellig zu machen. Die gegenwärtige Zeit hat durch die Forschungen der Wissenschaft eine, in den meisten Punkten ganz andre Vorstellung davon; sie ist von dergleichen Phantasien zur Natur- und Himmelskunde vorgeschritten. Die Menschen der alten Zeit dachten sich, wie wir zum Theil schon sahen, Himmel und Erde ganz anders, als sie wirklich sind. Sie hielten die Erde für den Hauptkörper der Welt, der alle die andern an Größe weit überträfe und um den sich diese in täglichem Kreislaufe bewegten.

Sie hielten die Erde meist für eine runde Scheibe. Die Indier meinten, sie ruhe auf dem Rücken eines ungeheuren Elephanten; die Indianer Nordamerika's hatten statt des Elephanten eine eben so große Schildkröte. Freilich worauf nun wieder diese Thiere fußten, darnach fragten sie nicht. Ueber dieser Scheibe breitete sich nun, wie schon oben erwähnt, ein Himmelsgewölbe aus, an welchem Sonne, Mond und Sterne befestigt waren, Morgens und Abends auf- und untergingen. Man hielt sie im Vergleich zur Erde für winzig klein, und meinte, daß sie alle nur der Erde wegen da wären, um zu scheinen auf die Erde, um Tag und Nacht zu erhellen, um die Zeiten abzutheilen, zum Theil um die Erde zu erwärmen. Doch die Gestirne blieben immer etwas Räthselhaftes, da man doch nicht recht wußte, was man sich eigentlich unter ihnen vorstellen sollte, zumal ihre verschiedenartigen Bewegungen nicht zu erklären waren. Später erkannte man, daß die Erde eine Kugel sei, und man dachte sich nun den Himmel als eine Hohlkugel, in deren Mitte jene still stehe, während diese sich täglich um sie drehe. Die besondre scheinbare Bewegung der Sonne, des Mondes und der Planeten war damit freilich auch noch nicht erklärt. Endlich entdeckte man, daß die Sache sich umgekehrt verhalte, daß die Sonne, sowie die Fixsterne still stünden, und die Erde mit dem Monde und die übrigen Planeten sich um sie und um ihre eigne Axe bewegten. Das, schon sonst geahnt, war die große Entdeckung des Kopernikus und heißt nach ihm das kopernikanische System. Von nun an erst entwickelte sich eine wahre Himmelskunde. Das scheinbare Himmelsgewölbe ist nun vor der richtigern Einsicht verschwunden, und es sind unermeßliche, endlose Räume an dessen Stelle getreten; die großen und kleinen Lichter an demselben sind zu ungeheuren Bällen geworden; die Erde ist zwar auch für weit größer erkannt, als man früher meinte, aber sie ist umgekehrt ebenso im Verhältniß zu den Himmelskörpern zusammengeschrumpft zu einem der kleinsten, die wir kennen; sie ist aus dem Mittelpunkte herausgerückt und selbst in den Himmel hinein versetzt, aus dem Hauptkörper zu einem Trabanten geworden.

Nur in dem Einen möchte diese sogenannte mosaische Schöpfungsgeschichte das Richtige getroffen haben, daß sie annimmt, die Erde sei vor ihrer gegenwärtigen Gestalt mit Wasser bedeckt gewesen, dann habe sich Land und Meer geschieden, und nun seien die Gewächse und Thiere, und zuletzt von Allem die Menschen gekommen. Aber freilich geht die jetzige Naturforschung hinter diesen Anfang noch weit zurück

und nimmt an, daß vor diesem Zustande die Erde feuerflüssig gewesen sei wie geschmolzenes Metall oder Lava, und noch weiter, daß sie abermals vor Diesem eine heiße Dunstkugel, und wiederum weiter, daß zuvor das ganze Sonnensystem, die Sonne mit ihren Planeten und deren Nebenplaneten, eine einzige solche heiße Dunstkugel gewesen sei, welche sich um sich selbst gedrehet und dabei allmälig sich in die verschiedenen Dunstkugeln, der Sonne im Mittelpunkt und ihrer Planeten und Nebenplaneten im Umkreis, gegliedert habe, die dann durch allmälige Abkühlung und Verdichtung zu festen Körpern von verschiedener Dichtigkeit und Größe geworden seien. In derselben Weise, meint die jetzige Naturwissenschaft, haben sich auch die andern Sonnensysteme, die Fixsterne mit ihren wahrscheinlichen Planeten, wieder selbstständig für sich gebildet, und sie ist natürlich weit davon entfernt, diese Myriaden von Sonnen aus dem frühern Erdchaos hervorgehen und hinauf an den Himmel treten zu lassen. Und für all diese Bildungen nimmt sie nun freilich eine unendlich längere Zeit an als sechs Tage oder gar nur das Nu eines zeitlosen Gedankens: in der Berechnung des Werdens der Welten, wie selbst der Entwickelung unsrer Erde, sind ihr tausend Jahre wie ein Tag, und Millionen von Jahren noch beschränkte Größen. Unendlichkeit hinter uns, Unendlichkeit vor uns, in Raum und Zeit!

Waren denn also dem Menschen sonst die Lichter am Himmel und die Erde unter seinen Füßen geheimnißvolle Wesen, so weiß er freilich jetzt im Allgemeinen, was sie sind, und kennt Entfernung und Größe und Lauf, ja die Dichtigkeit und Schwere von einigen derselben, aber er schaut dafür nun schwindelnd in eine Unendlichkeit. Freude und Hochgefühl erhebt ihn, wenn er ermißt, was er erforscht und berechnet hat; aber er steht auch vor einer unendlichen Aufgabe weitern Forschens.

Nicht aber allein Größe, Standpunkt, Form und Bewegung der Erde und der Himmelskörper ist es, in Bezug auf welche der Mensch zu einer weit höhern Einsicht durch eine Jahrhunderte und Jahrtausende lange Arbeit gedrungen ist, sondern auch die innere Natur der Welt hat sich seinem Blicke mehr und mehr aufgeschlossen. Er weiß nun, daß die Welten, sowie die Länder und Meere, die Pflanzen, Thiere und Menschen nicht auf irgend ein Commando-Wort aus dem Nichts oder aus dem Chaos emporsteigen, sondern daß sie von dem eigensten innern Leben der Welt selbst hervorgetrieben werden. Die Welt und Natur im Ganzen, oder die Einzelwesen in ihnen, sind ihm

nicht mehr Machwerke irgend eines Wesens außer ihnen, sondern selbstlebendiges und selbstkräftiges Dasein.

Es kann kaum ein anderes biblisches Stück geben, welches so sehr wie diese Schöpfungsgeschichte den Offenbarungsglauben heut zu Tage ins Gedränge brächte. Bei den unzähligen Wundergeschichten, so sehr sie aller Natur und Erfahrung widersprechen, kann jener Glaube es wenigstens versuchen, durch allerlei Vorgeben, wie z. B. daß sie eben Ausnahmen von der bestehenden Regel, durch Gottes Allmacht hervorgebracht, seien, sich der Ueberführung seiner Unwahrheit zu entwinden. Hier aber bei der Schöpfung handelt es sich nicht um einzelne Fälle, die für Ausnahmen erklärt werden könnten, sondern um den ganzen Weltbau einmal für immer. Der Offenbarungsgläubige kommt dadurch mit der ganzen Wissenschaft der Sternkunde, der Astronomie, ja mit der ganzen mathematischen Wissenschaft in Widerstreit, so daß er, wenn er folgerecht sein will, entweder die Wissenschaft verleugnen oder seinen Glauben aufgeben muß. Der christliche Offenbarungsglaube sagt, die Bibel Alten und Neuen Testaments sei nicht Menschen-, sondern Gotteswort, folglich, weil Gott nicht irren kann, ohne Irrthum. Da nun die von uns eben betrachtete Schöpfungsgeschichte in der Bibel steht, so muß sie also nach dieser Voraussetzung auch volle Wahrheit sein. Ist sie aber Wahrheit, so ist unsere ganze Himmelskunde Irrthum, insbesondere das kopernikanische System ein leerer Wahn; ist sie Wahrheit, so ist wirklich die Erde der Centralkörper der Welt, so ist der Himmel ein festes Gewölbe, so sind die Sterne kleine Lichter an diesem Gewölbe, und nebst Sonne und Mond nur da, um auf die Erde zu scheinen und die Zeit für sie abzutheilen; ist sie Wahrheit, so ist unsre ganze mathematische Wissenschaft, auf deren ganz unzweifelhafte Berechnung und Beweise die entgegengesetzte Anschauung des Weltalls sich gründet, ein Nichts. Und doch ist gerade die mathematische Wissenschaft für die der unbedingten Gewißheit allgemein geachtet, — und doch ist das kopernikanische System gegenwärtig allgemein in der ganzen gebildeten Welt widerspruchslos anerkannt, selbst von der orthodoxesten Kirche und von den orthodoxesten Gläubigen, selbst vom Papste unangetastet. Ja damals, als Kopernikus mit seiner großen Entdeckung auftrat und immer mehr Anhänger fand, da vermochte man noch dieselbe als Ketzerei zu verdammen, da mußte Galilei, um nicht im Kerker der Inquisition umzukommen, sie noch widerrufen; aber seitdem hat auch dieses Ungeheuer längst jener unwiderstehlichen Wahrheit gegenüber schweigen

müssen, und wenn heut zu Tage ein Papst noch die Dreistigkeit haben kann, betrügerische Wundergeschichten für Wahrheit zu erklären, und wenn man auch heut zu Tage vom Widerspruche gegen die offenbare Wahrheit das Unsinnigste gewohnt ist, — so würde dennoch alle Welt erstaunen und ein allgemeines Gelächter die Antwort sein, wenn irgend ein oberster Bischof der Christenheit, um das göttliche Ansehen der Bibel wiederherzustellen, auf einmal das kopernikanische System verleugnen und auf das System des ersten Buches Mosis als das richtige verweisen wollte. Freilich sagen die Theologen unsrer Zeit, um dieser Klemme zu entrinnen, hierauf beruhe die Göttlichkeit der Bibel nicht, die Bibel sei kein astronomisches Lehrbuch, das habe mit dem Heil der Seele nichts zu thun, nur was dieses Heil anginge, sei in der Bibel göttlich, und dergleichen mehr. Wer sähe aber nicht, daß dies nur Nothbehelfe, nur Ausreden, nur Winkelzüge sind, um der Verlegenheit zu entgehen! Es stehet fest für jeden klaren Geist: Entweder die Bibel ist Gottes Wort und Alles in ihr, auch die mosaische Schöpfungsgeschichte, ist also wahr,[1] — oder die mosaische Schöpfungsgeschichte ist nicht wahr und also die Bibel, in der sie steht, nicht Gottes Wort.

Es ist ein eigenthümliches Geschick, daß diese Schöpfungsgeschichte gerade am *Eingange* der Bibel stehen muß. Sie erinnert da in heutiger Zeit gleich Jeden, der in die Hallen der Bibel eintreten will, daß es ein Tempel der *Vergangenheit* ist, den er betritt. Schlägt Jemand in dem überlieferten Vorurtheil die Bibel auf, daß sie ein übermenschliches Buch und, obgleich Jahrtausende alt, dennoch ewige vollkommene Wahrheit sei, so mahnt ihn gleich dieses erste Stück an seinen Irrthum und fordert ihn auf, im Streite zwischen Denken und Glauben sich zu entscheiden.

---

2. Eine zweite Schöpfungsgeschichte.

(1. Mos. 2, 4 — Ende.)

Sowie wir die Schöpfungsgeschichte, die wir so eben besprachen, bis zu ihrem Ende im dritten Verse des zweiten Capitels durchgelesen haben, treffen wir vom darauf folgenden vierten Verse an auf eine

andre Schöpfungsgeschichte, welche mit den Worten anhebt: »Das ist die Geschichte des Himmels und der Erde, als sie geschaffen wurden, zur Zeit, als Gott Jehovah Himmel und Erde machte.« Diese Worte gehören nicht etwa zu dem Vorigen als Abschluß des Erzählten, sondern sie leiten das Folgende ein, sind gleichsam die Ueberschrift dazu. Es mag Niemanden wundern, daß ein neues Stück mitten in einem Capitel anfangen soll; die Eintheilung der Bibel in Capitel, sowie in Verse, rührt nicht von den Verfassern der einzelnen Bücher selbst her, sondern ist viel später gemacht, und aus Mangel an Verständniß gar oft an sehr falscher Stelle angebracht. So hätte auch hier das zweite Capitel erst mit dem vierten Verse anfangen sollen.

Daß aber das hier folgende Stück wirklich eine neue Schöpfungsgeschichte, nicht etwa nur eine weitere Ausführung eines Theiles der vorigen, etwa der Schöpfung des Menschen ist, wird Jedermann bei einigermaßen näherer Ansicht leicht erkennen. Der fünfte und sechste Vers lauten: »Und kein Gesträuch des Feldes war noch auf der Erde, und kein Kraut des Feldes sproßte noch; denn Gott Jehovah ließ nicht regnen auf der Erde, und kein Mensch war da, das Land zu bauen. Ein Nebel aber stieg auf von der Erde und tränkte die ganze Oberfläche des Landes.« Man sieht, hier ist der Hergang gerade umgekehrt dargestellt. Nach der vorigen Schöpfungsgeschichte ist anfangs die ganze Erde mit Wasser bedeckt, und die Gewächse sprossen, als das Wasser zurücktritt und das trockne Land erscheint; hier nach der zweiten dagegen ist die Erde anfangs trocken, und muß erst durch einen Nebel befeuchtet und zur Erzeugung von Pflanzenleben fähig gemacht werden. Ein andrer Unterschied ist, daß im ersten Capitel die Thiere vor dem Menschen, im zweiten aber nach dem Menschen geschaffen werden (s. 1, 25. 26 und 2, 18. 19). Ferner werden im ersten Capitel Mann und Weib zugleich geschaffen, im zweiten aber das Weib bedeutend später als der Mann, und zwischen beiden eben die Thiere. Die übrigen Verschiedenheiten für sich allein würden ohne die oben aufgeführten Widersprüche als weitere Ausführung genommen werden können, zeigen aber in Gemeinschaft mit diesen die ganz verschiedene Darstellung beider Schöpfungsgeschichten im deutlichsten Lichte, wie wir weiter sehen werden.

»Da bildete Gott Jehovah den Menschen aus Staub von der Erde, und hauchte in seine Nase den Odem des Lebens, und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.« So ist hier die Art und Weise und der Stoff angegeben, in welcher und aus welchem Gott den Menschen gebildet, während in der ersten Schöpfungsgeschichte nur ganz im

Allgemeinen gesagt ist, daß er ihn geschaffen habe. Daß Erdenstaub als Stoff angegeben ist, hat darin seinen Grund, daß schließlich vom Menschen nach seiner völligen Verwesung nichts Andres sichtbar übrig bleibt, als eben Staub. Aber der Staub ist doch todt, während dagegen der Mensch Leben und Odem in sich hat. So muß, schließt der Verfasser, Gott bei der Schöpfung noch etwas Andres, Höheres, hinzugethan haben, worin das eigentliche Leben liegt, und das ist der Odem des Lebens, den er ihm selbst in seine Nase gehaucht hat. Also vom Odem Gottes belebter Staub ist der Mensch. So sieht der Verfasser das menschliche Wesen an. Das Weib aber bildet Gott hier aus einer Rippe des Mannes. »Da ließ Gott Jehovah einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, daß er entschlief, und nahm eine seiner Rippen, und schloß das Fleisch an ihrer Stelle. Und Gott Jehovah bauete aus der Rippe, die er von dem Menschen genommen, ein Weib, und brachte sie zu dem Menschen.« Eine sonderbare Vorstellung. Wie ist der Verfasser wohl auf sie gekommen? Er wollte die innige Wesenseinheit und Zusammengehörigkeit von Mann und Weib dadurch anschaulich machen, aber zugleich auch die Abhängigkeit des Letztern vom Erstern, die er nachher beim Fluche Gottes über das Weib ausspricht, und welche das Alterthum sehr hoch anschlug. Daß der Verfasser dem Weibe trotz gleichen Fleisches und Beines eine untergeordnete Stellung gegenüber dem Manne anweisen will, geht aus dem ganzen Verlaufe seiner Darstellung hervor. Erst bildet Gott den Mann ganz allein, und haucht ihm unmittelbar selbst den Odem des Lebens ein, und dieses so geschaffene Wesen wird nun ohne Weiteres »der Mensch« genannt; die Schöpfung des Weibes ist dabei noch gar nicht vorgesehn, liegt offenbar ursprünglich gar nicht im Plane des schaffenden Jehovah. Darauf erst sieht er, daß der neue geschaffene »Mensch« doch noch einer Gesellschaft bedürfe. Er spricht: »Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Hülfe machen, die zu ihm paßt.« Man merke wohl, daß er nicht »Gehülfin« sagt, wie Luther fälschlich übersetzt hat, sondern »Hülfe«. Er denkt noch gar nicht an das Weib. Das zeigt sich sehr deutlich darin, daß er ja das Weib nun nicht etwa sofort schafft, sondern erst »alle Thiere des Feldes und alle Vögel des Himmels«. Diese sollen dem Menschen zur Hülfe sein. Gott bringt sie zu ihm, und der Mensch giebt ihnen Namen, »aber«, heißt es dann, »für den Menschen fand er keine Hülfe, die zu ihm paßte«. Da nun erst läßt Gott Jehovah den Menschen in einen tiefen Schlaf fallen und bildet das Weib aus einer seiner Rippen, und als er nun diese zu dem

Menschen bringt, da spricht derselbe: »Das ist doch einmal Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleische«, und nun erst ist die gesuchte Hülfe, nach dem vergeblichen Versuche mit den Thieren, wirklich gefunden. Jehovah hat anfangs gehofft, daß der »Mensch« in den Thieren die ihm nöthige Hülfe und Gesellschaft finden werde, und erst als diese Hoffnung fehlschlägt, kommt er darauf, ihm die Rippe aus der Seite zu nehmen, um daraus ein dem »Menschen« verwandteres Wesen zu bilden. Dieser giebt dem Weibe denn auch gleich seinen Namen, sowie er zuvor den zu ihm gebrachten Thieren ihre Namen gegeben hatte; er sagt: »Diese wird man Männin heißen, denn vom Manne ist sie genommen.« Im Hebräischen heißt nämlich der Mann **Isch**, und das Weib **Ischa**, so daß also in dieser Sprache das Wort für »Weib« aus dem, welches »Mann« bedeutet, gebildet ist. In den hierauf noch folgenden Worten: »Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein Ein Fleisch«, ist wieder die innige Zusammengehörigkeit beider ausgedrückt, aber doch nur von der sinnlichen Seite, sonst hätte der Verfasser wohl gesagt: »Ein Wesen«.

Der übrigen Gegenstände der Schöpfung, des Lichtes, der Gestirne, der Himmelsveste, des Festlandes und Meeres, der Wasser- und Luftthiere, erwähnt diese zweite Darstellung gar nicht, sowie sie auch die Eintheilung in sechs Tagewerke und die Heiligung des Sabbats, desgleichen das Schaffen durch das Wort, und Anderes, nicht hat. Sie beschränkt sich allerdings beinahe ganz auf die Schöpfung des Menschen, und das Uebrige ist nur im Zusammenhange mit dieser und ihretwegen erwähnt: das Land wird getränkt, um Gewächse hervorbringen zu können, und diese werden wieder des Menschen wegen geschaffen, damit Jehovah den Garten pflanzen kann, in den er den Menschen setzen will; und so werden auch die Landthiere und die Vögel nur zur Hülfe des Menschen gemacht. Darum könnte man freilich diese Darstellung als eine bloße weitere Ausführung der Schöpfung des Menschen im ersten Capitel ansehn, wenn sie nicht eben anderweit, wie wir gesehen haben, mit jener in geradem Widerspruche stände, so daß sie sich mit derselben nicht vereinigen läßt. Derjenige, welcher beide hier hintereinander gestellt hat, mag wohl die zweite in der That als weitere Ausführung und Ergänzung der ersten angesehen haben, er hat aber darin fehlgegriffen, indem er beide in ihrem Verhältnisse zu einander nicht genau genug betrachtet hat. Und, was die Hauptsache ist, beide sind auf keinen Fall von ein und demselben Verfasser, denn ein solcher

hätte sich nicht selbst so widersprechen können. Beide Stücke sind vielmehr von zwei verschiedenen Verfassern; das erhellet eben aus ihrer durch und durch verschiedenen Anlage und Ausführung, und hat noch ein äußerliches Zeichen in der verschiedenen Bezeichnung Gottes, die wir darin wahrnehmen. Darüber im Folgenden noch ein Mehreres.

Im ersten Stücke haben wir bei wörtlicher Mittheilung von Stellen das schaffende Wesen immer mit dem Ausdrucke »Gott«, im zweiten aber als »Gott Jehovah« bezeichnet; im hebräischen Grundtexte heißt es dort »Elohim«, hier »Jehovah Elohim«; Luther hat es dort mit »Gott«, hier mit »Gott der Herr« übersetzt. Anderswo, wie z. B. bald nachher in der Erzählung von Kain und in der vom babylonischen Thurmbau, heißt die Gottheit blos »Jehovah« (von Luther übersetzt »der Herr«); in andern Stücken wechseln wieder beide Ausdrücke mit einander ab, wie z. B. in der Erzählung von der Sündfluth. Eine aufmerksame Untersuchung zeigt nun, daß diese verschiedenen Bezeichnungen von Gott als »Elohim« oder »Jehovah« nicht etwa zufällig sind, auch ursprünglich nicht daher rühren, daß man mit Beiden Gott in verschiedener Beziehung, etwa mit jenem als den allgemeinen, mit diesem als den Nationalgott hätte bezeichnen wollen, sondern daß beide Namen von zwei verschiedenen Bearbeitern herrühren müssen, von welchen der Eine die Gottheit Elohim, der Andere Jehovah genannt hat. Entweder hat es zwei Urschriften mit diesen verschiedenen Gottesnamen gegeben, wovon denn die Eine die Elohims-, die Andere die Jehovah's-Urkunde genannt wird, und aus denen dann ein Dritter die Eine Schrift zusammengesetzt hat, die wir nun jetzt noch besitzen; oder es hat ursprünglich nur die Schrift mit dem Namen »Elohim« gegeben, welche dann ein Zweiter überarbeitet und durch eingeschobene Stücke, welche den Namen Jehovah tragen, ergänzt, hie und da auch wohl abgeändert hat. Welcher von beiden Fällen wirklich stattgefunden habe, darüber sind die Forscher verschiedener Ansicht; uns hier kann es so ziemlich gleichgültig sein, — genug, daß wir die Zusammensetzung aus verschiedenen Bestandtheilen kennen, und damit uns manche Wunderlichkeit, manchen Widerspruch zu erklären vermögen. So würden wir z. B. bei der Annahme eines einzigen ursprünglichen Verfassers uns die auffallenden Widersprüche zwischen dem ersten und zweiten Capitel der Schöpfungsgeschichte nicht erklären können; nun aber wissen wir eben, daß sie von der verschiedenen Verfasserschaft herrühren. Entweder haben beide verschiedenen Darstellungen in zwei verschiedenen Schriften verschiedener Verfasser vorgelegen, und ein

Dritter hat sie aus beiden genommen und hier neben einander gesetzt; oder ein Zweiter hat die erste Schöpfungsgeschichte aus einer schon vorhandenen Schrift entnommen und seine eigne weitere Ausführung hinzugefügt, in beiden Fällen, ohne den Widerspruch recht zu sehen. Wer sich die Mühe nehmen will, kann die verschiedenen Stücke nach den Namen Elohim und Jehovah, oder in der gewöhnlichen deutschen Bibel nach den Ausdrücken »Gott« und »der Herr« heraussuchen, wobei er freilich nicht vergessen darf, daß eine überarbeitende Hand mit Einschiebungen, Verbindungen und dergleichen thätig gewesen ist, und darum die verschiedenen Bestandtheile nicht mehr durchgängig sicher getrennt werden können. Wir werden gelegentlich wieder Anlaß haben, auf diese Zusammensetzung hinzuweisen.

Die vorige Betrachtung zeigte uns, gleich beim Eingange in die Bibel, den schneidenden Widerspruch, in welchem sie dort mit der gegenwärtigen Erkenntniß des Weltbaues, mit den sichersten und allgemein anerkannten Ergebnissen der Wissenschaft steht; und das galt uns als eine Erinnerung, daß in derselben nicht ein über Irrthum erhabenes Gotteswort, sondern ein Menschenwort alter Zeit zu finden sei. Hier die zweite Schöpfungsgeschichte hat uns gleich beim zweiten Schritte in die Bibel hinein auf einen Widerspruch der Bibel mit sich selbst stoßen, und daran abermals den wahren Charakter derselben von einer andern Seite erkennen lassen. Wir werden auch solcher Widersprüche mit sich selbst noch viele finden. Wem es einfach um Wahrheit zu thun ist, der wird leicht sehen, daß sie sich durch nichts beseitigen lassen; nur wem es aus irgend einem Grunde an der Behauptung eines Vorurtheils liegt, wird die mancherlei theologischen Künste zu ihrer Verdeckung entweder selbst anwenden oder sich davon blenden lassen.

3. Das Paradies.

(1. Mos. 2 und 3.)

Schon in der zweiten Schöpfungsgeschichte ist erzählt, Gott habe, nachdem er den Menschen aus Erdenstaub gemacht und ihm den Odem des Lebens in die Nase eingehaucht, für denselben einen

Garten in Eden gepflanzt und ihn darein gesetzt. Eden heißt auf Deutsch Lieblichkeit, und so wird denn auch dieser Garten als sehr lieblich beschrieben. Gott ließ in ihm hervorsprossen »allerlei Bäume, lieblich anzusehn und gut zu essen«, und »ein Strom ging aus von Eden, den Garten zu tränken«.

Die gelehrten Theologen haben sich in früherer Zeit den Kopf zerbrochen, wo wohl dieses Eden mit dem schönen Garten gewesen sein möge. Sie haben dabei die vier Flüsse zu Hülfe genommen, in welche nach unsrer Erzählung der Strom von da aus sich getheilt haben soll, und man hat dann abermals viele Mühe und Sorge darauf verwendet, welches diese vier Flüsse gewesen sein möchten, da nur zwei von ihnen, der Hidekel, d. i. der Tigris, und der Phrath oder Euphrat, bekannt sind. Die vier Flüsse aber, die ursprünglich ein gemeinsamer Strom sein und dann erst sich theilen sollen, sind in der ganzen Welt nicht aufzufinden, und insbesondere kommen auch Euphrat und Tigris aus keinem solchen Strome heraus. Man mag unter den zwei andern den Oxus, den Indus, den Ganges, den Nil oder welche sonst noch zu erkennen meinen, — diese Flüsse sind wohl da, aber der gemeinsame Ausgangsstrom fehlt, und ihr Lauf sowie ihr Ursprung ist sehr weit von einander entfernt, in verschiedenen Ländern. Es mag sein, daß der Mann, welcher diese Geschichte vom Garten in Eden gemacht hat, jene großen Flüsse meinte. Er hatte dann von ihnen allerlei Sagen gehört und dichtete nun noch hinzu, daß sie alle aus einem gemeinsamen Strome kämen, welcher den Garten Eden, den Garten der Lieblichkeit, in welchem die ersten Menschen gewohnt hätten, bewässere. Reichliche Bewässerung gehört ja, nebst »allerlei Bäumen, lieblich anzusehn und gut zu essen«, zu einer schönen Gegend; die Gegend aber, in welcher die ersten Menschen gewohnt hätten, sollte ja die schönste der Erde gewesen sein; von jenen Strömen aber hatte der Verfasser gehört, daß ihre Auen durch ihre Bewässerung so herrlich wären; und doch wußte er, daß jene Flüsse zum Theil in verschiedenen Ländern sich befänden: — darum brachte er sie durch den von ihm gedichteten gemeinsamen Urstrom, von welchem aus sie sich erst so weit verbreiten sollten, zusammen, und versetzte diesen Urstrom in seinen Garten Eden. Er dachte dann gewiß dabei, dieser Urstrom werde die Lieblichkeit aller jener vier Ströme, von denen so viel Rühmens gemacht werde, in sich vereinigen und eine vierfach liebliche Gegend bewässern. Damals gab es noch keine Geographieen und Landkarten, und noch keine Schulen, in denen der

Ursprung und Ausfluß der Ströme auswendig gelernt worden wäre; und es gab auch noch keine Eisenbahnen, Chausseen, Posten, Dampfschiffe u. s. w., man reiste meistens sehr wenig und nicht weit, und die Nachrichten von andern Ländern waren sehr mit Fabeln durchwoben. Da waren solche Phantasien möglich, und die Schöpferin Phantasie hat denn auch jenen Strom sammt dem Garten in Eden geschaffen. Man dachte mit Recht, die ersten Menschen müßten wohl in einer Gegend mit mildem Klima und mit von der Natur selbst dargebotenen Lebensmitteln, also in einer fruchtbaren, warmen und schönen Gegend gelebt haben, weil sie ohne alle Kenntniß und Kunstfertigkeit, die sich die Menschen doch erst allmälig haben erwerben müssen, in einer rauhen und unfruchtbaren Gegend umgekommen wären. Und dazu kam, daß man sich die Vergangenheit, je weiter zurück desto mehr, schöner dachte als die Gegenwart. So schuf man sich denn ein Eden und ließ Gott selbst dort einen Garten anpflanzen und den neugebildeten Menschen hineinsetzen. Das Eden ist aber entweder nirgends, oder an sehr vielen Orten, wie man es nehmen will, zu finden. Es giebt viele schöne, fruchtbare und warme Gegenden auf der Erde, wo die ersten Menschen ihren geringen Bedarf vorfinden, einige Früchte und Wurzeln suchen, unter Bäumen und Zweigen sich verbergen konnten, bis sie jagen, fischen, Ackerbau treiben, Hütten bauen, Kleider zurichten lernten und dadurch auch zur Bewohnung weniger paradiesischer Länder fähig wurden. Allerdings gab es ein Stück nordöstlich vom Lande des Euphrat und Tigris, im alten Medien, gleich südlich unter dem Kaspischen See, einen Ort Namens Eden, der wohl gemeint sein könnte; doch wird die Sache dadurch nicht anders, denn gekannt hat der Verfasser diesen Ort sicherlich nicht, da er sonst von dem großen Strome nicht hätte berichten können.

Nachdem nun Gott Jehovah den Garten gepflanzt hatte, brachte er den Menschen hinein, »ihn zu bebauen und zu bewahren«. Gott hatte denn unter die andern Bäume auch zwei Wunderbäume dort hingesetzt, nämlich den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, und er gab dem Menschen folgende Verhaltungsregel: »Von allen Bäumen des Gartens magst du essen; aber vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen sollst du nicht essen, denn welches Tages du davon issest, wirst du sterben.« Zu welchem Zwecke nun dennoch Gott diesen Baum in dem Garten wachsen läßt und so die armen Menschen der gefährlichen Versuchung

aussetzt, ist nicht wohl abzusehn. Wird ein Vater Gift pflanzen in dem Garten, den er eigens für seine Kinder zurichtet? Nun, der Verfasser hat diesen Baum wohl nur um des Folgenden willen in sein Paradies gesetzt, ohne diese Frage sich vorzulegen. Er müßte auf sie wohl antworten: Ich habe den Baum in den Garten gesetzt, damit ich die ersten Menschen nachher davon essen lassen und dadurch das Böse und das Uebel in der Welt erklären könnte. Die Theologen sagen freilich, Gott habe die Menschen prüfen wollen. Ist das aber ein allwissender Gott, der die Menschen erst prüfen muß und der hier nicht schon vorausweiß, daß sie die Prüfung nicht bestehen werden? Hier in unsrer Erzählung ist Gott nun freilich nicht als allwissend angesehn, wie sich später zeigt; aber er kennt doch die Möglichkeit, daß die Menschen von dem Baume essen und dadurch nicht allein sie selbst, diese zwei, sondern alle ihre Nachkommen, das ganze Geschlecht, des Paradieses, des glücklichen und ewigen Lebens, verlustig gehen könnten! Warum setzt er das ganze Geschlecht dieser Gefahr aus? Sie sollten sich üben im Gehorsam gegen die göttlichen Gebote, sagt etwa ein Andrer. Aber fängt ein weiser Vater diese Uebung seiner Kinder damit an, daß er sie und all' ihre Nachkommen gleich in Todesgefahr, in die Gefahr des höchsten Elends versetzt? setzt Ihr Euren Kindern Arsenik hin, um sie im Gehorsam und in der Enthaltsamkeit zu üben? Aber die Menschen mußten fallen, wenn Gottes ewiger Rathschluß der Erlösung in Erfüllung gehen sollte, sagt weise und andächtig ein dritter Theolog. Ei, wozu Erlösung, wenn der Fall verhindert werden kann? lasse ich meine Kinder erst verderben, um sie nachher bessern, lasse ich sie erst ins Wasser stürzen, um sie nachher herausziehen zu können? Und bei dieser Erklärung wäre ja in der That das Verfahren Gottes eine Art von Comödie; er hätte ja das Verbot, von dem Baume zu essen, gar nicht auszusprechen brauchen, da dieses Essen ja schon selbst Tod und sündiges Verderben bringt. — Es ist auch gar nicht daran zu denken, daß der Verfasser solche Gedanken an Gottes Rathschluß zur Erlösung durch Christum hierbei gehabt hätte; diese Idee ist ihm ganz unbekanut, sie ist erst viel später zur Zeit des Neuen Testaments entstanden, und die Theologen, die Alles durcheinander werfen, tragen sie erst hieher. Der Verfasser dieser Erzählung hat dabei nichts im Sinne, als daß er das Böse und das Uebel in der Welt erklären will; auf solche Fragen, wie das mit Weisheit und Liebe Gottes übereinstimme, ist er nicht gekommen, zumal seine Vorstellungen

von diesen Eigenschaften Gottes noch sehr geringe sind. Sein Got ist ein beschränktes Wesen, das manche wunderliche Dinge thut; er ist das Abbild des Verfassers selbst.

Die zwei Menschen widerstanden denn auch in der That der Versuchung nicht lange. »Die Schlange aber war listiger als alle Thiere des Feldes, welche Gott Jehovah gemacht hatte«, heißt es nachher. »Und sie sprach zu dem Weibe: Sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt von keinem Baume des Gartens essen? Und es sprach das Weib zu der Schlange: Von den Früchten der Bäume des Gartens dürfen wir essen; aber von den Früchten des Baumes, welcher mitten im Garten steht, hat Gott gesagt: Ihr sollt nicht davon essen und ihn nicht anrühren, damit ihr nicht sterbet. Und die Schlange sprach zum Weibe: Keineswegs werdet ihr sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, werden eure Augen aufgethan, und ihr werdet wie Gott, erkennend Gutes und Böses. Und das Weib sah, daß der Baum gut zu essen, und daß er eine Lust für die Augen und lieblich anzuschauen war: da nahm sie von seiner Frucht und aß, und gab auch ihrem Manne und er aß.« Und was sind die Folgen? »Da wurden ihnen Beiden die Augen aufgethan, und sie erkannten, daß sie nackt waren, und flochten Feigenblätter und machten sich Schürzen.« Als Gott sie nachher über ihren Ungehorsam zur Rede setzt, entschuldigt sich der Mann mit dem Weibe, das ihn, und das Weib mit der Schlange, das sie verführt habe. Dafür verflucht Gott nun alle Drei. Die Schlange soll auf dem Bauche gehen und Erde fressen, und es soll Feindschaft zwischen ihr und dem Menschen stattfinden. Das Weib soll die Schmerzen der Geburt tragen und dem Manne unterthänig sein. Der Mann soll im Schweiße seines Angesichts den Acker bauen, der ihm nur unter Mühe seinen Bedarf geben soll. Und nun spricht Gott: »Siehe, der Mensch ist geworden wie unser Einer, so daß er Gutes und Böses erkennt. Und nun, daß er nur nicht seine Hand ausstrecke, und nehme auch von dem Baume des Lebens, und esse, und lebe ewig!« Da treibt er die Menschen aus dem Garten Eden, und stellt vor denselben »die Cherubs mit der Flamme des zuckenden Schwertes, zu bewahren den Weg zum Baume des Lebens«.

Mit der Bemerkung, daß die beiden Bäume, gerade so, wie der ganze Garten Eden mit seinem Strome und den vier Flüssen, Produkte der Phantasie seien, könnten wir wohl eigentlich unsere Leser verschonen, da sie sich ganz von selbst versteht. Und doch haben noch heut

zu Tage Menschen die Wirklichkeit dieser Bäume behaupten wollen, entweder, indem sie geradezu diese Dichtung für volle Wirklichkeit nahmen, oder indem sie dieselbe natürlich zu erklären suchten, z. B. von dem Baume meinten, er habe eine sinnenerregende Macht gehabt u. dergl. Wie können sich solche Leute auch nur vorstellen, daß aus dem Leben der ersten Menschen uns Nachrichten zugekommen sein könnten! Schon die Unmöglichkeit davon würde uns den dichterischen Charakter solcher Erzählungen von da her beweisen, wenn diese auch nicht Dinge enthielten, die eben offenbar mit der Wirklichkeit Nichts zu thun haben. Der Verfasser wollte sich eben, wie schon gesagt, die Entstehung des Bösen und des Uebels, sowie des Todes erklären. Er sah nicht ein, daß das Alles in der Natur der Dinge und des Menschen begründet sei, sondern dachte, der Mensch möge ursprünglich in einem kindlichen Zustande der Unschuld und der Unwissenheit ohne Schmerzen und Mühen und ohne zu sterben dahin gelebt haben. Er dachte sich das so, weil er es wünschte. War der ersehnte Zustand in der Wirklichkeit nicht da, so dachte er wenigstens, er müsse früher dagewesen sein. Die Menschen in der alten Zeit haben sich ein sogenanntes goldenes Zeitalter gedacht, das sie in die Vergangenheit, in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückversetzten, und denn auch mit dem Kinderleben verglichen oder doch es darnach sich vorstellten. So auch hier. Die ersten Menschen sind wie Kinder im Garten Eden, und Jehovah erlaubt und verbietet ihnen, ruft und sucht sie, jagt sie hinaus, macht ihnen sogar Kleider, wie ein Vater. — War aber dieser glückliche Zustand einmal dagewesen, so mußte erklärt werden, wie er denn nun verloren gegangen sei. »Durch Ungehorsam gegen das Gebot Jehovah's«, war die Antwort, die der Priester dem Gläubigen gab, »denn die Uebertretung dieses Gebotes, das wir Priester euch verkündigen und erklären, ist der Grund alles Uebels, all eures Unglücks.« Und worin bestand jene Uebertretung? »Darin«, sagte der Priester, »daß die Menschen vorwitzig waren und nach Erkenntniß dessen verlangten, was Gott ihren Blicken verhüllt hat.« Dieses Verlangen ist dem Priester nicht angenehm und ist überhaupt der Religion, dem Glauben nicht günstig; es führt aus dem kindlichen träumerischen Zustande heraus in das Zweifeln, Forschen, Denken, es macht das Gemüth unruhig, bringt dem Menschen Sorge und Arbeit. Es ist wahr, durch den Wissenstrieb sind die Menschen aus dem ursprünglichen Kinderzustande herausgekommen; wo er schläft, da bleiben sie bei dem, was sie haben und sind, wo er aber erwacht,

da streben sie nach Höherem. Darum hassen auch die Leute, welche jetzt »die gute alte Zeit« zurückführen möchten, den Baum der Erkenntniß so sehr, und würden ihn gern ausrotten oder wenigstens einhegen und in ihre Obhut nehmen, und den Andern nur nach einem bestimmten Maße und nach einem bestimmten Zuschnitte davon mittheilen. Früher hatte auch in der That die Kirche diesen Baum so umschlossen, und wer dennoch davon naschte, den trieb sie — nicht aus sich heraus, sondern in die Kerker und auf die Scheiterhaufen der Inquisition. Viele Kirchen- und Staatsmänner möchten das gern wieder so einrichten, aber das Wild hat einmal das Gehege durchbrochen, alles Volk drängt herzu und ißt von dem Baume und läßt sich nicht wieder wegtreiben, denn es ist in der That gut von ihm zu essen und lieblich anzuschaun, und er macht wie Gott und bringt mit nichten den Tod, sondern ist sogar selbst der Baum des Lebens. Durch die Erkenntniß hören die Menschen auf, Kinder zu sein; aber sie werden Männer und Frauen, reife Menschen. Das Kindesalter ist schön, aber nur, indem es in fortschreitender Entwickelung zum Mannesalter wird. Der Mensch kann nicht fortwährend in Kindesunschuld spielen; er muß heranwachsen, erkennen, erfahren, Leid uud Freude empfinden, Arbeit und Mühe haben — das gehört auch zum Leben. Darum können wir's nicht beklagen und als Strafe eines zürnenden Gottes ansehn, daß der Mann im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen und eben so wenig, daß das Weib mit Schmerzen Kinder gebären und säugen und aufziehn muß. Wir können nur wünschen, daß die Arbeit nicht über seine Kräfte gehe und der Erfolg derselben nicht unter seinem Bedürfniß bleibe, und dem Weibe, daß sie glücklich gebäre und ihre Kinder zu ihrer Freude heranwachsen. Wir können nur wünschen, daß dazu Jeder und Jede das Rechte thun, und Einer dem Andern, Alle Allen helfen. Die Arbeit und das Gebären ist kein Fluch für Mann und Weib, so lange Beides natürlich und vernünftig bleibt; nur die Verkehrung durch Unnatur und durch Unmenschlichkeit sind der Fluch, der aber von den Menschen selber kommt, wenn auch nicht immer gerade von denen, die er zunächst trifft. In das wirkliche Menschenparadies gehört Beides hinein; dasselbe ist nicht verloren, sondern es soll gewonnen werden durch Vernunft und Thätigkeit. So kann auch der Tod aus dem menschlichen Leben nicht hinweggedacht werden: wo Geburt ist, da muß er auch sein, was entsteht, das muß vergehen. Jedes Einzelwesen hat sein abgeschlossenes, abgerundetes Dasein; ewige Dauer streitet mit seinem

Begriff, und sollte ein Mensch ewig leben, er würde nach nichts so sehr sich sehnen als nach dem Tode, »alt und lebenssatt«, wie das Alte Testament von den Patriarchen sagt. Man denke sich ein solches Paradiesesleben, wie der Verfasser den ersten Menschen es zugedacht wähnte, und das gar ewig! Der Mensch, der es leben sollte, würde vor Verzweiflung über Langeweile sterben.

Noch einige Aufmerksamkeit müssen wir der Schlange schenken. Sie hat Verstand und redet wie ein Mensch. Wir werden später noch einem solchen redenden Thiere begegnen, dem Esel Bileams. Das Märchen und die Fabel sind die Gebiete, in welchen die Thiere reden und menschliche Gedanken haben; schlagt die Bücher auf, worin sie stehen, und ihr werdet ihrer viele finden, Rehe, Hasen, Wölfe, Füchse, Bären, Löwen, Adler, Eulen, Störche, Nachtigallen, Lerchen, Wallfische u. s. w. Der Mensch giebt Allem Sprache, sogar den Blumen und Bäumen, den Felsen und Sternen. Er macht die andern Wesen zu seinem Abbild, er legt sein Eignes in sie hinein, um sich selbst in ihnen zu spiegeln und in ihnen seines Gleichen zu haben. Die mannichfaltigen Eigenschaften und Charakterzüge, die er alle in seinem eignen Geschlechte wahrnimmt, findet er vereinzelt in den verschiedenen Thierarten wieder, und denkt sie sich dort in menschlicher Entwickelung. So heißt es hier von der Schlange, sie sei listiger gewesen als alle Thiere des Feldes. Und nicht nur das, — sie ist ja auch listiger und klüger als der Mensch. Sie weiß den wahren Grund, aus welchem Jehovah den Menschen die Frucht vom Baume der Erkenntniß verboten hat, den sie selbst nicht wissen. Die Schlange mit ihrer schnellen, gewandten und sich windenden, gleisenden und entschlüpfenden Bewegung ist in den Augen der Menschen das Thier der List und Klugheit geworden. »Seid klug wie die Schlangen«, heißt es im Neuen Testamente, ebenso wie hier die List ihr beigemessen wird. Der Fluch, den Jehovah über die Schlange spricht, ist der, daß sie auf ihrem Bauche gehen und Erde essen solle ihr Leben lang. Der Verfasser hat gemeint, die Schlangen fräßen Erde, weil sie in derselben ihre Wohnung zu haben pflegen und auf ihr hingleiten; und da ihm das nun wenig beneidenswerth und als eine Zurücksetzung hinter die übrigen Thiere erschienen ist, so hat er gemeint, sie möchten früher wohl etwas Andres gefressen haben, etwa Früchte oder Kräuter, wie andre Thiere thun. Ebenso ist es mit dem Gehen auf dem Bauche. Das ist ihm als die elendeste aller Bewegungsarten erschienen, und ebenfalls als eine Benachtheiligung

in Vergleich mit andern Thieren derselben Größe; und so hat er auch hiervon gemeint, es müsse wohl früher damit anders gewesen sein. Oder ist er sich vielleicht klar bewußt gewesen, daß er eine Dichtung schreibe? Wer kann es wissen! —

Unsre Orthodoxen wenigstens haben es nicht dafür genommen, sondern für ernste und einfache Wahrheit und Wirklichkeit. Sie haben gemeint, die Schlange sei der Teufel gewesen, der Lügner von Anbeginn, dem es damals nun eben gefallen habe, diese Gestalt anzunehmen, um die Menschen zu Falle zu bringen. »Die alte Schlange« ist ja ein Name für den Teufel geworden. So hat man denn auch im letzten Theile des Fluches, welchen Gott über die Schlange ausspricht, eine Weissagung auf Christus gefunden, und zwar die erste und älteste unter allen, und hat sie darum das Protevangelium, d. h. das erste Evangelium, genannt. Gott spricht da zu ihr: »Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; derselbe wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.« Man hat denn eben unter der Schlange den Teufel, und unter dem Weibessamen Christus, unter dem Weibe die Maria, unter dem Kopfzertreten die Ueberwindung des Teufels durch Christus, und unter dem Fersestechen die über Christus gekommenen Martern verstanden. Findet man einmal überall im Alten Testamente mystische Hinweisungen auf Christus, wie das Neue Testament es thut, so hat man auch zu dieser Auslegung Recht. Aber freilich der unbefangene Forscher findet sie nicht, und er findet darum auch hier in dem Kopfzertreten und Fersestechen nur das wirkliche Feindschaftsverhältniß angedeutet, das zwischen Mensch und Schlange besteht.

Und nun noch ein Blick auf Jehovah, wie er in diesem Stücke erscheint. — Schwebte in der Schöpfungsgeschichte sein Geist geheimnißvoll und gestaltlos über dem Wasser, und rief er von da aus sein Werde in das Chaos hinein, so erscheint er hier mehr in menschlicher Gestalt und Weise. Er macht den Mann aus Erdenstaub und haucht ihm seinen Odem in die Nase; er nimmt ihm dann eine Rippe aus dem Leibe, macht daraus das Weib, und schließt die Stätte zu mit Fleisch; er pflanzt einen schönen Garten und setzt den Menschen da hinein. Das Alles schon in der zweiten Darstellung der Schöpfung. Dann nach dem Essen der Menschen von dem Baume, »wandelt er im Garten in der Kühle des Tages«, gerade wie ein Fürst des Orients in seinem Park am Abend, wenn die Hitze vorüber ist. Und

da sich der Mann vor ihm versteckt, ruft er ihn: »Wo bist du?« Und *als* dieser nun aus seinem Versteck hervorkommt, erräth Gott erst *aus* dessen Aeußerung, er habe sich seiner Nacktheit wegen versteckt, daß er von dem Baume gegessen hat. Und nun macht er Beiden sogar Röcke von Fellen und zieht sie ihnen an. Ganz menschenähnlich, eben wie ein Vater und Fürst, erscheint hier Jehovah, lustwandelnd, die Hitze vermeidend, suchend, nicht wissend, und mit den Händen arbeitend. Nachher treibt er die Menschen aus dem schönen Garten, damit sie nicht etwa auch noch von dem Baume des Lebens äßen. Ehe sie wußten, was gut und böse sei, d. h. ehe sie die Erkenntniß hatten, da sollten sie von diesem Baume essen und ewig leben; nun sie aber jene Erkenntniß erlangt haben und dadurch geworden sind wie Gott, nun sollen sie das ewige Leben nicht mehr haben. Gott gönnt ihnen wohl die eine Eigenschaft, das ewige Leben, mit ihm zu theilen, aber nur nicht auch die andre, die Erkenntniß; und da sie diese nun wider sein Wissen und Wollen doch erlangt haben, so entzieht er ihnen jene erste, damit sie ihm nicht g a n z gleich sein möchten, und treibt sie aus dem Garten in ein Leben voll Mühe und Noth bis zum Tode. Klug sind sie nun wohl geworden wie Gott, aber das Paradies haben sie nicht mehr und das ewige Leben nicht mehr, beides hat Gott ihnen dafür entzogen und für sich allein genommen. Auch in andern Religionen, namentlich in der griechischen, ist vom Neide der Götter gegen die Menschen die Rede; die Götter gönnen und geben den Menschen wohl mancherlei, aber zuviel darf es nur nicht werden, zu nahe den Göttern dürfen sie nur nicht kommen, sowie ein Fürst seinen Günstlingen manche Gnade erweist, aber sie doch stets unter sich erhalten will, und seine Hand zurückzieht, wenn die Grenze überschritten scheint. Gott stellt die Cherubim (fabelhafte Thiere im Dienste Jehovah's, den Greifen ähnlich) mit dem flammenden Schwerte an den Eingang des Gartens, damit die ausgetriebenen Menschen nicht wieder hinein brechen und nicht doch am Ende noch vom Baume des Lebens essen.

So glauben wir hier wieder die Priesterhand zu erkennen. Im ersten Stück schärfte sie die Heiligung des Sabbats ein; in diesem warnt sie vor der Versuchung der Wißbegierde. Auf jener beruht der priesterliche Einfluß; und diese ist seine gefährlichste Feindin.

---

4. Kain und Abel und die ferneren Nachkommen der ersten Menschen.

(1. Mos. 4. 5.)

Der Fluch, den Gott bei der Austreibung aus dem Paradiese auf das Weib gelegt, geht nun auch gleich in der weiteren Erzählung in Erfüllung. Sie wird Mutter der beiden Söhne Kain und Abel. Jener wird ein Ackermann, dieser ein Schafhirt. Nachdem der Stand der Unschuld einmal verloren gegangen ist, folgt denn alsbald das Verbrechen, — zwischen den beiden ersten Brüdern der Brudermord. Kain und Abel opfern beide, jener Feldfrüchte, dieser Lämmer. »Und Jehovah blickte auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer blickte er nicht.« Warum? — fragen wir. Der Verfasser giebt den Grund nicht an; es ist so Jehovah's Wohlgefallen gewesen. Dennoch hat der Verfasser, oder hat überhaupt die Mythe, die er erzählt, ohne Zweifel einen Grund zu dieser Angabe. Kain ist hier der Vertreter der ackerbauenden, Abel der Vertreter der Viehzucht treibenden Völkerschaften. Die Erzählung meint ohne Zweifel überhaupt, Jehovah sei den letzteren mehr gewogen, als den ersteren; sie ist sicherlich unter einer Viehzucht treibenden Völkerschaft entstanden, welche sich für bevorzugt von Jehovah hielt, aber für ungerecht verfolgt von andern ackerbauenden Nationen. Diese stellt sie in der Figur des Kain, in seinem ungnädig aufgenommenen oder gar nicht beachteten Opfer und in seinem Brudermorde, jene in Abel, in seinem gnädig aufgenommenen Opfer und in seinem von jenem erlittenen Unrecht dar. In einer solchen Lage, als Viehhirt gegenüber dem es bedrückenden Ackerbauer befand sich das Volk Israel nach biblischer Erzählung früher in Aegypten, später in Palästina neben den Bewohnern der Ebenen, besonders des Euphrat und Tigris. Es mag diese Erzählung von Kain und Abel also entstanden sein, als die Juden noch vorzugsweise oder einzig Viehzucht trieben. Hierzu kommt noch, daß überhaupt, auch später, das blutige Opfer von Thieren für höher und Jehovah angenehmer gehalten wird, als das Opfer von Früchten.

Ueber diese Verschmähung seines Opfers durch Jehovah ergrimmt denn Kain sehr, und trotz einer von Jehovah erhaltenen Warnung erschlägt er seinen Bruder auf dem Felde. Ergreifend ist das Zwiegespräch zwischen ihm und Jehovah, das hierauf folgt. »Wo ist dein

Bruder Abel?« ruft dieser. Kain antwortet: »Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?« Und weiter spricht Jehovah: »Was hast du gethan? — Die Stimme von deines Bruders Blut schreiet zu mir von der Erde!« Und wie er früher in dem Paradiese nach dem Essen vom Baume der Erkenntniß über die Eltern seinen Fluch ausgesprochen, so thut er nun hier mit dem erstgebornen Sohne derselben. »Und nun sei verflucht vor dem Lande, das seinen Mund aufgethan und deines Bruders Blut von deiner Hand empfangen hat! Wenn du das Land bauest, soll es dir nicht mehr seine Kraft geben; unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden!« Dort bei Adam hieß es: »Das Land sei verflucht um deinetwillen«, hier: »Du seist verflucht vor dem Lande«; dort trifft der Fluch unmittelbar das Land, — um des Menschen willen, hier den Menschen, vor dem Lande; dort leidet das Land den Fluch für den Menschen, hier erhebt es sich selbst gegen ihn, es wird wie lebendig gedacht, und es empört sich gegen den Mörder, von dem es das vergossene Bruderblut hat hinnehmen müssen, er ist vor ihm verflucht, es giebt ihm seine Kraft nicht mehr; so arg ist der Brudermord, daß selbst der Acker sich dem Mörder verschließt, das Land tritt wie in Bund mit dem vergossenen und von ihm aufgesogenen Blute, das um Rache zum Himmel schreit, der Mörder muß hinfort unstät und flüchtig auf der Erde irren.

Kain fühlt denn die Schwere seiner Schuld oder seiner Strafe, und es wird ihm bange vor seiner Zukunft. Er sagt: »Siehe, du treibst mich heute aus dem Lande, und vor deinem Angesichte muß ich mich bergen, und ich bin unstät und flüchtig auf der Erde, und wer mich findet, der wird mich todtschlagen.« Jehovah aber antwortet: »Nein, wenn Jemand Kain erschlägt, soll es siebenfältig gerochen werden.« »Und Jehovah machte an Kain ein Zeichen, daß ihn nicht erschlüge, wer ihn fände.« Das ist eine Verwerfung der Blutrache. Es findet sich als alte Sitte bei vielen Völkern, daß der nächste Anverwandte eines Ermordeten als verpflichtet angesehen wird und sich selbst ansieht, den Mörder wieder umzubringen. Er stellt demselben überall und so lange nach, bis die That gelungen ist. Da, wo noch kein fester Verband unter den Menschen stattfindet und die Gesellschaft noch keine Strafe über den Mörder verhängt, wo noch kein Richter ist — wie man sagt, da ist diese Sitte, die Blutrache genannt, nicht allein natürlich, sondern auch ganz berechtigt, denn man kann den Mörder nicht frei schalten lassen, die Menschen können den Mörder

nicht unter sich dulden; das Leben muß sich gegen seinen Feind vertheidigen. Natürlich muß dabei vorausgesetzt werden, daß nur der wirkliche böse Mörder der Blutrache unterliege, nicht auch wieder der, nach Verhältniß der Umstände gerechte Bluträcher oder der, welcher in der Vertheidigung seines eigenen angegriffenen Lebens den Angreifer tödtete. Dahin ist indeß die Blutrache ausgeartet, so daß auch für den bestraften Mörder sich wieder ein Rächer erhob, und so das Morden von Geschlecht zu Geschlecht fortging, bis eins vertilgt war, oder man endlich Frieden schloß. Auch bei den alten Hebräern fand die Blutrache statt, und man muß wohl vielmehr annehmen, daß sie bei allen Völkern nothwendig einmal stattgefunden haben müsse, weil sich nicht denken läßt, daß irgendwo Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, Geschwister die Geschwister gleichgültig oder in »vergebender Liebe« hätten hinmorden lassen, und Gesetze und Gerichte doch auch nicht ursprünglich bestanden haben. Die gesetzliche Todesstrafe in den Staaten ist nur die geregelte Blutrache. Das Ganze übernimmt sie, um die Willkür, die Ueberschreitung der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit zu verhüten. — Hier in unserer Erzählung legt denn ein Priester und Gesetzesmann dem Jehovah das Verbot der Blutrache in den Mund, wie späterhin alle Gebote und Verbote.

Jehovah macht dem Kain ein Zeichen, daß ihn nicht erschlüge, wer ihn fände. Man hat gefragt, worin denn dieses Zeichen bestanden habe. Wir könnten wenigstens fragen, worin es denn nach der Meinung des Verfassers bestanden haben solle. Das hat er ohne Zweifel so wenig gewußt wie wir, da er es sonst gesagt haben würde. Er will es nur vorstellig machen, woran denn die Menschen nun erkannt haben möchten, daß sie den Kain nicht tödten, daß sie an ihm nicht Blutrache üben sollten. Jehovah muß ihnen das doch, wenn er's einmal verbot, auf irgend eine Weise zu erkennen gegeben haben. Die einfachste Weise schien ihm ein Zeichen an Kain selbst zu sein, ohne daß er dasselbe näher anzugeben vermochte. Das »Kainszeichen« ist sprichwörtlich geworden, man sagt von einem Menschen, der einen bösen, mörderischen Sinn auf dem Gesichte ausgeprägt trägt und denselben irgendwie schon bewährt oder verrathen hat, er trage das Kainszeichen auf der Stirn. Das soll aber nicht heißen: ein Zeichen, daß er nicht wieder getödtet werden dürfe, sondern ein Zeichen, daß er ein Mörder sei. Andere übersetzen: »Jehova gab dem Kain ein Zeichen, daß ihn Niemand tödten solle«, d. h. ein Wahrzeichen, das ihn über seine Besorgniß beruhigen, ihn überzeugen sollte, daß ihn

wirklich Niemand tödten, daß Jehovah ihn schützen würde, ein Zeichen, nicht für andere Menschen, sondern für Kain selbst und ihm auf der Stelle augenblicklich sichtbar, ein Zeichen vom Himmel herunter oder sonstwie. Solche Zeichen, zur Bekräftigung seiner Zusagen giebt Jehovah oft im Alten Testamente denen, welchen er die Zusagen ertheilt, und wir werden später öfter dergleichen finden.

Da geht denn nun Kain »hinweg vom Angesichte Jehovah's« und wohnt »im Lande Nod«, d. i. Verbannung, »gegen Morgen von Eden«. Nach Morgen hin wohnten den Juden die ackerbautreibenden Völker zwischen Euphrat und Tigris und in Indien. Das mag wohl den Verfasser veranlaßt haben, den Brudermörder in dieser Richtung fliehen zu lassen, dorthin das Land seiner Verbannung zu verlegen. Da wohnt denn auch Jehovah nicht, weil er ja in Eden im Paradiese seine Wohnung hat. Kain geht also »hinweg vom Angesichte Jehova's«. Der Verfasser dieses Stücks sieht Jehovah keineswegs als ein allgegenwärtiges Wesen an; er bringt noch nicht die spätere unnatürliche Vereinigung von Allgegenwart und Persönlichkeit zu Stande, eine allgegenwärtige Person, sondern sein Jehovah ist, wie jede Person nothwendig sein muß, an einem bestimmten Orte, hier im Paradiese, später im Himmel, auf dem Sinai, in der Stiftshütte oder im Tempel.

Es wird sich im aufmerksamen Leser bei dieser Erzählung die Frage erheben, wie denn Kain darauf komme, zu fürchten, daß ihn bei seinem Irren auf der Erde tödten werde, wer ihn fände, da es ja außer ihm selbst und seinen Eltern noch gar keine Menschen gab. Und ebenso wird er aus demselben Grunde fragen, wie er denn nach der gleich (V. 17) folgenden Bemerkung eine Stadt habe bauen können ohne Menschen, und woher er denn das Weib bekommen habe, das er auf einmal hat. Das sind solche Vexirfragen, solche harte Nüsse für die Orthodoxie, für Alle, welche der Bibel den ihr in alter Zeit beigelegten Charakter des »Wortes Gottes« retten wollen. Die Orthodoxie löst solche Fragen nicht, knackt diese Nüsse nicht, sondern beißt entweder die Zähne fest zusammen, so daß man sie ihr nicht hineinschieben kann, oder sie speit sie wieder aus, oder giebt vor, sie wären geknackt, wenn sie ein Wenig mit den Zähnen daran rasselt. Am besten thut sie immer, die Zähne zuzubeißen und hinter dem undurchdringlichen Zaune der angeblichen »Unbegreiflichkeit« sich zu bergen, auch wohl das Hinhalten der Nuß für »Frevel« und »Vorwitz« zu erklären, oder etwa mit erzwungenem Hohn über der-

gleichen »triviale, geistlose Fragen« sich zu begnügen. — Dem vernünftigen Menschen ist die Antwort auf die Frage nicht schwer, weil er weiß und ehrlich anerkennt, daß er ein menschliches Buch alter Zeit vor sich hat, das mindestens eben so viel Dichtung als Wahrheit enthält, wie die uralten Bücher gemeiniglich. Der Verfasser hat diese Fragen übersehen, sei es nun, daß er diese Erzählungen erst selbst gedichtet, sei es, was wahrscheinlicher ist, daß er sie mindestens zum Theil vorgefunden und zusammengestellt und vielleicht erst dadurch den Widerspruch hineingebracht hat.

Noch eine Nuß müssen wir den Orthodoxen hinhalten. Stammen wirklich, wie das Wort Gottes erzählt, alle Menschen von einem Paare ab, so müssen die Söhne dieses ersten Paares nothwendig ihre Schwestern zu Frauen genommen haben, und zwar in Folge von Gottes eigener Anordnung, der den Eltern gesagt hatte: »Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde.« Ihr habt also zwischen zwei Schrecken zu wählen: Entweder Ehe zwischen den ersten Geschwistern als Gottes eigene Anordnung, oder Irrthum der »heiligen Schrift«. Es ist nicht anders: der Orthodoxe muß überall in seinem eigenen Netze gefangen werden.

Es geht Alles schnell in dieser Geschichte der Urzeit. Der Verfasser weiß noch nicht, wie lange Zeit der Mensch zu seiner Entwickelung braucht. Die Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, die er in seiner Zeit schon vorfindet, kommen ihm so natürlich und einfach vor, daß er meint, sie wären gleich in der allerersten Zeit entdeckt und erfunden worden. Er meint das um so mehr, da er schwerlich während seines eigenen Lebens bedeutende Erfindungen und Entdeckungen machen, oder die vorhandenen sonderlich vervollkommnen sah. Seine ersten Menschen reden gleich fix und fertig; die Sprache scheint ihm so natürlich und für den Menschen unentbehrlich, daß er nicht auf den Gedanken kommt, sie könne wohl einmal gefehlt und erst ganz nach und nach und von Geschlecht zu Geschlecht in Zeiträumen von Jahrhunderten und Jahrtausenden gebildet worden sein. Und doch muß es so gewesen sein, wenn man sich erinnert, daß die Sprache der Ausdruck des Denkens ist, und das Denken der Menschen ohne Lehrer sich nur sehr langsam entfalten kann. Die ersten Menschen stießen Laute aus bei Wahrnehmungen und Empfindungen und beim Wollen und Begehren, verschiedene Laute, je nach der Verschiedenheit dieser Anlässe, aber auch bei denselben Anlässen verschieden nach der verschiedenen Natur der einzelnen Menschen und der verschiedenen Natur

ihres Landes und Klima's. Es dauerte lange, ehe sich solche Laute feststellten nach ihrer Bedeutung, und sich gliederten und an einander schlossen und zum gemeinsamen Ausdrucke der Beieinanderlebenden wurden. Ein solcher Redestock entfaltete sich dann weiter, je nachdem die Gedanken in dem Menschenstamme sich weiter entfalteten, und nur als Ausdruck solcher Gedanken, denn ein Volk, das sich erst die Sprache schafft, kann das Wort nicht vor dem Gedanken haben, wie etwa unsere Kinder, welche nachlallen oder nachschwatzen, was sie von den Erwachsenen hören, ohne noch zu wissen, was es bedeutet. Die Sprache ist das größte Menschenwerk, und zu ihrem Aufbau bedurfte es der Zeit.

Eben so schnell geht es in diesen Erzählungen mit andern menschlichen Künsten und Werken. Die Kinder des ersten Menschenpaares opfern schon, Kain ackert schon und Abel hat schon eine Schafheerde, Kain baut schon, und zwar gleich eine Stadt, und wandert zuvor schon aus; und im sechsten Gliede nach ihm erfinden seine Nachkommen schon nicht allein die Zelte, sondern auch zwei Instrumente, die Laute und die Schalmei, und sogar die Bearbeitung von Erz und Eisen, und das Alles gleich drei Brüder zusammen, Jabal, Jubal und Thubalkain. Da konnte wohl ihr Vater Lamech sich freuen, drei solche Söhne zu haben, die so gescheidt und tüchtig waren, daß sie gleich zusammen der Menschheit den Grund zur Viehzucht, zur Musik und zur Bearbeitung des Eisens legten; er freut sich aber blos über den einen und zwar nur über die Waffen, die derselbe gemacht hat, und zwar der blutigen Rache wegen, die er nun an seinen Gegnern nehmen könne. Er spricht zu seinen beiden Weibern, den Müttern seiner Söhne, triumphirend: »Ada und Zilla, höret meine Stimme: ihr Weiber Lamechs, merket auf meine Rede. Einen Mann habe ich erschlagen für meine Wunde, einen Jüngling für meine Beule; denn siebenfältig soll Kain gerochen werden; aber Lamech siebenundsiebzigfältig!«

Im fünften Capitel schließt sich hier ein Geschlechtsregister der Nachkommen des ersten Menschenpaares durch Seth bis Noah an. In diesem Stücke tritt der Name »Elohim« wieder ein, nachdem vom vierten Verse des zweiten Capitels an der Name »Jehovah« vorgeherrscht hat. Es mag dieses Geschlechtsregister ursprünglich gleich nach der ersten Schöpfungsgeschichte gestanden haben. Abel ist erschlagen, Kain als Brudermörder flüchtig; Seth allein, der dritte Bruder, bleibt übrig, um Stammvater des gottgefälligen Noah zu werden. In

diesem Geschlechts-Register wird denn, wie bekannt, den Menschen der Urzeit ein außerordentlich langes Leben beigemessen. Adam wird 930 Jahr alt, Methusalah gar 969, Noah 950, und das geringste ist 777 Jahr, als das Alter Lamechs, des Vaters Noah's. Später (11, 10 — 32) folgt ein weiteres Geschlechtsregister, vom Sohne Noah's, Sem, bis auf Tharah, den Vater Abrahams. Da hat das Lebensalter der Menschen abgenommen, ist aber immer noch groß genug, nämlich zwischen 600 und 148 Jahr allmälig sich verringernd. Hier zeigt sich wieder ein auffallender Widerspruch dieser Angaben mit einer früheren beim Anfange der Sündfluth (6, 3). — Da heißt es: »Da sprach Jehovah: Nicht soll mein Geist im Menschen walten ewiglich, wegen ihrer Vergehung. Er ist Fleisch und es seien seine Tage 120 Jahr.« Und doch wird also nach der Sündfluth noch das oben angegebene viel höhere Lebensalter den Menschen beigemessen. Das mag wieder aus der Zusammensetzung oder Ueberarbeitung zu erklären sein, welche wir bei Gelegenheit der zwei Schöpfungsgeschichten besprochen haben, so daß denn diese Bemerkung gleich hinter die Geschichte Kains und seiner Nachkommen gehören könnte. Dort ist auch von einem Sterben und einem Lebensalter der Menschen noch gar nicht die Rede. Im Paradiese hatten sie ewig leben sollen; weil sie aber wider Jehovah's Verbot vom Baume der Erkenntniß gegessen, hatte er ihnen den Zugang zum Baume des Lebens, dessen Früchte eben das ewige Leben verleihen sollten, gewehrt. Fürs Erste trifft er nun keine nähere Bestimmung über die Lebensfrist, bringt sie aber in den oben angegebenen Worten nach. So der »Jehovist«. Der »Elohist« dagegen nimmt auch an, daß das Menschenleben in den Urzeiten von längerer Dauer gewesen sei, bestimmt es aber viel höher und läßt es allmälig abnehmen. Soviel ist klar: der letzte Arbeiter hat durch Stehenlassen oder Hervorbringen solcher Widersprüche kein sonderliches Zeugniß für sein Geschick abgelegt. — Nach Tharah nimmt denn das Lebensalter der Menschen immer mehr ab. Sein Sohn Abraham wird 175 Jahr alt, Isaak 180, Jacob 147, Joseph 110. Später wird Mose 120, Josua 110 Jahr alt, und so geht das menschliche Lebensalter allmälig in das jetzige, oder vielmehr in das wirkliche über, so daß Eli (1. Sam. 4) im 98. Jahre ein durch Alter erblindeter Greis ist, Barsillai (2. Sam. 19) im 80. Jahre ein alter Mann genannt, David (1. Kön. 1) im 70. Jahre als abgelebt dargestellt, und im Ps. 90 ein Alter von 80 Jahren als ein sehr hohes bezeichnet wird.

Zu bemerken ist hierbei, daß zwischen Joseph und Mose, zwische denen doch 400 Jahre liegen sollen, das Lebensalter auf einmal nicht abnimmt, während das doch vorher immer der Fall ist. Das hat darin seinen Grund, daß von diesen 400 Jahren, in welchen die Kinder Israel in Aegypten gewohnt haben sollen, gar nichts erzählt und kein Name genannt ist. Der Verfasser hat sie darum in Bezug auf jene Annahme ganz außer Anschlag gelassen und die Sache behandelt, als wenn Mose auch in der Lebenszeit gleich hinter Joseph käme.

Was sollen wir nun zu dieser hohen Lebensdauer der Urväter sagen? — Der Orthodoxe nimmt sie natürlich ohne Weiteres für wirklich und geschichtlich, denn — es steht geschrieben, damit ist er fertig. Es sind aber auch allerlei Versuche gemacht worden, die Sache zu erklären. Man hat gesagt, Gott habe durch außerordentliche Mittel das Leben der Patriarchen verlängert, damit dieselben desto mehr für die Bildung des Geschlechts thun könnten, oder: das noch junge Menschengeschlecht sei soviel kräftiger gewesen, als das spätere, ältere, oder: sie hätten das soviel höhere Alter durch natürlichere Lebensweise erreicht, oder: das Klima der Erde möge damals ein soviel besseres und gesünderes gewesen sein. Andere haben dagegen die Annahme eines so langen Lebens aufgegeben, nun aber versucht, den biblischen Text umzudeuten, damit derselbe nicht des Irrthums bezüchtigt werde. Man hat gesagt, die Namen der einzelnen Personen wären für Namen von ganzen Stämmen oder Familien zu nehmen, oder: diese Geschlechtsregister wären mit Weglassung vieler Namen und dagegen Beibehaltung der Zeitdauer zusammengezogen, oder: unter Jahren wären hier kürzere Zeitabschnitte zu verstehen, etwa Mondjahre, d. h. Monate, oder Vierteljahre, oder Zeiten von acht Monaten. Das »Es steht geschrieben!« hat für uns keine Bedeutung, und auch die daran geknüpften Erklärungen der Möglichkeit so hohen Alters sind gänzlich unbegründet. Daß Gott durch außerordentliche Mittel das Leben der Urväter so sehr verlängert habe, kommt eben aus dem Glauben an Wunder und an den Wundergott, mit welchem *Alles* möglich ist und *Alles* glaublich wird. Die Berufung aber auf die jugendliche Lebenskraft und auf die natürlichere Lebensweise der Menschen in damaliger Zeit könnte unmöglich soviel ausmachen, ist aber wohl vielmehr als ganz falsch zu nehmen, da die Beschaffung von Wohnung und Kleidung und zubereiteter Speise dem menschlichen Leben nicht nachtheilig, sondern förderlich ist, so lange

sie nicht ins Unnatürliche ausartet. — Die Annahme aber von kleineren Jahren, welche die Länge von Monaten oder von drei oder von acht Monaten hätten, ist ganz aus der Luft gegriffen, und paßt obendrein nicht im Geringsten zur Zurückführung der großen Angaben auf das natürliche Lebensalter, wie sich Jeder bei Vergleichung des Einzelnen leicht überzeugen kann. So müßten z. B., wenn man für Jahre Monate nähme, von Enos bis Mahalaleel und Henoch die Väter ihre erstgeborenen Söhne immer schon im fünften bis siebenten Jahre ihres Alters gezeugt haben. Darum hat man denn für verschiedene Perioden verschieden lange Jahre, für die Zeit bis Abraham Jahre von drei, von da bis Joseph Jahre von acht, und erst von da an Jahre von zwölf Monaten angenommen. Es ist dies ein hübsches Beispiel für die Willkürlichkeit dieser Erklärungsart, die durchaus die Sache als wahr erweisen will. Die sechs Tage der Schöpfung schienen zu wenig, — so machte man sie zu ganzen Perioden, so sonnenklar auch das Gegentheil dasteht. Die neunhundert Jahre des Lebens der Urväter schienen zu viel, — so machte man sie zu Monaten, oder Viertel- oder Drittel- oder Zwei-Drittel-Jahren. Bei keiner dieser Annahmen wollte das Rechte herauskommen, — so nahm man für die eine Zeit Jahre von der einen, für die andere Zeit Jahre von einer andern, für eine dritte wieder von einer dritten Länge an. Man preßte zusammen oder zog auseinander, beliebig so oder so viel, wie man's eben brauchte. Es bleibt dabei: 1. es sind hier wirkliche Jahre gemeint, und 2. das angegebene hohe Alter der Urväter ist nicht in der Wirklichkeit begründet, weil es unmöglich ist. Woher sollte man auch die Kunde von dem Alter derselben haben, da in jenen Urzeiten noch nichts aufgezeichnet wurde. Auch ihre Namen sind erdichtete, wie Alles, was von ihnen erzählt wird.

Wie ist man aber auf diese Erdichtung gekommen? — Die Menschen pflegen sich alles Frühere größer und gewaltiger und besser zu denken, und so namentlich auch Alter und Kraft der früheren Menschen. So soll im Anfange die ganze Welt in sechs Tagen geschaffen sein. Drei Brüder sollen alsbald gleich zusammen die Musik, das Nomadenleben und die Eisenarbeit erfunden haben. Die noachische Fluth soll die Gipfel der höchsten Berge bedeckt und alle Menschen bis auf die eine Familie weggerafft haben, der babylonische Thurm soll daran gewesen sein, bis an den Himmel zu reichen, so daß er den Neid Gottes erweckte. Die Zahl der aus Aegypten ausziehenden Kinder Israel und ihrer Kriegsheere, die Menge der Wachteln und

des Manna, Pracht und Reichthum der Stiftshütte, — Alles ist ungeheuer. Was die Mannskraft der Alten anbetrifft, so denke man nur an die Heldengedichte Homers, Ossians und an das Nibelungenlied. Die Homerischen Helden führen gleich Bäume als Lanzen. Oder man denke auch nur an unsre Ritterromane und an die unter unserm Volke allgemein verbreitete Vorstellung von der ungeheuren Kraft der Ritter und die entsetzliche Schwere ihrer Rüstungen, welche angeblich auch der stärkste Mann unserer Zeit nicht soll tragen können. Auch Tugend und Frömmigkeit wird in der alten Zeit immer höher gedacht, und somit auch das Glück. Das Paradies liegt in der Vergangenheit! Wie sollte also nicht auch die Lebensdauer im Alterthum als länger gedacht werden, da sie doch zumal im Alten Testamente als Lohn und höchstes Glück angesehen wird. Auch bei Aegyptern, Chaldäern, Phöniciern und Griechen finden sich solche hohen Lebensalter in den Sagen der Vergangenheit. So haben denn auch die Verfasser der Geschlechtsregister, um die es sich hier handelt, gethan, und sind dabei wahrscheinlich von alten Sagen unterstützt worden. Beide Geschlechtsregister, sowohl das bis Noah als das bis Abraham, bestehen aus zehn Gliedern. Das ist schon auffallend, und dazu kommt noch, daß auch die Sagen der Indier, der Chinesen, der Aegypter und Chaldäer zehn Urväter oder Heroën und Herrscher bis zur großen Fluth haben, wovon auch sie erzählen. Man erkennt aus solchen Uebereinstimmungen die Verwandtschaft der Sagen- und Mythenkreise dieser verschiedenen morgenländischen Völker unter einander und mit den Hebräern, und darum noch klarer eben diesen Charakter der Angaben des Alten Testaments.

---

5. Noah.

(1. Mos. 6—10.)

Die Erzählung von Noah und der sogenannten Sündfluth, die auch nach ihm die noachische Fluth genannt wird, ist weit länger als die Stücke, die wir bisher betrachtet haben; sie geht durch fünf Capitel hindurch. Das hat eines theils im Inhalte seinen Grund, anderntheils aber in der Breite der Darstellung und den mancherlei Wiederholungen, welche damit verbunden sind. Wie bei der Schöpfungsgeschichte, so drängt sich uns auch hier die Beobachtung auf, daß

die Erzählung aus zwei Stücken zusammengesetzt, oder die ursprüngliche Erzählung später überarbeitet und mit eingeschobenen Stücken ausgestattet worden ist. Die Elohims- und die Jehovah's-Urkunde oder der Elohist und der Jehovist treten uns daraus ziemlich deutlich entgegen. Daher die vorkommenden Wiederholungen und Widersprüche. Wir betrachten indeß natürlich das Ganze, wie es uns vorliegt.

Der wesentliche Gang der Erzählung ist folgender. — Wegen des eingerissenen sittlichen Verderbens beschließt Gott, das ganze Menschengeschlecht nebst allem Lebendigen zu vertilgen. Nur Noah, als ein gerechter Mann, findet mit den Seinen Gnade vor ihm. Er theilt ihm deshalb sein Vorhaben mit und weist ihn an, einen großen Kasten, zu welchem er ihm Maaß und Einrichtung genau angiebt, von Holz zu erbauen, und mit seinem Weibe, seinen Söhnen und Schwiegertöchtern hineinzugehen, auch von allen Thieren des Landes und der Luft Paare mit hineinzunehmen, sowie für Alle sich mit der nöthigen Nahrung zu versehen. Noah thut das Alles und die Fluth bricht herein, der Kasten wird auf derselben emporgehoben und schwimmt hoch über allen Bergen. Endlich gedenkt Gott wieder an Noah und alles Lebendige in dem Kasten, läßt das Wasser wieder sinken und der Kasten bleibt auf dem Berge Ararat stehen. Nachdem das Gewässer sich ganz verlaufen hat, geht Noah mit den Seinen und den Thieren aus dem Kasten hervor, baut Jehovah einen Altar und bringt ihm ein Brandopfer. Jehovah verheißt ihm und seinen Nachkommen, daß er nicht wieder alles Lebendige auf der Erde vertilgen wolle, giebt den Uebriggebliebenen einige Weisungen und schließt mit ihnen einen Bund auf ewige Zeiten.

Jehovah's Bild tritt uns in diesem Stücke in mancherlei Zügen entgegen. Betrachten wir sie! —

Zuerst ist der Eingang der ganzen Erzählung wunderbar und hat den Theologen und den im Glauben Befangenen manche Mühe gemacht. Da heißt es nämlich gleich in den ersten Versen (1. 2. 4): »Und es geschah, als die Menschen begannen sich zu mehren auf Erden und ihnen Töchter geboren wurden, da sahen die Söhne Gottes die Töchter der Menschen, daß sie schön waren, und nahmen sich Weiber von allen, die ihnen gefielen. Die Riesen waren auf der Erde zu selbiger Zeit; und auch nachdem die Söhne Gottes zu den Töchtern der Menschen gegangen waren, so gebaren sie ihnen: das sind die Helden, die von Alters her berühmte Männer geworden sind«. Also Gott hat Söhne (nicht »Kinder Gottes«, wie Luther

fälschlich übersetzt); diese vermählen sich mit den Töchtern der Menschen, durch deren Schönheit sie angezogen werden; und daraus gehen berühmte Helden hervor. Ganz ähnlich wie bei den Griechen. Da findet auch solcher Geschlechtsverkehr zwischen den Göttern und menschlichen Weibern statt, und es gehen aus solchen Verbindungen die »Heroën«, die berühmten Helden der fabelhaften Vorzeit hervor. So sind z. B. Herkules, Theseus, Achilleus, und sogar der spätere Philosoph Plato aus geschichtlicher Zeit, Göttersöhne. Wir erkennen also hier eine Verwandtschaft des Judenthums mit dem Heidenthume. Ueberhaupt müssen wir das Vorurtheil ablegen, als fände eine solche Verwandtschaft gar nicht statt. Wer Juden- und Christenthum für göttliche Offenbarungen, die verschiedenen andern Religionen dagegen für Menschenwahn hält und erklärt, der kann freilich eine solche Verwandtschaft nicht zugeben. Dem Unbefangenen lehrt sie aber der Augenschein an allen Orten und Enden. Heißt doch das hebräische Wort, das wir mit »Gott« übersetzen, das Wort »Elohim«, eigentlich »Götter«, indem es der Plural, die Mehrheit ist. Wie ist das anders zu erklären, als daß die Hebräer eben ursprünglich, so gut wie andre Völker, an mehrere Götter geglaubt und immer von »Göttern« gesprochen, und nachher, als sie zu dem Glauben an nur *einen* Gott übergingen, die Form der Mehrheit beibehalten haben? Darum steht denn im Alten Testamente, wo das Wort »Elohim« angewendet wird, genau übersetzt immer: »Und es sprach Götter«, und so in allen andern Verbindungen immer das Zeitwort in der Einheit, das Hauptwort in der Mehrheit. Hat vielleicht in der Urschrift, die den Gottesnamen »Elohim« geführt hat, auch das Zeitwort in der Mehrheit gestanden, so daß es also hieß: »Und es sprachen die Götter«, und so in andern Verbindungen ebenso, so daß wirklich nicht von *einem* Gotte, sondern von *mehreren* Göttern die Rede war? Und hat dann der spätere Bearbeiter, der den Namen »Jehovah« gebraucht und also offenbar nur *einen* Gott annahm, die einmal gebräuchliche Mehrheitsform »Elohim« wohl stehen lassen, aber das Zeitwort in die Einheit gesetzt, um den Polytheismus, die Vielgötterei, hinwegzuschaffen und den *einen* Gott überall an die Stelle zu bringen? Es kommt auch in der That die Mehrheit des Zeitworts in der Verbindung mit »Elohim« noch vor. In der ersten Schöpfungsgeschichte spricht Elohim (1, 26.): »Laßt uns Menschen machen nach unserm Bilde, nach unsrer Aehnlichkeit.« Es ist auch sonst ausgemacht, daß die Hebräer wirklich früher mehrere

Götter gehabt haben. Der häufig vorkommende Götzendienst derselben ist im Alten Testamente immer als Abfall von dem eignen einen Gotte Jehovah zu den fremden Göttern der Nachbaren dargestellt; aber ohne Zweifel sind diese Götter ursprünglich vielmehr die eigenen gewesen und ihre Verehrung eine altgewohnte, welche nur mit Schwierigkeit durch den Dienst des einen Gottes verdrängt werden konnte. So haben wir es denn hier in unsrer Stelle wahrscheinlich eigentlich auch mit »Söhnen der Götter« zu thun, und man hat sich darunter etwa Engel, Boten, Untergötter zu denken.

Gott schickt die Fluth als ein Strafgericht über die Menschen. Deshalb bezeichnet der gebräuchliche Name »Sündfluth« die Sache ganz richtig, obgleich er durch Mißverständniß aus dem altdeutschen »Sint-vluoth«, d. h. große Fluth, entstanden ist. »Und Jehovah sah, daß groß war die Bosheit der Menschen auf der Erde, und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse allezeit.« Es ist dies das zweite große Strafgericht, das er über die Menschen verhängt. Das erste hatte in der Austreibung aus dem Paradiese und in der Verhängung des Todes, der sauren Arbeit und der Geburtsschmerzen bestanden; das zweite besteht in der gänzlichen Ausrottung aller Menschen, mit Ausnahme des Noah und seiner Familie. Dazwischen, als ein Privatstrafgericht und als eine Fortsetzung oder vielmehr Verschärfung der Austreibung aus dem Paradiese, liegt die Vertreibung des Kain in das Land der Verbannung, nach Morgen hin, vom Angesichte Jehovah's weg. Dort hatte das verbotene Essen vom Baume der Erkenntniß, bei Kain Brudermord, hier allgemeine Sündhaftigkeit und insbesondere wohl Uebermuth und Gewaltthat Veranlassung dazu gegeben. Jehovah haßt das Böse. Schon vor Verhängung der Fluth setzt er darum das Leben der Menschen auf 120 Jahre herab. »Da sprach Johovah: Nicht soll mein Geist im Menschen walten ewiglich, wegen ihrer Vergehung. Er ist Fleisch und es seien seine Tage 120 Jahre.« Jehovah spricht aus, daß im Menschen sein Geist walte; er hatte ihm ja nach seiner Bildung aus Erde den lebendigen Odem selbst in die Nase gehaucht. Nun aber hatte er ihm wegen seines ungehorsamen Essens vom Baume der Erkenntniß den Zugang zum Baume des ewigen Lebens verschlossen; und hier bestimmt er nun genau die Grenze seines Lebens.

Jehovah empfindet bei Wahrnehmung der allgemeinen Verderbtheit Reue, daß er die Menschen geschaffen. »Und Jehovah reute es, daß er den Menschen gemacht auf der Erde, und es schmerzte ihn

in sein Herz. Da sprach Jehovah: Ich will die Menschen, die ich geschaffen, vertilgen von der Erde, vom Menschen an bis zum Vieh, bis zum Gewürme, und bis zu den Vögeln des Himmels; denn es reuet mich, daß ich sie gemacht«. Auch sonst wird im Alten Testamente Gott Reue zugeschrieben, und sie ist überhaupt von dem Gotte des Alten Testaments gar nicht zu trennen, weil er keineswegs der unbegrenzte und vollkommene Gott ist, wie er in den jetzigen Religionslehrbüchern dargestellt wird. Und wenn anderswo im Alten Testamente von ihm gesagt wird, er sei nicht ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue, so ist zu bemerken, daß Gott im Alten Testamente nicht überall ganz derselbe ist, sondern in den verschiedenen Büchern mehr oder weniger verschieden erscheint. Jeder Mensch wie jedes Volk bildet sich ja seinen Gott auf eigenthümliche Weise; darum ist derselbe in der Darstellung des Einen nie ganz so wie in der des Andern.

Bei aller Reue über die Schöpfung der Menschen und bei aller Schrecklichkeit des über sie darum verhängten Strafgerichts fehlt denn aber auch die Gnade nicht. In seinem Zorne ist Jehovah entsetzlich und schonungslos, in seiner Gnade aber eben so überschwenglich. Er beschließt den gerechten Noah mit den Seinen zu erhalten, theilt ihm deshalb bei guter Zeit den gefaßten Entschluß mit und weist ihn an, wie er dem allgemeinen Verderben entrinnen solle, giebt ihm sogar auf das Genaueste Maaß und Einrichtung des zu erbauenden Schiffes an, ja er verschließt endlich noch die Thür des Kastens hinter ihm. So errettet er später den Lot aus dem Untergange von Sodom und Gomorra, welches Strafgericht überhaupt mit dem der Fluth manche Aehnlichkeit hat.

Als Noah wieder aus dem Kasten gestiegen ist, ist das Erste, daß er dem Jehovah einen Altar baut und ein Brandopfer bringt von den reinen Thieren, die mit im Kasten gewesen sind. »Und Jehovah roch den lieblichen Geruch«, heißt es da, »und sprach in seinem Herzen: Nie wieder will ich in Zukunft die Erde verfluchen um des Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf; und nie wieder will ich in Zukunft alles Lebendige schlagen, sowie ich gethan habe.« Der liebliche Geruch des Brandopfers ändert seinen Sinn und besänftigt seinen Zorn, so daß er beschließt, nie wieder die Menschen zu vertilgen, die ihm ja allein die Opfer bringen, und die Thiere, die ihm geopfert werden. Man erkennnt im Verfasser den Priester, der das Wohlgefallen Jehovah's

an den ihm gebrachten Opfern außerordentlich hoch anschlägt und die Wirkung derselben gern als sehr bedeutend darstellt. Er meint, Jehovah hätte ja auch später manche Ursache gehabt und hätte sie immer noch, wieder eine solche Fluth zu senden und die Menschen ihrer Sünden wegen zu verderben; nur die ihm dargebrachten Opfer wenden solch Unglück ab, versöhnen seinen Zorn in Verbindung mit dem Gedanken, daß ja nun doch einmal die Menschen von Jugend auf böse wären und also ihre zeitweise Vertilgung doch zu Nichts helfen könne. Sein Zorn über die Bosheit der Menschen wird also beruhigt durch die süßduftenden Opfer, die sie bringen, und um dieser willen wird ihnen für immer Schonung zugesagt. Es ist das ganz die alte Vorstellung, wie sie auch bei den Heiden sich findet, daß die Götter vor Allem durch Opfer besänftigt und gewonnen werden. Und finden wir nicht dem Wesen nach ganz dieselbe Vorstellung oft auch noch bei den Gläubigen unserer Tage? Suchen sie nicht durch Abendmahlgehn, durch häufigen Kirchenbesuch, durch Beten, durch Schenkungen an die Kirche oder an Arme, durch — Glauben sich die Gunst Gottes, vielleicht seine Verzeihung für grobe Sünden zu erkaufen? und denken sie dabei nicht auch oft genug: »Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist nun einmal böse von Jugend auf; aber Gott ist gnädig, wenn wir nur viel opfern und glauben?« — Bei Jesaia sagt freilich Jehovah, daß er die Opfer nicht möge, sondern Besserung verlange (1, 10—17.); aber das ist eben wieder eine andre Anschauung der Sache, welche den Sinn unsrer Stelle nicht ändert. Ueberall in den Büchern Mosis legt Jehovah stets außerordentcich großen Werth auf Gebräuche, so daß er sogar den Tod auf ihre Unterlassung setzt. Wir werden das später oft genug finden. Es ist ganz verkehrt, spätere, etwa seine eigenen Vorstellungen von Gott auf alte Schriften übertragen und sie ihnen gewaltsam unterschieben zu wollen, wenn auch das Gegentheil deutlich genug dasteht. Das kann nur Verwirrung und Unwahrheit geben. Man muß jedes Buch nehmen, wie es ist, und seinen Inhalt, wie er darin steht. Hier steht nun eben, daß Jehovah den lieblichen Geruch des Opfers gerochen habe. Das heißt weiter Nichts, als was es sagt. Der Verfasser dachte sich eben seinen Gott so, daß er den Duft des Brandopfers gern röche; der Priester schloß ohne Zweifel von sich selbst auf seinen Gott, wie das ja überall und immer geschieht. Das mag dem Leser so menschlich oder wie sonst erscheinen, — gleichviel, es steht unzweifelhaft da und der Verfasser

hat es unzweifelhaft gemeint. Setzt das und dergleichen, wie etwa die »Söhne Gottes«, in den Augen des »Gläubigen« die Bibel herab, so können wir Nichts dafür. Warum hat derselbe eine so unwahre Meinung von ihr, oder warum hat man ihm eine solche beigebracht. Uns setzt dergleichen die Bibel nicht herab, weil wir längst wissen, daß sie eben ein menschliches Buch ist, und ein altes Buch, mit alten vergangenen Vorstellungen. Wir verachten die Menschen nicht deshalb, weil sie einmal an solche Götter oder einen solchen Gott geglaubt haben, und darum auch die Bibel nicht, weil sie solchen Glauben enthält. Sie gehört uns eben in die Geschichte des menschlichen Geistes hinein, so gut wie jedes andre Buch, und der menschliche Geist entwickelt sich allmälig, kommt allmälig erst zu besserer Erkenntniß. So ist es auch in Judenthum und Christenthum, und — merkt wohl, ihr gläubigen Christen — auch ihr habt noch viel vor euch auf dem Wege zu besserer Einsicht, und gar keine Ursache, die Alten wegen *ihres* Gottesglaubens zu verachten. Verlangt auch nicht von uns, daß wir *sie* verachten sollen, damit wir *euch* nicht etwa mit verachten.

Nun segnet Gott Noah und seine Söhne, und spricht einige Gebote gegen sie aus. Wie in der ersten Schöpfungsgeschichte nach Erschaffung der Menschen, so sagt er auch hier wieder, gleichsam beim zweiten Beginn der Welt, zu den neuen Stammeltern des Menschengeschlechts: »Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllt die Erde«. Anstatt aber, daß er dort allein die Pflanzenwelt Menschen und Thieren gemeinschaftlich zur Speise angewiesen, weist er hier den Menschen auch die Thiere dazu an. »Alles, was sich reget und lebet, euch soll es sein zur Speise; wie das grüne Kraut gebe ich euch Alles.« Und in Folge davon: wie er dort den Menschen nur die *Herrschaft* über die Thierwelt zugewiesen, so soll dieselbe nun vielmehr in Schrecken vor ihnen leben. »Furcht und Schrecken vor euch sei auf allen Thieren der Erde, und auf allen Vögeln des Himmels, auf Allem, wovon sich der Erdboden reget, und auf allen Fischen des Meeres; in eure Hand sind sie gegeben.« Der Verfasser meint offenbar, daß erst von der Fluth an die Menschen Fleisch gegessen, vor derselben sich aber nur von Pflanzenkost genährt haben. Freilich haben schon Abel und Jabal Heerden, und jener opfert wenigstens, schlachtet also jedenfalls davon; aber diese Angaben rühren vom Jehovisten, die hier, über die erst nach der Fluth gegebene Erlaubniß zum Fleischessen, vom Elohisten her, und es wird dort nicht

gesagt, daß Abel auch Fleisch gegessen habe, was doch erst den Widerspruch bestimmt herausstellen würde. — »Nur das Fleisch in seinem Leben, seinem Blute«, sollen sie nicht essen. Das Verbot des Blutessens nimmt eine bedeutende Stelle auch nachher im mosaischen Gesetze ein. Man meinte, im Blute wohne die Seele oder das Leben; daher bei zunehmender Kultur eine Scheu vor dem Essen desselben. Auch wilde Nationen, namentlich auf den Südsee-Inseln, glauben im Blute das ganze Wesen des Lebendigen zusammengedrängt. Die Neuseeländer z. B. scheuen aber das Blut aus diesem Grunde nicht, sondern suchen es vielmehr; sie trinken das Blut erschlagener Feinde, weil sie meinen, sich damit Kraft, Muth und Klugheit derselben anzueignen. — Nur das Blut der Menschen wolle er rächen, wenn es vergossen werde, sagt Gott, nicht das der Thiere; an Thieren und an Menschen wolle er es rächen. »Wer Menschenblut vergießt, durch Menschen soll sein Blut vergossen werden, denn nach seinem Bilde machte Gott den Menschen.«

Darauf schließt Gott ausdrücklich einen Bund mit den übriggebliebenen Menschen und ihren Nachkommen, ja sogar mit den Thieren, daß er sie nicht wieder durch eine Fluth verderben wolle, was er schon vorher beim lieblichen Geruche des Opfers sich vorgenommen, »in seinem Herzen gesprochen« hatte. »Siehe, ich errichte einen Bund mit euch und mit eurem Samen nach euch, und mit allen lebendigen Wesen, die bei euch sind, an Vögeln, an Vieh und allen Thieren der Erde bei euch, allen, die aus dem Kasten gegangen, allen Thieren der Erde.« Er stellt sogar ein Zeichen dafür auf. »Das ist das Zeichen des Bundes, welchen ich mache zwischen mir und euch und allen lebendigen Wesen, die bei euch sind, auf ewige Geschlechter: — meinen Bogen habe ich in die Wolken gestellt, daß er zum Zeichen des Bundes sei zwischen mir und der Erde.« Dieser Bogen soll nicht allein den Menschen ein Zeichen, eine trostreiche Erinnerung an den Bund sein, sondern ganz besonders auch für Gott selbst, damit er sich erinnere und nicht etwa wieder die Erde verderbe, wenn er die Wolken über sie hinführt. »Und es geschieht, wenn ich Wolken führe über die Erde, so erscheint mein Bogen in den Wolken, und ich gedenke des Bundes, daß hinfort das Wasser nicht soll werden zur Fluth, die Erde zu verderben. Und es stehet der Bogen in den Wolken, und ich schaue ihn, um zu gedenken des ewigen Bundes zwischen Gott und allen lebendigen Wesen in allem Fleisch, welches auf der Erde ist.« — Hier schließt also Gott einen

Bund mit allen Menschen der ganzen Erde: — sie sollen nicht wieder durch eine allgemeine Fluth vertilgt werden. Später schließt er einen Bund mit Abraham, den er auch dem Isaak und Jakob erneuert, daß er ihre Nachkommenschaft zu einem großen Volke machen und demselben das Land Kanaan zum Eigenthume geben wolle. Diesen Bund schließt er dann von Neuem und endgültig mit dem Volke selbst durch Mose ab, als er das Gesetz giebt, das sie als Gegenleistung beobachten sollen.

Es ist eine schöne Phantasie, den Regenbogen als Zeichen der verschonenden Gnade Gottes anzusehn. Die schweren schwarzen Wolken geben, wenn sie über die Erde hinziehn, einen furchtbaren Anblick, und die aus ihnen herabströmenden Regengüsse drohen Alles wegzuschwemmen oder zu ersäufen. Plötzlich theilen sich die Wolken, der Regen hört auf, die Sonne bricht am Abendhimmel wieder durch, und ihr gegenüber erscheint der wunderbare und prachtvolle Bogen, das gerade Gegentheil der unförmlichen dunkeln drohenden Wolken. Der Schrecken ist vorüber, freundlich lachen die prächtigen Farben, und der gläubige Mensch sieht in ihnen ein Zeichen der auch bei dem Wetter fortdauernden oder mit seinem Ende wiederkehrenden Gnade seines Gottes, der ihn nicht verderben will. Freilich ist in dieser Deutung des Regenbogens nicht klar, wie Gott darauf kommt, gerade seinen Bogen als solches Zeichen in die Wolken zu stellen. Besser ist in diesem Betracht die Mythe bei den Indiern, woher die Juden sie wahrscheinlich haben. Da heißt es, Indra, der Sonnengott, der den Luftkreis beherrscht, kämpft im Gewitter mit den Himmelsstürmern, den Giganten, indem er seine Pfeile, die Blitze, mit seinem Bogen im Dunkel der Wolken auf sie schießt. Dann, wenn der Kampf vorüber und der Sieg errungen ist, hängt er seinen Bogen sichtbar vor aller Welt am Himmel auf. Da weiß man, woher der Bogen und was für ein Bogen. Er ist die Waffe des Sonnengottes, und dann, wenn er nach vollendetem Kampfesgetümmel am Himmel erscheint, das Zeichen des durch den Sieg der Sonne wiedergekehrten Friedens. Merkwürdig übrigens, daß doch auch hier in unsrer Erzählung ein verwandtes Verhältniß stattfindet. Wie in der indischen Mythe der Sonnengott mit Himmelsstürmern kämpft und nach dem Siege den Bogen als Zeichen des Friedens in den Wolken aufhängt, so ist auch bei der Fluth Jehovah in einem Kampfe gegen das Riesen- und Heldengeschlecht (6, 1—4), um dessentwillen er die Erde verderbt, und stellt auch nach ihrer Vertilgung den Bogen als

Zeichen der Versöhnung am Himmel auf. Nur ist das Verhältniß hier nicht eigentlich als Kampf zwischen beiden Theilen, sondern als Frevel von der einen und als Strafe von der andern Seite gefaßt. — Auch noch andre Völker haben den Regenbogen in ihre religiösen Vorstellungen mit aufgenommen. Bei den Griechen war er die Straße, auf welcher die Götterbotin auf und nieder steigt, bei den Skandinaviern die Brücke zwischen Himmel und Erde.

Bekanntlich finden sich auch bei andern Völkern Sagen von einer großen Fluth, welche in der Urzeit eingetreten sein soll, bei den Griechen sogar zwei, die von Ogyges und Deukalion. Auch Deukalion besteigt mit seiner Frau, Pyrrha, ein Schiff, läßt sich damit auf dem Berge Parnassos nieder. Nach der Fluth bitten sie den Zeus um Nachkommen. Da befiehlt er ihnen, die Gebeine ihrer Mutter hinter sich zu werfen. Sie verstehen das von Steinen, und aus denen des Deukalion werden Männer, aus denen der Pyrrha Weiber. Auch bei Indiern und Chaldäern findet sich diese Sage in andern Formen.

Es fragt sich noch, ob eine solche Fluth wirklich jemals stattgefunden habe. Die wesentlich übereinstimmenden Sagen der verschiedenen Völker könnten das zu beweisen scheinen. Sie beweisen aber weiter Nichts, als daß eben viele Völker die Sage gehabt haben, und wo auch Einzelheiten auffallend übereinstimmen, etwa noch, daß die Sage bei diesen Völkern in einem Zusammenhange gestanden hat, vielleicht von dem einen zu dem andern gekommen ist. Daß aber die Sage geschichtliche Wahrheit sei, beweisen sie nicht. Wie denn überhaupt die Uebereinstimmung der Völker in irgend einem Glauben Nichts beweist; sonst wäre es auch z. B. bewiesen, daß es Gespenster und daß es Zauberei gäbe, denn es wird schwerlich ein Volk geben, das nicht an beide glaubt. — Oder wird die Sündfluth vielleicht durch die auf der Erde vorgefundenen Spuren von Wasserfluthen bewiesen? Keineswegs, denn diese Fluthen sind etwas ganz Anderes als jene. Es ist zwar nicht zu verkennen, daß auf dem Festlande, ja auf bedeutenden Höhen, jetzt solche Spuren gefunden werden, daß einmal diese Landtheile unter Wasser gestanden haben müssen; aber entweder waren das nur theilweise Ueberwässerungen, oder sie haben vor der jetzigen Weltperiode, namentlich vor dem Erscheinen des Menschen stattgefunden. Die Sündfluth dagegen soll ja eben das frühere Menschengeschlecht vertilgt haben. Die Erde war in der Urzeit vielleicht ganz mit Wasser bedeckt, und

das Land bildete sich erst allmälig durch Erhebungen von Innen heraus vermöge des unterirdischen Feuers und durch Anschwemmung; aber das ist doch mit der noachischen Fluth nicht zu vergleichen, wo schon der Unterschied von Land und Meer, von Berg und Ebene vorhanden ist. Und wie schon bemerkt, in all den Erdschichten, welche sich im Laufe der Hunderttausende oder der Millionen von Jahren gebildet haben, finden sich Reste und Abdrücke von unzähligen Pflanzen und Thieren, aber nirgends von Menschen, — ein Beweis, daß das Menschengeschlecht eben erst nach all jenen Revolutionen gekommen ist. Dazu kommt, daß eine Fluth, welche die ganze Erde funfzehn Fuß über die höchsten Berge bedeckte, wie die noachische dargestellt wird, unmöglich ist. Es giebt nicht so viel Wasser auf der Erde. Auch in andern Beziehungen springt ja der fabelhafte Charakter dieser Erzählung überall in die Augen, so daß es ganz überflüssig ist, ihn überall erst noch zu zeigen. Der Kasten des Noah hat 300 Ellen Länge wohl dreimal so viel als unsre größten Kriegsschiffe. Noah nimmt von allen Thieren der Erde, außer den Wasserthieren, je ein Paar, von den reinen sogar sieben Paar mit hinein. Wie ist er all dieser Thiere habhaft geworden und wie hat er für sie Futter auf ein Jahr zusammengebracht? Dazu wäre freilich auch sein Kasten noch viel zu klein gewesen. Und doch können ihm dabei billig nur seine drei Söhne und deren Weiber und sein eigen Weib geholfen haben. Himmel, welche kolossale Arbeit! Nur einen Ochsen oder ein Pferd in einen Eisenbahnwagen bringen, beschäftigt gelegentlich ein Dutzend Menschen ein gutes Weilchen. Wie hat Noah nun die Löwen und die Tiger, die Panther, die Leoparden, die Hyänen, die Bären, die Wölfe, die Elephanten, die Kameele, die Nashorne, die Flußpferde, die Giraffen, die Zebra's, die Gazellen, die Hirsche, Rehe, Hasen, Büffel, die Adler, Falken, Habichte, Geier, Kraniche, Störche, Fledermäuse, Raupen aller Sorten, Fliegen, Mücken, Bienen, Wespen, Käfer, Würmer u. s. w, kurz von allen Thieren, die nicht im Wasser leben können, je ein oder sieben Paar zusammengebracht! wie hat er sie auch nur aufgefunden, da sie doch in allen möglichen Ländern und Wäldern, Wiesen und Feldern, Löchern und Schlupfwinkeln zerstreut sind! Es ist das eine kolossale Idee. Der Verfasser hat wohl nur eine sehr beschränkte Kenntniß von der Mannigfaltigkeit des Thierreichs gehabt, und auch diese Kenntniß sich dabei nicht einmal zum Bewußtsein gebracht. Er hat vielleicht gedacht: »Bei Gott sind alle Dinge möglich«, oder auch, er hat vielleicht an

die Schwierigkeiten der Sache gar nicht gedacht. Und nun zumal in jetziger Zeit, wo man den Umfang des Thierreichs besser kennt, kann man die Sache nur dann noch für wahr halten, wenn man eben nicht denkt und Alles vergißt, was man sonst weiß, also nur im wachen Traume, dem eigentlichen Boden, auf welchem solcher Glaube gedeiht. Wer aber bei Erinnerung an die Schwierigkeiten der Sache den Glauben daran heut zu Tage dennoch festhalten will, der ist ein Narr. Freilich, der arme Narr will die Unfehlbarkeit der Bibel festhalten, welche mit jeder einzelnen Geschichte derselben steht und fällt, und mit der sein ganzer Glaube steht und fällt! Wie kann er da anders! —

Wie aber ist diese Fluthgeschichte entstanden? Große Fluthen erleben alle Anwohner großer Flüsse. Unsre Sage hier mag wohl im Lande des Euphrat und Tigris entstanden sein, welches alljährlich weit und breit überschwemmt wird. Es galt dieses Land den Hebräern für das Land ihrer Väter, und der Ararat liegt an dessen Anfang, da wo diese Ströme herkommen. Damit mag die jährliche Ueberschwemmung dieses Landes mindestens das Vorbild zu der großen Fluth gegeben haben. Bei andern Völkern war ähnlicher Anlaß vorhanden, und vielleicht wirkte auch schon die Entdeckung mit, daß man auf Land und in Bergen häufig Wasserspuren finde. Wozu konnte aber, meinte man, Gott eine solche Fluth haben ergehen lassen, als um das verbrecherische Geschlecht zu vertilgen. Damit aber das Menschengeschlecht nicht ganz untergehe und nicht eine neue Schöpfung nöthig werde, mußte eine fromme Familie und durch diese auch die Thierwelt erhalten werden.

Nach Vollendung der Fluth folgt noch eine unsaubere Geschichte, unsauber nach ihrem Inhalte wie nach ihrer Herkunft. Noah baut Wein, berauscht sich und liegt entblößt in seiner Hütte. Da sieht ihn sein Sohn Ham und berichtet es seinen beiden Brüdern draußen. Diese nehmen ein Gewand, legen es auf ihre Schultern und gehen rücklings mit abgewandtem Gesichte hinzu, ihren Vater zu bedecken. Als Noah vom Rausche erwacht und den Vorfall erfährt, da verflucht er den Kanaan, den Sohn Hams, für das Vergehen seines Vaters, und segnet dagegen seine beiden andern Söhne, die ihn bedeckt haben. »Verflucht sei Kanaan! der Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern! Gesegnet sei Jehovah, der Gott Sems, und Kanaan sei sein Knecht! Japhet breite Gott aus, er wohne in den »Zelten des Ruhms, und Kanaan sei sein Knecht!« — Woher ist diese

Geschichte entstanden, da doch unzweifelhaft nie ein Noah mit Sem, Ham und Japhet existirt hat? Wie sind Menschen auf die Erdichtung einer solchen Geschichte gekommen? Man merke wohl: — Kanaan wird hier verflucht, der angebliche Stammvater der Kananiter, der Todfeinde der Juden, des von ihnen unterdrückten Volks. Diese Unterdrückung mußte gerechtfertigt werden, und der Haß mußte sich fühlen. Die Juden erdichteten dann, schon der gemeinsame Stammvater aller Menschen nach der Fluth habe den Stammvater dieser Kananiter verflucht und habe bestimmt, daß er der Knecht seiner Brüder, seine Nachkommen die Knechte der Nachkommen seiner Brüder und namentlich des Sem, als des angeblichen Stammvaters der Juden, sein sollte, und zwar sei das geschehen wegen des unkindlichen Frevels seines Vaters. Die Unterdrückung und die Verachtung sollten gerechtfertigt werden durch einen urväterlichen Fluch und durch ein urväterliches Vergehen. Dabei ist auch Ham der jüngste Sohn Noah's genannt, Sem dagegen als der erstgeborne dargestellt, um diesen schon durch die Geburt über jenen zu setzen. Und später nimmt wieder Kanaan unter Ham's Söhnen die letzte Stelle ein. Die ganze Geschichte ist ein Produkt des Hasses und der Despotie. Die Kananiter sollten als Nachkommen eines Menschen dargestellt werden, der das vierte Gebot übertreten, die Pietät gegen den Vater, das heiligste Verhältniß zwischen Menschen, freventlich verletzt, als frecher Bube sich betragen hätte. Nicht Ham selbst aber wird verflucht, sondern sein Sohn Kanaan, um die Kananiter namentlich zu bezeichnen, und die andern, angeblich von Ham abstammenden Völker nicht mit einzuschließen, die ja nicht der Juden Knechte waren.

6. Babel.

(1. Mos. 10. 11.)

Ehe wir zu der Erzählung vom babylonischen Thurmbau kommen, finden wir im zehnten Capitel die sogenannte Völkertafel, d. h. ein Verzeichniß der von Noah's drei Söhnen, Sem, Ham und Japhet abstammenden Personen und Völker, was Beides hier so ziemlich gleichbedeutend ist, da alle die genannten Personen als Stammväter von Völkern angesehen werden. Sie bilden nach den drei Söhnen Noah's drei Völkergruppen, Semiten, Hamiten und Japhetiten,

von denen die Japhetiten als im Norden und Nordwesten, die Hamiten als im Süden, die Semiten als in der Mitte zwischen Beiden wohnend gedacht werden. Zu den Semiten sind die Hebräer selbst gerechnet, indem von Sem Eber, und von diesem wieder Abraham abstammen soll. Man nennt daher auch heute noch die mit den Hebräern verwandten Völkerschaften, wie die Araber, Chaldäer, Syrer, Aramäer, gemeinschaftlich Semiten, und ihre unter einander nahe verwandten Sprachen die semitischen. Es gehören zu den Semiten auch die Phönicier und Kananiter, obgleich sie hier in dieser Völkertafel zu den Hamiten gezählt werden. Man sollte meinen, die Hebräer würden diese Verwandtschaft selbst am besten gekannt haben, da sie mit diesem Volke ja dasselbe Land bewohnten und ein und dieselbe Sprache redeten. Sie werden das auch wohl; aber sie mochten es aus Haß, und um ihre Unterdrückung der Kananiter um so besser zu beschönigen, nicht wissen, und suchten auch in der Abstammung eine Kluft zwischen sich und ihnen zu schaffen. Es trieb sie dazu dasselbe Interesse, welches die Geschichte von Noah's Fluch über seinen Enkel Kanaan hervorgebracht hatte, wie wir am Ende des vorigen Stückes sahen.

Diese Völkertafel enthält ohne Zweifel manches Richtige in Bezug auf Verwandtschaft damaliger Völker, noch mehr aber sicherlich Falsches oder ganz Fabelhaftes. Der Verfasser ordnete alle ihm bekannten Völkernamen, so gut es gehen wollte, zusammen. Da wird ja mancher Name mit untergelaufen sein, für den es kein Volk gab, und manche Verwandtschaft aufgestellt, die unbegründet ist. Ist es doch selbst bei der jetzigen umfassenden Kenntniß der Völker nicht möglich, überall mit Sicherheit zu ordnen. Wie viel weniger ist es damals möglich gewesen, wo die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner eine so geringe war, daß man nur von den nächsten Nachbarn Sicheres wußte, die größere Ferne aber im Nebel der Sage lag. — Ein Hauptzug nicht allein dieses Verzeichnisses, sondern der alttestamentlichen Anschauung vom Ursprunge der Völker überhaupt, ist der, daß die Völker immer bestimmte Stammväter, und von diesen ihre Namen haben sollen. Wie das ganze Menschengeschlecht von dem Einen, so wird auch jedes Volk immer wieder von Einem abgeleitet. In der That ist es denn aber immer umgekehrt: — nicht das Volk kommt von dem angeblichen Stammvater her und hat von ihm seinen Namen, sondern der angebliche Stammvater kommt vom Volke her, d. h. er ist in der Phantasie der Menschen aus dem Volke gemacht, an dessen Anfang gestellt und mit dessen Namen belegt worden.

So also z. B. hat es nicht einen Menschen Kanaan gegeben, welcher der Stammvater der Kananiter wäre, und von dem diese ihren Namen erhalten hätten, sondern es hat nur Kananiter gegeben, und man hat diesen in der Sage einen Stammvater gesetzt und ihn nach dem Volke Kanaan genannt. So ist es wahrscheinlich auch mit den Israeliten und mit Israel. Recht deutlich geht dies daraus hervor, daß in dieser Tafel öfter geradezu der Volksname in der Mehrheit, im Plural, als Name des Stammvaters angenommen ist, wie z. B. Philistim, d. i. die Philister. Statt des Volksnamens steht aber eben so oft auch der Name des Landes oder einer Stadt, der dann ebenfalls dem angeblichen Stammvater der Bewohner beigelegt wird, so z. B. Mizrajim (Aegypten), Tharsis (das ferne Westland), Sidon, u. s. w. Gewiß bei weitem nicht alle hier genannten Völker haben wirklich existirt; von den angegebenen Stammvätern hat aber unfehlbar keiner existirt.

In die Völkertafel eingeschoben ist die kurze Geschichte von Nimrod. »Und Cusch zeugte Nimrod; der fing an gewaltig zu werden auf der Erde. Derselbe ward ein gewaltiger Jäger vor Jehovah. Darum spricht man: wie Nimord ein gewaltiger Jäger vor Jehovah. Und der Anfang seines Reiches war Babel und Erech und Akad und Chalne im Lande Sinear. Von diesem Lande ging er aus nach Assur, und bauete Ninive und Rehoboth-Ir und Calah und Resen zwischen Ninive und Calah, das ist die große Stadt.« Nimrod ist ein gewaltiger Jäger und Herrscher. Die Menschen mußten zuerst gegen die reißenden Thiere, unter denen sie lebten, sich wehren. Zu diesem Zwecke erfanden sie Waffen. Die Kräftigsten und Kühnsten befaßten sich natürlich mit diesem Kampfe am meisten, und wiederum wurden die, welche ihn am meisten führten, dadurch an Kühnheit und Kraft, und eben durch den Besitz von Waffen gehoben. Es war natürlich, daß diese denn auch unter den Menschen ein Uebergewicht erlangten, und daß so die Kämpfe der Jagd den Grund zur Gewaltherrschaft unter den Völkern legten. Dieser allgemeine Vorgang ist in der Sage von Nimrod an eine einzelne Person geknüpft. Zwei Menschenklassen haben sich von je unter die Herrschaft über die Menschen getheilt: die Fürsten und die Priester. Die Fürsten herrschten durch die rohe leibliche Macht, die Waffen, — die Priester durch die entsprechende geistige, den religiösen Glauben. Beide haben sich auch immer gegenseitig beherrscht, jene diese eben durch die äußere Waffengewalt, diese jene durch die innere Glaubensgewalt,

indem bald die eine, bald die andere überwog. Bei zunehmender Bildung wird die rohe leibliche Gewalt allmälig zur Arbeit, und die rohe geistige zur Wissenschaft, und dadurch die Menschheit frei.

Nach der Völkertafel folgt denn im Anfange des elften Capitels die Erzählung von dem Thurmbau zu Babel. Alle von Noah abstammenden Menschen hatten, heißt es da, ein und dieselbe Sprache, zogen zusammen in die Ebene des Landes Sinear und ließen sich da nieder. Da sprachen sie unter einander: »Wohlan, wir wollen uns eine Stadt bauen und einen Thurm, dessen Spitze bis in den Himmel reiche, und wollen uns einen Namen machen, damit wir nicht zerstreut werden über die ganze Erde.« Zweierlei Zweck haben sie also bei ihrem Thurmbau: sie wollen sich einen Namen machen bei Mit- und Nachwelt, und wollen sich ein weithin sichtbares Zeichen aufrichten, gleichsam ein Panier, eine Fahne, das sie zusammenhalten und vor Zerstreuung bewahren soll. Darum soll der Thurm eben bis an den Himmel reichen, um überall gesehen zu werden. Daß die Erde eine Kugel ist, wußte der Verfasser noch nicht; darum dachte er, ein bis an den Himmel reichender Thurm müßte auf der ganzen Erde, die er sich als eine Scheibe vorstellte, gesehen werden können.

»Da kam Jehovah herab, um die Stadt und den Thurm zu sehen, welche die Söhne der Menschen baueten«, heißt es dann weiter. Jehovah sieht die Bewegung von der Höhe des Himmels herab, aber nicht recht deutlich, oder es ist ihm davon eine unsichere Kunde zu Ohren gekommen. Er steigt deshalb herab, um es selbst zu sehn, sich selbst genauer von der Sache und ihrem Zwecke zu unterrichten. So geht er später, bei Gelegenheit seiner Einkehr bei Abraham, nach Sodom, und sagt in Bezug darauf zu Abraham, es sei ein großes Geschrei über die Sünde von Sodom und Gomorra zu ihm gedrungen, und er wolle nun selbst dahin gehen, um zu sehen, ob es wirklich so arg wäre (1. Mos. 18, 20. 21.).

Und nun spricht denn Jehovah weiter: »Siehe, es ist Ein Volk und Eine Sprache ihnen allen, und das beginnen sie zu thun; und nun wird ihnen Nichts verwehrt sein, was sie ersinnen zu thun. Wohlan, wir wollen niedersteigen und daselbst ihre Sprache verwirren, daß sie nicht verstehen Einer des Andern Sprache.« »Und so zerstreuete sie Jehovah von dannen über die ganze Erde, und sie hörten auf, die Stadt zu bauen.« — Jehovah hat sich also bei näherer Besichtigung von dem Vorhaben der Menschen in Babel überzeugt. Er hat gesehn, sie wollen wirklich einen Thurm bis an den Himmel

bauen; er fürchtet, sie werden, wenn ihnen das gelingt, noch allerlei Anderes, wohl noch Größeres und Kühneres unternehmen, und ihre Unternehmungen werden gar keine Grenze mehr kennen. Er will das aber nicht, das geht ihm zu weit, die Menschen kommen durch solche Dinge ihm zu nahe, verlassen die untergeordnete Sphäre, die er ihnen bestimmt hat, werden zu gottähnlich, und — er sieht nicht ab, was daraus noch werden soll, da ihnen dann eben gar Nichts verwehrt sein wird zu thun, ihre Unternehmungen gar kein Maaß mehr haben, wohl gar endlich ihn selbst überflügeln möchten. Er, der Eine, wenn auch noch so mächtig und über den einzelnen Menschen erhaben, fürchtet doch die vereinte Kraft derselben, die ihm am Ende über den Kopf wachsen könnte. Er sieht, nur die Vereinigung ist es, was diese Gefahr erzeugt, und die gemeinsame Sprache ist es, was die Vereinigung möglich macht und erhält. Darum beschließt er, ihre Sprache zu verwirren und dadurch die gefährliche Vereinigung aufzulösen und sie nach allen Weltgegenden zu zerstreuen.

Wir erinnern uns hierbei unwillkürlich an die Geschichte im Paradiese. Als die ersten Menschen vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen haben, da sagt Gott Jehovah: »Siehe, der Mensch ist geworden wie unser Einer, so daß er Gutes und Böses erkennet; und nun, daß er nur seine Hand nicht ausstreckt und nimmt auch vom Baume des Lebens, und ißt und lebet ewig.« Da treibt ihn Jehovah aus dem Garten Eden heraus, vom Baume des Lebens weg, damit er nicht zu der bereits erlangten Erkenntniß auch noch ewige Lebensdauer erlange, und ihm ganz gleich werde. So treibt Jehova hier die in der Ebene von Babel versammelten Menschen auseinander, damit sie nicht den Thurm bis an den Himmel bauen, und noch Größeres vollbringen, und damit eben auch werden wie Jehovah, ihm gleichkommen, ihm seinen Vorzug, ihm wohl gar seine Herrschaft benehmen. Die Götter mögen es nicht, daß die Menschen ihnen gleich werden oder doch zu nahe kommen. Darum räth in dem Schiller'schen Gedichte: »Der Ring des Polykrates« diesem überglücklichen Könige sein Gast, der König von Aegypten, sein Liebstes ins Meer zu werfen, um dadurch den Neid der Götter zu beschwichtigen.

Der Anlaß zu dieser ganzen Sage vom Babylonischen Thurmbau liegt einestheils in wirklichen Verhältnissen dieser Stadt und anderntheils in dem Wunsche, die Verschiedenheit der Sprachen zu erklären, welche beide Umstände einander dabei die Hand reichten.

Babel war in der That nach allen Berichten alter Schriftsteller und nach dem Zeugnisse der Ruinen, welche noch jetzt vorgefunden werden, eine Stadt von ungeheurer Ausdehnung. Ebenso war darin wirklich ein ungeheurer Thurm vorhanden, der Tempel des Gottes Belus, der aus acht Stockwerken bestand, von denen immer das höhere etwas weniger Umfang hatte. Noch jetzt sind seine Trümmer etwa 200 Fuß hoch. Die Stadt soll 12 deutsche Meilen im Umfange, 100 Thore, eine Mauer von 200 Fuß Höhe mit 250 Thürmen gehabt haben. Die Stadt Babel mit diesem Thurme mußte darum als das ungeheuerste Werk der Menschen erscheinen, und da diese Stadt über die benachbarten Völker und namentlich auch über die Juden viel Unterdrückung brachte, so erschien denselben ihr Bau und ihre Größe als ein Werk des Uebermuths. Es war natürlich, daß man von dem Thurme sagte, er reiche bis an den Himmel, oder doch, die Erbauer hätten den Plan gehabt, ihn so hoch hinauf zu führen. Es war natürlich, daß man ihn als ein Sammelzeichen ansah, da ringsum die ungeheure Stadt und die fruchtbare bevölkerte Ebene sich ausbreitete. — Nun war ferner die Stadt Babel und das umliegende Land ein Sammelplatz verschiedener Völker. Das babylonische, assyrische, medische und persische Reich breiteten sich dort zu verschiedenen Zeiten aus. Diese großen Reiche hatten meistentheils in Babel ihren Mittelpunkt, und umfaßten sehr verschiedene Völker, indem sie nach beiden Seiten des Euphrat und Tigris hin, nach Osten und Westen, bis zuletzt nach Indien und an das Mittelmeer reichten. Verschiedene Völker waren in ihnen zu verschiedenen Zeiten die herrschenden, eben einmal die Babylonier, einmal die Assyrer, einmal die Meder, einmal die Perser. So fand in diesen Ebenen zwischen und an den beiden Flüssen in der That ein Völkergewirre und eine Mischung vieler Sprachen statt. Die dort bestehenden Reiche zerfielen auch öfter wieder, eben, weil sie aus so verschiedenen Völkern mit verschiedenen Sprachen bestanden. Da war denn also das Sprachengewirre als Ursache der Trennung vorhanden, und die Sage konnte leicht dasselbe von Jehovah ableiten, der dadurch die große Menschenvereinigung habe aufheben wollen, welche ja in Wahrheit durch dieselbe sich löste. So schien denn die Entstehung der verschiedenen Sprachen erklärt. Freilich möchte sie wohl in Wirklichkeit anders geschehen sein, nämlich indem nicht Menschen, die bei einander wohnten, in der Sprache auseinander gingen, und dann sich in verschiedene Länder zerstreuten, sondern indem die Menschen ursprünglich

in verschiedenen Ländern, durch Berge, Wüsten und Meere getrennt, wohnten und so verschiedene Sprachen bildeten.

Die Meinung, daß große, riesenhafte Unternehmungen der Menschen dem Willen Gottes entgegen wären, ist auch heut zu Tage noch nicht ganz verschollen. Englische und deutsche Pietisten haben die Welt-Gewerbe-Ausstellung in London in dem ungeheuren Glaspalast mit dem babylonischen Thurmbau verglichen und ihre Vereitelung bekanntlich falsch prophezeit. Das macht, die Völker haben vom Baume der Erkenntniß gegessen und essen immer weiter; sie wollen sich nicht mehr in blindem Wahne befehden, sondern sie haben erkannt, daß Einigung zum Heile Aller sei. »Und das beginnen sie zu thun, und nun wird ihnen nichts verwehrt sein, was sie ersinnen zu thun!«

Eine Parallele zu dem babylonischen Thurmbau finden wir in dem Kampfe der Titanen gegen die Götter bei den Griechen. Sie thürmen die Berge Ossa und Pelion über einander, um den Himmel zu erreichen; werden aber von Zeus besiegt.

7. Abraham.

(1. Mos. 11, 27. bis 25, 18.)

Nachdem denn nach der Sündfluth die Menschen sich zum zweiten Male über die Erde verbreitet haben, geht die Erzählung auf die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob über. Sie sind nach dem Alten Testament die Stammväter des jüdischen Volks und die Lieblinge Jehovah's. Von Isaak ist sehr wenig erzählt: seine Geschichte geht fast ganz in der seines Vaters und seiner Söhne auf. Darum behandeln wir die Geschichte der Erzväter nur in zwei Capiteln, von welchen dieses dem Abraham, das folgende den Brüdern Jakob und Esau gewidmet ist.

Wie die fünf Bücher Moses überhaupt in allen Theilen die Absicht zeigen, das Volk Israel als das auserwählte Volk Jehovah's darzustellen, so ist im ersten Buche insbesondere das Bestreben zu erkennen, die reine Abstammung desselben nachzuweisen. Adam hat Anfangs zwei Söhne, Kain und Abel. Abel wird erschlagen, Kain als Mörder verworfen: er flieht vor dem Angesichte Jehovah's nach Morgen und dort breiten sich seine Nachkommen aus. Für diese bei-

den verlorenen Söhne erhält er als Ersatz den Seth, und der Eva sind dabei die Worte in den Mund gelegt: »Gesetzt hat mir Gott einen andern Samen statt Abels, weil ihn Kain getödtet«. Kain wird also eigentlich gar nicht als Same, als Nachkomme der Stammmutter aller Menschen, gerechnet, sondern gewissermaßen ausgestrichen. Und dann ist gleich noch bei der Geburt eines Sohnes des Seth bemerkt: »Damals begann man den Namen Jehovah's anzurufen«; nämlich unter den Kindern des Seth, welche also die ersten frommen Verehrer Jehovah's sind. Im fünften Capitel wird nachher Seth's Geschlecht bis auf Noah, den von Jehovah allein gerecht Befundenen, herabgeführt, und von diesem durch den guten Sohn Sem stammt wieder nach der Geschlechtstafel im zehnten und elften Capitel Abraham ab.

Tharah hat drei Söhne: Abram, Nahor und Haran. Er wohnt ursprünglich zu Ur in Chaldäa, wandert aber von da mit Abram und seiner Frau Sarai, sowie mit seinem Enkel Lot, dem Sohne des schon verstorbenen Haran, aus, um nach Kanaan zu ziehen. Er kommt aber nur bis zur Stadt Haran, woselbst er nach einiger Zeit stirbt. Da spricht Jehovah zu Abram: »Ziehe aus deinem Lande und aus deiner Heimath und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde. Und ich will dich zu einem großen Volke machen, und ich will dich segnen und deinen Namen groß machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und die dich lästern, will ich verfluchen, und mit dir werden sich segnen, (oder nach anderer Uebersetzung: »durch dich werden gesegnet werden«) alle Geschlechter der Erde«. So wird Abram hier gleich als der Auserwählte Jehovah's eingeführt, und es wiederholen sich diese Verheißungen und Segnungen noch öfter im Laufe seiner Geschichte. Abram gehorcht denn der Weisung Jehovah's, und macht sich mit Sarai und Lot und mit »aller Habe, die sie gewonnen«, und mit »den Seelen, die sie erworben in Haran«, d. h. mit den dort erkauften Sklaven, nach Kanaan auf, welches Land er nachher mit Ausnahme eines Abstechers nach Aegypten, während seines ganzen Lebens bald hier, bald da auf einige Zeit sich niederlassend, als Nomade durchzieht. Zuerst schlägt er seine Zelte in der Nähe von Sichem bei der Eiche More, dann zwischen Bethel und Ai auf. An beiden Orten baut er dem Jehovah einen Altar, der ihm bei der Eiche More abermals erscheint und wieder die Verheißung ausspricht: »Deinem

Samen will ich dieses Land geben.« Von hier zieht er allmälig weiter nach dem Süden.

Jetzt wird die erste, in das sittliche Gebiet eingreifende Handlung Abrams erzählt. Eine Hungersnoth in Kanaan bestimmt ihn, nach Aegypten zu ziehen. Auf dem Wege dahin sagt er zur Sarai: »Sieh, ich weiß, daß du ein Weib, schön von Ansehn bist. Und es wird so kommen, wenn dich die Aegypter sehn, so werden sie sagen: das ist sein Weib, und werden mich umbringen, dich aber leben lassen. Sage doch, du seiest meine Schwester, damit es mir deinethalben wohlgehe und ich deinethalben leben bleibe.« Als nun Abram wirklich nach Aegypten kommt, sehen die Obersten Pharao's die Sarai, und rühmen sie vor Pharao, und sie wird in Pharao's Haus genommen. Den Abram aber beschenkt er um ihretwillen mit Vieh nnd Sklaven. Da tritt aber Jehovah ins Mittel und schlägt den Pharao und sein Haus mit großen Plagen. Als dieser nun das wahre Verhältniß der Sarai zu Abram inne wird, — wodurch, ist nicht gesagt, — da läßt er ihn zu sich kommen und sagt zu ihm: »Warum hast du mir das gethan? Warum sagtest du mir nicht, daß sie dein Weib sei? Warum sagtest du: sie ist meine Schwester? Und ich nahm sie mir zum Weibe. Aber nun sieh, da ist dein Weib; nimm sie und gehe!«

Diese erste Geschichte aus Abram's Leben ist nicht gerade vortheilhaft für ihn und seine Frau. Aus Furcht, möglicherweise sein Leben zu verlieren, und, wie es scheint, gar noch aus Hoffnung auf Gewinn, giebt er sein Weib preis und diese geht auch willig darauf ein. Nach *unseren* Begriffen von Sittlichkeit würden *wir* eine solche Handlungsweise, wenn sie jetzt vorkäme, feig und ehrlos nennen. Der Verfasser sieht sie offenbar nicht so an, denn er läßt kein Wort des Tadels fallen. Die Begriffe seiner Zeit mögen also darin anders gewesen sein, wie überhaupt die Begriffe des sinnlichen und despotisch-sclavischen Morgenlandes, das die Harems kennt und unbedingte Unterwerfung unter den Herrscher fordert. Auch die Handlungsweise Jehovah's weicht hier ganz von den Begriffen der Gerechtigkeit ab. Er »schlägt den Pharao und sein Haus mit großen Plagen«, während derselbe doch bei seiner Unwissenheit über Sarai's Verhältniß zu Abram an der Sache unschuldig ist, und nur Abram und Sarai durch ihr falsches Vorgeben sich verschuldet haben, also der Strafe werth sind. Denn nicht etwa weil er überhaupt ein ihm nicht vermähltes Weib in seinen Harem genommen, wird der Pharao gestraft, sondern

weil er ein Eheweib, und zwar das Eheweib des Liebling's Jehovah's zu sich genommen hat. Wir sehen, Jehovah ist parteiisch für seinen Liebling; es kommt ihm überhaupt, wie wir noch in vielen Fällen sehen werden, weniger auf Gerechtigkeit, als auf seine Auserwählten an. Er ist ja das Produkt des Verfassers oder der Volkssage; wie können diese ihm beilegen, was sie selbst nicht kennen, — wie kann das Abbild wiederspiegeln, was nicht im Urbilde liegt?

Merkwürdig ist, daß diese Geschichte, ihren Grundzügen nach, noch zweimal vorkommt, nämlich das eine Mal (Cap. 20) zwischen dem Abram und dem Könige Abimelech von Gerar, einer Stadt der Philister, das andere Mal (Cap. 26) zwischen Isaak und Rebekka einerseits und wieder dem Könige Abimelech von Gerar andrerseits. Das erste Mal, wo sie mit Abraham in Aegypten sich ereignet, ist Gott »Jehovah«, das zweite Mal, wo sie mit Abraham in Gerar sich zuträgt, ist Gott »Elohim«, das dritte Mal, wo sie dem Isaak widerfährt, ist Gott ebenfalls »Jehovah« genannt. Wir sehen, beide Urkunden mögen sie von Abraham erzählt haben, nur daß die eine sie nach Aegypten, die andere nach Gerar verlegt, und jede sie etwas anders dargestellt hat. Die Jehovah's-Urkunde hat sie dann noch von Isaak erzählt, und der Ueberarbeiter hat sie alle drei Mal aufgenommen. In Gerar verfährt Elohim gerechter, als Jehovah in Aegypten verfuhr. Er warnt nämlich sofort den Abimelech, indem er im Traume des Nachts zu ihm kommt und sagt: »Siehe, du bist des Todes um des Weibes willen, das du genommen, denn sie ist eines Mannes Eheweib«. Es wird dann auch bemerkt: »Abimelech aber hatte sich ihr nicht genaht«, und er spricht zu Gott: »Herr, willst du auch ein gerechtes Volk tödten? Hat er nicht zu mir gesagt: sie ist meine Schwester, — und auch sie: er ist mein Bruder? In Unschuld meines Herzens und Reinheit meiner Hände habe ich das gethan.« Gott erkennt das auch an und sagt, daß er ihn eben deshalb gehindert habe, sich zu versündigen. Darauf läßt der Verfasser denn auch den Abimelech zu Abraham sagen: »Du hast an mir gehandelt, wie man nicht handeln soll.« — In dem dritten Falle, mit Isaak, kommt es gar nicht so weit, daß Abimelech die Rebekka zu sich nimmt. Er ist nur in Versuchung gewesen, bemerkt aber noch zu rechter Zeit zuvor durch sein Fenster, daß Isaak mit der Rebekka scherzt, und erräth daraus das wahre Verhältniß.

Wie ist wohl diese Geschichte entstanden, und was soll sie, zumal dreimal? Die Schönheit der Stammmütter Sara und Rebekka

nach denen selbst Könige verlangt, wird in derselben ins Licht gestellt, und dann nebenbei noch der Schutz Gottes, den er den Erzvätern habe angedeihen lassen, und die große Gnade und Gunst, welche durch ihn die Erzväter bei Königen gefunden haben. Daß Abraham nach Aegypten zieht, von da aber nach Kanaan, als in seine wahre Heimath, zurückkehrt, darin soll er Vorbild seiner Nachkommen sein, welche ebenfalls unter Jakob, und zwar ebenfalls bei Hungersnoth, dorthin ziehen und unter Mose zurückekehren.

Nach diesem nicht ehrenvollen Eingange der Geschichte Abrams folgen nun zwei sehr rühmliche Erzählungen aus seinem Leben. Die erste ist die bekannte, vielfach als Muster der Verträglichkeit aufgestellte Geschichte seiner Trennung von Lot. Beide haben viel Vieh und es entspinnt sich zwischen den beiderseitigen Hirten Streit über die Weide. Da sagt Abram zu Lot: »Laß doch keinen Streit sein zwischen mir und dir, zwischen meinen Hirten und deinen Hirten, denn wir sind ja Brüder. Liegt nicht das ganze Land vor dir? Trenne dich doch von mir. Willst du zur Linken, so wende ich mich zur Rechten; und willst du zur Rechten, so wende ich mich zur Linken.« Lot erwählt sich hierauf die schöne Jordanaue, da wo nun das todte Meer ist, früher aber eben nach dieser biblischen Sage die Städte Sodom und Gomorrha gestanden haben sollen. Abram dagegen zieht in das Land westlich davon, nach Kanaan.

Beide sind nämlich aus Aegypten wieder herauf in den südlichen Theil des nachherigen jüdischen Landes gezogen, und von da weiter nördlich an denselben Ort zwischen Bethel und Ai, wo sie schon zuvor gewohnt und Abram Jehovah einen Altar gebauet hatte. Da, nachdem Lot sich von Abram getrennt, wiederholt denn Jehovah dem Letzteren die schon beim ersten Eintritt ins Land gegebene Verheißung: »Erhebe deine Augen und schaue von dem Orte, wo du bist, nach Mitternacht und Mittag, nach Morgen und Abend. Denn das ganze Land, das du siehest, will ich dir geben und deinem Samen ewiglich. Und ich mache deinen Samen wie den Staub der Erde, daß wenn Jemand vermag, den Staub der Erde zu zählen, so wird auch dein Same gezählt werden. Mache dich auf und ziehe durch das Land in die Länge und in die Breite, denn dir will ich's geben.« Die letztre Weisung, das Land zu durchziehen, läßt denn eben der Verfasser von Abram in seinem ganzen Leben ausgeführt werden, und so denselben von Kanaan gleichsam schon Besitz nehmen, um umsomehr die Rechtmäßigkeit der Besetzung desselben durch die Israeliten

behaupten zu können. Zu demselben Zwecke läßt er den Abraham überall dem Jehovah Altäre bauen, um nachzuweisen, wie das Land schon in jener Zeit von dem Erzvater dem Dienste desselben geweihet worden sei. Zunächst ziehet Abram wieder nach Süden, und schlägt bei Hebron unter den Eichen Mamre's sein Lager auf, und baut abermals dem Jehovah einen Altar.

Die zweite der oben als rühmlich bezeichneten Geschichten aus Abrahams Leben ist die, in welcher er den gefangenen Lot wieder befreit. Die Könige des Thales Siddim, des nachherigen todten Meeres, haben vier andern Königen seit zwölf Jahren Tribut gezahlt, und machen sich nun im dreizehnten wieder unabhängig. Da kommen diese mit Heeresmacht herbei, schlagen sie und ziehen mit Gefangenen und Beute, worunter auch Lot mit seiner Habe, wieder ihrer Heimath zu Abram setzt ihnen mit 318 seiner Leute nach, bis in die Gegend von Damaskus, überfällt sie des Nachts und nimmt ihnen Alles wieder ab. Der König von Sodom will ihm dann die wiedergenommene Beute überlassen und nur die Leute zurücknehmen. Abram aber spricht: »Ich erhebe meine Hand zu Jehovah, Gott dem Höchsten, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, daß ich weder Faden noch Schuhriemen, daß ich Nichts nehme von Allem, was dein ist, damit du nicht sagest: ich habe Abram reich gemacht; außer was die Knechte gegessen, und den Antheil der Männer, welche mit mir gezogen, Aner, Escol und Mamre, sie mögen ihren Antheil nehmen.« Er ist hier als Muster der Uneigennützigkeit hingestellt, und in einem, in diese Erzählung noch eingeflochtenen andern Zuge auch als Muster des frommen Kriegsmannes, der dem Priester willig den Zehnten von der Beute giebt. Es kommt ihm nämlich bei der Rückkehr von seinem Kriegszuge Melchisedek, König von Salem, ein »Priester Gottes des Höchsten« entgegen, reicht ihm Brod und Wein zur Erquickung und segnet ihn. Abram gi bt ihm darauf den Zehnten von Allem. Das Priesterthum sagte nämlich: Gott giebt dem Sieger den Feind in die Hand; dafür verlangt er vom Sieger, daß er den zehnten Theil der Beute an seine Priester gebe.

Jetzt kommt ein merkwürdiges Stück (Cap. 15), das nicht verfehlen wird, auf den phantasie-begabten Leser die Schauer übergehn zu lassen, die der Erzählung inne wohnen. Jehovah wiederholt abermals seine Verheißung. Er spricht zu Abram: »Fürchte dich nicht, Abram, ich bin dein Schild; dein Lohn soll sehr groß sein.« Abram wendet aber dagegen ein, daß ja alle Gaben ihm zu nichts helfen

könnten, da er kinderlos sterben und sein Sklav Elieser von Damaskus ihn beerben werde. Jehovah aber antwortet, daß nicht dieser, sondern ein leiblicher Sohn ihn beerben, und seine Nachkommenschaft so zahlreich wie die Sterne des Himmels werden und das Land Kanaan besitzen solle. Es wird zwar nun an Abraham gerühmt, daß er dem Jehovah geglaubt, und dieser ihm das zur Gerechtigkeit gerechnet habe, aber dennoch verlangt Abraham ein Zeichen dafür, daß die Verheißung in Erfüllung gehen werde. »Herr Jehovah«, spricht er, »woran soll ich's erkennen, daß ich's besitzen werde?« Da befiehlt ihm Jehovah, er solle ihm eine Kuh, eine Ziege und einen Widder, alles dreijährig, eine Turteltaube und eine junge Taube bringen. Abram bringt die Thiere, schlachtet sie, zertheilt die drei ersten je in zwei Hälften und legt die Stücke einander gegenüber. Die Raubvögel wollen darüber herfallen, aber er verscheucht sie als unreine Thiere. »Und die Sonne neigte sich zum Untergange, da fiel ein tiefer Schlaf auf Abram, und siehe, Schrecken und große Finsterniß fiel auf ihn. Und Jehovah sprach zu Abram: Wisse, daß dein Same Fremdling sein wird in einem Lande, das nicht sein ist, und er wird dienen und man wird ihn drücken vierhundert Jahre. Aber ich werde das Volk, welchem sie dienen werden, richten, und darnach sollen sie ausziehen mit großer Habe. Du aber sollst zu deinen Vätern gehen in Frieden, und sollst begraben werden in glücklichem Alter. Und im vierten Geschlechte sollen sie hieher zurückkehren, denn noch ist die Schuld der Amoriter nicht voll. Und die Sonne war untergegangen und es war finster: siehe, da war ein rauchender Ofen und eine Feuerflamme, welche hindurchfuhr zwischen den Stücken.« Unter Finsterniß und Schrecken und als rauchender Ofen erscheint Jehovah, und fährt als Feuerflamme zwischen den blutigen Opferthieren hindurch. Wir sehen, Jehovah ist der furchtbare Feuergott und hat Wohlgefallen am blutigen Opfer. Er schließt hier, wie gleich der folgende Vers uns sagt, einen Bund mit Abram. Bei solcher Gelegenheit aber gingen beide Parteien mitten durch die zerfleischten Opferthiere hindurch, um anzuzeigen, wie diesen Thieren geschehen sei, so solle auch ihnen geschehen, wenn sie bundbrüchig würden. Das Hindurchgehen zwischen den Opferthieren war also der Schwur, den sie leisteten; so hier Jehovah. Abram geht nicht hindurch, weil er hier Nichts verspricht. »Am selbigen Tage«, heißt es dann zu Ende, »schloß Jehovah mit Abram einen Bund, und sprach: deinem Samen gebe ich dieses Land vom Strome Aegyptens bis zum großen Strome, dem Strome Phrath.«

Jehovah hat dem Abram einen Sohn verheißen, aber es erscheint keiner; Sarai bleibt immer noch unfruchtbar. Da versucht sie ein anderes Mittel, um zu einem solchen zu gelangen. Sie giebt dem Abram ihre ägyptische Sklavin Hagar zur Nebenfrau. Als diese schwanger wird und deshalb ihre Herrin geringschätzig behandelt, beklagt sich Sarai bitter bei Abram. Dieser giebt ihr Vollmacht, mit der Hagar ganz nach Gutdünken zu verfahren. Sarai demüthigt sie und Hagar flieht in die Wüste. Hier findet sie »der Engel Jehovah's« bei einem Brunnen, und als sie demselben auf seine Frage, was sie hier mache, die Sache mittheilt, befiehlt er ihr, zu ihrer Herrin zurückzukehren und sich unter ihre Hand zu demüthigen, spricht auch zugleich die tröstende Verheißung gegen sie aus, er wolle ihre Nachkommenschaft unzählbar machen, sie werde einen Sohn gebären, den sie Ismael (d. h. Gott hört) nennen solle, und dieser werde ein Mensch sein wie ein wilder Esel, seine Hand wider Alle und Aller Hand wider ihn, östlich von seinen Brüdern werde er wohnen. Der Knabe wird denn auch nachher geboren und von Abram Ismael genannt. — Dieser Ismael gilt für den Stammvater der Araber, welche auch ihre Abkunft von Abram ableiten. Das Judenthum erkennt denn in dieser Erzählung die Verwandtschaft an, stellt aber die Abkunft des Brudervolks unter seine eigne, indem es nicht die ächte Frau des Vater Abraham, sondern eine Nebenfrau, eine Sklavin, und zwar von ägyptischem Stamme, ihm zur Mutter giebt. Daß dennoch Ismael zu Abrams Erstgebornen gemacht wird, mag seinen Grund wohl entweder darin haben, daß die alte Sage die Araber für das ältere Volk erklärte, oder darin, daß der Augenschein lehrte, daß sie zahlreicher seien als die Juden. Die Juden sind wahrscheinlich ein arabischer Stamm. Das wollte ihr Stolz aber nicht Wort haben, und erfand deshalb diese Geschichte, um sie selbst neben die Araber, ja über sie zu stellen. Uebrigens ist der Beduinen-Araber, den der Verfasser hier im Auge hat, weil die Juden mit der Wüste grenzten, in welcher er lebte, sehr gut in der Vergleichung mit dem wilden Esel und in den hinzugesetzten Worten: »Seine Hand wider Alle und Aller Hand wider ihn« charakterisirt. Der wilde Esel oder der Waldesel des Morgenlandes ist nämlich nicht unserm Lastesel zu vergleichen, sondern ein außerordentlich schnelles, unzähmbares, in Einöden schaarenweise lebendes Thier. So streift der Beduine unstät und unbezwingbar stammweise in den Wüsten umher, mit den Nachbarn und den Durchziehenden in steter kriegerischer oder räuberischer

Fehde. Wie der Beduine in der Wüste wohnt, dort flüchtig umherzieht, die Wasserbrunnen aufsucht, und trotz dieses Lebens in unfruchtbarer und dürrer Gegend doch sich wunderbar erhält, so läßt hier der Verfasser schon seine Stammmutter in die Wüste fliehen, an einen Brunnen kommen und vom Engel Jehova's gnädig angesehen werden. Daß es aber nur der Engel Jehova's ist, der der Hagar erscheint, während mit Abraham und zuvor mit Noah und Adam immer Jehova selbst redet, ist gewiß nicht zufällig, sondern eben auch zu dem Zwecke geschehen, um die geringere Würde Ismaels, als des Stammvaters der Araber, und seiner Mutter Hagar, als der Sklavin und Nebenfrau, noch mehr in das Licht zu setzen. Um diese beiden darf Jehova sich doch nicht so unmittelbar selbst bemühen, wie um Sarai und Isaak, obgleich er auch ihnen um Abrams willen gnädig ist. Als Nachkommen flüchtiger Sklavenkinder hat wohl der Verfasser überhaupt die Beduinen angesehn oder doch darstellen wollen.

Nachdem Ismaels Geburt gemeldet ist, wird nun aber auch Isaaks Geburt als des eigentlichen Sohnes der Verheißung eingeleitet. »Gott der Starke« erscheint dem Abraham, und schließt abermals einen Bund mit ihm, ohne die Opferceremonien wie das vorige Mal, aber mit mehr Inhalt als dort. Gott verspricht, den Abraham zu einem »Haufen von Völkern« zu machen und ihm das Land Kanaan zum Eigenthum zu geben. Aber nicht blos dies Allgemeine, sondern er verheißt ihm nun auch von Sarai einen Sohn, und fügt hinzu, daß auch sie zu Völkern werden und daß Könige aus ihr kommen sollen. Als Abram das hört, fällt er nieder auf sein Gesicht und lacht über den Gedanken, daß er selbst als Hundertjähriger und Sarai als Neunzigjährige noch Kinder bekommen sollten und sagt zu Gott, nun, er möge nur den Ismael am Leben erhalten. Also auch hier Zweifel an der Verheißung Gottes, wie beim ersten Abschluß des Bundes (Cap. 15), wo Abram zu seiner Sicherheit ein Zeichen begehrt. Gott aber wiederholt die Versicherung und spricht: »Gewiß! Sarai, dein Weib gebiert einen Sohn, und du sollst seinen Namen Isaak nennen, und ich will meinen Bund mit ihm errichten, als einen ewigen Bund auf seinen Samen nach ihm.« Aber eine Gegenleistung fordert Gott hier von Abram, nämlich die Beschneidung alles Männlichen in seiner Familie, sowohl der Freien als der Sklaven, für alle Folge; und wer nicht beschnitten ist, »es werde ausgerottet selbige Seele aus ihrem Volke; meinen Bund hat sie gebrochen«. Dies ist die Einsetzung der Beschneidung, welche auch in der Folge im mosai-

schen Gesetz als die wichtigste Bundesleistung von Seiten der Israeliten angesehen, und deren Unterlassung auch ferner, wie hier, mit der Todesstrafe bedrohet wird. Wir werden noch öfter darauf zurückkommen. Sowie Gott den Befehl zur allgemeinen Beschneidung sehr ausführlich gibt, so wird auch die Ausführung desselben durch Abram nachher sehr umständlich erzählt, und wiederholentlich erwähnt, daß Abram selbst und Ismael und alle Sklaven, »Hausgeborene und mit Geld Erkaufte,« beschnitten worden seien. Gott legt einen sehr großen Werth auf die Beschneidung, weil der Priester sie darauf legt, der ihn hier redend einführt. Wie Gott selbst den Sabbath durch sein Beispiel geweihet, so setzt er auch selbst durch seinen besondern Befehl die Beschneidung ein. Als göttliches Gebot muß gelten, was dem Priester wichtig ist. Auf die Autorität seines Gottes gründet er, was das Volk halten soll.

Bei der Gelegenheit dieses Bundes-Schlusses verändert Gott auch die Namen des Abram und der Sarai, wie sie bisher geheißen haben, in Abraham und Sarah, wie sie von nun an genannt werden. »Nicht soll man hinfort dich Abram nennen,« sagt er, »sondern dein Name soll Abraham sein; denn zum Vater eines Haufens von Völkern mache ich dich.« »Ab—ram« heißt nämlich »hoher Vater« und »Ab—raham« »Vater der Menge«. Ebenso wird die Umwandlung von Sarai in Sarah anbefohlen; was jene Form bedeutet, ist nicht klar, diese aber heißt wahrscheinlich soviel als »Fürstin«. Die Namen spielen eine große Rolle im Alten Testamente. Gott selbst giebt sie seinen Auserwählten, meist schon vor ihrer Geburt; so Ismael, Isaak, Israel, so im Neuen Testamente Jesus.

Wie Jehova im Garten Eden in der Kühle des Abends gegangen war und den Adam und die Eva gesucht hatte, so kommt er nun als Reisender mit zwei Engeln zu Abraham (Cap. 18), diesmal in der Hitze des Tages, weil wohl der Herr in der Abendkühle im Garten lustwandelt, der Reisende aber vielmehr in der Hitze Erquickung durch Einkehr sucht. Abraham sitzt in der Thür des Zeltes, die Mittagsruhe oder Siesta haltend, und als er seine Augen erhebt, da stehen drei Männer vor ihm. Er läuft ihnen entgegen und ladet sie mit dringender Gastfreundschaft ein, unter dem Baum auszuruhn, die Füße sich waschen zu lassen und etwas Speise anzunehmen. Sie thun es und Abraham bewirthet sie mit sauerer und süßer Milch, Kalbsbraten und Weizenbrod, »und er stand vor ihnen unter dem Baume und sie aßen.« Da wiederholt Jehova die Verheißung von

Nachkommenschaft, und zwar insbesondere verheißt er, daß Sarah binnen Jahresfrist einen Sohn haben solle. Sarah hört es im Zelte und lacht, daß sie in ihrem Alter noch Mutter werden solle, wie denn nicht lange zuvor auch ihr Eheherr bei dieser Verheißung gelacht hatte. Jehova verweist ihr das Lachen, da ja bei ihm nichts unmöglich sei, Sara leugnet, daß sie gelacht habe, wird aber von Jehova zur Ruhe verwiesen mit der Behauptung, daß sie allerdings gelacht habe. Schon in der Verheißung im 17. Cap. war diese besondere Geburt eines Sohnes durch die Sarah ausgesprochen worden, dort von Elohim, hier von Jehova. Auch dort erregte dieselbe Lachen wie hier, nur daß dort Abraham der Lacher ist, hier Sarah. Dort steigt Elohim auf von Abraham zur Höhe, als er die Verheißung vollendet hat, hier steht Jehova mit seinen zwei Begleitern von der Erde auf und wendet sich gen Sodom. Abraham geht mit ihnen, sie zu geleiten. Da eröffnet ihm Jehova den Zweck seiner Reise nach Sodom: — es sei ein groß Geschrei über die Sünde der Einwohner zu ihm gedrungen, und er wolle nun zusehen, ob es damit wirklich so arg wäre oder nicht. Gerade wie er nach Babel herabsteigt, um die Stadt und den Thurm zu sehen, und darauf seine Entschließung zu fassen. Da entspinnt sich denn zwischen Jehova und Abraham eine Verhandlung. Abraham fragt, ob Jehova wohl, wenn sich funfzig Gerechte in Sodom fänden, die Stadt verderben oder sie um derselben willen verschonen werde. Jehova sagt in solchem Falle Schonung zu. Abraham wiederholt seine Frage, indem er die Zahl der Gerechten, die möglicher Weise darin sein könnten, immer herabsetzt, bis endlich auf zehn, und Jehova wiederholt stets die Verheißung, dann Aller schonen zu wollen. Dieses Gespräch geht aus einem Geiste der Milde hervor, der sich sonst im Alten Testamente keineswegs überall findet. »Wirst du auch Gerechte vertilgen mit Gottlosen? Vielleicht sind funfzig Gerechte in der Stadt: willst du sie auch vertilgen, und nicht dem Orte vergeben um der funfzig Gerechten willen, welche darin sind? Fern sei von dir, dergleichen zu thun, Gerechte zu tödten mit Gottlosen, daß wie die Gerechten, so die Gottlosen seien; fern sei es von dir! Wird der Richter der ganzen Welt nicht Gerechtigkeit üben?« So spricht Abraham, und dann weiter: »Vielleicht fehlen an funfzig Gerechten fünf; willst du wegen der fünf die ganze Stadt verderben?« und so handelt er gleichsam mit Jehova bis auf zehn herunter. Wo ist da der Jehova, der nachher durch Josua alle Kananiter, Männer, Weiber und Kinder umbrin-

gen läßt, und zürnt, wenn einige verschont bleiben? Ein milder, menschlicher Geist mochte da vielleicht am Ufer des todten Meeres, von dem die Sage ging, daß da einmal volkreiche Städte geblühet hätten, gestanden und seine Wehmuth über einen so schrecklichen Untergang sich damit zu mildern gesucht haben, daß er sich dachte, es müßten wohl auch nicht zehn Gerechte darin gewesen sein, um derentwillen Jehova die Stadt sicherlich verschont haben würde. Dieser menschliche Geist ließ dann den Vater Abraham bei Jehova vorbitten, und legte ihm die Fragen und Betrachtungen in den Mund, die in ihm selbst beim traurigen Blick auf den See ohne Leben aufgestiegen waren. Oder hat dies Alles nur den Zweck, das Verderben, welches in Sodom gewesen, recht grausig zu schildern?

Dieses Verderben wird uns denn auch gleich darauf in ekelhafter Gestalt vorgeführt. Nachdem Abraham wieder umgekehrt und Jehovah hinweggegangen ist, kommen die zwei Engel (Jehovah nicht mit ihnen) nach Sodom, und werden von Lot auf das Gastfreundlichste eingeladen und beherbergt. Am Abend aber kommen die Männer von Sodom vor seine Thür, und verlangen, daß er ihnen die Fremdlinge zur Befriedigung ihrer unnatürlichen Wollust überlassen solle. Er bietet ihnen statt deren seine zwei jungfräulichen Töchter an, damit nur die Gastfreundschaft an den Fremden nicht verletzt werde. Grauenvoller Wahn! nichtswürdige Tugend! Um die Gastfreundschaft unverletzt zu erhalten, will der Vater seine eigenen Töchter preisgeben; um die fremden Männer vor dem schändlichen Haufen zu schützen, sollen die Mädchen ihm unterliegen! Das ist der höchste Ausdruck der Verehrung der Gastfreundschaft, aber sie wird hier in der That zum scheußlichen Fanatismus. Das ist also der gerechte Lot! Jedes sittliche Gefühl muß sich wider solche Gerechtigkeit empören. Der Neffe ist hier das gesteigerte Abbild des Oheims. Abraham giebt sein Weib dem Pharao und dem Abimelech preis, um sicher zu sein und wohl aufgenommen zu werden; Lot will seine Töchter einem wilden Haufen viehischer Männer preisgeben, um die Fremden und sich selbst zu schützen. Ehrlose Feigheit in beiden Fällen, die auch das Schändlichste duldet, und zwar nicht allein an sich selbst, sondern sogar an Weib und Kind, statt auf den Tod zu widerstehen. — Die Männer von Sodom weigern sich, auf den ihnen gebotenen Tausch einzugehn; es soll gezeigt werden, wie sehr sie dem unnatürlichen Laster verfallen gewesen. Knaben, Männer und Greise seien vereinigt gewesen bei dem bestialischen Tumulte, sagt die Erzählung, alles

Männliche außer Lot in der ganzen Stadt. Also nicht zehn Gerechte, um derentwillen Jehovah hatte verschonen wollen. Die Engel schlagen denn die anstürmende Menge mit Blindheit, daß sie die Hausthür nicht finden kann, und führen am Morgen Lot mit Weib und den zwei Töchtern aus der Stadt, auf welche nebst Umgegend dann Jehovah Schwefel und Feuer vom Himmel regnen läßt, so daß Alles untergeht. Lot rettet sich mit seinen Töchtern nach Zoar, sein Weib aber siehet wider das Verbot der Engel einmal hinter sich und wird zur Salzsäule.

Noch eine scheußliche Scene führt uns die Erzählung an den Töchtern Lot's vor, welche ihren Vater betrunken machen, um sich durch ihn Nachkommen zu verschaffen. So wird denn die Eine Mutter der Moabiter, die Andere Mutter der Ammoniter. Wieder eine schmutzige Geschichte, ersonnen ohne Zweifel vom jüdischen Hasse gegen diese feindlichen Völkerschaften, um die Schmach einer schändlichen Herkunft auf sie zu wälzen und auch dadurch sie herunter zu drücken. So sollte auch Ham, der Vater Kanaans, der Blöße seines trunkenen Vaters Noah gespottet, und dieser in Folge davon den Kanaan verflucht und zum Knechte der Kinder Israel geweiht haben. Der jüdische Nationalhaß hat seine Feinde und Unterjochten so mit schmachvollen Dichtungen bedacht. Wir werden vorsichtig sein müssen im Glauben gegenüber dem, was dieser Haß in seinen heiligen Schriften erzählt.

Jehovah's Verheißung geht denn in Erfüllung: Sara gebiert einen Sohn, welchen Abraham nach Gottes früherem Befehle Isaak nennt; ebenso ist die Bemerkung nicht vergessen, daß er ihn am achten Tage beschnitten habe. Sara sagt in Bezug auf ihr hohes Alter: »Lachen hat mir Elohim bereitet; wer es hört, wird meiner lachen.« Isaak, oder vielmehr Jizchahk, wie der Name hebräisch lautet, heißt nämlich ohngefähr »er lacht« oder »er wird lachen«. Der Name ist also hier von dem Lachen, sowohl früher der Mutter und des Vaters, als jetzt der andern Leute, hergeleitet. Eigentlich bedeutet er wohl »der Fröhliche«, »der Heitere«. Die biblischen Schriftsteller leiten überhaupt gern Namen ab, und manche Erzählung ist sicherlich aus dieser Neigung entstanden, so ohne Zweifel hier die vom Lachen Abrahams und der Sara bei Vorausverkündigung der Geburt Isaaks, so daß die Sache also umgekehrt ist: nicht der Name ist aus der Geschichte, sondern die Geschichte ist aus dem Namen entstanden. Solche Umkehrungen muß man in der Bibel nicht blos

bei Ableitungen von Namen, sondern auch bei andern Gelegenheiten öfter vornehmen. So ist z. B. die angeblich geweissagte Begebenheit meist nicht auf die Weissagung gefolgt, sondern die Weissagung ist umgekehrt nach der Begebenheit gemacht. So haben wir schon gesehen, daß nicht Jehovah oder Elohim den Menschen nach seinem Bilde, sondern der Mensch den Jehovah oder Elohim nach dem seinigen gemacht hat.

Das Lachen über Isaaks Geburt wird aber auch darum so wiederholt und umständlich erzählt, um recht hervorzuheben, daß er im hohen Alter seiner Eltern, da wo es sonst nicht mehr zu geschehen pflege, geboren sei. Das Alter von Abraham wird auf hundert, das der Sara auf neunzig Jahre angegeben, und dabei ausdrücklich gesagt, daß sie nun um Eltern zu werden, zu alt gewesen seien. Es soll dadurch die Geburt des Isaak zu einer göttlichen Wunderwirkung gemacht, Jehovah's ganz besondere Fürsorge für das Volk Israel schon bei dessen Gründung gezeigt werden. Die Geburt aller bedeutenden biblischen Männer ist ja durch die Dichtung mit irgend welchen wunderbaren Umständen umgeben worden; darunter kommt auch eine so späte Geburt öfter vor.

Als nun Isaak geboren ist, darf denn Ismael nicht länger im Hause des Stammvaters Abraham geduldet werden, damit er nicht etwa das Vorrecht der Erstgeburt in Anspruch nehme und dem Isaak das Erbe entziehe. Sara sieht ihn spotten, wie es scheint — beim Feste der Entwöhnung Isaak's, welches Abraham veranstaltet hat. Da spricht sie zu Abraham: »Treibe diese Magd aus und ihren Sohn, denn nicht soll erben der Sohn dieser Magd mit meinem Sohne Isaak.« Nicht eben liebenswerth von der Mutter Sara, die doch zumal die erste Ursache der Geburt Ismaels gewesen ist. Das gefällt denn auch dem Abraham übel, aber da Gott ihn anweist, nur immerhin dem Wunsche seiner Frau nachzukommen, indem zwar auch Ismael als sein Sohn zu einem großen Volke werden, aber doch allerdings von Isaak die eigentliche Linie ausgehen solle, steht denn Abraham des Morgens frühe auf, legt Brod und einen Schlauch mit Wasser und ihren Sohn der Hagar auf die Schultern und schickt sie fort. Sie irrt umher in der Wüste, und als das Wasser getrunken ist, legt sie den Sohn unter ein Gesträuch und setzt sich einen Bogenschuß weit davon, um ihn nicht sterben zu sehn, und weint. Da hört aber Gott die Stimme des Knaben, und sein Engel spricht der Hagar vom Himmel herab Trost ein und wiederholt, daß er ihn zu

einem großen Volke machen wolle. Darauf entdeckt sie einen Wasserbrunnen, tränkt den Knaben und füllt den Schlauch. »Und Gott war mit dem Knaben, und er wuchs, und wohnte in der Wüste, und ward ein großer Bogenschütze.« Da sehen wir wieder das Leben des Beduinen schon im Stammvater vorgebildet.

Hierauf schließt Abraham mit Abimelech, dem Könige der Philister, einen Freundschaftsbund. Und zwar bewirbt sich dieser um den Bund, weil er sieht, daß Gott in allen Dingen mit Abraham sei. Es wird dabei festgestellt, daß der Brunnen zu Beerseba von Abraham gegraben sei; dieser pflanzt Tamarisken dabei und ruft da den Namen Jehovah's an, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß er sich »eine lange Zeit im Lande der Philister aufgehalten« habe. Auch von diesem Lande also läßt der Verfasser schon den Stammvater für seine Nachkommen gleichsam Besitz ergreifen. Hatte schon der Vater Abraham da gewohnt, so schien es ja um so unzweifelhafter, daß auch an diese Landschaft die Kinder die gegründetsten Ansprüche hätten. Beerseba liegt an der südlichsten Grenze Palästina's, und wird wohl eben um der Grenzbestimmung willen als ein Hauptwohnort Abrahams hier aufgeführt.

Die letzte Erzählung von Bedeutung in Abrahams Leben ist die von dem Opfer Isaaks. Gott befiehlt dem Abraham, seinen Sohn Isaak auf einem Berge im Lande Morijah ihm zum Opfer zu bringen. Abraham gehorcht unweigerlich, zieht nach dem bezeichneten Berge, und schon hat er den Isaak gebunden auf den Holzstoß gelegt und das Messer gefaßt, um ihn zu tödten, — da ruft der Engel Jehovah's vom Himmel, er solle seine Hand nicht an ihn legen, denn nun wisse er, daß er auch seinen einzigen Sohn ihm nicht vorenthalte. Abraham sieht darauf einen Widder mit den Hörnern im Dickicht hängen, und opfert diesen an des Knaben Statt; Jehovah aber wiederholt ihm um dieses Gehorsams willen die Verheißung, daß seine Nachkommen wie der Sand am Meere werden und ihre Feinde besiegen sollten.

Was haben wir in dieser Erzählung? Die Theologen wissen sie wohl erbaulich anzuwenden; sie stellen den unbedingten Gehorsam Abrahams gegen Gottes Willen als Muster auf, sie sagen, Gott habe ihn prüfen wollen, ob er auch zu diesem vollkommenen Gehorsam willig sein werde, und Abraham habe die Probe bestanden. — Wie? also euer Gott muß die Menschen doch erst versuchen, erst probiren, um zu wissen, was in ihnen sei, — und doch sagt ihr, er wisse

Alles schon im Voraus? Und dann, wie furchtbar, einen Vater auf eine solche Probe zu stellen! Wenn das ein Mensch thäte, was würdet ihr sagen! Und dann, wie kann ein Gott, der nicht wirklich zuweilen Kinder-Opfer verlangt, ein solches Verlangen als Prüfung gebrauchen? Ihr fordert von euren Kindern auch Gehorsam; würdet ihr aber, wenn ihr dieselben prüfen wolltet, zum Scheine von ihnen verlangen, daß sie vom Thurme springen, oder etwa daß sie Bruder oder Schwester tödten sollten? Wenn dergleichen ein Vater thäte, so würde alle Welt es für wahnsinnige Barbarei erklären. Man erzählt vom verstorbenen Kaiser von Rußland, er habe einst, um einen andern Potentaten von dem unbedingten Gehorsam seiner Russen zu überzeugen, einem solchen befohlen, von dem Altan hinunter auf das Straßenpflaster zu springen, und der Russe habe wirklich sofort Anstalt dazu gemacht, bis der gnädige Czaar aus dem Himmel seiner Macht ihm zugerufen, er solle es nur lassen, denn nun wisse er, daß er ihm nichts verweigere. Wenn die Geschichte wahr ist, so werden wir in ihr nichts als ein despotisches Spiel erkennen. Hier erzählt der Jude ein solches Spiel von seinem Gotte, der das Gebilde seiner eigenen Phantasie, das Abbild seines eigenen Wesens ist.

Wie ist aber diese Erzählung entstanden? — Nicht so, daß Abraham wirklich etwa einen solchen Befehl Gottes geträumt habe, dann in der Meinung, daß er wirklich von Gott komme, zur Ausführung geschritten, und endlich im Augenblicke der That durch einen zufällig erblickten Widder auf den Gedanken gebracht worden sei, dieser sei von Gott gesandt zum Zeichen, daß er nicht den Knaben, sondern das Thier zum Opfer wolle, und daß der Traum nur eine Versuchung Gottes enthalten habe. Wenn wir auf diese Weise die biblischen Erzählungen erklären wollten, so müßten wir eine endlose Menge von sonderbaren Zufällen annehmen, und die Erzählungen würden meist zu bedeutungslosen Täuschungen. Vielmehr haben wir die Sache folgender Maßen anzusehn. In den ältesten Zeiten sind fast in allen Religionen den Göttern Menschen geopfert worden, wie das die Geschichte lehrt. Auch dem jüdischen Jehovah sind Menschenopfer gebracht worden, wie wir davon noch mancherlei Spuren im Alten Testamente finden, ganz besonders unzweideutig in der Geschichte des Richters Jephtha (Richter Cap. 11), der seine Tochter dem Jehovah opfert. Später, als man menschlicher wurde, sind diese Menschenopfer abgeschafft und Thieropfer an ihre Stelle gesetzt worden. Diesen Uebergang, diese Substituirung, finden wir hier in dieser Er-

zählung zu einem einzelnen Vorfall gemacht. Man wußte, daß in der Zeit der Väter dem Jehovah Menschen geopfert worden waren, und nun geschah es doch nicht mehr. Da ließ man den Jehovah selbst dieses Opfer abschaffen, indem man ihm noch den Befehl dazu in den Mund legte, diesen aber als eine bloße Versuchung darstellte, und den Widder herbeiführen ließ als das Opfer, das nun statt des Sohnes und überhaupt statt des Menschen gebracht werden sollte. Oder man bildete diese Erzählung, um durch dieselbe eben dem Menschenopfer entgegen zu wirken. Man stellte Jehovah's eigene Autorität der alten barbarischen Sitte gegenüber, ließ ihn selbst den Widder an die Stelle des Kindes setzen, damit das Aufhören der Kinderopfer nicht als ein Raub an Jehovah, sondern als Erfüllung seines eigenen Willens erschiene. Die Erzählung ist übrigens sehr schön ausgeführt, und es ist wohl möglich, daß ein Vater sie niedergeschrieben, dessen Herz entsetzt war, wenn er hörte, daß zur Zeit der Vorfahren Jehovah Menschen, ja selbst Kinder, selbst den erstgeborenen Sohn zum Opfer gefordert habe, und der froh gerührt war, wenn er sah, daß es nun anders sei.

Die hierauf folgende Erzählung vom Ankaufe der Höhle Makphela durch Abraham zum Erbbegräbniß hat wieder denselben Zweck, wie die vom Bunde mit Abimelech und Abrahams langem Aufenthalte in Beerseba. Sara stirbt 127 Jahr alt zu Hebron. Abraham geht hin, sie zu beklagen und zu bestatten. Er wendet sich zu dem letzteren Zwecke an die Hethiter, welche das Land bewohnen, um von ihnen ein Begräbniß sich als Eigenthum zu erwerben. Sie bieten ihm alle ihre Begräbnisse zur beliebigen Beisetzung seiner Todten an; er aber besteht auf seinem Verlangen, sich von ihnen ein solches zum Eigenthum zu erwerben. Und so kauft er denn endlich von Ephron die genante Höhle nebst dem Felde, auf welchem sie sich befindet, um »vierhundert Seckel Silbers, gangbar beim Kaufmann«, und begräbt dort seinen Todten. Die ganze Verhandlung mit den Hethitern und mit Ephron insbesondere ist mit großer Umständlichkeit gegeben, und geht unter vielen gegenseitigen Höflichkeiten und öffentlich im Thore der Stadt vor den Ohren aller Ein- und Ausgehenden vor sich, um recht festzustellen, daß Abraham wirklich das Grundstück erkauft und auch dadurch wieder festen Fuß im Lande gefaßt und seinen Nachkommen ein Anrecht erworben habe.

Abraham ist nun »alt und in die Jahre gekommen, und Jehovah hatte ihn gesegnet in Allem«; er muß nun daran denken, seinen Sohn

zu verheirathen, zumal die Mutter gestorben ist. Er betraut den ältesten seiner Sklaven, den er über sein ganzes Eigenthum gesetzt hat, also ohne Zweifel den schon oben erwähnten Elieser von Damaskus, mit dem Geschäft, dem Isaak eine Frau zu suchen. Er muß ihm schwören, daß er ihm nicht unter den Töchtern der Kananiter, sondern allein in seiner Verwandtschaft ein Mädchen aussuchen wolle, zu welchem Zweck er nach Mesopotamien zur Stadt Nahors, des Bruders Abrahams, ziehen soll. Hier ist das Bestreben des Verfassers sichtbar, das auserwählte Geschlecht von der Vermischung mit den Kananitern rein zu halten, wie später auch bei Jakob, im Vergleich mit Esau, und vorher schon bei der Austreibung Ismaels.

Der Knecht macht sich mit zehn Kameelen und einigen Leuten auf, und hält an einem Brunnen der Stadt Haran. Hier betet er zu Jehovah, er möge ihm sein Vorhaben gelingen, und daran ihn die für den Sohn seines Herrn bestimmte Braut erkennen lassen, daß, wenn ein Mädchen zum Wasserschöpfen aus der Stadt käme, und er um einen Trunk aus ihrem Eimer bäte, sie nicht allein diesen ihm willig reichte, sondern auch seinen Kameelen schöpfte. Da kommt denn ein Mädchen, schön von Angesicht, und das bestimmte Zeichen geht in Erfüllung, und siehe, es ist Rebekka, die Enkelin Nahors, des Bruders Abrahams. Der Knecht giebt ihr Geschenke an Gold und Silber, sie läuft nach Hause und erzählt, und ihr Bruder Laban kommt heraus und ladet den »Gesegneten Jehovah's« ein in das Haus. Hier bringt dieser seine Sache vor, erhält von Bruder und Mutter und später auch von Rebekka, Zusage, und macht sich am andern Tage mit ihr auf, um wieder nach Hause zu gelangen. Isaak begegnet ihnen auf dem Felde, führt die Rebekka in das Zelt seiner Mutter, »und sie ward sein Weib und er liebte sie. Und Isaak tröstete sich über seine Mutter«. — Diese Erzählung von der Werbung um Rebekka ist besonders bekannt und beliebt, und häufig von Künstlern zum Gegenstande genommen worden. Sie führt uns in der That morgenländische Art und Weise sehr anmuthig vor Augen. Besonders schön ist das Zeichen, woran Elieser die von Jehovah bestimmte Braut seines jungen Herrn erkennt, die freundliche Dienstfertigkeit des Wasser schöpfenden Mädchens gegen den unbekannten Fremden. —

Abraham nimmt hierauf wieder ein Weib, mit Namen Ketura, und hat mit ihr sechs Söhne, welche er mit Geschenken in das Land gegen Osten entläßt, damit der allein legitime Sohn Isaak allein

erben soll. In einem Alter von 175 Jahren stirbt er dann und wird von Isaak und Ismael ind er Höhle Makphela neben Sara beigesetzt.

Wir werfen noch einen Blick auf den Charakter des Abraham zurück. Er ist von gutem Gemüthe, wie es aus seinem Scheiden von Lot, aus der Befreiung desselben von der Gefangenschaft der vier Könige, aus seiner Fürbitte für Sodom und aus andern Zügen hervorgeht. Ebenso zeigt er bei mehreren Vorfällen sich uneigennützig, wie eben auch durch Ueberlassung der besten Weide an Lot, durch das Ablehnen alles Lohnes für seine Befreiung der gefangenen Sodomiter, freilich ohne daß er dadurch irgend Einbuße hat, da ihn ja Jehovah überall segnet und immer reicher und reicher macht. Dagegen ist von kräftiger That nicht viel zu finden: das einzige Beispiel ist das eben schon zweimal erwähnte Nachjagen hinter den räuberischen Königen und ihre Besiegung. Dagegen findet sich öfter Schwäche in seinem Benehmen, welche selbst zur Feigheit wird. Die Schwäche zeigt er besonders in seiner Nachgiebigkeit gegen Frau Sara, wenn diese auf die Hagar und den Ismael ergrimmt ist, die Feigheit den Königen von Aegypten und Gerar gegenüber, als er seine Frau verleugnet. Diese Feigheit verleitet ihn zur vollen Ehrlosigkeit, jene Schwäche zur gewissenlosen und barbarischen Hintansetzung seiner Vaterpflichten. Ein »Charakter« ist also Abraham nicht. Aber freilich, wie kann ein Charakter, d. h. ein Mensch mit selbstständiger Kraft und That gedeihen, wo fortwährend ein Jehova in das Leben eingreift, Alles vorschreibt, lenkt und fügt, wie in Abrahams Leben! Da kann sich nur ein leidender Gehorsam entwickeln; oder, was dasselbe ist, wenn ein Schriftsteller ein solches Leben darstellen will, so kann kein Charakter dabei herauskommen. Da nun einmal in Vater Abrahams Leben vor Allem die Fürsorge Jehova's für sein Volk und Abrahams Frömmigkeit verherrlicht werden sollte, so können wir dem Verfasser weiter keinen besondern Vorwurf daraus machen, daß er in ihm nicht das Bild eines vollen Mannes geschaffen hat. Die Frömmigkeit, die Hingabe an Jehova's Willen, ist der Hauptzug in Abrahams Bilde; und darauf war es abgesehn, denn diese Frömmigkeit ist die höchste Tugend des alten Testaments. Sie deckt vor dem Gläubigen alle Schwäche zu.

8. Jakob und Esau.

(1. Mos. Cap. 25—33.)

Wie schon am Anfange des vorigen Stückes bemerkt worden ist, ist von Isaak wenig zu berichten. Sein Leben geht fast ganz in dem seines Vaters und seiner Söhne auf, und die einzige Thathandlung, die von ihm erzählt wird, ist eine keineswegs ehrenvolle, nämlich die Verleugnung seiner Frau aus Furcht vor dem Könige Abimelech, eine Geschichte obendrein, welche, wie wir gesehen haben, schon vom Vater Abraham und zwar zweimal erzählt wird. Die Söhne Isaaks dagegen sind interessante Figuren voll Leben, obgleich sehr verschiedener Natur. Das Bruderpaar Jakob und Esau gehört zu den beliebtesten Bildern der biblischen Geschichte.

Auch Rebekka ist, wie zuvor ihre Schwiegermutter Sara, anfangs kinderlos. Isaak betet zu Jehova, Jehova erhört ihn und Rebekka wird schwanger. »Und es stießen sich die Kinder in ihrem Leibe.« Sie hat also Zwillinge. Als sie im Schrecken Jehova darüber befragt, antwortet dieser: »Zwei Völker sind in deinem Leibe, zween Stämme werden sich scheiden aus deinem Schooße; und ein Stamm wird stärker sein als der andre, und der größere wird dem kleinern dienen.« Da wissen wir denn schon, was das Stoßen zu bedeuten hat. Der erstgeborne Knabe ist roth und haarig wie ein Pelzmantel; sie nennen ihn Esau, d. h. behaart. Der zweite hält bei der Geburt die Ferse seines Bruders, und wird deshalb Jakob genannt, d. h. nach der hier angewendeten Deutung Fersehalter, im Allgemeinen wohl der Listige. Als dann die Knaben heranwachsen, wird Esau »ein jagdkundiger Mann, ein Mann des Feldes«, d. h. er schweift viel auf der Jagd umher; Jakob dagegen »war ein frommer Mann, der bei den Zelten blieb«. Esau wird der Liebling des Vaters, weil dieser gern Wildpret ißt, Jakob aber wird der Liebling der Mutter. Weiter weiß der Erzähler also keinen Grund für die Vorliebe Isaaks für Esau anzugeben, als den, daß dieser ihm Wildpret für seinen Tisch liefert. Das ist etwas wenig, und wenn wir es hier mit mehr als mit einem Produkt des Schriftstellers und etwa der Volkssage, wenn wir es mit einer wirklichen geschichtlichen Person in Isaak zu thun hätten, so würden wir denselben gegen den Verfasser in Schutz nehmen und die Vermuthung aussprechen, Isaak möge wohl vor Allem

an dem mannhaften und treuherzigen Wesen seines Sohnes Esau Gefallen gefunden haben, sowie Rebekka an dem still häuslichen, klugen und glatten Wesen des Jakob. Der Verfasser sieht aber vielleicht jene Tugenden des Esau gar nicht, weil auch sein Liebling Jakob ist, der Fromme und von Jehova Vorgezogene. Wir wollen sehen, für welchen wir uns entscheiden werden.

Beide treten denn nun alsbald handelnd auf. Einstmals kommt Esau ermattet von der Jagd und findet seinen Bruder bei einem Linsengericht, das er sich eben bereitet hat. Die Araber essen noch heute gerne Linsen. Da sagt er, von Hunger getrieben, zu ihm: »Laß mich kosten von dem Rothen, dem Rothen da, denn ich bin matt.« Jakob erklärt sich bereit, ihm die Linsen zu überlassen, wenn er ihm seine Erstgeburt dafür gäbe. Der Erstgeborne war nämlich bei der Erbschaft sehr bedeutend bevorzugt, auch ging nach dem Tode des Vaters sein Ansehn auf ihn über. Da antwortet Esau: »Siehe, ich bin dem Tode nahe; was nützt mir die Erstgeburt!« Und so verkauft ihm Jakob das Linsengericht für die Erstgeburt und läßt sich den Handel durch einen Eid besiegeln. In der That ein vortheilhaftes Geschäft! ein unübertreffliches Vorbild, dieser Vater Jakob, für seine, unter den »Gojim« zerstreuten Söhne! Konnte der Vater Jakob mit seinem Bruder so handeln, wie vielmehr werden seine Kinder mit ihren Feinden und Unterdrückern so handeln können, — und wer sich sonst etwa noch die Väter Abraham, Isaak und Jakob zum Muster nehmen will, da wir ja alle durch den Glauben Abrahams Kinder sind. Der Verfasser des Stücks hat über die Sache kein andres Urtheil als dies: »Und so verachtete Esau die Erstgeburt.« Hier findet er bei dem Vorfall das Verbrechen. Nach einem Worte, wie etwa: »Und so machte sich Jakob seines Bruders Mattigkeit zu Nutz,« suchen wir vergebens.

Gleich darauf wird ein weiteres Verbrechen von Esau berichtet. Er heirathet nicht nach dem Sinne seiner Eltern, er geht eine Mißheirath ein, er nimmt zwei Hethiterinnen zu Frauen, also Mädchen, die nicht zur auserwählten Familie gehören, und verunreinigt somit die Familie. Diese beiden Frauen »waren ein Herzeleid für Isaak und Rebekka«. Der Grund ist nicht angegeben; er versteht sich aber dem Verfasser ganz von selbst, — es ist eben der Mangel an Ebenbürtigkeit. Hatte sich doch Abraham schon von seinem Knechte Elieser schwören lassen, daß er seinem Sohne Isaak kein Weib nehme von den Töchtern der Kananiter. Ismael mochte wohl mit einer Aegyp-

terin verheirathet werden, — er sollte ja nicht der Erbe der Verheißungen sein. Abraham selbst mochte nachher noch ein Weib nehmen, das doch ohne Zweifel aus einem andern Stamme sein soll, — ihre Kinder sollten ja nicht die Erben sein, der Erbe war schon da. Aber Esau war der Erstgeborne, auf den hiernach eigentlich die Verheißungen hätten übergehen sollen. Er hätte sich, nach ächtjüdischer Meinung, nicht so erniedrigen dürfen; und damit, daß er es that, bewies er nur abermals, wie schon durch den Verkauf, daß er des Erstgeburtsrechts nicht würdig sei, und daß es also mit vollem Rechte auf Jakob, der es zu würdigen wußte, übergehe. Das ist die Moral des Verfassers.

Nicht genug aber damit, daß Jakob den Esau um die Erstgeburt gebracht hat, er betrügt ihn auch noch um den Segen des Vaters. Dem Segen des Vaters wird in dieser und ähnlichen Erzählungen des Alten Testaments ein außerordentliches Gewicht beigelegt. Was in demselben der Vater dem Sohne wünscht, das geht unfehlbar in Erfüllung; es steht, wenn es einmal ausgesprochen ist, so fest, daß nicht einmal der Vater selbst etwas daran ändern kann. Der Vater gebietet da in diesem Augenblicke, wo er vor seinem Tode, oder doch im Hinblick auf den nahenden Tod, über seine Kinder seinen letzten Segen ausspricht, wie über die ganze Welt und über das ganze künftige Geschick, nicht allein des Sohnes, sondern auch seiner ganzen Nachkommenschaft. Freilich gehört wohl dazu ein Vater, der in solch' ausgezeichneter Gunst bei Gott steht, wie eben Isaak, und nachher Jakob, und vorher Noah. Noah verflucht seinen Sohn Ham oder vielmehr dessen Sohn Kanaan, und segnet dagegen Sem und Japhet, und Fluch wie Segen ist nach der Meinung des Erzählers auch wirklich in Erfüllung gegangen. So ist es denn nicht zu verwundern, daß Jakob zu der Erstgeburt auch noch den Segen des Vaters gern hinzugewinnt. Diesmal freilich ist es nicht sein eigner Einfall, sondern die Mutter Rebekka leitet ihr Schoßkind dazu an. Als Mutter erscheint sie uns nicht so liebenswürdig, wie als Jungfrau, damals am Brunnen zu Haran beim Wasserschöpfen.

Isaak ist blind und altersschwach geworden. Da ruft er den Esau und sagt ihm, er wisse nicht, wenn er sterben werde; darum möge Esau ihm ein Wildpret schießen und nach seinem Geschmacke zubereiten, damit er dann ihn segne. Esau nimmt Bogen und Köcher und geht hinaus. Nun hat aber Rebekka das Gespräch mit angehört, und sie faßt schnell den Plan, den Segen dem Jakob zuzuwen-

den. Sie ruft ihn, erzählt ihm die Sache und heißt ihn zwei Ziegenböckchen schlachten, damit sie dieselben so zubereiten könne, wie der Vater es gern habe; hiermit solle er dann zu diesem hinein gehen und unter dem Vorgeben, daß er Esau sei, dem blinden und alterschwachen Manne den Segen entlocken, den er diesem zugedacht. Jakob äußert keinerlei moralische Bedenken, sondern nur die Besorgniß, daß der Vater den Betrug entdecken und statt des schönen Segens ihm einen kräftigen Fluch aufladen werde. Die Mutter beschwichtigt aber diese Sorge und nimmt den etwaigen Fluch auf sich. Wie gesagt, so gethan: Jakob geht hinein zum Vater mit dem Gericht, nachdem die Mutter ihm die Felle der Böckchen um die Hände und den Hals gewunden, damit Isaak, wenn er ihn betaste, die haarige Haut des Esau zu fühlen meine, und nachdem sie ihm ebenso die guten Kleider Esau's angezogen hat. Der alte Isaak schöpft Verdacht, weil er an der Stimme den Jakob zu erkennen meint; aber die rauhen Hände, und der Geruch der Kleider, und ganz besonders die wiederholte Versicherung Jakobs, daß er Esau sei, machen inh sicher, er ißt und trinkt und spricht dann seinen Segen aus: »Gott gebe dir vom Thau des Himmels, und von der Fettigkeit der Erde, und Fülle von Korn und Most. Völker müssen dir dienen, und Stämme vor dir sich beugen. Sei Herr über deine Brüder und beugen sollen sich vor dir die Söhne deiner Mutter. Die dir fluchen, seien verflucht, und die dich segnen, seien gesegnet!« — Kaum ist Jakob mit seinem Segen hinaus, so kommt Esau von der Jagd zurück, macht das erlegte Wild dem Vater zurecht und bringt es ihm hinein. Als er auf die Frage, wer er sei, sich als Esau zu erkennen giebt, erschrickt der Vater und erzählt ihm, daß sein Bruder Jakob mit Trug gekommen sei, ihm den Segen hinweggenommen habe, und auch gesegnet bleiben werde. Esau weint und bestimmt endlich den Vater, ihm auch einen Segen zu geben, der freilich nicht so gut sein kann als der dem Jakob schon gegebene, und diesem nicht widersprechen darf. Da hebt denn Isaak an: »Siehe, ohne Fett des Bodens wird dein Wohnsitz sein, und ohne Thau des Himmels von oben her; von deinem Schwerte wirst du leben, und deinem Bruder wirst du dienen. Aber es geschieht, wenn du dich losreißest, so schüttelst du sein Joch ab von deinem Halse.«

Auch hier ist wieder, wie bei der Geschichte vom Linsengericht, das Verhältniß zwischen den verwandten Völkerschaften der Israeliten und Edomiter der Anlaß zu der ganzen Erzählung. Die erstern hat-

ten das fruchtbarere Land inne, während das Gebirge Seir, auf welchem die Edomiter wohnten, sehr unfruchtbar und dürre war, und dieser Stamm in der That größtentheils von Krieg und Raub lebte, von David unterworfen wurde, aber sich auch wieder befreiete. In allen Erzählungen von Jakob und Esau wird das Volk der Edomiter nach der Weise der morgenländischen Sage in dem Stammvater Edom oder Esau personificirt und gezeichnet, nicht ohne Haß und Geringschätzung, aber zugleich mit einem Gefühle unwillkürlichen Respects wegen seiner Tüchtigkeit und Bravheit. Daß Esau schon bei seiner Geburt rauh ist wie ein haariger Mantel, soll entweder das rauhe Wesen dieser Bergbewohner oder auch vielleicht die Natur ihrer Berge andeuten. Sein Name Edom, der Rothe, wird doppelt abgeleitet, zuerst von seinem röthlichen Aussehn, dann drolliger Weise davon, daß er bei Gelegenheit der Linsen gesagt habe: Gieb mir von dem Rothen, von dem Rothen! Ganz, wie es eben die Volkssage oder auch der nach Deutungen der Namen suchende Schriftsteller macht. Der wahre Anlaß zu dem Namen Edomiter ist aber darin zu suchen, daß sie an das rothe Meer grenzten.

Auch hier wieder ist keinerlei Mißbilligung des doppelten Betruges zu finden, den Jakob seinem alten blinden Vater und seinem Bruder spielt, und Rebekka einleitet und durchführen hilft. Im Gegentheil, der Verfasser läßt diese That durch die Erscheinungen und Verheißungen Gottes nachher vollkommen, mindestens in indirecter Weise, gebilligt werden. Jakob hat das Erstgeburtsrecht und den Vatersegen weg, — das wiegt in den Augen des Verfassers und seines Gottes die Mittel hinlänglich auf, durch welche er es erworben. Ja, es schimmert eher ein Wohlgefallen an der Handlungsweise Jakobs hindurch: er erscheint überall als der Kluge und Gewandte, und Esau dagegen als der Tölpel, der überall zu kurz kommt.

Esau hatte schon bei der Entdeckung des Betrugs zu seinem Vater gesagt: »Heißt er nicht Jakob? Ja, er hat mir die Ferse gehalten (um mich zu Falle zu bringen) nun schon zweimal. Meine Erstgeburt hat er hinweg, und siehe, nun hat er mir den Segen genommen.« Und nachher spricht er: »Es werden Tage der Trauer kommen für meinen Vater, denn ich werde meinen Bruder Jakob tödten.« Das wird der Rebekka hinterbracht. Sie heißt darauf den Jakob nach Haran zu ihrer Familie fliehen, um dem Zorne Esau's auszuweichen, und erlangt auch die Einwilligung Isaak's dafür, indem sie hm vorstellt, daß doch Jakob nicht auch, wie Esau, sich ein Weib

aus den Hethiterinnen nehmen dürfe. Isaak entläßt ihn mit dem abermaligen Segen: »Gott, der Allmächtige, segne dich und mache dich fruchtbar, und mehre dich, daß du ein Haufen Völker werdest. Und er gebe dir den Segen Abrahams, dir und deinem Samen mit dir, daß du das Land deines Aufenthaltes besitzest, welches Gott Abraham gegeben.«

Auf der Reise kommt Jakob an einen Ort, wo er im Freien übernachtet und seinen Kopf auf einen Stein legt. Da sieht er im Traume eine Leiter, welche bis an den Himmel reicht; die Engel steigen an ihr auf und nieder und Jehova steht oben über ihr und spricht zu ihm: »Das Land, darauf du ruhest, dir will ich's geben und deinem Samen. Und es wird dein Same werden, wie der Staub der Erde, und du wirst dich ausbreiten gegen Abend und gegen Morgen und gegen Mitternacht und gegen Mittag, und durch dich sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde. Und siehe, ich bin mit dir und behüte dich überall, wohin du ziehest; und führe dich zurück in dieses Land; denn nicht lassen will ich dich, bis ich Alles gethan, was ich dir geredet habe.« Also abermals Segen und Verheißung, und nun gar von Jehova selbst, der sich in seiner Vorliebe für die Nachkommen Abrahams durch nichts stören läßt. Jakob hat einmal den väterlichen Segen gewonnen, wenn auch durch Betrug, nun ist ihm die Gunst ebenso seines Vaters wie seines Gottes gewiß. Als Jakob erwacht, spricht er: »Wahrhaftig, Jehova ist an diesem Orte, und ich wußte es nicht! Wie furchtbar ist dieser Ort! Dies ist nichts anders als Gottes Haus, und dies ist die Pforte des Himmels!« Und nun richtet er den Stein, auf dem er mit dem Kopfe gelegen, auf und salbt ihn mit Oel, er nennt den Ort Bethel, d. h. Gotteshaus, und gelobt, wenn Jehova ihm unterwegs beistehe und ihn glücklich zurückführe, so solle derselbe sein Gott sein und er wolle ihm hier ein Haus bauen und ihm den Zehnten von Allem geben. Bethel war ein altes Heiligthum der Juden, und die Stadt, welche früher Lus hieß, hatte ohne Zweifel eben von dem später dort aufgerichteten Heiligthume diesen neuen Namen erhalten. In dieser Erzählung hier soll Name und Begründung des Heiligthums schon dem Vater Jakob beigemessen und dadurch, und durch die erzählte Engels- und Jehova's-Erscheinung, um so ehrwürdiger gemacht werden. Das Salben von Steinen, ja ihre Verehrung, kommt im Alterthume bei verschiedenen Völkern vor. Bekannt ist ja auch der schwarze Stein im muhamedanischen Heiligthum zu Mekka, welchen die Pilger küssen.

Jakob kommt endlich an einen Brunnen in der Nähe von Haran, wo er mit der schönen Rahel, der zweiten Tochter Labans, des Bruders seiner Mutter, also seiner Cousine, zufällig zusammentrifft. Sie kommt mit den Schafen ihres Vaters, um sie zu tränken, und Jakob wälzt mit Riesenstärke den Stein von der Zisterne, zu dessen Bewegung sonst die Hirten sich zu sammeln pflegen. Er sagt der Rahel, wer er sei, diese läuft hinein und berichtet es ihrem Vater, der dann herauskommt und den Neffen zu sich ladet. Ganz ähnlich Alles, wie da Elieser die Rebekka trifft. Jakob bleibt da und wird mit Laban dahin einig, daß er ihm für seine Tochter Rahel sieben Jahre dienen wolle. Nach dem Gebrauche des Morgenlands muß der junge Mann die Tochter sich von den Eltern erkaufen, etwa um den Preis einer Sklavin, deren Stelle sie ja als Arbeiterin vertritt. Als die sieben Jahre um sind, schiebt Laban bei der Hochzeit statt der Rahel deren Schwester, die nicht schöne Lea unter, und entschuldigt sich nachher gegen die Vorwürfe Jakobs damit, daß es hier zu Lande nicht Sitte sei, die jüngere Tochter vor der ältern wegzugeben. Unter der Bedingung, daß er ihm noch andre sieben Jahre dienen wolle, giebt er ihm indeß nach acht Tagen auch die Rahel. Zuerst bekommt nun Lea vier Söhne. Da giebt Rahel dem Jakob ihre Magd, wie Sara mit Abraham thut, um »durch sie erbaut zu werden«, und erhält auch wirklich durch sie zwei Söhne. Da giebt auch Lea ihm ihre Magd, und erhält durch sie ebenfalls zu ihren vier leiblichen noch zwei hinzu. Nachher hat sie selbst noch zwei, und Rahel endlich auch einen leiblichen Sohn, während sie den zweiten erst später im Lande Kanaan gebiert. Diese wetteifernde Jagd nach Kindern hat für unser sittliches Gefühl nicht eben viel Erbauliches, am Wenigsten wenn wir sie ausführlich in der Erzählung selber lesen. Der Erzähler findet sie aber ganz in der Ordnung, und läßt darum selbst seinen Gott mit eingreifen. Es gehen denn daraus die zwölf Söhne Jakobs, die Väter der israelitischen Stämme hervor. — Aber nicht blos Kinder, sondern auch Vieh erwirbt Jakob bei Laban in Menge durch die dort ausführlich erzählten Künste, wobei er denn den Oheim wieder gehörig anführt, wie dieser ihn zuvor mit seinen Töchtern angeführt hat. Auch hierbei unterstützt ihn treulich sein Gott. Endlich, da er den Verdruß und die Mißgunst Labans und seiner Söhne bemerkt und fürchtet, macht er sich, als diese gerade bei der Schafschur abwesend sind, heimlich mit Weibern und Kindern, Sklaven und Heerden auf den Weg nach Kanaan. Laban setzt ihm nach und erreicht ihn auf dem Gebirge Gilead, schließt

aber, im Traume durch Gott vor Feindseligkeiten gewarnt, mit ihm ein Bündniß, und sie scheiden in Frieden von einander.

Wir haben hier wieder eine Spur von Heidenthum im Alten Testamente. Schon früher sahen wir, daß der Name Elohim eigentlich die Mehrheit sei und »Götter« bedeute. Wir hatten auch schon drei Stellen, in welchen er wirklich noch als Mehrheit gebraucht wird oder doch von mehren Göttern die Rede ist, nämlich die, wo es heißt: »Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei« u. s. w., dann die, wo Gott sagt: »Siehe, der Mensch ist geworden wie Einer von uns«, und endlich die, wo von den »Söhnen Gottes« erzählt wird. Hier in unsrer Geschichte nun ist erzählt, Laban habe, als er ihn auf dem Gebirge Gilead eingeholt, dem Jakob auch vorgeworfen, daß er ihm »seine Götter gestohlen« habe. Jakob fordert ihn darnach auf, Alles zu durchsuchen, und bei wem er seine Götter fände, der solle sterben. Er sucht vergeblich in allen Zelten, da Rahel, welche ohne Jakobs Wissen in der That die Götter ihres Vaters mitgenommen hat, sie auf schlaue Weise zu verbergen weiß. Diese Götter werden zwar auch Theraphim, nicht weniger aber auch Elohim genannt. Wieder ein Zeichen, wie unter dem Ausdruck Elohim ursprünglich nicht Ein Gott, sondern mehrere Götter zu verstehen sind. Die Israeliten haben so gut wie andere Völker früher »Götter« gehabt; die Verehrung des einen Gottes Jehovah ist erst später gekommen, aber vom Verfasser auf die alten Stämmväter zurückgeführt, um dieselbe dadurch zu heiligen und zu befestigen. Und zwar ist auch dieser Jehovah keineswegs gleich als der allein wahre und wirkliche Gott angesehen worden, sondern als Einer aus den Vielen, als der Mächtigste unter und über ihnen. Auch Jakob gelobt erst bei Bethel, Jehovah solle dann sein Gott sein, wenn er ihn auf der Reise behüte und fördere und ihn glücklich wieder zurück bringe. Es versteht sich ihm also nicht so von selbst, daß Jehovah als der einzige Gott auch sein Gott sei, sondern er weiß, daß er unter vielen die Wahl hat, und will nur dann gerade diesen wählen, wenn derselbe sich ihm als kräftiger Helfer und Beschützer bewährt. So ist also der Bund zwischen den Vätern und Jehovah in der That ein gegenseitiger, indem nämlich diese jenen als ihren Gott verehren unter der Bedingung, daß er sie schützt, und jener diese schützt unter der Bedingung, daß sie ihn verehren. Jehovah hat, wie wir sahen, die Opfer gern, an ihrem lieblichen Geruch ist ihm viel gelegen; und die Väter bedürfen wieder seines mächtigen Schutzes auf ihren Wanderungen und besonders seines Beistan-

des zur Einnahme des Landes Kanaan. Diese verbürgt er ihnen dafür, daß in diesem Lande einmal einzig und allein seine Altäre aufgerichtet, ihm allein Opfer gebracht werden sollen. — Die Hausgötter ihres Vaters Laban hat Rahel wahrscheinlich deshalb mitgenommen, um ihren Schutz sich anzueignen und damit Laban verhindert wäre, dieselben über die Flucht Jakobs und den von ihm genommenen Weg zu befragen. Es sind irgend welche Art von Götzenbildern.

Als Jakob nun nach der friedlichen Trennung von Laban weiterzieht, begegnen ihm »Engel Gottes«, und er spricht: »das ist das Lager Gottes«. Daher soll die Stadt Mahanaim (Doppellager) ihren Namen haben. Gleich nachher wird vom Erzähler offenbar wieder auf diesen Namen angespielt und eine neue Erklärung desselben hinzugefügt, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagt. Jakob theilt nämlich seine Leute und sein Vieh, aus Furcht vor Esau, »in zwei Lager«, und im Dankgebete für die Hülfe Jehovah's sagt er wieder: »mit meinem Stabe ging ich über diesen Jordan, und nun bin ich zu zwei Lagern geworden«. Namen von Orten und Personen durch irgend eine Erzählung oder einen Ausspruch zu erklären, ist ein Hauptbestreben unsers Verfassers, und es ist gar keine Frage, daß die meisten dieser erklärenden Erzählungen und Aussprüche erst dem Namen und seiner Erklärung zu Liebe erfunden sind. So soll Jakob nachher bei Succoth (Hütten) Hütten für sein Vieh errichtet haben; so sollte ihm bei Bethel (Gotteshaus) Jehovah erschienen sein; so sollte er auf dem Gebirge Gilead mit Laban ein Bündniß errichtet und dasselbe durch Aufwerfen eines Haufens von Steinen verewigt und darnach den Ort Galed (d. i. Haufe des Zeugnisses) genannt haben, während doch der Ort eben nicht Galed, sondern Gilead heißt; so sollte von diesem Bündnisse der dortige Ort Mizpa (Wachthurm) seinen Namen erhalten haben, weil Laban dabei zu Jakob gesagt habe: »Jehovah sei Wächter zwischen mir und dir«; so soll Jakob dem Orte Pniel (Antlitz Gottes) den Namen gegeben haben, weil er dort Gott gesehen. In all diesen Fällen hat nicht eine wirkliche Begebenheit Anlaß zum Namen, sondern umgekehrt der Name Anlaß zur Erfindung der Geschichte gegeben.

Jakob nahet sich nun seinem Heimathlande; da kommt die Furcht vor seinem Bruder Esau über ihn. Er schickt Boten voraus und befiehlt ihnen: So sollt ihr sprechen zu meinem Herrn Esau: So spricht dein Knecht Jakob: bei Laban habe ich mich aufgehalten und verweilet bis jetzt, und ich erhielt Ochsen und Esel, und Schafe und

Knechte und Mägde, und ich sende an meinen Herrn, es zu berichten, um Gnade zu finden in deinen Augen.« Die Boten kommen zurück und berichten, daß Esau ihm mit vierhundert Mann entgegen ziehe. Da steigert sich Jakobs Angst, er theilt den ganzen Zug, wie schon bemerkt, in zwei Lager, damit das eine entkomme, wenn Esau über das andere herfiele, und ruft zu Gott, daß er ihn aus der Hand seines Bruders erretten möge. Er schickt dann ein sehr reichliches Geschenk an allen Arten von Vieh dem Esau entgegen, indem er bei sich denkt: »Ich will ihn versöhnen mit dem Geschenke, das vor mir hergeht, und darauf will ich ihn sehn, vielleicht wird er mich annehmen.« Am anderen Tage sieht er den Esau mit seinen vierhundert Mann von Ferne kommen; da geht er ihm entgegen und »beugt sich siebenmal zur Erde«, bis er zu ihm kommt. »Da lief ihm Esau entgegen, und umarmte ihn, und fiel ihm um den Hals, und küßte ihn, und sie weinten.« Der brave Esau hat alles Unrecht vergessen. Die Weiber Jakobs treten nun nacheinander mit ihren Kindern heran und beugen sich vor Esau. Dieser will das Geschenk, das ihm zuvor schon begegnet ist, ablehnen, aber Jakob dringt es ihm auf. »Habe ich Gnade gefunden in deinen Augen,« sagt er, »so nimm mein Geschenk von meiner Hand; denn darum schauete ich dein Angesicht, wie man das Angesicht Gottes schauet, und du nahmst mich gnädig auf.« Esau erbietet sich darauf, mit seinen Leuten vor Jakob herzuziehen oder doch eine Abtheilung zu seinem Schutze bei ihm zu lassen, aber Jakob lehnt es ab, weil sein Vieh und seine Kinder nicht so schnell wandern könnten. Da zieht denn Esau wieder nach seinem Gebirge Seir, wo er sich niedergelassen hat, Jakob aber erst nach Succoth, dann nach Sichem, wo er sich, wie früher Abraham, ein Stück Feld kauft, auf welchem er Gott einen Altar errichtet.

Einer wunderbaren Geschichte muß hier noch gedacht werden, welche sich in der Nacht vor dem Zusammentreffen Jakobs mit Esau zuträgt. Jakob hat seine vier Weiber und elf Kinder über den Fluß Jabok gebracht und bleibt noch allein zurück. »Da,« heißt es, »rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe aufging.« Als der Mann sieht, daß er den Jakob nicht überwinden kann, schlägt er ihn auf das Gelenk der Hüfte und verrenkt sie ihm, und spricht zu ihm: »Laß mich, denn die Morgenröthe geht auf.« Jakob aber antwortet: »Ich lasse dich nicht, ehe du mich segnest.« Da fragt der Mann: »Wie ist dein Name?« — und darauf spricht er: »Nicht Jakob sollst du in Zukunft heißen, sondern Israel, denn du hast mit Göttern

des zur Einnahme des Landes Kanaan. Diese verbürgt er ihnen dafür, daß in diesem Lande einmal einzig und allein seine Altäre aufgerichtet, ihm allein Opfer gebracht werden sollen. — Die Hausgötter ihres Vaters Laban hat Rahel wahrscheinlich deshalb mitgenommen, um ihren Schutz sich anzueignen und damit Laban verhindert wäre, dieselben über die Flucht Jakobs und den von ihm genommenen Weg zu befragen. Es sind irgend welche Art von Götzenbildern.

Als Jakob nun nach der friedlichen Trennung von Laban weiterzieht, begegnen ihm »Engel Gottes«, und er spricht: »das ist das Lager Gottes«. Daher soll die Stadt Mahanaim (Doppellager) ihren Namen haben. Gleich nachher wird vom Erzähler offenbar wieder auf diesen Namen angespielt und eine neue Erklärung desselben hinzugefügt, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagt. Jakob theilt nämlich seine Leute und sein Vieh, aus Furcht vor Esau, »in zwei Lager«, und im Dankgebete für die Hülfe Jehovah's sagt er wieder: »mit meinem Stabe ging ich über diesen Jordan, und nun bin ich zu zwei Lagern geworden«. Namen von Orten und Personen durch irgend eine Erzählung oder einen Ausspruch zu erklären, ist ein Hauptbestreben unsers Verfassers, und es ist gar keine Frage, daß die meisten dieser erklärenden Erzählungen und Aussprüche erst dem Namen und seiner Erklärung zu Liebe erfunden sind. So soll Jakob nachher bei Succoth (Hütten) Hütten für sein Vieh errichtet haben; so sollte ihm bei Bethel (Gotteshaus) Jehovah erschienen sein; so sollte er auf dem Gebirge Gilead mit Laban ein Bündniß errichtet und dasselbe durch Aufwerfen eines Haufens von Steinen verewigt und darnach den Ort Galed (d. i. Haufe des Zeugnisses) genannt haben, während doch der Ort eben nicht Galed, sondern Gilead heißt; so sollte von diesem Bündnisse der dortige Ort Mizpa (Wachthurm) seinen Namen erhalten haben, weil Laban dabei zu Jakob gesagt habe: »Jehovah sei Wächter zwischen mir und dir«; so soll Jakob dem Orte Pniel (Antlitz Gottes) den Namen gegeben haben, weil er dort Gott gesehen. In all diesen Fällen hat nicht eine wirkliche Begebenheit Anlaß zum Namen, sondern umgekehrt der Name Anlaß zur Erfindung der Geschichte gegeben.

Jakob nahet sich nun seinem Heimathlande; da kommt die Furcht vor seinem Bruder Esau über ihn. Er schickt Boten voraus und befiehlt ihnen: So sollt ihr sprechen zu meinem Herrn Esau: So spricht dein Knecht Jakob: bei Laban habe ich mich aufgehalten und verweilet bis jetzt, und ich erhielt Ochsen und Esel, und Schafe und

Knechte und Mägde, und ich sende an meinen Herrn, es zu berichten, um Gnade zu finden in deinen Augen.« Die Boten kommen zurück und berichten, daß Esau ihm mit vierhundert Mann entgegen ziehe. Da steigert sich Jakobs Angst, er theilt den ganzen Zug, wie schon bemerkt, in zwei Lager, damit das eine entkomme, wenn Esau über das andere herfiele, und ruft zu Gott, daß er ihn aus der Hand seines Bruders erretten möge. Er schickt dann ein sehr reichliches Geschenk an allen Arten von Vieh dem Esau entgegen, indem er bei sich denkt: »Ich will ihn versöhnen mit dem Geschenke, das vor mir hergeht, und darauf will ich ihn sehn, vielleicht wird er mich annehmen.« Am anderen Tage sieht er den Esau mit seinen vierhundert Mann von Ferne kommen; da geht er ihm entgegen und »beugt sich siebenmal zur Erde«, bis er zu ihm kommt. »Da lief ihm Esau entgegen, und umarmte ihn, und fiel ihm um den Hals, und küßte ihn, und sie weinten.« Der brave Esau hat alles Unrecht vergessen. Die Weiber Jakobs treten nun nacheinander mit ihren Kindern heran und beugen sich vor Esau. Dieser will das Geschenk, das ihm zuvor schon begegnet ist, ablehnen, aber Jakob dringt es ihm auf. »Habe ich Gnade gefunden in deinen Augen,« sagt er, »so nimm mein Geschenk von meiner Hand; denn darum schauete ich dein Angesicht, wie man das Angesicht Gottes schauet, und du nahmst mich gnädig auf.« Esau erbietet sich darauf, mit seinen Leuten vor Jakob herzuziehen oder doch eine Abtheilung zu seinem Schutze bei ihm zu lassen, aber Jakob lehnt es ab, weil sein Vieh und seine Kinder nicht so schnell wandern könnten. Da zieht denn Esau wieder nach seinem Gebirge Seir, wo er sich niedergelassen hat, Jakob aber erst nach Succoth, dann nach Sichem, wo er sich, wie früher Abraham, ein Stück Feld kauft, auf welchem er Gott einen Altar errichtet.

Einer wunderbaren Geschichte muß hier noch gedacht werden, welche sich in der Nacht vor dem Zusammentreffen Jakobs mit Esau zuträgt. Jakob hat seine vier Weiber und elf Kinder über den Fluß Jabok gebracht und bleibt noch allein zurück. »Da,« heißt es, »rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe aufging.« Als der Mann sieht, daß er den Jakob nicht überwinden kann, schlägt er ihn auf das Gelenk der Hüfte und verrenkt sie ihm, und spricht zu ihm: »Laß mich, denn die Morgenröthe geht auf.« Jakob aber antwortet: »Ich lasse dich nicht, ehe du mich segnest.« Da fragt der Mann: »Wie ist dein Name?« — und darauf spricht er: »Nicht Jakob sollst du in Zukunft heißen, sondern Israel, denn du hast mit Göttern

und Menschen gekämpft und überwunden.« Da fragt auch Jakob den Mann nach seinem Namen, dieser aber antwortet: »Warum fragst du nach meinem Namen?« Der Erzähler bemerkt dann nur noch: »Und er segnete ihn daselbst,« — worauf denn Jakob ihn losgelassen haben wird. Daß aber der geheimnißvolle Mann niemand geringeres als Elohim gewesen sei, entweder der Elohim, oder Einer von den Elohim, geht aus den gleichfolgenden Worten Jakobs hervor, welcher wegen des Vorfalls, wie oben schon berührt, den Ort Pniel (Antlitz Gottes) nennt, indem er spricht: »denn gesehen habe ich Gott von Angesicht zu Angesicht, und mein Leben ist verschont geblieben.« Und dann wird noch hinzugefügt, Jakob habe auch wirklich am Morgen gehinkt, und seine Nachkommen, die Israeliten, essen deshalb die Sehne am Hüftgelenke nicht.

Hier haben wir also wieder einmal den Gott des Verfassers in der allermenschlichsten Gestalt, als Mann, der mit einem anderen Manne ringt und ihn nicht einmal überwältigt, sondern im Gegentheil von ihm überwunden oder mindestens festgehalten wird, so daß er sich nur mit einem Segen von ihm loskaufen kann. Wie er eigentlich darauf kommt, den Jakob hier mitten in der Nacht anzufallen, da er ihm doch sonst in Allem förderlich ist, ist weiter nicht gesagt. Der Erzähler hat sich diese Frage wohl gar nicht vorgelegt, sondern hat bei Dichtung dieser Geschichte nur den Zweck gehabt, den Namen Israel zu erklären. Das jüdische Volk nannte sich zur Zeit des Verfassers — »Israel«. Der Verfasser meinte deshalb, einer der Stammväter müsse denn wohl Israel geheißen haben. Nun standen aber die Namen der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob schon fest. So ließ er denn dem Einen, dem Jakob, diesen Namen als zweiten durch Gott beigelegt werden, wie früher Abram in Abraham verwandelt worden war. Nun bedeutet aber der Name Israel »Gotteskämpfer«. Ohne Zweifel haben die Juden in früherer Zeit sich so genannt, weil sie meinten, für Gott zu kämpfen, seine Kriege zu führen. Der Verfasser leitete aber fälschlich den Namen vom Kämpfen mit Gott her, und erfand nun diese Geschichte, in welcher er den Vater Jakob diesen Kampf mit Gott ausführen ließ. Es ist freilich wunderbar genug, wie ein Mensch, der seinem Gotte doch natürlich für gewöhnlich übermenschliche Kräfte zuschreibt, nun wieder ihm andichten kann, daß er ohne Erfolg mit einem Menschen gerungen habe, ja sogar gegen ihn im Nachtheil gewesen sei. Das hat aber in der Absicht seinen Grund, den Menschen, mit welchem er Gott

ringen läßt, als ungeheuer stark und tapfer, als einen halbgöttlichen Helden darzustellen. Wie kann das besser erreicht werden, als eben durch solche Erzählungen, wie der Held selbst mit einem Gotte gekämpft und sogar obgesiegt habe. Auch in andern alten Dichtungen, wie bei Homer und Ossian und bei den Indiern, kommen solche Kämpfe mit Göttern vor. Freilich steht diese ungeheure Stärke Jakobs mit seiner gleichzeitigen Furcht vor Esau nicht in rechtem Einklange; dagegen zeigte er sie einigermaßen schon bei seiner Ankunft zu Haran, als er allein den Stein vom Brunnen wälzte, zu dessen Wegschaffung sonst die Hirten einander zu erwarten pflegten.

In Folge einer göttlichen Weisung zieht Jakob nachher von Sichem nach Bethel und baut daselbst einen Altar, wie er auf seiner Flucht vor Esau gelobt hatte. Zuvor aber läßt er sich von den Seinen alle fremden Götter und die Ohrringe, welche die Bedeutung von Amuleten hatten, also zu den Göttern in naher Beziehung standen, ausliefern und vergräbt sie unter der Eiche bei Sichem. Auch müssen sie sich vorher waschen und die Kleider wechseln. Bei Bethel erscheint denn Gott dem Jakob abermals und wiederholt die Namensänderung, die er schon bei dem nächtlichen Ringen vorgenommen hat. Von da brechen sie wieder auf, um zu Isaak zu kommen, welcher noch zu Hebron wohnt. Unterwegs gebiert die Rahel ihren zweiten leiblichen Sohn, den Benjamin, und stirbt über der Geburt. Als Jakob bei seinem Vater angekommen ist, stirbt dieser, und Jakob und Esau begraben ihn gemeinschaftlich.

---

7. Joseph und seine Brüder.

(1. Mos. 34 u. 37 — 50.)

Jakob hat also zwölf Söhne, die angeblichen Stammväter des israelitischen Volks. Er selbst tritt nun mehr in den Hintergrund und jene nehmen dagegen den Schauplatz ein. In der That, der Verfasser oder die Volkssage, soweit sie ihm vorgearbeitet haben mag, können beide nicht beschuldigt werden, daß sie die Stammväter in sittlicher Beziehung in zu günstiges Licht gestellt hätten. Im Gegentheil ist es merkwürdig, daß das Bild derselben so wenig vortheilhaft ausgefallen ist. Das möchte aber schwerlich als ein Zeichen der geschichtlichen Wahrheit desselben, sondern vielmehr als ein Zeichen

des niedern sittlichen Standpunktes des dichtenden Erzählers anzusehen sein, der sich ja auch sonst genug in diesen Schriften zeigt. Möglich, ja wahrscheinlich, daß auch Haß oder Abneigung gegen einzelne Stämme zu dem unvortheilhaften Bilde viel beigetragen hat. Sehen wir uns denn die zwölf Brüder einmal an.

Das Erste, was von ihnen erzählt wird, ist eine grausame und verrätherische Schandthat. Ihre Schwester Dina geht aus, »die Töchter des Landes zu sehen«. Da verliebt sich Sichem, der Sohn Hemors, des Königs des Landes, in sie, und nimmt sie zu vertrautem Umgange zu sich in sein Haus. Darauf sendet er seinen Vater zu Jakob und läßt für sich um das Mädchen werben, wobei sehr ausdrücklich seine große Liebe zu ihr hervorgehoben wird. Zugleich bietet der Vater dem Jakob und seinen Söhnen ein allgemeines Freundschaftsbündniß, gegenseitiges Verschwägern beider Stämme, gemeinsames Wohnen im Lande, und ebenfalls die Zahlung jedes beliebigen Kaufpreises, nach der Sitte des Landes, für das Mädchen an. Die Söhne Jakobs stellen sich, als ob sie auf Alles gern eingingen, nur aber um ihrer Ehre willen auf der einen Bedingung bestehen müßten, daß die Männer der Stadt Sichem zuvor sämmtlich die Beschneidung annähmen. Hemor und Sichem sind auch dazu bereit, und bestimmen, durch die Aussicht auf jene Verschwägerung und Befreundung, auch die übrigen Einwohner der Stadt, auf die Forderung einzugehn. Als am dritten Tage nach Vornahme der Beschneidung aber die Sichemiter von den dabei eintretenden Schmerzen heimgesucht und sich zu wehren unfähig sind, fallen Simeon und Levi über sie her und machen sie bis auf den letzten Mann nieder, worauf die übrigen Brüder kommen und die Stadt rein ausplündern, das Vieh und alle Habe wegführen, und Weiber und Kinder in die Sklaverei schleppen.

Diese Geschichte kann nun freilich nicht wohl wirklich vorgefallen sein, da es auch unter solchen Umständen zwei Männern unmöglich sein möchte, die Männer einer ganzen Stadt, und wenn diese auch noch so klein, niederzumachen. Auch verräth gleich der Name des Fürstensohnes, daß er nur eine Personification der Stadt Sichem, aber keine wirkliche Person ist. Und endlich ist aus anderen Gründen überhaupt nicht zu bezweifeln, daß ebenso die zwölf Söhne Jakobs keine wirklichen, sondern nur mythische Personen, eben auch wieder Personificationen der zwölf Stämme sind. Indeß, darauf kommt es hier nicht an: wir haben es überhaupt nicht sowohl mit den Personen der fünf Bücher Mosis, die möglicher Weise gelebt oder nicht gelebt haben

könnten, sondern mit den Büchern selbst, und hier insbesondere mit ihrer Moral zu thun. Mögen vielleicht die Stämme Sebulon und Levi, statt ihrer angeblichen Stammväter, gegen irgend eine kananitische Stadt etwas dergleichen einmal ausgeübt haben, oder mag die Erzählung durchaus Dichtung sein, — gleichviel! — es kommt uns hier auf die Erzählung selbst an, wie sie eben dasteht, und als solche enthält sie eine verruchte Schandthat, die dadurch um wenig besser wird, daß sie im Zorn über der Schwester oder der Familie Unehre, zu deren Ausgleichung obendrein alle Bürgschaft vorhanden ist, verübt wird. Man begreift überdem nicht, wie bei den sonst in Beziehung auf das Geschlecht in diesem Buche geschilderten Sitten in dem Verhältniß eine so große Unehre liegen konnte.

Eine andere Geschichte aus dem Leben der Söhne Jakobs, die von Juda und der Thamar, ist zu unsauber, als daß wir sie erzählen möchten. In der »heiligen Schrift« dulden die Gläubigen Alles; hier aber in unsern Heften möchte der Leser Anstoß an dergleichen nehmen. Die Sittlichkeit der Zeit, in welcher diese schmutzige Geschichte niedergeschrieben ist, erhält durch dieselbe nicht eben ein gutes Zeugniß, und die Bibel wird eben auch nicht verschönert durch sie. Auch erscheint die Leviratsehe, d. h. das jüdische Gesetz, daß der Bruder die kinderlose Wittwe des verstorbenen Bruders heirathen müsse, um ihm »Samen zu erwecken«, hier keineswegs in gutem Lichte. Selbst dieses Gesetz steht in sittlicherBeziehung tief unter der That des Sichem, um welcher willen die Männer einer ganzen Stadt ermordet werden. — Außer den eben besprochenen Thaten ist noch beiläufig erwähnt, daß Ruben, der erstgeborne Sohn Jakobs, sich an der Nebenfrau seines Vaters vergriffen habe. Wie diese Geschichten entstanden sein mögen, ist schwer zu sagen; daß sie aber entstanden sind, ist nicht rühmlich.

Es ist uns noch der letzte Theil des ersten Buches Mosis übrig, der Theil der Geschichte der Söhne Jakobs, in welchem Joseph als Hauptperson auftritt. Sie ist sehr bekannt und beliebt, obgleich diese Beliebtheit in der That doch nur einem geringen Theile nach gerechtfertigt ist. Joseph ist der Liebling seines Vaters, der ihn zur Aufsicht über die andern Söhne gebraucht und ihn durch schöne Kleider auszeichnet. Auch hat Joseph einige hochmüthige Träume, in welchen sich einmal elf Garben vor seiner Garbe, ein ander Mal Sonne, Mond und elf Sterne vor ihm selbst beugen. Natürlich hat Jehovah ihm diese Träume gesendet, um im Voraus seine hohe Bestimmung anzuzeigen, nach welcher einst Eltern und Geschwister sich vor ihm

demüthigen sollten. Die elf Brüder nehmen aber die Träume, sowie den schönen Rock und die Beaufsichtigung ihm sehr übel. Als sie ihn denn auch einmal von ferne kommen sehn, machen sie den Anschlag, ihn zu tödten; Ruben nur stimmt nicht mit ein, sondern beredet sie, in der geheimen Absicht, ihn zu retten, ihn in eine wasserleere Zisterne zu werfen. Da kommt eine Karavane von Ismaeliten vorüber, und auf Juda's Vorschlag verkaufen sie den Joseph für zwanzig Seckel Silber an dieselben als Sklaven, bringen dem Vater den zuvor in das Blut eines Böckchens getauchten schönen Rock, und machen ihn glauben, er sei von einem wilden Thiere zerrissen worden. Die Ismaeliten bringen ihn nach Aegypten und verkaufen ihn da an Potiphar, einen Höfling des Pharao, den Obersten der Leibwache. Er gewinnt die Gunst desselben und wird von ihm über das ganze Haus gesetzt, das er treulich verwaltet, und das Jehovah um seinetwillen segnet. Da er aber die Liebe der Frau des Potiphar von sich weist, verläumdet ihn diese, daß er ihr Ungebührliches zugemuthet habe, und Potiphar wirft ihn ins Gefängniß. Hier legt er zwei spätern Mitgefangenen, dem Mundschenken und dem Bäcker des Pharao, ihre Träume aus, und da seine Auslegung vollkommen eintrifft, so macht der begnadigte Mundschenk später den Pharao, als dieser auch Träume hat und Niemand sie ihm deuten kann, auf Joseph aufmerksam. Pharao läßt ihn holen, Joseph deutet ihm die bekannten Träume von den sieben fetten und magern Aehren und Kühen, giebt den Rath, in den bevorstehenden sieben reichen Jahren Getreide aufzusammeln für die kommenden sieben theuren, und wird von ihm mit Ausführung dieser Maßregel und mit der nächsten Stelle und Würde nach ihm selbst betraut. Joseph erwirbt dem Pharao auf diese Weise das ganze Land mit seinen Einwohnern zum Eigenthum. Im ersten theuren Jahre schickt Jakob seine Söhne, außer Benjamin nach Aegypten, um Getreide zu kaufen, weil auch in Kanaan Mangel herrscht. Sie kommen zu Joseph, der sie erkennt, aber sich umgekehrt ihnen nicht zu erkennen giebt. Er fährt sie hart an mit der Beschuldigung, daß sie feindliche Kundschafter sein möchten, und als sie nun erzählen, daß sie eigentlich zwölf Brüder wären, wovon der eine todt wäre und ein zweiter sich noch zu Hause beim Vater befände, da sagt er ihnen, er wolle sie daran prüfen, ob sie mit Wahrheit umgingen oder wirklich Kundschafter wären, daß er neun von ihnen hier zurückbehielte und nur den zehnten nach Hause entließe, damit derselbe ihm den beim Vater gebliebenen Bruder herbrächte. Er läßt sie drei Tage ins Gefängniß

werfen, und gestattet dann, daß ihrer neun zum Vater zurückkehren und nur Simeon bei ihm in Haft zurückbleibt, bis sie den Benjamin brächten. Die neun ziehen denn jeder mit seinem Esel und mit seinem Getreidesacke ab, und unterwegs entdeckt der Eine, zu Hause dann die Uebrigen beim Aufthun desselben, daß ihr Geld, welches sie dafür bezahlt, obenauf darin liegt. Als das Getreide aufgezehrt ist, bereden sie mit Mühe den Jakob, nun auch seinen noch übrigen Liebling, den Benjamin, den zweiten Sohn der Rahel, mit nach Aegypten ziehen zu lassen. Sie kommen an und wollen dem Haushofmeister des Joseph das in den Säcken gefundene und auf Josephs Befehl hineingebundene Geld zurückgeben, was er aber anzunehmen verweigert und für ein Geschenk Jehovahs erklärt. Sie werden vor Joseph geführt, von diesem reichlich bewirthet, dabei Benjamin ausgezeichnet und Simeon wieder in Freiheit gesetzt. Ehe sie aber am andern Morgen abziehn, läß Joseph ihnen abermals das Geld in die Säcke binden, und außerdem dem Benjamin seinen Becher mit hineinstecken. Darauf als sie schon unterwegs sind, läßt er ihnen nachsetzen und die Säcke durchsuchen, und da der Becher gefunden wird, werden sie alle als Diebe zu Joseph zurückgebracht, der sie hart anläßt und ihnen ankündigt, daß er den Benjamin für sein Vergehen zurückbehalten werde. Juda, der dem Vater für Bejamin Bürge geworden ist, bittet ihn darauf, ihn statt Benjamins als Sklaven zu behalten und die Andern zu entlassen. Da giebt sich Joseph endlich zu erkennen, versichert sie seiner Verzeihung und weint an ihrem Halse. Darauf schickt er sie zurück zu Jakob und läßt diesen im Einverständniß mit Pharao mit all seinen Kindern und Kindeskindern und all seiner Habe zu sich entbieten, um in Aegypten sich niederzulassen. Jakob kommt auch wirklich mit Allem und erhält auf seinen Wunsch die Landschaft Gosen zum Wohnsitz angewiesen. Endlich stirbt er, nachdem er noch seine Söhne gesegnet, und Josephs beide Söhne Ephraim und Manasse adoptirt hat; und seine Söhne, Joseph an der Spitze, begraben ihn im Lande Kanaan in der Höhle Makphela bei Hebron. Später stirbt auch Joseph, nachdem er den Wunsch ausgesprochen, bei der einstigen Rückkehr der Familie nach Kanaan ebenfalls dort begraben zu werden.

Die Geschichte Josephs trägt so gut wie die andern Erzählungen des ersten Buches Mosis das Gepräge des Mythischen und Märchenhaften überall an der Stirn. So bei den Altersangaben schon darin, daß immer noch den Patriarchen ein übermenschliches Alter beigemessen wird, aber auch darin, daß diese Angaben einander zum Theil sehr

widersprechen. Man kann bei Jakobs Geschichte bis zum Tode des Isaak ausrechnen, daß Joseph bei seinem Verkauf nach Aegypten bereits über sechzig Jahre alt ist, und doch wird er dabei als Knabe behandelt und es wird sogar ausdrücklich gesagt, er sei damals siebzehn Jahre alt gewesen. Der Erzähler hat sich selbst nicht nachgerechnet und darum seine frühern Bestimmungen vergessen. Ebenso wird Benjamin kurz vor der Uebersiedelung der ganzen Familie nach Aegypten stets als ein »Knabe« bezeichnet, und doch hat er auf einmal schon zehn Söhne, als diese Uebersiedelung nun ein Jahr später geschieht.

Ganz besonders hervorstechend ist in dieser Geschichte der Aberglaube an Träume, der überhaupt im Alten Testamente eine bedeutende Rolle spielt. Zuerst wird in Josephs eigenen Träumen seine Zukunft im Voraus angezeigt, und dann geschieht dasselbe mit dem Mundschenken und Bäcker, und schließlich mit dem Pharao. Gott zeigt diesen allen die Zukunft durch Träume an, und Joseph legt sie dann mit größter Unfehlbarkeit aus. Jetzt verlacht man Jeden als abergläubisch, der an Träume glaubt; aber in der »heiligen Schrift« soll derselbe Glaube Wahrheit sein. Viele sagen, ja damals habe sich Gott den Menschen allerdings durch Träume offenbart, aber jetzt thue er es nicht mehr. Ihr Narren, woher wißt Ihr denn das? Das ist die Lüge, ohne die ihr Eure Sache nicht halten könnt. Hinter Euch den Glauben und vor Euch die Bildung der Zeit, — so befindet Ihr Euch stets in der Klemme. Habt doch den Muth mindestens der Consequenz! Entweder Träume sind auch damals nichts gewesen, oder sie sind auch heute noch Wahrheit und Offenbarung, und wir können dann nichts Besseres thun, als uns Traumbücher anschaffen. Sind aber die Träume auch damals nicht mehr gewesen als jetzt, so sehet Ihr ja, daß das Alte Testament, das an sie glaubt, ein sehr »menschliches« Buch ist.

Aber die sieben reichen und die sieben theuren Jahre sind wohl wirklich gewesen? Wo sind wohl sieben Mißjahre hintereinander erhört? und wie hätte bei ihnen, wie sie in unserer Erzählung angenommen sind, nicht Alles vor Hunger sterben müssen? denn wie hätte auch in Aegypten der Ueberfluß der vorhergehenden sieben reichen Jahre für die kommenden sieben armen so aufgespeichert werden können, wenn es einmal mit dem Vorherwissen durch Träume nichts ist? — Ich dächte, dieser so offenbar fabelhafte Charakter solcher Hauptzüge müßte die Wahrheit der ganzen Geschichte jedem Leser mindestens sehr zwei-

felhaft machen. Das jüdische Volk hatte eine Sage, meinetwegen eine Erinnerung, daß es vor seiner Besitznahme von Kanaan in Aegypten gewohnt habe; da mußte denn erzählt werden, wie es dahin gekommen sei, — das ist allenfalls der geschichtliche Grund und Boden der Sache.

Joseph wird den Schulkindern als Muster hingestellt. Taugt er dazu wirklich? Treibt er nicht ein grausames Spiel mit seinen Brüdern, wie die Katze mit der Maus, und auch mit seinem alten Vater, ehe er sich jenen zu erkennen giebt und auch diesen beruhigt? Wird dadurch die Verzeihung, die er seinen Brüdern angedeihen läßt, nicht sehr getrübt? würde nicht ein natürlicher Zorn über ihre Schandthat uns viel edler erscheinen? Und wie steht es damit, daß er dem Pharao ganz Aegypten zum Eigenthume erwirbt? Soll das etwa auch als eine Treue gegen den Herrn gerühmt und der Jugend empfohlen werden? Pharao läßt durch Joseph in den sieben reichen Jahren den fünften Theil alles im Lande erzeugten Getreides in Vorrathshäuser sammeln, und in den Mißjahren verkauft es Joseph dann den Landeskindern, die es zuvor gebaut und eingeliefert haben, für schweren Preis, und nimmt ihnen, als sie kein Geld mehr haben, erst auch das Vieh, und als sie kein Vieh mehr haben, ihre Aecker und ihre Freiheit hin, und macht sie so zu Leibeigenen des Königs. Auch eine Schandthat, was hier der Erzähler mit sichtbarem Stolze und Wohlgefallen von dem Urahn Joseph erzählt! Wenn Ihr vor der Jugend diese Geschichte, und alle biblischen Geschichten, mit freiem Geiste behandeltet, tadeltet und lobtet, was das Eine oder Andere verdient, so möchte sie wohl Nutzen davon haben; wenn Ihr aber mit einem im Glauben oder in der Furcht befangenen Sinn dergleichen beschönigt, so verderbt Ihr die Jugend! —

8. Die Berufung des Mose.

(2. Mos. 1 bis 4.)

Im ersten Buche Mosis war die Familiengeschichte der Stammväter der Juden sehr ausführlich erzählt worden; im zweiten wird dieselbe zur Volksgeschichte. Aus der Familie des Jacob und seiner Söhne und Enkel, welche, zusammen siebzig an der Zahl, nach Aegypten kommen, ist im Verlauf von vierhundertunddreißig Jahren ein

Volk geworden, das bereits 600,000 Männer zählt, wie nachher beim Auszuge angegeben wird, eine Vermehrung, welche die Möglichkeit weit übersteigt. Ein neuer König, der nichts von Joseph weiß, befürchtet, das fremde, sich so stark mehrende Volk möchte sich einmal bei Gelegenheit eines Krieges zu den Feinden schlagen, und legt ihm deshalb schwere Frohnarbeiten auf, namentlich muß es ihm zwei Vorrathsstädte bauen; auch giebt er den beiden Wehmüttern der Israeliten, Siphra und Pua, den Befehl, alle neugeborenen Knaben zu tödten, die Mädchen aber leben zu lassen; und da diese nicht gehorchen, ertheilt er denselben Befehl an alle Aegypter. — Sonderbar, ein so zahlreiches Volk hat nur zwei Wehmütter, und diesen kann die Tödtung aller neugebornen Kinder, also die Gegenwart bei allen Geburten zugemuthet werden.

Da wird auch Mose, der künftige Erretter, geboren. Seine Mutter verbirgt ihn, da er ein schöner Knabe ist, drei Monate, legt ihn dann, als die Verheimlichung im Hause nicht mehr möglich ist, in einen wohlverpichten Kasten von Rohr, setzt ihn in das Schilf des Niles und läßt ihre Tochter in einiger Ferne wachen. Bald kommt die Tochter Pharao's zum Bade mit ihren Dirnen, findet das Kind und übergiebt es zur Nährung und Auferziehung seiner eigenen Mutter, welche die Wache haltende Schwester dazu herbeigerufen hat. Als der Knabe groß ist, bringt die Mutter ihn der Tochter Pharao's, die ihn an Sohnes Statt annimmt und ihm den Namen Mose beilegt, indem sie sagt: »denn aus dem Wasser hab' ich ihn gezogen«. Der Name Mose bedeutet aber in Wirklichkeit nicht sowohl einen Herausgezogenen, als vielmehr einen Herauszieher, also wohl Erretter. — Es wird auch sonst von berühmten Leuten erzählt, daß sie bei ihrer Geburt oder in ihrer Kindheit in großer Gefahr geschwebt hätten, aber daraus errettet worden wären. So sollen Romulus, der Erbauer Roms, und sein Zwillingsbruder Remus ausgesetzt, aber von einer Wölfin gesäugt, und ebenso soll Cyrus, der Perserkönig, ausgesetzt, aber von einem Hirten auferzogen worden sein; Herkules soll in der Wiege von einer Schlange überfallen worden sein, sie aber selbst zerdrückt haben; und auch von Jesus wird ja im Evangelium des Matthäus erzählt, es sei von Herodes (wie bei Mose von Pharao) seinem Leben nachgetrachtet, dasselbe aber durch die Flucht seiner Eltern gerettet worden, die ihn zwar nicht in den Nil setzen, aber doch nach Aegypten bringen. Die Einbildungskraft spürt gern der Jugend großer Männer nach und ersetzt, was

sie nicht weiß, durch Dichtung; ganz besonders ist sie auch geneigt, den verehrten Mann sich überall als gefährdet, aber auch als errettet zu denken, weil ja auch dies dazu beiträgt, sein Bild noch mehr in das Außerordentliche und Wunderbare zu malen, und es unter eine besondere Vorsehung zu stellen.

Aber eine neue Gefahr erhebt sich wider Mose. Als er herangewachsen ist, sieht er, wie ein Aegypter einen Israeliten schlägt. Da, als er sich mit den Beiden alleinsieht, erschlägt er den Aegypter und verscharrt ihn im Sande, muß aber, als die Sache zu den Ohren Pharao's kommt, fliehen und geht nach Midian in der Wüste. Hier trifft er am Brunnen mit den sieben Töchtern des Priesters von Midian, der hier Reguel, gleich nachher Jethro genannt wird, zusammen, welche die Schafe ihres Vaters tränken wollen, gerade wie der vor Esau fliehende Jakob am Brunnen bei Haran die Rahel findet, welche ebenfalls im Begriff ist, ihres Vaters Schafe zu tränken, und wie schon Elieser an demselben Brunnen die Rebekka gefunden hatte. Wie Jakob der Rahel beim Tränken der Schafe behülflich ist, so auch hier Mose den sieben Töchtern des Priesters von Midian. Andre Hirten, welche hinzukommen, wollen sie nämlich wegstoßen und erst ihre Schafe tränken; da hilft ihnen Mose zu ihrem Rechte. Und wie aus jenen beiden früheren Begegnungen am Brunnen Heirathen entstehen, so auch hier: Mose heirathet das eine von den Mädchen, die Zippora, wird des Priesters von Midian Schwiegersohn, bleibt bei ihm und hütet dessen Schafe, gerade wie Jakob die Rahel heirathet, bei seinem Schwiegervater Laban bleibt, und dessen Schafe hütet. Sogar die beiden Züge fehlen nicht: wie Rahel, als Jakob am Brunnen ihr so hülfreich gewesen ist, nach Hause läuft und dem Vater erzählt, und dieser dann erst den Jakob hereinholt, so erzählen auch hier die sieben Töchter ihrem Vater von der Hülfe des fremden Mannes, und dieser befiehlt nun, ihn hereinzuholen; und ferner, wie Jakob später von seinem Schwiegervater in seine Heimat mit Frauen und Kindern zurückkehrt, so auch Mose nach Aegypten. Ja, sogar der Kampf, den Jakob auf dem Heimwege, wie wir sahen, mit Gott besteht, fehlt auf der Heimkehr dem Mose nicht, wie wir sehen werden. Noch mehr: sogar der Bruder begegnet dem Mose auf dem Heimwege, wie er dem Jakob begegnet, und endlich: der Schwiegervater des Mose kommt mit diesem in der Wüste zusammen und sie essen und trinken und opfern zusammen, wie auch Laban mit Jakob, wenn auch auf andere Veranlassung, auf dem Berge Gilead zusam-

menkommt, und sie gemeinschaftlich Mahl und Opfer halten. Man sieht, beide Geschichten von der Flucht und Rückkehr beider Männer sind nahe mit einander verwandt, und die Züge der einen in die andere herüber genommen.

Die gedrückten Kinder Israel schreien denn aber zu Gott, »und Gott hörete ihr Wehklagen und gedachte seines Bundes mit Abraham, Isaak und Jakob, und Gott sah die Kinder Israel und Gott wußte es«. Da erscheint Jehovah dem Mose, als er in der Wüste die Schafe seines Schwiegervaters hütet, »in einer Feuerflamme aus dem Busche; und er schauete und siehe, der Busch brannte mit Feuer und ward doch nicht verzehrt«. So erscheint Jehovah dem Abraham als Feuerofen. Mose will hinzutreten und das Wunder in Augenschein nehmen, Jehovah aber ruft ihm zu, er solle nicht herankommen, sondern seine Schuhe ausziehen, denn der Ort, worauf er stehe, sei heiliges Land. Der Morgenländer läßt seine Schuhe oder Pantoffeln vor der Wohnung des Herrschers stehen, um diese nicht zu verunreinigen. Jehovah giebt sich nun dem Mose als der Gott seiner Väter zu erkennen, der das Elend der Kinder Israel gesehen und ihr Geschrei gehört habe, und herabgekommen sei, sie zu erretten und in das den Vätern verheißene Land hinaufzuführen. Er giebt dem Mose den Auftrag, zu Pharao zu gehen und die Ausführung des Volkes zu bewirken. Mose aber ist zaghaft, und es entspinnt sich eine lange Verhandlung zwischen beiden. Mose macht allerlei Einwendungen, namentlich, daß er ohne Macht und Ansehn sei, daß ihm weder Pharao noch die Israeliten glauben würden, und daß es ihm an Beredtsamkeit fehle. Jehovah erwiedert, daß er mit ihm sein, ihm die Worte eingeben, und ihm seinen beredten Bruder Aaron beigesellen wolle, der für ihn reden werde. Vor Allem aber rüstet er ihn mit Wunderkräften aus: Mose wirft auf sein Geheiß seinen Stab zur Erde, da wird er zu einer Schlange; er faßt dieselbe beim Schwanze, da wird sie wieder zum Stabe; er steckt seine Hand in seinen Busen und zieht sie wieder heraus, da ist sie mit Aussatz bedeckt, — er thut es noch einmal, da ist sie wieder rein; und als drittes Wunderzeichen verheißt Jehovah ihm noch, daß Nilwasser, welches Mose auf die Erde gieße, zu Blut sich verwandeln werde. — In Bezug auf den Mangel an Beredtsamkeit sagt Mose, er habe einen schweren Mund und eine schwere Zunge, und dagegen in Bezug auf den Beistand Aarons sagt Jehovah: »Er soll dein Mund sein, und du sollst sein Gott sein.« Mose fragt den Jehovah auch, was er denn den Kindern Israel

sagen solle, wenn diese nun nach dem Namen des Gottes der Väter fragten, auf dessen Auftrag er sich beriefe. Da antwortet derselbe: »Ich bin, der ich bin. So sollst du sprechen zu den Söhnen Israels: Ich bin hat mich zu euch gesandt.« Es enthalten diese Worte eine Deutung des Namens Jehovah. Weiter sagt er ihm dann, er solle zu den Israeliten sprechen: »Jehovah, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, sendet mich zu euch; das ist mein Name in Ewigkeit, so soll man mich nennen auf Geschlecht und Geschlecht.« Habt ihr nicht, müssen wir hier die rechtgläubigen Christen fragen, diesen Befehl Jehovah's übertreten, indem ihr ihm diesen Namen, nach dem er doch in Ewigkeit genannt sein will, nicht mehr beilegt? — Uebrigens thut Jehovah hier diesen seinen Namen »Jehovah« zum ersten Male kund. Daß dies der Sinn des Verfassers sei, geht ganz klar aus 6, 3 hervor, wo Gott zu Mose sagt: »Und ich erschien Abraham, Isaak und Jakob als Gott der Allmächtige, aber mein Name Jehovah ward ihnen nicht bekannt.« Und doch ist Gott in den Erzählungen von diesen Erzvätern nicht allein vom Erzähler sehr häufig Jehovah genannt, sondern die Väter selbst nennen ihn oft so, reden ihn so an, und er selbst sagt gelegentlich zu ihnen: »Ich bin Jehovah« wie z. B. 1. Mos. 15 und 28. Ja es ist sogar angegeben (1. Mos. 4, 26.), schon zu Seths und Enos, Sohnes und Enkels des Adam, Zeiten habe man angefangen, den Namen Jehovah's anzurufen. Ein bedeutender Widerspruch zwischen erstem und zweitem Buche Mosis.

Als Mose auf alles Zureden Jehovah's nicht hören will, sondern schließlich doch wieder sagt: »Bitte, Herr, sende doch, wen du senden willst,« so wird Jehovah zornig, und Mose bequemt sich und macht sich mit Frau und Kindern nach Aegypten auf, den Stab Gottes in seiner Hand.

Da, unterwegs, wieder ein besonders seltsames Ereigniß, auf das wir schon oben bei der Vergleichung mit Jakob hingedeutet haben. »Und es geschah unterwegs in der Herberge, da kam Jehovah über ihn (den Mose) und wollte ihn tödten. Da nahm Zippora ein Messer, und beschnitt die Vorhaut ihres Sohnes, und warf's vor seine Füße und sprach: Ein Blutbräutigam bist du mir! Und er ließ ab von ihm. Sie sprach aber Blutbräutigam der Beschneidung halber.« — Jehovah tritt ohne Zweifel deshalb so grimmig wider Mosen auf, weil sein Sohn nicht beschnitten ist. Er hatte doch schon dem Abraham die Beschneidung befohlen, und fordert sie von denen, die er zu seinem

Volke, rechnen soll, als das Zeichen des Bundes, und wer sie also nicht hat, dem fehlt dieses Zeichen, der hat den Bund gebrochen, »deß Seele soll ausgerottet werden aus seinem Volke«, wie schon 1. Mos. 17, 10 geboten war. Mose hat nun diesen Bund verletzt, indem er seinen Sohn noch nicht beschnitten hat, etwa weil die Mutter nicht aus den Töchtern Israels ist. Deshalb will er ihn als bundbrüchig tödten, als er ihn auf der Reise nach Aegypten mit dem unbeschnittenen Sohne sieht, von dem er bisher wohl nichts gewußt. So ist ohne Zweifel die Meinung des Verfassers im Wesentlichen. — Ein grimmiger Gott, dieser Jehovah, der mit dem Tödten schnell bei der Hand ist. Kaum hat er den Mose zu seinem Propheten ausersehen, ihm den hohen Auftrag ertheilt, ihn mit so hohen Wunderkräften ausgerüstet, — so ergrimmt er auch gleich wieder bei der Wahrnehmung einer mangelnden Beschneidung so furchtbar gegen ihn und überfällt ihn so tödtlich in der Herberge. — Glücklicherweise greift Zippora gleich nach dem Messer, und holt die versäumte Beschneidung nach. Sie wirft dem Manne die blutige Haut des Sohnes vor die Füße und nennt ihn »Blutbräutigam«, wohl weil er diesen blutigen Gebrauch in die Familie bringe.

Diese Erzählung hat ihre Entstehung ohne Zweifel in dem hohen Werthe, den der Jude auf die Beschneidung legte. Sie soll recht eindringlich zeigen, wie furchtbar streng Jehovah selbst auf sie halte, so daß sogar der Gottesmann Mose beinahe von ihm getödtet worden wäre, als er sich in ihrer Beobachtung lässig erwiesen hatte. Es erinnert diese seltsame, grausenhafte Erzählung sehr stark an den nächtlichen Kampf Jakobs mit Jehovah. So ganz außerordentlich seltsam erscheinen uns solche alttestamentlichen Geschichten freilich nur dann, wenn wir mit den Augen des gegenwärtigen Christenthums sie betrachten. Der jetzige Christ glaubt einen Gott, mit dessen Art solche persönliche Begegnungen und Kämpfe nicht mehr stimmen; und doch ist in des Christen Augen der alttestamentliche Gott nicht allein ein wirklicher, sondern auch sein eigener Gott. Wie soll nun dieser unendliche, allweise, allgütige, allmächtige Gott mit Jakob ringen und ihn nicht einmal überwältigen, den Mose in der Herberge überfallen und ihn tödten wollen! Wenn man aber erst weiß, daß der Gott des Menschen eben der Abdruck seines eigenen Wesens, und daß darum der alttestamentliche von dem der jetzigen aufgeklärten Christen sehr verschieden ist, so verwundert man sich über solche Geschichten weiter nicht mehr. Und erinnern sie auch lebhaft an das Heidenthum, und

zwar keineswegs an das edelste und gebildetste, nun so weiß man eben, daß der Jehovah mit den Göttern der Heiden noch in sehr naher Verwandtschaft steht, ja eben auch einer von den Göttern des Alterthums ist.

Auf Jehovah's Weisung geht denn Aaron seinem Bruder in die Wüste entgegen, sie begegegnen einander »am Berge Gottes«, Mose theilt dem Aaron den Auftrag Jehovah's mit, und sie wandern zusammen nach Aegypten.

---

9. Plagen und Auszug aus Aegypten.

(2. Mos. Cap. 4, 29. bis Cap. 14.)

Als Mose und Aaron nach Aegypten kommen, versammeln sie die Aeltesten des israelitischen Volks, berichten den ihnen gewordenen Auftrag Jehovah's, beweisen ihre Sendung durch die Zeichen, und finden Glauben bei ihnen. Darauf gehen sie zu Pharao und bringen ihm den Befehl von Jehovah, daß er das Volk drei Tagereisen weit in die Wüste ziehen lassen solle, damit sie ihm ein Fest feiern könnten. Sie sagen: »Der Gott der Hebräer ist uns entgegengekommen; laß uns doch drei Tagereisen in die Wüste ziehen, und Jehovah, unserm Gott, opfern, damit er uns nicht überfalle mit Pest oder Schwert.« Wieder eine hübsche Vorstellung von Jehovah, daß er sein Volk mit Pest oder Schwert überfallen könne, wenn es ihm nicht die gehörigen Opfer brächte. Darum sühnte man auch im Alterthume den Zorn der Götter mit reichlichen und feierlichen Opfern, wenn Krankheiten oder Krieg oder anderes Unglück ein Volk heimsuchte. Im Alterthume — sage ich? O, ist es in der jetzigen Zeit besser? Was sind die Prozessionen und Bußgebete, die man bei solchen Gelegenheiten anstellt, Anderes? Und sagen nicht unsere Gläubigen heute noch, daß Gott die Cholera zur Züchtigung des Unglaubens sende?

Mose und Aaron suchen hier den Pharao zu täuschen. Sie sagen ihm nicht, daß sie das Volk für immer wegführen wollten, sondern geben vor, daß es sich nur um ein Opfer in der Wüste handle; und Jehovah selbst hat sie dazu angeleitet, indem er dem Mose bei Ertheilung seines Auftrags jene Worte an Pharao anbefiehlt (3, 18). Pharao traut ihnen aber nicht, sondern verweigert die Erlaubniß erst unbedingt; dann, sowie er durch die nachfolgenden Plagen allmälig

immer mürber wird, will er ihnen erst nur erlauben, im Lande selbst zu opfern, später stellt er wenigstens die Bedingung, daß sie nicht weit gehen sollten, dann will er den Zug nur den Männern ohne Weiber und Kinder gestatten, dann sollen sie wenigstens das Vieh zurücklassen. Mose und Aaron fordern aber immer unbedingte Erlaubniß, indem sie gegen die gestellten Beschränkungen namentlich einwenden, es sei nicht schicklich, im Lande zu opfern, weil das blutige Opfer den Aegyptern ein Gräuel wäre und diese sie deshalb steinigen würden, und sie müßten ihr Vieh des Opferns wegen mitnehmen, und zwar alles Vieh, weil sie noch nicht wüßten, was sie opfern würden.

Pharao erklärt, daß er den Jehovah, von dem sie ihm den Befehl brächten, nicht kenne, und daß das Volk nur aus Müßiggang auf solche Gedanken komme. Er läßt deshalb als ächter Despot ihre Frohndienste noch erschweren, indem er ihnen die bisherigen Strohlieferungen zu den Ziegeln entzieht, so daß sie sich nun das Stroh selbst suchen müssen. Die Israeliten geben dem Mose und Aaron die Schuld dieser neuen Last; aber Jehovah sendet beide Männer abermals zu Pharao, vor dem sie nun die Zeichen thun, namentlich den Stab in eine Schlange verwandeln. Die Zauberer des Pharao thun indeß dasselbe, nur daß Aarons Schlange ihre Schlangen verschlingt, und Pharao verweigert abermals den Abzug.

Hierauf folgen die berühmten furchtbaren Plagen Aegyptens. Mose schlägt auf Jehovah's Geheiß mit seinem Stabe den Nil, und Aaron reckt seine Hand über das Land aus: da wird alles Wasser im Strome, in den Bächen und Seen, ja in allen Gefäßen von Holz oder Stein, zu Blut, so daß die Aegypter in die Erde graben müssen, um nur Wasser zur Löschung ihres Durstes zu finden, und alle Fische im Strome sterben und die Luft mit Gestank erfüllt wird. Aber die Zauberer Pharao's thun dasselbe, wobei nur nicht recht abzusehen ist, wo sie das Wasser herbekommen haben, da doch alles schon in Blut verwandelt war, und von einer vorhergehenden Rückwandlung in Wasser nicht die Rede ist. — Als auch hierauf Pharao sie nicht ziehen läßt, reckt Aaron auf Jehovah's Befehl abermals seinen Stab über alle Gewässer des Landes aus, und es kommen Frösche daraus hervor in solcher Unzahl, daß sie selbst in das Haus Pharao's, in seine Schlafkammer, auf sein Bett, in die Häuser seiner Knechte, unter alles Volk, in die Oefen und Backtröge kommen. Auch das machen die ägyptischen Zauberer nach, wobei abermals nicht abzusehen ist, wo nur ihre Frösche neben denen des Mose und Aaron noch Platz

gefunden haben mögen, und wie man sie von diesen hat unterscheiden können, da die des Mose noch keineswegs wieder fort sind, als die der Zauberer kommen. Als darauf Mose, auf des geängstigten Pharao Bitte, zu Jehovah um Wegnahme der Plage ruft, sterben die Frösche »in den Häusern, in den Höfen und auf den Feldern, und man trug sie zusammen haufenweise und es stank das Land«. Als aber Pharao sieht, daß er Luft bekommen, nimmt er sein Versprechen, das Volk ziehen zu lassen, dennoch wieder zurück. Da schlägt Aaron auf Befehl Jehovah's den Staub mit seinem Stabe, und er wird zu Mücken an Menschen und Vieh; »aller Staub der Erde ward zu Mücken im ganzen Lande Aegypten.« Dies endlich können die ägyptischen Zauberer nicht nachmachen, und sie sagen nun: »Gottes Finger ist das«; aber dennoch wird Pharao's Herz nicht erweicht. — Da kommen Fliegen über das ganze Land und in die Häuser und verheeren das Land; nur im Lande Gosen sind sie nicht. Darauf kommt eine Pest über das Vieh der Aegypter, während das der Israeliten verschont bleibt: »und es starb alles Vieh der Aegypter, aber vom Viehe der Söhne Israels starb auch nicht eins«. Dann nehmen Mose und Aaron auf Jehovah's Geheiß ihre Hände voll Ofenruß, und Mose streut ihn gen Himmel, und er verbreitet sich über ganz Aegypten, und wird zu Blattern und Beulen an Menschen und Vieh. »Da sprach Jehovah zu Mose: Mache dich auf am Morgen und tritt vor Pharao und sprich zu ihm: So spricht Jehovah, der Gott der Hebräer: Entlasse mein Volk, daß sie mir dienen, denn dieses Mal sende ich alle meine Wunder gegen dein Herz und über deine Knechte und über dein Volk, auf daß du erkennest, daß keiner ist, wie ich auf Erden. Denn jetzt könnte ich meine Hand ausrecken und dich und dein Volk schlagen mit Pest, daß du vertilget würdest von der Erde. Aber um deswillen lasse ich dich leben, damit ich meine Kraft sehen lasse, und auf daß man meinen Ruhm erzähle auf der ganzen Erde. Noch setzest du dich gegen mein Volk, es nicht zu entlassen: siehe, morgen lasse ich einen sehr schweren Hagel regnen, desgleichen nicht gewesen in Aegypten seit seiner Gründung bis jetzt.« Da reckt Mose auf Befehl Jehovah's seine Hand gen Himmel, und der Hagel kommt unter Donner und Blitz. »Und der Hagel schlug im ganzen Lande Aegypten Alles, was auf dem Felde war, vom Menschen bis zum Vieh, und alles Kraut des Feldes schlug der Hagel, und alle Bäume des Feldes zerbrach er. Nur im Lande Gosen, wo die Söhne Israels waren, war kein Hagel.« Wieder verspricht Pharao,

die Erlaubniß zum Auszuge zu geben, nimmt sie aber eben so schnell nach dem Aufhören des Hagels zurück. Da sendet Jehovah den Mose abermals, und spricht zu ihm: »Gehe zu Pharao, denn ich habe sein Herz verstockt, und das Herz seiner Knechte, auf daß ich diese meine Zeichen thue unter ihnen, und auf daß du erzählest deinem Sohne und deinem Sohnes-Sohne, wie ich meine Macht ausgelassen an den Aegyptern, und meine Zeichen, die ich gethan unter ihnen, und auf daß ihr erkennet, daß ich Jehovah bin.« Er sendet nun Heuschrecken über das Land: »vor ihnen waren keine solche Heuschrecken gewesen wie diese, und nach ihnen werden keine solchen sein.« Sie verfinstern das ganze Land und fressen alles Grüne, was der Hagel übrig gelassen hat, da derselbe doch sogar alle Bäume zerbrochen und alles Vieh und alle Menschen auf dem Felde getödtet haben sollte. — Darauf, als auch dies nicht hilft, läßt Jehovah abermals den Mose seine Hand gen Himmel recken, und es kommt eine dreitägige dicke Finsterniß über Aegypten, so daß Keiner den Andern sieht und Keiner die ganze Zeit über von seinem Orte aufsteht, während es in den Wohnungen der Israeliten hell ist, wobei nur zu verwundern, daß die Aegypter sich kein Licht angezündet haben. Und zum Schluß, als Pharao doch wieder seine Erlaubniß zurücknimmt, tödtet Jehovah alles Erstgeborne der Aegypter an Menschen und Vieh in einer Nacht. Da läßt Pharao sie endlich ziehen. Kaum aber sind sie aufgebrochen, so reut es ihn doch wieder und er jagt ihnen mit 600 auserlesenen Wagen nach. Jehovah aber läßt eine Wolke zwischen beide Heere treten, welche auf der Seite der Aegypter dunkel ist, auf der Seite der Israeliten aber hell. Darauf befiehlt Jehovah dem Mose, seinen Stab über das Schilfmeer, das sie vor sich haben, auszurecken, und das Wasser theilt sich durch einen starken Ostwind und steht als eine Doppelmauer zur Rechten und Linken, und die Israeliten gehen trocknen Fußes hindurch. Als aber Pharao ihnen nachsetzt, reckt Mose den Stab auf Jehovah's Geheiß abermals über das Wasser, und es geht wieder zusammen und ersäuft ihn mit seinem ganzen Heer.

Die Wunder treten hier so gehäuft auf, wie an keiner andern Stelle der Bibel, und dabei so grell und phantastisch, wie auch sonst nirgends. Die jüdische Phantasie hat sich hier auf Kosten der Aegypter ganz erschöpft und überboten. Wenn man diese Menge schnell aufeinander folgender furchtbarer Schläge gegen Land und Volk von Aegypten überblickt, so ist in der That das größte Wunder dies, daß beide darüber nicht gänzlich zu Grunde gehen. Um das zu verhindern,

sind denn auch in der That solche Widersprüche nöthig, wie daß, nachdem schon alles Vieh der Aegypter an der Seuche gestorben ist, es doch noch von Blattern befallen, dann nachher vom Hagel erschlagen, und endlich noch alles Erstgeborne davon getödtet werden kann. Das Wunderthun tritt hier förmlich als Zauberei auf. Moses und Aaron auf der einen, die ägyptischen Zauberer auf der andren Seite, stehen einander wetteifernd gegenüber, indem sie sich anfangs so ziemlich die Waage halten, bis dann die erstern allein auf dem Platze bleiben. Jene thun ihre Wunder mit Hülfe Jehova's, diese, wie wohl die Meinung des Verfassers ist, mit Hülfe der schwächern ägyptischen Götter. Sogar den Zauberstab finden wir in diesen Erzählungen. Und wollte nun auch jemand die durch Mose und Aaron verübten Wunder, weil sie durch Gottes Kraft geschehen seien, nicht Zauberei nennen, so müßte er doch zugestehn, daß diese Erzählungen, daß also die Bibel dennoch an Zauberei glaubt, da ja die Wunder der Aegypter doch auch vom gläubigen Standpunkte aus gar nicht anders aufgefaßt werden können. Die Bibel erzählt hier, daß die ägyptischen Zauberer wirklich Zaubereien mit Erfolg ausgeübt haben; nun ist das entweder Wahrheit oder Irrthum! ist es Wahrheit, so giebt es also wirklich Zauberei, oder ist es Irrthum, so steht er eben in der Bibel. Nun wählt! Entweder bekennt, daß die Bibel dem Irrthum unterliege, auch veraltete und selbst abergläubische Vorstellungen enthalte und deshalb wie jedes andere Buch des Alterthums mit prüfendem und urtheilendem Geiste gelesen werden müsse, Menschen- und nicht Gotteswort sei, — oder habt die verzweifelte Consequenz, euch selbst zum Glauben an Zauberei und Hexerei zu bekennen, und damit aller Bildung unsrer Zeit zu entsagen.

Das Bild, welches der Verfasser uns hier von seinem Gotte entwirft, erscheint wieder in einem grausigen Lichte, wenn wir es genau anblicken. Man denke sich einmal die entsetzlichen Plagen und Verwüstungen, die er über Land und Volk von Aegypten bringt, einen Augenblick als wirklich. Und nun bedenke man, daß nicht das Volk, sondern sein König Ursache der Strafgerichte ist, das Volk also ganz unschuldig leidet. Am Furchtbarsten aber erscheint dieser Gott, als er in der letzten Nacht die Erstgeburt schlägt. Er befiehlt, daß am Tage zuvor jede israelitische Familie ein Lamm schlachten und mit dem Blute die Thürpfosten des Hauses und die Oberschwelle bestreichen solle, damit er daran das Haus als ein israelitisches erkenne und es in der furchtbaren Nacht verschone. »Und ich gehe,« sagt er

(12, 12), »durch das ganze Land Aegypten in dieser Nacht, und schlage alles Erstgeborne im Lande Aegypten, vom Menschen bis zum Vieh, und an allen Göttern Aegyptens will ich Gerichte üben, ich Jehovah. Und das Blut soll euch zum Zeichen sein an den Häusern, in welchen ihr seid; und wenn ich das Blut sehe, so gehe ich an euch vorüber, und es soll euch keine Plage treffen zum Verderben, wenn ich das Land Aegypten schlage.« Und weiter heißt es dann (V. 29): »Und es geschah um Mitternacht, da schlug Jehovah alles Erstgeborne im Lande Aegypten, vom Erstgebornen Pharao's, der auf seinem Throne saß, bis zum Erstgebornen des Gefangenen im Kerker, und alles Erstgeborne des Viehes. Da stand Pharao auf des Nachts, er und alle seine Knechte und alle Aegypter, und es war ein großes Wehklagen in Aegypten, denn es war kein Haus, worin nicht ein Todter war.« Ein furchtbarer Gott, dieser jüdische Jehovah, vor dem die Welt zittern müßte, wenn er nicht glücklicher Weise ein Gebild der Phantasie wäre!

Und noch mehr! — Jehovah selbst verstockt erst Pharao's Herz, daß er die Israeliten nicht ziehen läßt, damit er nur all diese furchtbaren Plagen an ihm und dem Lande ausüben und dadurch seine Macht vor aller Welt beweisen könne. Gleich als er in der Wüste dem Mose Auftrag an Pharao giebt, sagt er: »Ich aber will sein Herz verstocken, daß er das Volk nicht ziehen lassen wird.« Und während der Verhängung der Plagen wiederholt er das öfter, z. B.: »Gehe zu Pharao, denn ich habe sein Herz verstockt und das Herz seiner Knechte, auf daß ich diese meine Zeichen thue unter ihnen, und auf daß du erzählest deinem Sohne und deinem Enkel, wie ich meine Macht ausgelassen an den Aegyptern, und meine Zeichen, die ich gethan unter ihnen, und auf daß ihr erkennt, daß ich Jehovah bin.« (10, 1.)

Besonders grell tritt aber das Alles zuletzt beim Zuge durch das rothe Meer hervor. Pharao hat endlich, in Folge des Sterbens der Erstgeburt, die Israeliten ziehen lassen. Jehovah aber hat noch nicht genug der Wunder und der Verherrlichung seiner Majestät; er verstockt Pharao's Herz noch einmal, um zum Schluß ihn ganz zu verderben. »Und ich will das Herz Pharao's verhärten,« sagt er (14, 4), »daß er euch nachjage, und ich will mich verherr-

lichen an Pharao und an seiner ganzen Macht, und die Aegypter sollen erkennen, daß ich Jehovah bin.« »Und Jehovah,« heißt es dann, »verhärtete Pharao's Herz, daß er den Söhnen Israels nachjagte.« Nun befiehlt er dem Mose, mit seinem Stabe das Meer zu theilen und die Kinder Israel hindurch zu führen .»Und siehe, ich verhärte das Herz der Aegypter, daß sie euch nachkommen, und ich will mich verherrlichen an Pharao und an all seiner Macht, an seinen Wagen und an seinen Reitern.« Und als nun die Aegypter hinter den Israeliten her ins Meer gegangen sind, »da blickte,« heißt es, »Jehovah auf das Heer der Aegypter, und verwirrte es, und stieß die Räder von ihren Wagen, und machte, daß sie mit Beschwerde fuhren.« Und nun befiehlt er dem Mose, seinen Stab wieder über das Meer auszurecken, damit das Wasser über die Aegypter sich ergieße, »und Jehovah,« so steht geschrieben, »trieb die Aegypter mitten in das Meer, und es blieb von ihnen übrig auch nicht Einer.«

Noch ist uns eine besonders übel bekannte Geschichte zur Besprechung übrig, es ist die vom Befehle Jehovah's an die Israeliten, die Aegypter zu berauben. Schon bei der ersten Instruction, welche derselbe dem Mose bei seiner Berufung in der Wüste ertheilt, sagt er (3, 21, 22): »Und ich gebe diesem Volke Huld in den Augen der Aegypter, und es geschieht, wenn ihr ziehet, so sollt ihr nicht leer ziehen. Und es soll jegliches Weib von ihrer Nachbarin und Hausgenossin silberne und goldene Gefäße und Kleider entlehnen, die sollt ihr auf eure Söhne und Töchter legen, und so die Aegypter berauben.« Nachher kurz vor dem Auszuge wiederholt Jehovah nochmals diesen Befehl, und schließlich (12, 35, 36) heißt es: »Und die Söhne Israels thaten nach Mose's Worte, und entlehnten von den Aegyptern silberne und goldene Gefäße und Kleider. Und Jehovah gab dem Volke Huld in den Augen der Aegypter, und sie liehen sie ihnen, und so beraubten sie die Aegypter.« Was hier der Erzähler, oder vielmehr Dichter, seinem Gotte beimißt, ist schlimmer als Diebstahl, weil dabei die Güte und das Vertrauen der Aegypter, und zwar mit voller vorheriger Berechnung, gemißbraucht wird. Das läßt er den Gott thun, welcher nachher das Gebot giebt: Du sollst nicht stehlen. Derselbe Gott setzt auf die geringste Arbeit am Sabbath, auf Versäumniß der Beschneidung, auf das Essen gesäuerten Brodes am Passahfeste, Todesstrafe.

Jeder rechtschaffene und verständige Mensch wird ganz besonders an dem Beispiele des Auszugs aus Aegypten leicht erkennen, wie gefährlich für die Sittlichkeit der Glaube an die Göttlichkeit der Bibel sei. Nimmt Jemand auf Grund dieses Glaubens diese Geschichten für wahr an, wie er doch muß, so hat er an seinem Gotte, dem er doch nacheifern zu müssen denkt, ein schlimmes Vorbild. Wie furchtbar entsittlichend muß dieser Glaube, so lange er besteht, eingewirkt haben. Es wäre der Mühe werth, daß ein Geschichtsforscher den Spuren dieses Einflusses nachginge. Wir brauchen indeß nur an die blutigen Grausamkeiten zu denken, welche der Glaube von jeher gegen die Ungläubigen ausgeübt hat. Hatten solche Unthaten nicht unter Anderm am angeblichen Verfahren Jehovah's gegen die Aegypter das schönste Vorbild und in demselben die sicherste Rechtfertigung? — Entweder ihr haltet diese Thaten Gottes für wirklich geschehen und überhaupt diesen Gott für ein wirkliches Wesen, — und dann mögt ihr die Ungläubigen morden und berauben nach Herzenslust; oder ihr verabscheuet das als Verbrechen, — und müßt bekennen, daß dieser Gott mit seinen Thaten nur Ausgeburt einer barbarischen Phantasie ist.

---

10. Die Gesetzgebung auf dem Sinai.

(2. Mos. 19 — 24.)

Nachdem nun Jehovah sein Volk aus Aegypten herausgeführt und aus der Knechtschaft befreit hat, hat es noch den Zug durch die Wüste zu bestehn, ehe es in das Land der Verheißung eingehen kann. Doch wäre der Weg durch dieselbe ein kurzer gewesen, wenn nicht Jehovah ihm seinen Aufenthalt darin absichtlich verlängert hätte. Schon ehe die Israeliten durch das Schilfmeer gehn, heißt es, Gott habe sie nicht auf den Weg nach dem Lande der Philister geführt, obgleich er der nächste gewesen, denn er habe gedacht, sie möchten aus Scheu vor dem Kampfe mit diesem kriegerischen Volke umkehren; sondern er habe sie auf den Weg nach der Wüste geführt. Und später, als sie in Folge der Beschreibung, welche die ausgesandten Kundschafter vom Lande Kanaan machen, an der Einnahme desselben verzweifeln und wirklich nach Aegypten zurückzukehren Neigung zeigen, da bestimmt Jehovah, daß sie zur Strafe dafür vierzig Jahre in der Wüste zubringen sollen. Sie ziehen diese Zeit über in derselben um-

her, wobei allerlei wunderbare Dinge sich ereignen und Jehovah ihnen durch Mose das Gesetz und die gottesdienstlichen und andere Einrichtungen giebt. Die reichliche zweite Hälfte des zweiten Buches nebst dem ganzen dritten und vierten Buche sind diesem Abschnitte gewidmet, und es wechselt darin Erzählung und Gesetz bunt miteinander ab, wovon aber das letztere bei weitem den meisten Raum einnimmt. Das fünfte Buch enthält eine Wiederholung des Gesetzes und verschiedene Reden des Mose nebst Nachricht seines Todes.

Im dritten Monat nach dem Auszuge aus Aegypten kommt das Volk unter Führung des Mose an den Sinai und Horeb, und hier wird uns das erhabene Schauspiel der Gesetzgebung auf dem Sinai vor Augen geführt. Die Erzählung ist hier hochpoetisch, wie überhaupt die Darstellungen der Bibel, namentlich auch die des Alten Testaments, oft genug ein sehr dichterisches Gepräge haben. Die bisher betrachteten Stücke haben uns das schon hinlänglich gezeigt. Von dieser Seite erkennen wir diese Darstellungen und Erzählungen gern an; wogegen wir uns hier nur immer von Neuem erklären, das ist die Behauptung der Gläubigkeit, daß diese Sachen wirkliche Ereignisse wären, und zwar Ereignisse, in welchen die höchste Güte, Macht und Weisheit aufträte. Es ist etwas ganz Verschiedenes, ob man solche Erzählungen als Produkte vergangener Bildungsstufen, oder ob man sie als für ewige Zeiten gegebene göttliche Wahrheit betrachtet, ob man darin Poesie oder Wirklichkeit sieht. Homer und Ossian und as Niebelungenlied werden unsre hohe Anerkennung als Dichtungen des Alterthums finden; wir würden aber sehr stark protestiren und den Maßstab der Bildung unsrer Zeit anlegen müssen, wollte man sie zu ewig gültigen Schriften, zu ewiger Richtschnur für Glauben und Leben machen. Mit diesem Protest und dessen Begründung haben wir es in dieser Schrift vorzugsweise zu thun, da in der That die Bibel immer noch als solche Richtschnur behauptet werden soll, und dadurch das Denken und Leben der Menschen in Verwirrung erhalten wird.

Im dritten Monate also nach dem Auszuge aus Aegypten kommen die Israeliten in die Wüste am Berge Sinai, welcher auf einer Halbinsel an der Spitze des rothen Meeres, nahe bei Aegypten, sich befindet. Das Volk lagert sich dem Berge gegenüber, und »Mose stieg hinauf zu Gott«. Der Sinai und der Horeb, die zwei Spitzen desselben Berges, werden »der Berg Gottes« genannt, d. h. der Berg, auf welchem Gott vorzugsweise wohnt, auf den er besonders

vom Himmel herabkommt, durch welchen die Erde mit dem Himmel in nächster Verbindung steht. Auch andere Religionen haben einen solchen Götterberg. So die Griechen den Olymp, auf welchem nach ihrem Glauben die Götter wohnten, besonders Zeus oder Jupiter, der gerade wie Jehovah öfters unter Donner und Blitz auf ihn herniederstieg. Auch die Indier haben einen solchen Götterberg.

Jehovah giebt dem Mose, als er hinaufkommt, den Befehl, den Israeliten Folgendes zu sagen: »Ihr habt gesehen, was ich gethan an Aegypten, und wie ich euch getragen auf Adlersflügeln und euch zu mir gebracht.« Wir sehen, wie der Sinai und Horeb hier als der eigentliche Wohnsitz Jehovah's behandelt wird. An diesem Berge erscheint er ja schon früher dem Mose im feurigen Busche und sendet ihn von da aus nach Aegypten; und nun, nach der Ausführung, sind die Israeliten, die bisher in Aegypten, dem Lande andrer Götter wohnten, zu ihm gekommen. »Und nun,« so fährt Jehovah fort, »wenn ihr meiner Stimme gehorchet, und meinen Bund beobachtet, so sollt ihr mein Eigenthum sein aus allen Völkern, denn die Erde ist mein; und ihr sollt mir ein Priesterkönigreich sein und ein heiliges Volk.« Mose richtet die Botschaft aus und erhält vom Volke zusagende Antwort, die er wieder dem Jehovah überbringt. Dieser befiehlt ihm darauf, das Volk auf den dritten Tag bereit zu halten, an welchem er vor den Augen desselben auf den Sinai herabkommen wolle; das Volk solle aber nicht heraufkommen, nicht einmal des Berges Fuß berühren, — welcher Mensch und welches Vieh das dennoch thue, solle getödtet werden. Beim Anbruche des dritten Tages kommt Jehovah, wie er verheißen, unter Blitz und Donner und unter starkem Posaunenschall in einer dicken Wolke auf den Berg herab, und der ganze Berg raucht wie ein Ofen und bebt, »weil Jehovah auf ihn herabgestiegen im Feuer;« »und es war ein Posaunenschall, der immer stärker wurde, Mose redete und Gott antwortete ihm im Donner.« Wir sehen, Jehovah ist der Gott des Feuers und des Donners und des Blitzes. Nochmals schickt Jehovah den Mose vom Berge hinab, das Volk zu warnen, »daß sie nicht durchbrechen zu Jehovah, um zu schauen, und viele aus ihnen fallen, damit er sie nicht zerschmettere.« Das Volk ist aber gar nicht in dieser Versuchung, sondern steht zitternd von ferne und spricht zu Mose: »Rede du mit uns, und wir wollen hören, aber nicht rede Gott mit uns, daß wir nicht sterben.« So warnt und droht Jehovah wiederholt, daß das Volk, und selbst die große

Menge der Priester, nicht durchbreche zum Sinai hinauf, um zu schauen. Hier hat das Hohepriesterthum seinen Willen dem Jehovah in den Mund gelegt. Das Allerheiligste im Tempel sollte blos der Hohepriester betreten dürfen, weil da Jehovah throne auf der Bundeslade zwischen den Cherubim. Hier am Sinai besteht der Tempel und auch die Stiftshütte noch nicht, sondern Jehovah thront noch auf seinem ursprünglichen Sitze, dem Berge Sinai. Da ist jetzt sein Allerheiligstes, da hinauf zu dringen wird also jetzt dem Volke und den gemeinen Priestern verboten, und nur dem Mose, als dem auserwählten Propheten, und dem Aaron, als dem Hohenpriester gestattet. Der Sinai ist das Vorbild des nachherigen Allerheiligsten. Der Verfasser läßt ihn auf Befehl Jehovah's durch Mose umhegen und den Zutritt verbieten, damit das Volk um so eher nun auch das Allerheiligste des Tempels, Jehovah's nunmehrigen Sitz, respectire und nicht hindurchbreche, um zu schauen. Er läßt dieses Hindurchbrechen von Jehovah selbst mit den furchtbarsten Strafen, mit dem Tode, bedrohen, damit das lesende Volk um so gewisser durch die Furcht derselben Strafen sich abhalten lasse, nun in das Allerheiligste einzudringen. Warum aber soll es nicht in das Allerheiligste eindringen und schauen? Weil sonst die Heiligkeit schwindet oder doch sich mindert. Jedes Priesterthum hat seine heiligen Orte, welche der Menge verschlossen sind, wie seine heiligen Lehren, welche die Menge nicht versteht und nicht verstehen soll. Der Altar, besonders der katholische, ist dieses Allerheiligste in der heiligen christlichen Kirche. Der Laie soll ihn nicht betreten, nur der Priester. Aber der Laie schaut ihn doch. Dennoch bleibt ihm der Altar eben darum heilig, weil er ihn nicht betreten darf. Noch vielmehr aber wird dem Laien ein Ort heilig bleiben, wenn er ihn auch nicht einmal schaut, sondern nur von ihm Wunderbares hört. Die Phantasie wird die Wunderbarkeit des Ungeschaueten um so höher steigern. Wie mußten den gläubigen Israeliten heilige Schauer überfallen, wenn er daran dachte, da drinnen hinter dem Vorhange stehe die heilige Lade mit den zwei steinernen Tafeln, auf welche Jehovah einst auf dem Sinai das Gesetz geschrieben, und auf dieser Lade, zwischen den Cherubim, throne er selbst; und wie mußte er sich gebannt fühlen, diesem Vorhange gegenüber; und wie mußte er den Hohenpriester verehren, dem es gestattet sei, da hineinzugehen und mit Jehovah zu reden Darum haben Priester überall ein solches Heiligthum gehabt, das den Laien verschlossen war, und haben sein Betreten, das Hindurchbrechen,

um zu schauen, mit geheimnißvollen Strafen bedroht, mit dem Zerschmettern durch den Gott selbst. Wäre das Volk hindurchgebrochen, um zu schauen, so wäre ja das Mysterium, das Geheimniß, der Schauer des Heiligen, der Glaube gebrochen, und damit das Priesterthum vorüber gewesen. Das Priesterthum gründet sich ja nur auf das Geheimniß und auf seine Schauer, und vergehet mit ihnen.

Einen Vorläufer zu diesem unnahbaren Sinai haben wir schon in dem feurigen Busche gehabt, in welchem Jehovah dem Mose erscheint. Als dieser hinzutreten und sehen will, warum der Busch nicht verbrenne, ruft Jehovah ihm zu: »Nahe nicht herzu, ziehe deine Schuhe von deinen Füßen, denn der Ort, worauf du stehest, ist heiliges Land.« Hier wird Mose zuerst berufen, er ist noch nicht mit Jehovah vertraut; darum muß auch Er noch ferne bleiben, wie jeder Andre. Später, als nun auserwählter Mann Gottes, wird er auf den Berg hinaufgerufen, nnd mit ihm Aaron, die Uebrigen aber müssen ferne bleiben. Nach Mose darf nur noch der Hohepriester in das Allerheiligste gehen. —

Mose geht dann mit der empfangenen Weisung, daß das Volk sich nicht nahen solle, herunter vom Berge und sagt es dem Volke, worauf Jehovah die sogenannten zehn Gebote vom Berge herab dem Volke verkündigt. »Und das ganze Volk sah die Donner und die Flammen und den Posaunenschall und den rauchenden Berg; und als das Volk solches sahe, flohen sie und traten von ferne. Und sie sprachen zu Mose: Rede du mit uns, und wir wollen hören, aber nicht rede Gott mit uns, daß wir nicht sterben. Und so stand das Volk von ferne, und Mose nahete sich dem Dunkel, worin Gott war.« Wieder eine priesterliche Erinnerung, daß der Laie nicht selbst mit Gott reden könne, sondern eines Mittlers bedürfe, der ursprünglich Mose gewesen sei, wie nun der Priester. Darauf spricht Gott zu Mose noch eine lange Reihe von Gesetzen, welche dieser nachher dem Volke vorträgt, auch in ein Buch schreibt und sie ihm vorliest, worauf dasselbe mit Einer Stimme antwortet: »Alle Worte, welche Jehovah geredet, wollen wir thun.« Nun läßt er Brandopfer schlachten, sprengt die eine Hälfte des Bluts auf einen Altar, den er hat bauen lassen, und die andere auf das Volk und spricht: »Siehe, das ist das Blut des Bundes, welchen Jehovah schließt mit euch über alle diese Gesetze.« Darauf steigt Mose, auf erhaltenen Befehl, mit Aaron und Nadab und Abihu, dessen Söhnen, und siebenzig Aeltesten des Volks nochmals hinauf auf den Berg. »Und sie schaueten den

Gott Israels, und unter seinen Füßen war es wie Arbeit von durchsichtigem Saphir und wie der Himmel selbst an Klarheit.« Da werden also diesmal außer Mose noch die Genannten des Anblickes Jehova's gewürdigt, um darauf schon vorzubereiten, daß dieser nahe Verkehr mit Gott nach Mose auf das Priesterthum übergeht. Es ist denn auch wie mit Verwunderung dabei bemerkt: Er legte aber nicht seine Hand an die Edeln der Söhne Israels; und sie schaueten Gott, und aßen und tranken,« d. h. sie blieben leben durch Jehovah's besondere Gnade, da er eigentlich die zu tödten pflegt, welche ihm nahen, womit er ja auch das Volk durch Mose hatte bedrohen lassen. Nachdem hierauf sechs Tage die Herrlichkeit Jehovah's auf dem Berge geruhet und eine Wolke ihn bedeckt hat, ruft derselbe am siebenten abermals den Mose hinauf. »Und das Ansehn der Herrlichkeit Jehovah's war wie fressend Feuer auf der Spitze des Berges vor den Augen der Söhne Israels. Und Mose ging hinein in die Wolke, und war auf dem Berge vierzig Tage und vierzig Nächte.« Und nachdem Jehovah in diesen vierzig Tagen ihm wieder eine lange, durch sieben Capitel gehende Reihe von Gesetzen und Verordnungen gegeben, händigt er dem Mose schließlich die zwei steinernen Gesetztafeln ein, »geschrieben mit dem Finger Gottes». In dieser Angabe tritt ganz besonders stark der menschliche Charakter Jehovah's hervor. »Die Tafeln waren ein Werk Gottes, und die Schrift war Schrift Gottes, gegraben auf die Tafeln,« — ist ausdrücklich gesagt. Und nicht weniger zeigt sich die Furchtbarkeit dieses Gottes in den so wiederholten und ernstlichen Warnungen, ihm nicht zu nahen, damit er die Nahenden nicht zerschmettere, sowie schon in seiner ganzen Erscheinung als dunkle Wolke, in Donner und Blitz, und als fressendes Feuer.

Mit welcher furchtbaren Strenge Jehovah auf die Befolgung seines Gesetzes hält, werden wir später noch sehen. Im nächstfolgenden Capitel werfen wir erst noch einen Blick auf dieses Gesetz selbst.

---

11. Das Gesetz selbst.

(2. — 5. Mos.)

Auf dem Sinai händigt, wie schon gesagt, Jehovah dem Mose zwei steinerne Tafeln ein, worauf er mit eigener Hand »die zehn

Worte« geschrieben hat. Sie machen noch gegenwärtig als »die heiligen zehn Gebote« ein Hauptstück des Katechismus aus, und werden in dem Religionsunterricht unserer kirchlichen Schulen als Grundlage der sittlichen Bildung behandelt, und nebst den lutherschen Erklärungen auswendig gelernt.

Diese zehn Gebote enthalten nun zwar recht gute Sachen, ob sie aber noch jetzt als summarische Abfassung der Gebote der Sittlichkeit gelten können, ist eine andre Frage. Dies folgt aus jener Anerkennung ihres zeitlichen Werthes keineswegs. Es kann Etwas für seine Zeit sehr gut, ja ausgezeichnet sein, einen bedeutenden Fortschritt begründen, und doch für eine spätere zu denselben Zwecken nicht mehr passen. Ja, es wäre sogar wunderbar, wenn Etwas, das vor mehreren Tausenden von Jahren aufgestellt wurde, wirklich noch jetzt vollkommen genügte. Dann müßte es in der That keinen Fortschritt im Menschenleben geben. Wie aber die äußere Kultur höher steigt, so auch die innere. So muß denn auch jeder Mensch, der irgend die sittlichen Forderungen der Zeit kennt, alsbald einsehen, daß diese zehn Gebote denselben bei weitem nicht genügen.

Zunächst hier etwas in Bezug auf die Eintheilung, die Zählung dieser Gebote. Man nimmt ihrer zehn an, und auch im Mose selbst sind sie, wie oben angegeben, »die zehn Worte« genannt. Es fragt sich nur, wo man sie abtheilen soll, und da können wir nur meinen, daß die herkömmliche Abtheilung nicht überall am rechten Orte geschehen ist. Man lese die Gebote nach, wie sie 2. Mose 20, 2—17 gegeben sind. Der siebzehnte Vers lautet: »Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten; du sollst nicht begehren das Weib deines Nächsten, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch seinen Ochsen, noch seinen Esel, noch Alles, was deines Nächsten ist.« Daraus sind nach der im Katechismus angewendeten Zählung zwei Gebote gemacht; und doch ist ein Grund zu dieser Trennung nicht einzusehn, vielmehr enthalten das neunte und zehnte Gebot, die man beide daraus gemacht hat, offenbar nur ein und dasselbe Verbot, daß man das nicht begehren solle, was dem Andern gehört. In dem einen Gebote das Begehren des fremden Hauses, und dann wieder in einem andern das Begehren des fremden Viehes zu verbieten, dafür liegt kein Anlaß vor; denn es müßte dann auch gegen das Begehren des fremden Weibes, und gegen das des fremden Knechtes und der fremden Magd, d. h. der fremden Sklaven, und gegen das Begehren des fremden Feldes, der fremden Kleider, Geräthe u. s. w. je ein besonderes Gebot aufge-

stellt werden. Dagegen läßt sich das sogenannte erste Gebot viel leichter in zweie trennen. Es lautet im zweiten bis sechsten Verse so: »Ich bin Jehovah, dein Gott, der dich ausgeführet aus dem Lande Aegypten, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine andere Götter haben außer mir. Du sollst dir kein Bildniß machen, und keine Abbildung von dem, was im Himmel oben, und was auf der Erde unten, und was im Wasser unter der Erde ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen; denn ich, Jehovah, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der das Vergehen der Väter heimsucht an den Söhnen, am dritten und vierten Geschlecht derer, die mich hassen, der aber Gnade übt an Tausenden derer, die mich lieben und meine Gebote beobachten.« Hier ist zuerst verboten, außer Jehovah noch andre Götter zu haben, und dann, sich Bilder zu machen und sie anzubeten. Das läßt sich Beides ganz gut von einander trennen, denn andre Götter ließen sich allenfalls auch ohne Bilder denken, und umgekehrt kann Ein Gott auch in einem Bilde dargestellt und verehrt werden, und es ist das vielleicht mit Jehovah wirklich geschehen. Deshalb konnte ein Gesetzgeber also gar wohl in einem Gebote die Verehrung andrer Götter, in einem andern das Abbilden von Göttern verbieten. Jedenfalls geht diese Trennung weit leichter als jene, und es ist demnach wohl anzunehmen, daß der Verfasser dieser Gebote selbst es gethan hat. Somit zerfiele das sogenannte erste Gebot in das erste und zweite, wogegen das neunte und zehnte gemeinsam das zehnte bildeten, und von den dazwischen liegenden jedes die nächstfolgende höhere Nummer erhielte. Möglich wäre auch, daß der Verfasser als das erste von den »zehn Worten« den ersten Satz — »Ich bin Jehovah, dein Gott, der dich ausgeführet aus dem Lande Aegypten, aus dem Hause der Knechtschaft« — angesehen, und das zweite »Wort« schon von da an gerechnet hätte.

Die ersten drei Gebote, nach der herkömmlichen Zählung, sind überwiegend religiös, die übrigen sittlich. Es scheint aber, als habe der Verfasser mehr Werth auf die erstern gelegt, da sie trotz ihrer geringern Zahl doch wegen ihrer Ausführlichkeit ohngefähr dreimal so viel Raum einnehmen als die letztern. Jedenfalls liegt diese höhere Schätzung auch im ganzen System. Als Beweggründe sind Drohungen und Verheißungen, sowie das Vorbild Gottes gebraucht. Eigenthümlich ist der Beweggrund für das vierte Gebot: »auf daß du lange lebest im Lande, das Jehovah, dein Gott, dir giebt.« Es verräth noch kein hohes Bewußtsein über das Verhältniß der Kinder zu

den Eltern, daß allein dieser Grund zur Unterstützung eines solchen Gebotes angewendet wird, zumal derselbe doch höchstens in entfernter Verbindung mit der Sache steht. Hiernach wird denn noch heute den Kindern in den Schulen als Grund für die Liebe zu den Eltern angegeben, daß es ihnen dann »wohlgehen und sie lange leben würden auf Erden.« Er läßt einestheils den wahren Grund ganz unberührt, und ist anderntheils an und für sich selbst durchaus seltsam und nicht einleuchtend. Indeß »es steht geschrieben,« und das sind nun einmal »die heiligen zehn Gebote Gottes,« und Gott hat nun einmal keinen andern Grund für die Liebe zu den Eltern aufgestellt. Der vernünftige Lehrer hilft freilich nach und bringt die rechten Gründe hinterdrein; aber im »Gebote Gottes« stehen sie doch nicht, und sie können deshalb in einem wirklich gläubigen Unterrichte auch zu keinem vollen Gewichte kommen. — Aehnlich verhält es sich mit der Begründung des dritten Gebots, der Feier des Sabbaths. Sie ist aus der Erschaffung der Welt in sechs Tagen und der Ruhe Gottes am siebenten Tage genommen. Diese mythische Begründung wird nur für den Ganzgläubigen noch Gewicht haben können; bei dem Halbgläubigen aber und nun gar dem Denkenden wird nur eine Begründung auf die Natur der Sache etwas fruchten.

Wie wenig diese zehn Gebote als Summe der Sittengebote uns jetzt genügen können, daran erinnert schon die Bergpredigt im ersten Evangelium, welche zeigt, wie sie schon damals nicht genügten, so daß sie bereits über das, »was zu den Alten gesagt ist,« in mehreren Punkten ausdrücklich hinausgeht. Es sei nur an Einiges hier flüchtig erinnert. Den Kindern ist zwar geboten, daß sie die Eltern ehren, aber nicht den Eltern, daß sie die Kinder gut erziehen sollen, was doch eben so wichtig und nothwendig ist. Es ist zwar verboten, den Namen Gottes »zur Unwahrheit auszusprechen,« wie das zweite Gebot wörtlich sagt, aber nicht das Lügen überhaupt, auch ohne Namen Gottes. Das Tödten ist verboten, aber nicht das Schlagen, Schimpfen, Aergern. Ein Gebot der Mäßigkeit ist nicht da. Eben so wenig eins der Arbeit. Und so ließe sich noch mancherlei Wichtiges aufführen, das in einer Zusammenfassung der Sittengebote in unsrer Zeit nicht fehlen dürfte. Die zehn Gebote enthalten nur die ersten Anfänge der Moral, sind in diesem Sinne aber aller Anerkennung werth. Wir sagen überhaupt hier nichts gegen diese Gebote selbst, sondern nur dagegen, daß man sie noch heute anwendet, wo die moralische Bildung weit über sie hinaus ist.

Wir müssen denn auch zur Steuer der Wahrheit anerkennen, daß die moralische Gesetzgebung der Bücher Mosis sich nicht auf diese Gebote beschränkt, sondern noch manche andre an andern Orten bringt, welche zum Theil über diese ersten und rohesten Anfänge wirklich weit hinausgehen. Wir begegnen, wenn wir die große Menge von Gesetzen, welche vom zweiten bis fünften Buche zu finden sind, durchgehen, öfters Verboten und Geboten, welche von einem Geiste der Menschlichkeit zeugen, den wir hier nicht erwarten. Solche Gebote sind: »Den Fremdling sollst du nicht drücken, noch drängen; denn Fremdlinge seid ihr gewesen im Lande Aegypten. Wittwen und Waisen sollt ihr nicht drücken. Wenn du sie unterdrückest und sie schreien zu mir, so werde ich ihr Geschrei erhören, und mein Zorn entbrennt, und ich tödte euch durch's Schwert, und eure Weiber werden Wittwen, und eure Söhne Waisen. Wenn du Geld leihest meinem Volke, dem Armen neben dir, so sollst du nicht gegen ihn sein wie der Wucherer; ihr sollt ihm nicht Zins auflegen. Wenn du das Kleid deines Nächsten zum Pfande nimmst, so sollst du es ihm bis zum Untergange der Sonne zurückgeben, denn es ist seine einzige Decke, sein Kleid für seine Haut; worauf soll er liegen? Und es geschieht, wenn er zu mir schreit, so erhöre ich ihn; denn ich bin gnädig.« (2 Mos. 22, 21—27) Eine andre ausgezeichnete Stelle dieser Art lautet: »Du sollst kein falsches Gerücht aussprechen; du sollst nicht dem Frevler die Hand bieten, ein ungerechter Zeuge zu sein. Du sollst der Menge nicht folgen zum Bösen; du sollst nicht bei einem Rechtshandel zeugen, so daß du dich der Menge nach neigest, das Recht zu beugen. Auch den Armen sollst du nicht begünstigen in seinem Rechtshandel. So du den Ochsen deines Feindes oder seinen Esel irrend triffst, so sollst du ihm denselben zuführen. So du den Esel deines Hassers siehest unter seiner Last liegen, so sollst du dich hüten, ihn zu lassen. Du sollst das Recht des Armen nicht beugen in seinem Rechtshandel. Von der Sache der Lüge sollst du ferne sein, und den Unschuldigen und Gerechten sollst du nicht morden; denn ich lasse den Frevler nicht ungestraft. Und Geschenke sollst du nicht nehmen, denn Geschenke blenden den Sehenden, und verkehren die Sache der Gerechten. Und den Fremdling sollst du nicht drücken, denn ihr wißt, wie es dem Fremdling zu Muthe ist; denn Fremdlinge seid ihr gewesen im Lande Aegypten.« (2 Mos. 23, 1—9) So ist auch geboten, Feld und Weinberg nicht zu sorgfältig abzuernten, namentlich die Ecken stehen zu lassen, keine Nachlese zu halten,

sondern das dem Armen und dem Fremdling zu lassen. Sollte doch sogar im je siebenten Jahre zum Besten der Armen und Fremdlinge, und sogar des Wildes, gar nicht geerntet worden (2 Mos. 23, 10), was freilich mehr gottesdienstliche Bedeutung hat. Ueberhaupt nimmt sich das Gesetz oft der Armen und Fremdlinge an. In Bezug auf Letztere ist sogar gesagt: »Wie ein Eingeborner aus euch soll euch der Fremdling sein, der sich aufhält bei euch, und liebe ihn wie dich selber; denn Fremdlinge seid ihr gewesen im Lande Aegypten.« Noch finden sich z. B. die Gebote: »Es soll der Lohn des Tagelöhners nicht bei dir bleiben bis an den Morgen;« — »Du sollst den Tauben nicht schelten und dem Blinden nichts in den Weg legen;« — »Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen. Du sollst nicht rachgierig und nachtragend sein gegen die Söhne deines Volks, und liebe deinen Nächsten wie dich selber.« Welche tief sittliche Empfindung, welch' zarte Liebe zu den Bedrängten findet sich in diesen Sätzen! Fürwahr, es erquickt, diesem Geiste milder Menschlichkeit hier mitten unter so vielem Andern zu begegnen, was von demselben zum Theil so weit entfernt ist. Man sollte dergleichen aus dem Munde eines Jehovah nicht vermuthen, der anderswo den Armen steinigen läßt, weil er am Sabbath Holz gelesen, der die Israeliten zu Tausenden vernichtet, weil sie in der Wüste nach Fleisch verlangt haben. Milde und Barbarei sind von den Verfassern dieser Bücher in ihrem Gotte zu Einem Bilde zusammengestellt. —

Das Gesetz, welches den größten Theil des dritten und vierten Buches Mosis, sowie fast die Hälfte des zweiten Buches anfüllt, und im fünften in andrer Ordnung wesentlich wiederholt wird, besteht indeß seinem bei weitem größten Theil nach nicht aus Sittengeboten, sondern aus gottesdienstlichen Verordnungen, daneben aber auch noch aus gesellschaftlichen, selbst staatlichen, sowie medicinalpolizeilichen Bestimmungen und Criminalgesetzen. Der Cultus, die ganze gottesdienstliche Ordnung des israelitischen Volks, ist darin vorgezeichnet und ihre Einführung angeordnet und erzählt, wie dieselbe angeblich in der Wüste geschehen ist, namentlich die Einrichtung und Aufrichtung der Stiftshütte, der »Wohnung« Jehovah's, des Priesterthums, der Opfer, und der sonstigen Gebräuche. Die Stiftshütte steht draußen vor dem Lager mitten in einem von Säulen und Teppichen gebildeten Vorhofe, vor ihr der Opfer-Altar und das Becken zum Waschen, in ihr der heilige Leuchter, der Schaubrodtisch, der Räucheraltar, hinter dem Vorhange im Allerheiligsten die Lade mit den zwei Gesetz-

tafeln darin und den zwei Cherubs oben auf dem Deckel. Alle Theile dieses Zeltes, die Teppiche, die Stangen, die Ringe, die Schleifen, die genannten heiligen Geräthe, sowie die Gefäße und Werkzeuge, welche beim Opfer gebraucht werden sollen, ferner die priesterliche Kleidung in allen ihren Theilen, sind genau und bis in das Einzelnste nach Gestalt, Farbe und Stoff beschrieben. Die Opfer sind nach ihren verschiedenen Arten, Zwecken und Veranlassungen aufgezählt, und die Weise der Darbringung auf das Genaueste angegeben. Dasselbe geschieht mit den Festen, den Speise-, den Krankheits- und Reinigkeitsgesetzen, deren überall eine sehr große Zahl ist.

Die sogenannte Stiftshütte wird die »Wohnung« genannt, nämlich die Wohnung Jehovah's, welcher nach ihrer Errichtung vom Sinai herab in sie einzieht. Nachdem Mose sie vollendet hat, heißt es: »Da bedeckte die Wolke das Versammlungszelt, und die Herrlichkeit Jehovah's erfüllte die Wohnung. Und Mose konnte nicht in das Versammlungszelt gehen, denn es ruhete auf ihm die Wolke, und die Herrlichkeit Jehovah's erfüllte die Wohnung. Und wenn sich die Wolke erhob von der Wohnung, so brachen die Söhne Israels auf, auf allen ihren Zügen. Und wenn die Wolke sich nicht erhob, so brachen sie nicht auf, bis daß sie sich erhob. Denn die Wolke Jehovah's war auf der Wohnung des Tages, und Feuer war in ihr des Nachts, vor den Augen des ganzen Hauses Israel, auf allen ihren Zügen,« (2 Mos. 40, 34. ff). Der eigentliche Thronsitz Jehovah's im Zelte ist hinter dem Vorhange im Allerheiligsten auf dem Deckel der Lade zwischen den beiden Cherubs. Hier herein soll selbst der Hohepriester jährlich nur einmal gehen, und zwar am großen Versöhnungsfeste. Ueber die Unterredungen des Mose mit Jehovah im Zelte ist (4. Mos. 7, 89) Folgendes gesagt: »Und wenn Mose hineinging ins Versammlungszelt, um mit ihm zu reden, so hörte er eine Stimme, die zu ihm redete vom Deckel auf der Lade des Gesetzes zwischen den beiden Cherubs hervor, und er redete mit ihm.« Wenn aber das Volk auf dem Vorhofe vor ihm erscheint, so tritt er als Wolke in die Thür des Zeltes.

Die hauptsächlichste Verehrung, welche dem Jehovah dargebracht wird, besteht in Opfern. Sie werden ihm täglich, Morgens und Abends, dargebracht, und an den Festtagen verhältnißmäßig erhöhet. Als unmittelbarer Zweck des Opfers ist immer der liebliche Geruch für Jehovah angegeben, wodurch derselbe versöhnt und überhaupt günstig gestimmt wird, so sogar in seinen eigenen Worten: »Meine

Opfergaben, meine Speise zu meinen Feuerungen zum lieblichen Geruch für mich, sollt ihr Acht haben mir darzubringen zu ihrer Zeit.« (4. Mos. 28, 2.) Man erinnere sich hierbei, wie nach der Sündfluth der liebliche Geruch des von Noah angezündeten Opfers den Jehovah zu dem Vorsatze bestimmt, die Menschen nie wieder so alle zu verderben. Es wird offenbar das Riechen als geistigere Weise des Genusses, als geistigerer Sinn genommen: Jehovah genießt das Opfer nur durch den Geruch, den es beim Verbrennen von sich giebt, während der Priester seinen Antheil verzehrt, um sich davon zu nähren. Den größten Theil des Dargebrachten erhält nämlich die Priesterschaft, als Accidens oder Stolgebühr, ausgenommen die eigentlichen Brandopfer, bei denen Alles verbrannt wird. Als Aaron und seine Söhne von Mose zu Priestern geweihet werden und das erste Opfer bringen, erscheint Jehovah. »Da erschien die Herrlichkeit Jehovah's dem ganzen Volke. Und es ging Feuer aus von Jehovah, und fraß auf dem Altar das Brandopfer und die Fettstücke, und das ganze Volk sah es, und sie jauchzten und fielen auf ihr Angesicht.« (3. Mos. 9, 23.) Der weitere Zweck des Opfers ist entweder einfach das Wohlgefallen Jehova's, oder seine Versöhnung für begangene Sünden und Fehler gegen das Moral- oder Ceremonialgesetz, oder Dank für empfangene Wohlthaten. Geopfert werden Stiere, Schafe und Ziegen, Tauben, Weizenmehl, Gebackenes, Oel, Weihrauch, Garben. Alles Erstgeborne gehört dem Jehovah als Opfer; davon werden aber die unreinen Thiere und die Menschen durch ein anderes Opfer gelöst. Auch gelten die Leviten als Lösung für die Erstgeburt des ganzen Volkes. Die menschliche Erstgeburt ist ohne Zweifel früher wirklich geopfert worden, wie wir bei Abrahams Geschichte gesehen haben.

Eine Hauptrolle bei diesem Opfercultus spielt das Blut. Natürlich, denn beim Opfern fließt ja Blut; das Opfer ist ja ein Blutcultus; das Blut ist geradezu der Mittelpunkt des ganzen Opferdienstes, es ist das Heiligste dabei. Mit dem Blute des Opferthiers wird der Altar ringsum besprengt, das Blut der Tauben soll geradezu »auslaufen an den Wänden des Altars«. Ebenso wird der Vorhang des Allerheiligsten damit besprengt, ja am jährlichen Versöhnungstage selbst die Bundeslade; es wird davon an die Ecken des Altars gestrichen, und bei der Weihung Aarons und seiner Söhne streicht Mose von dem Blute des Widders der Einweihung an deren rechtes Ohrläppchen, rechten Daumen und rechten großen Fußzehen und besprengt damit ebenfalls ihre Kleider. Das Blut ist vorzugsweise dem

Jehovah heilig. Blut zu essen ist, wie wir schon bei der Sündfluth sahen, bei Todesstrafe verboten, »denn die Seele des Fleisches ist im Blute, und ich habe es euch auf den Altar gegeben, eure Seelen zu versöhnen; denn das Blut versöhnet das Leben« (3. Mos. 17, 11.) Welch ein schauerliches Schauspiel bietet uns ein solcher Opfercultus dar, wenn wir uns mit unsrer Einbildungskraft in denselben lebhaft versetzen! In der Mitte des Vorhofs der Opferaltar. Vor ihm werden die Opferthiere geschlachtet und zerlegt, die Stücke auf ihm angezündet; das Blut, welches der Priester in einer Schale aufgefangen, sprengt er rings an den Altar und gegen den Vorhang; Altar, Vorhang, Priesterkleid, alles voll Blut. Ein solcher Gott, der das Blut so liebt, daß sein Heiligthum davon triefen muß, der selbst vor dem Auszuge aus Aegypten die Thürpfosten damit zu bestreichen befiehlt, als ein Zeichen, daß hier seine Auserwählten wohnen, — ein solcher Gott, sollte man meinen, müßte selbst unsern Gläubigen als ein fremdartiges Wesen, als Produkt einer vergangenen Bildungsstufe erscheinen, mit dem sie keine Gemeinschaft hätten. Ja, wie salbungsvoll würden sie über Barbarei sprechen, wenn das Opfer allein bei den »Heiden« zu finden wäre; nun aber lesen wir von ihm in der »heiligen Schrift Alten Testaments,« — da muß es gotteswürdiger Glaube, Gottesoffenbarung und Wahrheit sein.

Ein Hauptgesichtspunkt bei dem ganzen Cultus ist die Versöhnung Jehovah's. Zwar wird derselbe auch durch moralisches Verhalten günstig gestimmt; doch tritt dies sehr in den Hintergrund. Das Hauptmittel, ihn zu versöhnen, wenn er wegen irgend einer Uebertretung zürnt, sind doch äußerliche Gebräuche, namentlich Opfer, und es sind dieselben sehr genau für die einzelnen Fälle bestimmt. Auch ist ein allgemeines jährliches Versöhnungsfest angeordnet, an welchem das Heiligthum und das Versammlungszelt und der Altar und die Priester und das ganze Volk dem Jehovah versöhnt werden. Dies geschieht einestheils durch Opfer, anderntheils dadurch, daß ein lebendiger Bock, nachdem zuvor Aaron die Sünden des Volkes auf ihn gelegt, in die Wüste gejagt wird. »Und Aaron lege seine beiden Hände auf das Haupt des lebendigen Bockes, und bekenne auf ihn alle Vergehungen der Söhne Israels und alle ihre Uebertretungen, alle ihre Sünden, und lege sie auf das Haupt des Bockes, und lasse ihn durch einen bereitstehenden Mann in die Wüste treiben, daß der Bock auf sich all ihre Schuld trage in die Wildniß.« (3. Mos. 16, 21.) Das ist der Sündenbock, der zum Sprichwort geworden ist.

Im Neuen Testamente tritt an dessen Stelle die Vorstellung vom »Lamm, das der Welt Sünde trägt«. Von Alters her haben die Völker, selbst wenn sie daneben ein Gefallen der Götter an guten Handlungen annahmen, ihre Vergehungen gegen deren Willen doch auch und vorzüglich durch äußere Gebräuche zu sühnen gesucht. Hier beim Sündenbocke entledigt sich das Volk der Sünde durch dieses in die Wüste gejagte Thier, das sie mit wegnimmt, dahin wo die bösen Geister wohnen. So lange man einem Gotte durch äußere Gebräuche Wohlgefallen abzugewinnen glaubt, ist es ganz in der Ordnung, daß man durch dergleichen auch Sünden versöhnt.

Von vorzüglicher Bedeutung in den religiösen Begriffen und Verordnungen des mosaischen Gesetzes ist die Reinigkeit. Der Sohn und die Tochter Israels sollen rein sein überhaupt, und sollen sich insbesondre nur rein dem Jehovah nahen. Verunreinigt werden sie, wenn sie einen Todten oder ein Grab anrühren, oder auch nur ein Haus betreten, in welchem ein Todter liegt; ebenso wenn sie das Aas eines Thieres berühren, mag das Thier groß oder klein sein. Ebenso wirken verunreinigend geschlechtliche Verhältnisse bei Mann und Weib, sowie sogar das Berühren des Lagers, der Kleider, des Sitzes eines solchen. Der Zustand der Unreinheit dauert gewisse Zeiten, je nach Umständen bis auf den Abend oder länger, und wird durch Baden des Leibes und Waschen der Kleider beseitigt. Doch giebt es auch hier wieder, mindestens daneben, ein bloßes Ceremonialmittel. Der Priester schlachtet und verbrennt eine rothe Kuh, thut die Asche in Wasser, und besprengt damit den Unreinen. Alles, was ein Unreiner berührt oder ihn berührt, Mensch oder Kleid, Lager, Gefäß, wird ebenfalls unrein, und muß durch Baden und Waschen wieder gereinigt, Gefäße sogar gelegentlich zerschlagen werden. Es ist klar, daß der unsprüngliche Zweck dieser Gesetze die wirkliche Reinlichkeit ist. Später sind dieselben indeß von diesem Zwecke abgeirrt und zum Theil zu blos religiösen Gebräuchen geworden, welche in das Willkürliche, Ueberflüssige und Kleinliche verfallen, und dadurch zu der »unerträglichen Last« werden, welche, nach dem Neuen Testamente, die Schriftgelehrten den Menschen aufbürden. Man kann bei strengster Beobachtung dieser Reinigkeitsgesetze, wie die Bücher Mosis sie enthalten, sehr säuisch sein, was viele orthodoxen Juden jetziger Zeit beweisen, und dagegen ohne dieselben sehr reinlich. — Zu dieser Reinigkeitsgesetzgebung gehört auch noch die Unterscheidung zwischen reinen und unreinen Thieren. Rein unter den größern vier-

füßigen Thieren sind die, welche zugleich wiederkäuen und gespaltene Klauen haben, wie das Rindvieh. Unrein sind deshalb z. B. das Schwein, das Kameel, der Hase. Diese dürfen weder gegessen, noch als Opfer dargebracht werden. Von den Wasserthieren ist nur rein, was Schuppen und Floßfedern hat. Von den Vögeln sind eine Menge einzelne als unrein verboten, besonders Raubvögel, ebenso alle Insekten außer den Heuschrecken, und alle kleinen kriechenden Thiere. Auch dies ist ohne Zweifel ursprünglich ein Kulturgesetz; nur ganz rohe Völker essen Alles, was sich darbietet, manche ja sogar ihr eignes Ungeziefer. Die Ueberbildung führt dann oft in gewissem Maße zu dieser Rohheit zurück. Auch Gesundheitsrücksichten haben ohne Zweifel mitgewirkt, so namentlich wohl beim Schweine, dessen Fleisch, viel genossen, bekanntlich Ausschläge erzeugt. Die christlichen Völker essen dagegen dasselbe so gern und benutzen es so viel, daß sie sogar als Kenn- und Unterscheidungszeichen des Juden das anzuführen pflegen, daß er kein Schweinefleisch esse. Das gänzliche Verbot, Fett zu essen, hat ohne Zweifel ebenfalls in Gesundheitsrücksichten seinen Grund.

Eine wesentliche Einrichtung des alttestamentlichen Cultus ist der Sabbath. Wir haben schon gesehen, wie dieselbe auf das Vorbild Gottes, das er bei der Schöpfung gegeben, gegründet wurde. Diese Begründung findet sich nachher im Gesetz öfter wiederholt. Aber nicht blos einen Sabbath*tag*, sondern auch ein Sabbath*jahr* finden wir angeordnet. Jedes siebente Jahr soll ein Ruhejahr sein, in welchem nicht gesäet und nicht geerntet wird. »Sechs Jahre sollst du dein Land besäen, und sein Erzeugniß einsammeln. Aber im siebenten sollst du es ruhen und liegen lassen, daß die Armen deines Volkes davon essen; und was sie übrig lassen, soll das Wild des Feldes fressen; also sollst du thun mit deinem Weinberge und mit deinem Oelgarten.« (2. Mos. 23, 10.) Und ebenso heißt es an einem andern Orte: »So ihr in das Land kommt, welches ich euch gebe, so soll das Land eine Ruhe feiern um Jehovah's willen. Sechs Jahre sollst du dein Land besäen, und sechs Jahre deinen Weinberg beschneiden, und die Früchte des Landes einsammeln; aber im siebenten Jahre soll eine Ruhe sein für das Land, um Jehovah's willen; dein Feld sollst du nicht besäen, und deinen Weinberg nicht beschneiden. Das Ausgefallene deiner Ernte sollst du nicht ernten, und die Trauben deines unbeschnittenen Weinstocks nicht lesen; ein Jahr der Ruhe soll für das Land sein.« (3. Mos. 25, 2.) Diese Anordnung ist na-

türlich nie befolgt worden; nie, weil es unmöglich ist. Auch wenn reiche Jahre vorangegangen sind, wird doch nicht leicht so viel übrig sein, daß ein Volk ein ganzes Jahr rein davon leben könnte. Wenn aber die Jahre zuvor eben nur das hervorgebracht hätten, was ein Jahr aufzehrt, so müßte durch ein solches Sabbathjahr doch unfehlbar das ganze Volk Hungers sterben. Freilich verspricht Jehovah seinen Beistand. »Und wenn ihr sagt«, spricht er: »Was sollen wir essen im siebenten Jahre, wenn wir nicht säen, und unsern Ertrag nicht ernten können? — so will ich euch meinen Segen senden im sechsten Jahre, daß er Ertrag bringe für drei Jahre.« (3. Mos. 25, 20.) Indeß der Priester kann seinem Gotte viel in den Mund legen, und es ist damit nicht anders, als mit der Erzählung von dem Manna, das immer den sechsten Tag für zwei Tage gegeben wurde. Soviel steht freilich fest: — Hätte ein Jehovah das Sabbathjahr angeordnet, so hätte er sicherlich auch im je sechsten Jahre das Doppelte wachsen lassen. Die Sache ist ganz consequent; aber in Betracht der augenscheinlichen Schwierigkeiten müssen die Priester, die dieses Sabbathjahr ersannen, doch allerdings einen starken Glauben gehabt haben. — Aber auch mit diesem Sabbathjahr ist es noch nicht genug. Es folgt nun noch ein Jubeljahr, welches nun wieder alle sieben Sabbatjahre, oder, wie es scheint, genau im je funfzigsten Jahre fällt. Da soll auch nicht gesäet und geerntet werden, und außerdem soll jeder wieder zu seinem liegenden Eigenthum kommen, das er in der Zeit zuvor verkauft hat. Ausgenommen unter dem liegenden Besitzthum sind in diesem Betracht Häuser in den Städten. Diese Verordnung über die Rückkehr verkauften Grundbesitzes zu seinem ursprünglichen Eigenthümer ist zwar nicht unbedingt unausführbar, doch aber auch, so viel wir wissen, nie zur Ausführung gekommen.

Die Sklaverei wird im Gesetz als vorhanden betrachtet, und nicht verboten, sondern nur durch einige Verordnungen beschränkt und gemildert. Nicht allein ist der Ankauf von Sklaven aus fremden Völkern und ihr Besitz auf ewige Zeiten gestattet, sondern auch der Israelit kann sich seinem Landsmanne in der Noth zum Sklaven verkaufen, soll aber im Sabbathjahr, nach einer andern Stelle erst im Jubeljahr, wieder frei sein, auch mehr wie ein gemietheter Arbeiter behandelt werden. S o g a r d i e e i g e n e T o c h t e r k a n n d e r V a t e r a l s S k l a v i n v e r k a u f e n, u n d d e r H e r r k a n n s i e b e l i e b i g z u s e i n e r L u s t v e r w e n d e n, nur an Ausländer darf sie nicht verkauft werden. Wir lesen über dergleichen gewöhnlich leicht

hinweg. Wie gräßlich sind aber solche Verordnungen, — und doch werden sie dem Jehovah in den Mund gelegt. Schlägt ein Herr seinen Sklaven so, daß er sofort stirbt, »so soll es gerochen werden«; stirbt er aber erst nach einem oder zwei Tagen, dann nicht, »denn es ist sein Geld«. Für ein ausgeschlagenes Auge, oder einen ausgeschlagenen Zahn, soll der Sklave die Freiheit erhalten.

Auch das sogenannte Gottesurtheil ist in einem Falle angeordnet, und zwar wenn ein Mann seine Frau im Verdachte der Untreue hat. Er soll sie dann mit einem Opfer vor Jehovah bringen, der Priester soll Staub vom Fußboden der Wohnung in heiliges Wasser thun, und dieses Wasser, nachdem er eine Beschwörung ausgesprochen, dem Weibe zu trinken geben. Ist das Weib unschuldig, so soll es unversehrt bleiben; ist es aber schuldig, so soll ihm der Leib schwellen und die Hüfte schwinden. Ganz folgerecht beim Gottesglauben. Der Gläubige setzt mit Recht voraus, der allwissende und allmächtige Gott werde den Unschuldigen nicht verlassen. Nur der, wenn auch halbe und unbewußte, Unglaube hat die Gottesurtheile, die später im Mittelalter so gebräuchlich waren, abschaffen können.

Der Ursprung dieses ganzen ausgedehnten Gesetzes, in allen seinen Theilen, wird auf Jehovah zurückgeführt. Nicht etwa blos die zehn Gebote werden ihm zugeschrieben, sondern auch alle die andern einzelnen Gesetze, Verordnungen, Einrichtungen, mögen sie sich auf Sittlichkeit oder auf den Gottesdienst beziehen. Auch die unbedeutendsten, kleinlichsten Bestimmungen des Ceremonialgesetzes, sowie die gräßlichsten Ausflüsse alter Barbarei, gehen von ihm aus. Sie sind stets ausdrücklich als Befehle Jehovah's an Mose gegeben. Nichts ist ihm zu klein. Die Einrichtung der Stiftshütte, die Kleidung seiner Priester, die Opfergebräuche, — Alles schreibt er auf das Genaueste vor, und zeigt es dem Mose vorbildlich auf dem Sinai. Natürlich, denn der Priestergott ist ja nur der Priester in höherer Potenz. Nirgends so sehr, wie hier, erkennt man dieses Verhältniß. Dem Priester ist auch das Kleinste bei seinem Gottesdienste wichtig; wie sollte er nicht meinen, daß es seinem Gotte eben so wichtig wäre. Sein Gottesdienst ist ihm das Erste und das Letzte, worauf Alles beruht; wie sollte also der so verehrte Gott sich für zu hoch halten, denselben einzurichten. Die Priester, welche dieses Gesetz verfaßten, können sich freilich nicht wirklich eingebildet haben, daß Gott es dem Mose vorgeschrieben; sie hielten es aber für dessen würdig, und achteten jedenfalls für zweckmäßig, dem Volke es zu sagen.

Daß Jehovah nun auch die strengsten Drohungen und Strafen an die Uebertretung, und die höchsten Verheißungen und Belohnungen an die Befolgung seines Gesetzes knüpft, ist wohl nicht anders zu erwarten. Theils sind bestimmte Strafen, besonders die Todesstrafe, für bestimmte Vergehen festgesetzt, wie z. B. für Arbeit am Sabbath; theils wird dem Volke für alle Zukunft Heil verheißen oder Verderben gedroht, je nachdem es das Gesetz halten oder übertreten werde. Insbesondere eifert Jehovah auch für die Rechte seiner Priester. Wir werden von dem Allen in der Folge Beispiele finden.

Daß übrigens dieser ausgebildete und kostbare Cultus nicht wirklich in der Wüste eingerichtet, oder auch nur anbefohlen worden ist, kann dem Leser bei einigem Nachdenken selbst einleuchten. Eine dürre Wüste ist überhaupt nicht der Ort zu dergleichen; nur die allmächtige Phantasie kann es dahin versetzen. Sie spricht: Es werde! — und es wird vor ihren Augen. Dieser Cultus und das ganze Gesetz ist ein Produkt weit späterer Zeit, und nur, um ihm desto höheres Ansehn zu verleihen, dahin zurückverlegt.

Das Ganze des Gesetzes aber erscheint uns, wenn wir es überblicken, als ein seltsames Gemisch von Großartigem und Kleinlichem, Innerlichem und Aeußerlichem, Nothwendigem und Willkürlichem, Edelm und Unedelm, von Menschlichkeit und Grausamkeit, Bildung und Barbarei.

---

12. Der weitere Aufenthalt in der Wüste.

(2.—5. Mos.)

Außer jener Hauptscene der Gesetzgebung auf dem Sinai, sowie der weitern fortlaufenden Gesetzgebung und der Einrichtung des gottesdienstlichen Wesens, ereignen sich in der Wüste noch mancherlei andre Dinge, die eine nähere Betrachtung verdienen. Es sind dies besonders Wunder Jehovah's, theils zum Schutz, theils zur Züchtigung des Volkes, sowie andre Erweisungen seiner Gnade oder seines Zornes.

Das erste Wasser, das sie nach drei Tagen finden, ist wegen Bitterkeit nicht zu trinken; da zeigt Jehovah dem Mose ein Holz, durch welches dasselbe trinkbar wird (2 Mos. 15). Es fehlt an Brod, da giebt er ihnen das Manna (2 Mos. 16); sie verlangen nach Fleisch, da giebt er die Wachteln (2 Mos. 16, 4 Mos. 11); sie schreien

abermals nach Wasser, da schlägt Mose mit dem Wunderstabe den Felsen, und es fließt Wasser heraus (2 Mos. 17. 4 Mos. 20.). Vom Manna liegt alle Morgen so viel auf dem Boden um das Lager her, daß das ganze Volk sich einzig davon nähren kann, ein Volk, das angeblich allein 600,000 streitbare Männer zählt; und wenn Einer viel, ein Andrer wenig sammelt, so haben Beide schließlich doch immer gleichviel, soviel sie eben brauchen; am Tage vor dem Sabbath liegt aber immer noch einmal so viel da als sonst, so daß das Volk am Ruhetage, an welchem alle Arbeit bei Todesstrafe verboten ist, ohne zu sammeln, doch Speise hat: Jehovah giebt ihnen »am sechsten Tage für zwei Tage Brod«. Ein nachahmungswerthes Vorbild für unsere Sabbathseiferer! — In eben so unermeßlicher Menge kommen die Wachteln: sie liegen eine Tagereise weit um das Lager her und überall zwei Ellen hoch, — wieder dieselbe ausschweifende Phantasie, wie bei den Wundern in Aegypten. Indeß, es ist hierbei wie mit unseren Wünschen. Wünschen wir uns einmal in müßiger Stunde ein Vermögen, das uns aller Sorgen überhöbe, warum sollen wir uns da auf etliche Tausende beschränken und nicht lieber gleich Hunderttausende nehmen, denn das Wünschen steht ja frei. So auch beim Wunder. Es ist ja eben nichts als die geglaubte Erfüllung eines Wunsches. Warum da nicht gleich etwas hoch gehen, warum sich mit gewöhnlichen Wachtelzügen begnügen und nicht lieber gleich sie zwei Ellen hoch eine Tagereise weit nach allen Seiten hin liegen lassen! Es steht ja frei. Wenn die Phantasie einmal baut, warum soll sie nicht gleich bis an den Himmel bauen, warum ein Maß halten, da sie selbst ja maßlos ist, und warum soll der Wundergott sich in seinen großen Thaten beschränken, da er, d. i. die Phantasie, ja machen kann, was er will.«

Das Wunder mit den Wachteln, sowie das mit dem Wasser aus dem Felsen, kommt zweimal vor, gerade wie im Evangelium das von der Speisung der Tausende in der Wüste, welches jenen und namentlich dem vom Manna entspricht.

Eine sinnige Wundererzählung ist die, wie Mose beim Kampfe mit den Amalekitern auf der Höhe steht, und wenn er die Hände emporhebt, Israel siegt, wenn er sie aber sinken läßt, Israel von Amalek geschlagen wird, so daß zwei Männer, Aaron und Hur, ihm die Arme unterstützen und dadurch dauernden Sieg verschaffen. (2 Mos. 17, 8—13.) Es ist hierin poetisch dargestellt, daß der glückliche Fortgang der Unternehmungen des Volkes Israel von Mose's Hülfe und

Leitung abhängig gewesen sei, und man kann diese Erzählung geradezu als Gedicht ansehn, obgleich sie hier in dieser Umgebung offenbar als wunderbare Thatsache wörtlich gemeint ist. Sie mag wohl früher Gedicht gewesen, dann aber als Wirklichkeit genommen sein, wie das sicherlich bei manchen Wundergeschichten der Fall ist.

Die Strafwunder Jehovah's, die er hier gegen sein Volk, wie früher gegen die Aegypter, ergehen läßt, machen abermals sein Bild zu einem sehr schrecklichen. Er wird denn auch ein »eifriger« Gott genannt, und es ist viel von seinem »Zorn« und »Grimm« die Rede. Jehovah ist eben das Abbild eines morgenländischen Fürsten, oder eines unumschränkten Fürsten überhaupt, nur kommt bei ihm noch das priesterliche Element hinzu: er ist ein Priesterkönig. Wir haben seinen »Grimm« schon beim Auszuge aus Aegypten kennen gelernt, wo er Pharao's Herz verstockte, um sich dann an ihm und den Aegyptern verherrlichen zu können. Jetzt, in der Wüste, wo die Aegypter nicht mehr im Wege stehen, sondern es sich allein um Israel handelt, verfällt nun dieses, wie dort jene, nicht selten dem furchtbarsten Zorne seines Gottes. Besonders entbrennt dieser, wenn Israel ihm nicht unbedingt vertraut, sondern zagt und murrt, was freilich nach so ungeheuren Wunderbegebenheiten ganz unbegreiflich erscheint. Wenn es an Wasser und an Nahrung fehlt, oder wenn von der Streitbarkeit der Einwohner Kanaans berichtet wird, so fangen die Israeliten an zu jammern: »Warum habt ihr uns aus Aegypten geführt, gab es nicht Gräber in Aegypten; dort hatten wir Zwiebeln und Knoblauch und Wasser die Fülle, und hier müssen wir verschmachten und haben nichts als das Manna, das unsre Seele ekelt.« Da »entbrennt denn der Zorn Jehovah's«, und er schickt ihnen dafür irgend eine Plage. Das Wasser und das Manna bekommen sie ohne eine solche, aber nicht so die Wachteln, weil das Verlangen nach Fleisch, die Ungenügsamkeit bei dem bloßen Manna, als ganz besonderer Uebermuth aufgenommen wird. Das ganze Volk sitzt »weinend ein Jeder in der Thür seines Zeltes«. Mose geräth in Verzweiflung und bittet Jehovah, er möge ihn lieber umbringen, wenn er so mit ihm handeln wolle. Jehovah trägt ihm auf, dem versammelten Volke zu sagen: »Heiliget euch auf morgen, da sollt ihr Fleisch essen. Nicht *einen* Tag sollt ihr essen, und nicht zwei und nicht fünf Tage und nicht zehn Tage und nicht zwanzig Tage, sondern einen Monat lang, *bis daß es euch zur Nase herausgehe und euch zum Ekel* sei, darum daß ihr Jehovah verworfen, der unter euch ist, und vor

ihm geweinet und gesprochen: Warum doch sind wir ausgezogen aus Aegypten.« Nun kommen denn die Wachteln in solcher Zahl, daß sie, wie schon bemerkt, zwei Ellen hoch eine Tagereise weit um das Lager her liegen, und da heißt es denn: »Noch war das Fleisch zwischen ihren Zähnen, noch war es nicht verzehret, da entbrannte der Zorn Jehova's gegen das Volk, und Jehovah richtete unter dem Volke eine sehr große Niederlage an.« Auch schon vor dieser Begebenheit fällt Aehnliches vor. Das Volk klagt über Noth in der Wüste, da ergrimmt Jehovah und er sendet eine Feuersbrunst, welche einen Theil des Lagers verzehrt (4 Mos. 11, 1—3). Ein ander Mal schickt er bei eben solchem Wehklagen des Volkes Schlangen, Sarafs, unter dasselbe, die es beißen, so daß Viele sterben. Auf Mose's Flehen verordnet Jehovah dann, er solle eine Schlange von Erz machen und sie an seiner Stange aufrichten, und welcher Gebissene die eherne Schlange anblicke, der werde geheilt werden. Und es geschieht also (4 Mos. 21, 4). Wir haben hier noch eine Spur der Schlangen-Verehrung bei den Israeliten. Man weiß ja auch, daß Aeskulap, der Gott der Aerzte, eine Schlange zum Zeichen hat, welche sich um seine Keule windet.

Besonders furchtbar tritt Jehovah's Grimm hervor, als die Israeliten, da Mose vierzig Tage lang auf dem Sinai abwesend ist, das goldene Kalb anbeten (2 Mos 32, 1. 33, 6). Als das Volk sieht, daß Mose so lange bleibt, versammelt es sich um Aaron und spricht zu ihm: »Auf, mache uns einen Gott, der vor uns hergehe; denn dieser Mann, Mose, der uns heraufgeführet aus Aegypten, wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist.« Aaron ist sofort willig, er verlangt die goldnen Ohrringe der Israeliten, macht daraus ein Kalb, und sie sprechen: »Das ist dein Gott, Israel, der dich heraufgeführet aus dem Lande Aegypten.« Aaron läßt sogar ausrufen: »Ein Fest Jehovah's ist morgen.« Das Volk mußte hiernach also wohl in Aegypten Götzendienst getrieben und namentlich den Stier angebetet haben, wie die Aegypter, sonst wäre nicht einzusehn, wie es hier auf einmal auf diesen Dienst hätte kommen und Aaron gerade dieses Bild hätte wählen können. Ja, daß Aaron nun gar dieses goldene Kalb Jehovah nennt, unterstützt die Meinung, daß Jehovah selbst früher unter dem Bilde eines Stiers verehrt worden sei, bis man dann erst später alle Bilder von ihm verboten habe. — Jehovah macht nun den noch auf dem Sinai weilenden Mose auf diesen Vorfall aufmerksam, und

spricht dann zu ihm: »Ich schaue dieses Volk, und siehe, ein halsstarriges Volk ist es. *Und nun laß mich, daß mein Zorn über sie entbrenne, und ich sie vertilge, und ich will dich machen zu einem großen Volke.*« Mose besänftigt ihn jedoch dadurch, daß er ihm vorstellt, was die Aegypter dann sagen und wie sie spotten würden, und indem er ihn an sein, dem Abraham, Isaak und Jakob gegebenes Versprechen erinnert. »*Da reuete,*« heißt es dann, »*Jehovah des Bösen, das er geredet, seinem Volke zu thun.*« Nun geht Mose mit den von Gott empfangenen steinernen Gesetzestafeln hinab; da er aber den Gesang hört und den Tanz sieht, welche die Israeliten um das goldene Kalb aufführen, wirft er im Zorne die Tafeln nieder, daß sie zerbrechen, zermalmt das Kalb zu Staub, thut es in Wasser und giebt es dem Volke zu trinken. Und darauf läßt er die Leviten sich bewaffnen und unter dem Volke ein schreckliches Blutbad anrichten. »Thue ein Jeder sein Schwert an seine Seite,« sagt er, »und gehet hin und her von einem Thore des Lagers zu dem andern, und *tödtet ein Jeglicher seinen Bruder und seinen Freund und seinen Nachbar. Opfert heute ein Jeglicher seinen Sohn und seinen Bruder, und bringt heute Segen auf euch.*« Und so werden an diesem Tage dreitausend Mann niedergemetzelt, und das wird — wohlgemerkt — eben ein Opfer genannt, welches die Leviten dem Jehovah bringen. Jehovah, erzürnt, will denn auch von nun an nicht mehr selbst mit dem Volke ziehen, sondern nur seinen Engel mitsenden, »denn,« sagt er, »ich will nicht in deiner Mitte hinaufziehen, denn du bist ein halsstarriges Volk, damit ich dich nicht vertilge unterwegs. Ihr seid ein halsstarriges Volk; *wenn ich einen Augenblick mit dir zöge, so würde ich dich vertilgen.*« Aber auch von diesem Entschlusse wird er nachher (33, 12 — 17) durch Mose's gütliches Zureden wieder abgebracht und bewogen, dennoch selbst mitzugehen. Ein ander Mal (4 Mos. 25) läßt sich das Volk von den Moabitern verführen, dem Gotte Baal-Peor zu huldigen. Da befiehlt Jehovah dem Mose: »Nimm alle Häupter des Volkes, *und hänge sie auf zur Versöhnung Jehovah's gegen die Sonne,* auf daß sich wende der Zorn Jehovah's gegen Israel.« Da haben wir wahrscheinlich noch eine Spur der frühern Verehrung der Sonne bei den Israeliten. Auch schickt Jehovah eine »Plage« über sie, an welcher 24,000 sterben.

Aehnlich ist noch der Zorn Jehovah's bei Gelegenheit der Auskundschaftung von Kanaan. Mose hat auf Jehovah's Befehl zwölf Kundschafter, alles Stammfürsten, nach Kanaan geschickt, um das Land zu besehen (4 Mos. 13 und 14). Seltsam, da Jehovah doch wohl selbst die sicherste Kunde über das Land hätte geben können, und auch das Volk ihm — sollte man voraussetzen — nach so vielen Erweisungen doch wohl am meisten Glauben geschenkt haben würde! Die Kundschafter kommen wieder und rühmen zwar die Fruchtbarkeit des Landes sehr, aber noch vielmehr machen sie eine erschrekkende Schilderung von dessen riesenhaften Einwohnern, gegen die sie wie Heuschrecken gewesen wären, und von deren festen, bis an den Himmel vermauerten Städten, und rathen von dem Unternehmen, als unausführbar, gänzlich ab. Da weint und schreit das ganze Volk, sehnt sich nach Aegypten zurück und spricht davon, einen Hauptmann aufzuwerfen, der sie wieder dahin führe. Da will wieder Jehovah in seinem Grimm das ganze Volk durch eine Pest vertilgen, und statt desselben den Mose zu einem großen Volke machen. »Wie lange,« spricht er, »will mich dieses Volk verachten, und wie lange werden sie mir nicht vertrauen, bei all' den Wundern, die ich unter ihnen gethan!« Allerdings erstaunenswerth und unbegreiflich! Wie überhaupt fast noch wunderbarer als die Wunder selbst der Umstand ist, daß die Wunder im Ganzen wenig helfen. Aber Mose bittet abermals vor, indem er ihn wieder an den Spott der Aegypter erinnert, welche sagen würden: »Weil Jehovah nicht konnte das Volk in dieses Land bringen, welches er ihnen geschworen, so schlachtete er sie in der Wüste.« Dies macht denn auch abermals den Jehovah andern Sinnes, aber er bestimmt dennoch, daß alle Männer von zwanzig Jahren und darüber, außer Kaleb und Josua, nun das verheißene Land nicht sehen, sondern in der Wüste sterben, ihre Kinder aber erst nach einem Aufenthalte in der Wüste von vierzig Jahren hineinkommen sollen; die Kundschafter aber, welche das Land so verschrieen haben, sterben sogleich »durch eine Plage von Jehovah«. Das Volk aber empfindet Reue über seinen Kleinmuth, erklärt dieselbe vor Mose und verlangt, wider die Amalekiter zu ziehen. Mose räth ihnen ab, weil Jehovah nicht unter ihnen sei; da sie aber dennoch ohne ihn und die Bundeslade zum Kampfe gehen, werden sie hart geschlagen von den Amalekitern. Auch die Reue hat Jehovah's Zorn nicht wenden können.

Einen Lästerer seines Namens läßt Jehovah vom Volke steinigen (3 Mos. 24, 10—23). Ebenso einen Mann, welcher am Sabbath Holz gelesen hat (4 Mos. 15, 32—36).

Sowie für seine eigene Ehre, so eifert Jehovah auch für die Ehre seiner Priester und seines Gesandten Mose, und rächt es grimmig, wenn dieselben nicht anerkannt werden oder auch Andre dasselbe gelten wollen. Aaron und Mirjam, seine und also auch Mose's Schwester, treten einmal (4 Mos, 12) gegen Mose auf, weil er ein äthiopisches Weib genommen und weil sie meinen, daß Jehovah nicht allein durch ihn, sondern auch durch sie rede. Da macht Jehovah die Mirjam aussätzig. Dies ist aber nur eine freundschaftliche Warnung im Vergleich mit dem, was dem Korah, Dathan und Abiram und ihrem Anhange widerfährt (4 Mos. 16). Sie versammeln sich mit 250 Männern wider Mose und Aaron und sagen: »Laßt es genug sein! die ganze Gemeinde, alle sind heilig, und Jehovah ist unter ihnen; warum überhebt ihr euch über die Gemeinde Jehovah's.« Da läßt Jehovah die Führer mit ihren Zelten und ihren Familien von der Erde verschlingen, ihre zweihundert und fünfzig Anhänger aber frißt ein Feuer, das von Jehovah ausgeht. Nun murrt das Volk gegen Mose und Aaron und sagt: »Ihr habt das Volk Jehovah's getödtet!« da will Jehovah die ganze Gemeinde »plötzlich vertilgen«. Aaron läuft auf Mose's Geheiß deshalb schnell mit der Rauchpfanne unter das Volk, um es zu »versöhnen«, aber ehe er es thun kann, hat die »Plage von Jehovah« schon begonnen und 14,700 weggerafft. — Ebenso ergeht es sogar den beiden Söhnen Aaron's, Nadab und Abihu (3 Mos. 10). Sie nehmen ihre Rauchpfannen, thun Feuer hinein und legen Rauchwerk darauf, und bringen so »fremdes Feuer vor Jehovah, das er ihnen nicht geboten hatte«. »Da ging Feuer aus von Jehovah und fraß sie, und sie starben vor Jehovah.« Ein milderes Nachspiel wird im grünenden Stabe Aaron's (4 Mos. 17) gegeben. Jehovah befiehlt dem Mose, von jedem Stammhaupte sich einen Stab reichen zu lassen, den Namen des Stammes darauf zu schreiben und alle zwölf Stäbe in das Heiligthum vor das Gesetz zu legen, dahin, wo Er, Jehovah, mit Mose und Aaron zusammenzukommen pflege; welchen Stamm er nun zum Priesterthum erwähle, dessen Stab werde Sprossen treiben. Da findet denn Mose am andern Morgen den Stab Aaron's, welchen dieser für den Stamm Levi gegeben hat, mit Zweigen, Blüthen und reifen Mandeln bedeckt.

Außer den Wundern, welche Jehovah theils zur Erhaltung, theils zur Bestrafung seines Volks, sowie zur Aufrechterhaltung des von ihm eingesetzten Priesterthums und offenbarten Gesetzes in der Wüste thut, sind auch die Wunder seiner Erscheinung nicht zu übersehen. Wie er früher im Paradiese mit den ersten Menschen, dann mit Kain, mit Noah, mit Abraham, Isaak und Jakob geredet hatte, und wie er dem Mose bei seiner Berufung im feurigen Busche erschienen war, so erscheint er auch hier dem Letztern fort und fort. Nach der vorzugsweise feierlichen Offenbarung auf dem Sinai erscheint Jehovah dem Volke noch fortwährend in der Gestalt einer Wolke, welche am Tage dunkel, des Nachts feurig, theils auf den Zügen durch die Wüste vor dem Volke hergeht, theils im Versammlungszelte oder in der Stiftshütte ruht und gelegentlich in die Thür derselben tritt, um mit dem Volke zu reden. »Wenn Mose zum Zelte kam, so stieg die Wolkensäule nieder, und *stand in der Thür des Zeltes, und redete mit Mose.* Und alles Volk sah die Wolkensäule stehn in der Thür des Zeltes, und alles Volk stand auf, und es beugte sich ein Jeder in der Thür seines Zeltes.« (2 Mos. 33, 9. 10.) Gleich darauf ist gesagt: »Und *Jehovah redete mit Mose Angesicht zu Angesicht, sowie ein Mann redet mit seinem Freunde.*« Und dennoch ist wenige Verse weiter Folgendes erzählt: »Und Mose sprach: Laß mich doch deine Herrlichkeit sehen. Und Jehovah sprach: Ich will all meine Schöne vorübergehen lassen vor deinem Angesichte, und will den Namen Jehovah's ausrufen vor dir. Denn ich begnadige, wen ich begnadigen will, und ich erbarme mich, wessen ich mich erbarmen will. Und er sprach: *Du kannst mein Angesicht nicht sehen*, denn nicht siehet mich der Mensch, und lebet. Siehe, es ist ein Ort bei mir, da sollst du auf einem Felsen stehen. Und es geschieht, wenn meine Herrlichkeit vorübergehet, so stelle ich dich in eine Kluft des Felsens, und decke meine Hand über dich, bis ich vorübergegangen. Und dann thue ich meine Hand hinweg, daß du mich von hinten sehest; aber *mein Angesicht kann man nicht sehen.*« Zwei, einander geradezu widersprechende Angaben dicht hintereinander! Mose bleibt denn abermals »bei Jehovah vierzig Tage und vierzig Nächte; Brod aß er nicht und Wasser trank er nicht«. Ein Vorbild des späteren Fastens Jesu, wobei er auch vierzig Tage ohne Nahrung in der Wüste zubringt. Ein so langes Entbehren der Nahrung ist aber für den Menschen unmöglich. — Als Mose wieder zu den Israe-

liten kommt, da glänzt sein Gesicht, sowie in Zukunft immer, so oft er im heiligen Zelte mit Jehovah geredet hat, weshalb er nachher stets eine Decke über sein Gesicht hängt.

13. Bileam.

(4 Mos. 22—24.)

Eine besonders merkwürdige Erzählung der Bücher Mosis ist uns noch übrig; es ist die von Bileam und seinem Esel. Das Volk Israel lagert sich, nachdem es zum Ende seines Aufenthaltes in der Wüste östlich am Jordan angekommen, im Gebiete der Moabiter, Jericho gegenüber. Da schickt Balak, König der Moabiter, Gesandte an Bileam, der im Osten am Euphrat wohnt, und ein Wahrsager und Prophet ist, und läßt ihn bitten, zu ihm zu kommen, um das Volk Israel, vor dem er sich fürchtet, zu verfluchen, damit er's vielleicht überwinden möchte. Bileam ersucht die Abgesandten, die Nacht bei ihm zu bleiben, damit er erst Jehovah's Willen vernehmen könne. In der Nacht kommt Gott zu Bileam und fragt ihn, wer denn die Männer wären, die gestern Abend bei ihm eingekehrt. Bileam theilt ihm deren Anliegen mit, und Jehovah verbietet ihm darauf, mit ihnen zu gehen und das Volk Israel zu verfluchen, denn es wäre gesegnet. Nachdem die Gesandten am andern Morgen diesen Bescheid erhalten, kehren sie zu Balak zurück. Dieser schickt aber nochmals Gesandte, und zwar mehr als das erste Mal, und läßt dem Bileam große Versprechungen machen. Da kommt Jehovah wieder in der Nacht zu Bileam und sagt ihm, wenn die angekommenen Fremden ihn holen wollten, so solle er nur mitgehn, aber sich wohl hüten, etwas Andres zu reden, als was er ihm sagen werde. Und so zieht denn Bileam, auf seiner Eselin reitend, am andern Morgen mit. Aber »da entbrannte der Zorn Gottes, daß er zog, und es stellte sich der Engel Jehovah's in den Weg, ihm zu widerstehen«. Seltsam! Jehovah hat ihm ausdrücklich die Erlaubniß gegeben, und als Bileam von dieser Erlaubniß einfachen Gebrauch macht, entbrennt doch gleich darauf sein Zorn darüber. Da sieht denn die Eselin den Engel Jehovah's mit gezücktem Schwerte im Wege stehen und geht, um ihm auszuweichen, seitwärts auf das Feld, weshalb Bileam sie schlägt. Da tritt der Engel weiter hin auf einen engen Weg zwischen zwei Wein-

bergsmauern, und die Eselin drängt sich, um bei ihm vorbeizukommen, an die Wand und preßt den Fuß Bileams daran, worauf dieser sie abermals schlägt. Da tritt der Engel endlich an einen ganz engen Ort, wo kein Ausweichen möglich ist, und nun legt sich die Eselin, da sie nicht vorüber kann, auf dem Wege nieder, worauf Bileam sie zum dritten Male schlägt. »Da that Jehovah den Mund der Eselin auf, und sie sprach zu Bileam: Was habe ich dir gethan, daß du mich geschlagen nun drei Mal?« Bileam verweist darauf derselben ihr Betragen sehr streng, muß aber, als die Eselin ihn an ihre bisherigen treuen Dienste erinnert, ihr das Zeugniß geben, daß sie sonst nie so gegen ihn gehandelt habe. Da auf einmal thut Jehovah dem Bileam die Augen auf, und er sieht den Engel nun auch im Wege stehn, und beugt sich anbetend nieder. Der Engel aber spricht zu ihm: »Warum schlugst du deine Eselin nun drei Mal? Siehe, ich bin ausgegangen, dir zu widerstehen, denn der Weg ist verkehrt vor mir. Und die Eselin sah mich, und wich vor mir nun drei Mal. Wäre sie nicht gewichen vor mir, so hätte ich dich getödtet und sie leben lassen.« Also selbst getödtet sollte Bileam werden, da er doch nur that, was Jehovah ihm so eben gestattet hatte. Bileam beruft sich seltsamer Weise nicht auf die erhaltene Erlaubniß, sondern bekennt seine Sünde und sagt: »und nun, wenn dir der Weg mißfällt, so will ich zurückkehren«. Man erwartet nun, der Engel Jehovah's werde dies Erbieten als schuldigen Gehorsam annehmen; aber weit gefehlt! — vielmehr hat er sich abermals gleich wieder anders besonnen und spricht: »Ziehe mit den Männern, aber außer dem, was ich dir sagen werde, sollst du nichts reden.« Und so zieht denn Bileam ruhig weiter, ohne ferner von dem Engel behindert zu werden und von seiner Eselin Widerspenstigkeit zu erfahren. Dem Balak, der ihm entgegen kommt, erklärt er gleich, daß er nichts Andres reden werde, als was Jehovah ihm in den Mund lege. Am andern Morgen führt ihn Balak auf die Höhen Baals, von wo aus er das Lager des Volkes Israel erblickt, und opfert auf Bileams Geheiß auf sieben Altären sieben Stiere und sieben Widder. Bileam weist ihn an, beim Opfer zu bleiben, indem er selbst abseits gehen wolle, ob ihm etwa Jehovah begegne und ihm etwas offenbare. Auf einem Hügel kommt auch wirklich Jehovah ihm entgegen. Bileam theilt ihm die Errichtung der sieben Altäre und die Darbringung der Opfer mit, und Jehovah giebt ihm dagegen eine Rede in den Mund, welche dieser dann, zu Balak und dessen Obersten zurückgekehrt, so

ausspricht: »Aus Aram holte mich Balak, der König Moabs aus den Gebirgen des Ostens:« »»Komm, verfluche mir Jakob! und komm, verwünsche Israel!«« Wie soll ich verfluchen? Gott verflucht ihn nicht; und wie soll ich verwünschen? Gott verwünscht ihn nicht. Von der Spitze der Felsen schau ich ihn, und von den Höhen erblick ich ihn. Siehe, abgesondert wohnt dies Volk, und unter die Völker rechnet es sich nicht. Wer zählet den Staub Jakobs, und wer rechnet die Menge Israels? Es sterbe meine Seele den Tod der Gerechten, und mein Ende sei wie das ihre«. Da sagt Balak: »Was thust du mir? Meinen Feinden zu fluchen, holte ich dich, und siehe, du segnest.« Er führt ihn nun auf eine andere Höhe, um durch den Ortswechsel vielleicht ein andres Orakel zu erzielen, baut wieder sieben Altäre und schlachtet wieder sieben Stiere und sieben Widder; und Bileam geht abermals, Jehovah aufzusuchen, und empfängt von ihm eine ähnliche Verkündigung, neuen Segen über Israel. Da führt Balak ihn auf eine dritte Höhe und bringt wieder dieselben Opfer; aber Bileam, ohne diesmal erst von neuem Jehovah zu befragen, tritt gleich hin, mit dem Auge auf das Lager der Stämme Israels gerichtet, der Geist Gottes kommt auf ihn und er segnet zum dritten Male. Und nun wird Balak zornig und räth dem Bileam, eilends in seine Heimath zu fliehen. Dieser schickt sich dazu an, verkündigt dem Balak aber zuvor noch, was das Volk Israel dem Volke der Moabiter in der Folge der Zeiten thun werde, mit diesen Worten: »Ich sah ihn, noch ist er nicht; ich schau ihn, noch ist er nicht nahe: es tritt hervor ein Stern aus Jakob, es steigt ein Scepter aus Israel, und zerschmettert die Gegenden von Moab, und vertilget alle Söhne des Getümmels. Und Edom wird zur Beute, und zur Beute wird Seir seinen Feinden, und Israel übet Tapferkeit. Und er herrschet von Jakob aus, und vernichtet, was entronnen aus Städten.« Darauf spricht er auch noch über Amalekiter, Keniter und Assur Prophezeiungen des Unterganges aus, und zieht wieder in sein Land.

Das Auffallendste in dieser Erzählung ist die redende Eselin. Wir hatten schon im Paradiese ein redendes Thier, die Schlange. Dort können die gläubigen Erklärer allenfalls noch unterzuschieben suchen, daß in der Schlange nur der Teufel körperlich erschienen sei; hier aber haben sie doch ohne alle Frage ein einfaches Thier. Diesem Thiere ist Sprache, und also voller Menschenverstand zugeschrieben. Ja, nicht das allein; das Thier sieht auch noch den Engel, ehe ihn sein Herr zu sehen vermag. Man kann sich denken, was für ein

schweres Kreuz dieser redende Esel den Auslegern gewesen ist und noch ist. Die Unglücklichen standen in der schrecklichen Wahl, entweder dieses Wunder eines redenden Thieres, das sie doch in Fabeln und Märchen nicht glauben, hier anzuerkennen, oder dem göttlichen Charakter der Bibel zu nahe zu treten. In der That, ein rechtgläubiger Ausleger zu sein, ist ein schwerer Beruf, der die ungemessensten Anstrengungen fordert; denn was könnte schwerer sein, als wider Natur, Erfahrung, Vernunft und Wissenschaft aufrecht zu halten, was von ihnen gerichtet ist. Je länger aber, je schwerer wird dieser Beruf. Die alten orthodoxen Theologen hatten's noch verhältnißmäßig leicht, denn man kannte damals die Natur noch wenig, und die Vernunft war noch wenig entwickelt und verbreitet, und eine Wissenschaft gab es noch kaum. Da war es noch leicht, solche Dinge wahr zu machen: der Zauberstab des Glaubens leistete auch das Unmögliche geschwind. Aber heut zu Tage noch halten zu sollen, was vor aller Welt verloren ist, das ist in der That eine schwierige Aufgabe.

Nicht viel weniger seltsam in dieser Erzählung ist das Verhalten Jehovah's gegen Bileam. Erst sagt er ihm, er solle nicht mit den Abgesandten Balaks gehn; dann, als diese das zweite Mal kommen, sagt er, er solle mitgehn; als er nun mitgeht, wird Jehovah doch zornig und stellt ihm seinen Engel mit dem Schwerte in den Weg, der ihn beinahe getödtet hätte; da Bileam deshalb gehorsam umkehren will, sagt Jehovah ihm wieder, er möge nur mitgehn, und wiederholt blos die Mahnung, nichts gegen seinen Willen zu reden, die er ihm schon bei der ersten Erlaubniß gegeben hatte. Es ist schwer erklärlich, wie der Verfasser dazu gekommen ist, seinem Gott ein so widerspruchsvolles Benehmen anzudichten. Deshalb hat man auch hier eine ungeschickte Zusammenstellung zwei verschiedener Erzählungen vermuthet. Gleichviel, wie der Widerspruch entstanden ist; — abgeleugnet kann er unmöglich werden.

Jehovah wird auch außerdem hier, wie man zu sagen pflegt, sehr menschlich dargestellt. Er kommt zu Bileam in der Nacht, und fragt ihn, wer die Männer wären, die zu ihm gekommen. Er muß das erst von ihm erfahren. Als sie das zweite Mal da sind, ist er mindestens darüber ungewiß, zu welchem Zwecke sie kommen. Bei dem Opfer in Moab begegnet er dann dem Bileam, wie ein Wandrer dem andern. Bemerkenswerth ist auch überhaupt, daß hier Jehovah der Gott eines Nichtisraeliten, eben des Bileam, des Aramäers ist,

während er sonst meistens die Stelle des hebräischen Nationalgottes einzunehmen pflegt.

Unter dem Sterne aus Jakob, welchen Bileam in seiner letzten Weissagung verheißt, ist irgend ein siegreicher König der Israeliten, wahrscheinlich David, zu verstehen, der wirklich die Edomiter und Moabiter unterwarf. Diese Weissagung ist natürlich erst nach dem Erfolge gemacht, also frühestens zu Davids Zeit geschrieben. Es ist ja ein ganz gewöhnliches Verfahren, Prophezeiungen späterer Ereignisse früher gelebt habenden Menschen in den Mund zu legen. Man hat dafür in der wissenschaftlichen Bibelforschung sogar einen bestimmten Ausdruck, den eben gebrauchten: Weissagungen nach dem Erfolge, vaticinia post eventum. Die Bibel ist voll solcher Weissagungen.

Der Zweck der ganzen Erzählung ist, hier, vor der Pforte des Landes Kanaan, in welches das israelitische Volk erobernd und besitzergreifend einzutreten im Begriffe steht, seine zukünftige Herrlichkeit und Größe, wie es dieselbe unter David erlangt hatte, und die Größe dieses David selbst weissagend aussprechen zu lassen. Es werden alle Mittel in Bewegung gesetzt, dieser Weissagung recht großes Gewicht beizulegen, sie als Gottes unveränderlichen und unwiderstehlichen Willen erscheinen zu lassen. Der Prophet gehört einem fremden Volke an, und hat also gar kein Interesse an dem Volke Israel. Er wohnt in einem fernen Lande, und muß erst durch Abgesandte herbeigeholt werden; und zwar müssen diese Abgesandten zweimal den weiten Weg machen, ehe er mit ihnen geht. Ein König ist es, der ihn herbeiholen läßt. Zum Fluche gegen Israel wird er gedungen, aber der Fluch verwandelt sich in Segen. Großer Lohn wird dem Propheten verheißen, wenn er fluche, aber er kann nicht, er muß das Gegentheil thun, denn Jehovah will es, und dem ist nicht zu widerstehn. Er wendet alle Mittel der Zeichendeuterei und Wahrsagekunst an, um zu einem andern Ergebnisse zu gelangen: er ändert zweimal den Ort und schlachtet an allen drei Orten reiche Opfer, aber es hilft nichts, er muß dennoch statt des gewünschten und für hohen Preis geforderten Fluches den reichsten Segen sprechen. Selbst der Zorn Balaks kann ihn nicht abhalten, schließlich noch einmal seinen Segensspruch zu erheben. Auch daß Jehovah anfangs die Erlaubniß verweigert, mit Balaks Abgesandten zu gehen, daß er ihm dann seinen Engel mit dem Schwerte dreimal in den Weg stellt, daß er sogar einem Thiere Augen und Mund aufthut, alles dies trägt dazu bei, den unwiderstehlichen Willen Jehovah's, Israel den Segen zuzuwenden, und die Unmöglichkeit des beabsich-

tigten Fluches in recht helles Licht zu stellen. Der Verfasser hat deshalb selbst den Widerspruch in dem Benehmen Jehovah's nicht geachtet, indem er denselben einmal dem Mitgehn des Bileam entgegen sein ließ, weil dieser ja eigentlich fluchen sollte, das andre Mal dasselbe gestatten ließ, weil es ja das Mittel zum Segen war.

14. Einnahme des gelobten Landes.

(Buch Josua.)

Die vierzig Jahre der Wanderschaft in der Wüste, welche Jehovah dem Volke Israel auferlegt hatte, als es, dem schlimmen Berichte seiner Kundschafter trauend, vor der Einnahme des gelobten Landes zurückbebte, sind nun vorüber. Schon bei Mose's Lebzeiten war Israel mit den Grenzvölkern, Amalekitern, Midianitern und Amoritern, in Kampf gerathen, und die Stämme Ruben, Gad und halb Manasse hatten bereits ihre Wohnsitze in den eroberten Landstrecken östlich vom Jordan erhalten. Israel steht nun am Jordan, um ihn zu überschreiten und in das eigentliche Kanaan einzubrechen. Mose aber und Aaron sind nicht mehr vorhanden; die ganze Führung ist nun auf Josua, dem ehemaligen Diener des Mose, der schon bisher unter ihm als Oberster die Kriege geführt hatte, übergegangen. Jene Beiden sollten, nach Jehovah's Bestimmung, nicht in das gelobte Land kommen, weil sie beim Haderwasser, wo das Volk nach Wasser schrie, nicht unbedingt vertrauet hätten. Auf Befehl Jehovah's steigt Mose mit Aaron und dessen Sohne Eleasar auf den Berg Hor an der Grenze von Edom, zieht jenem die Priesterkleidung aus und diesem an, und »Aaron starb daselbst auf der Höhe des Berges, und Mose und Eleasar stiegen herab vom Berge.« (4 Mos. 20, 22 — 29.) Später erhält auch Mose den Befehl, auf einen Berg, den Berg Nebo in Moab, zu steigen; Jehovah zeigt ihm das ganze Land Kanaan, und dann stirbt er und wird im Thale begraben, und es ist hinzugefügt, kein Mensch wisse sein Grab bis auf diesen Tag. Josua, von Jehovah selbst dazu ausersehen und von Mose und Eleasar geweihet, tritt an seine Stelle. Jehovah bestimmt, daß der Priester Eleasar immer den Jehovah für ihn befragen, Josua aber den Oberbefehl führen solle im Kriege (4 Mos. 27, 12 — 23. 5 Mos. 34).

Wie nun Jehovah Israel in Aegypten und in der Wüste mit seinen Wundern unterstützt hat, so thut er nicht minder hier bei der Einnahme des schon den Vätern so oft feierlich gelobten Landes.

Als die Israeliten den Jordan überschreiten wollen, treten auf Befehl Josua's die Priester mit der Bundeslade voran in den Jordan hinein. Da steht, sobald dieselben mit der Fußsohle den Fluß berühren, der Strom des Wassers zu ihrer Rechten von oben her still, und zur Linken nach unten hin verläuft es sich. »Da stand das Wasser, das herabfloß von oben, und richtete sich auf als ein Damm, und das Wasser, welches hinabfloß in das Meer der Ebene, das Salzmeer, nahm ab und verschwand.« Die Priester bleiben so mitten im Flusse stehen, bis das ganze Volk trocknen Fußes hindurch ist; sobald sie aber ihm nach ebenfalls heraussteigen, geht der Fluß wieder seinen alten Gang. Dabei ist noch besonders bemerkt, daß der Jordan zur Zeit der Ernte, in welcher der Uebergang stattgefunden, hohes Wasser habe. Wir sehen in dieser Erzählung eine Wiederholung des wunderbaren Durchgangs durch das rothe Meer. Konnte Jehovah vor seinem aus dem Lande der Knechtschaft abziehenden Volke das Wasser theilen, warum dann nicht ebenso, als es in das Land der Verheißung einzog? Hier freilich ist es sogar ein fließendes Wasser, daß vom Gesetze der Schwere entbunden werden muß. Dort wurde das Wunder durch den Stab des Mose bewirkt; hier ist es die Bundeslade, vor der die Fluthen respectvoll zurückweichen. Sie ist ja der Thron Jehovah's; auf ihrem Deckel zwischen den Cherubim ist ja der Ort, welchen Jehovah sich zu seinem Sitze ausersehn, während er in der Mitte seines Volkes weilt.

Drüben über dem Jordan, in der Ebene von Jericho, wird zuerst auf Befehl Jehovah's die Beschneidung nachgeholt, welche merkwürdiger Weise, trotz der auf deren Unterlassung gesetzten Todesstrafe, in der Wüste versäumt worden ist. »Und Jehovah sprach zu Josua: Heute habe ich die Schande Aegyptens abgewälzt von euch.« (Josua 5, 2. ff.) Dann feiern die Israeliten das Passah und backen zum ersten Male Brod vom Getreide des Landes; da hört von dem Augenblicke an das Manna auf, das bis dahin die vierzig Jahre lang alle Morgen, außer am Sabbath, um das Lager herum gelegen hat, und das Volk ist nun für immer an die Erzeugnisse des Landes gewiesen. — Bei Jericho sieht Josua plötzlich einen Mann mit gezogenem Schwerte stehen (5, 13 — 15). Er geht auf ihn zu und fragt ihn: »Gehörst du zu uns oder zu unsern Feinden?« Der Mann ant-

wortet: »Nein, sondern ich bin ein Heer-Oberster Jehovah's, und komme nun.« Josua fällt vor ihm nieder, betet an und fragt: »Was redet mein Herr zu seinem Knechte?« Da antwortet der Heer-Oberst: »Ziehe deine Schuhe von deinen Füßen, denn der Ort, worauf du stehest, ist heilig.« Abermals eine Wiederholung aus dem zweiten Buche Mosis; — der Engel Jehovah's ruft dem Mose aus dem feurigen Busche dieselben Worte zu. Nur ist die Wiederholung dürftiger als das Original, denn dort folgt der Auftrag an Mose, das Volk aus Aegypten auszuführen, hier folgt jener Aufforderung nichts als die Bemerkung, daß Josua ihr gehorcht habe.

Hierauf kommt die wunderbare Erstürmung der festen Stadt Jericho (Jos. 6). Auf Geheiß Jehovah's zieht das ganze Heer in voller Rüstung, voran die Bundeslade und sieben, die Jubel-Posaune blasende Priester, sechs Tage hintereinander täglich einmal um die Stadt herum. Am siebenten machen sie diesen Umzug siebenmal; beim letzten Male erhebt das Heer nach erhaltener Anweisung ein Geschrei, da stürzt die Mauer ein und das Heer erstürmt die Stadt. Sieben Tage geschieht der Umzug, am siebenten siebenmal, sieben Priester mit sieben Posaunen gehen voran. Ueberall die heilige Zahl. Wie vor der Bundeslade die Wasser des Jordan, die Schutzwehr von Kanaan, zerreißen, um Israel einen trocknen Durchgang zu gewähren, so stürzt nun vor derselben die Mauer der ersten Stadt ein, welche ihm die Thore verschließt.

Jetzt folgt ein Wunder des Looses (Jos. 7). Ein Israelit hat etwas von der Beute gestohlen. Da wird, um denselben zu entdecken, auf Jehovah's Geheiß gelooft. Erst loosen die Stämme, dann in dem getroffenen Stamme die Geschlechter, in dem getroffenen Geschlechte die Häuser, in dem getroffenen Hause die einzelnen Glieder, — und siehe, der Dieb wird wirklich vom Loose getroffen und gesteht sein Verbrechen ein. Der Glaube an die Gottesurtheile, wie wir ihn in andrer Gestalt im Mittelalter wiederfinden. Im »Gesetz« fanden wir das Gottesurtheil für den Fall, daß ein Weib des Ehebruchs beschuldigt werde, ausdrücklich angeordnet. Wunderlich! — Jehovah selbst ordnet das Loosen an; warum sagt er nicht lieber gleich dem Josua, wer der Dieb sei?

Josua schlägt fünf verbündete Könige bei Gibeon, und richtet eine große Niederlage in ihrem Heere an (C. 10). Als dasselbe floh, »da ließ Jehovah große Steine auf sie vom Himmel herabfallen bis Aseka, daß sie starben; mehr waren derer, die

durch die Hagelsteine starben, als welche die Söhne Israels erwürgten mit dem Schwerte.« Das größte, das eigentliche Weltwunder, kommt aber nun erst. Um Zeit zum Schlachten der Fliehenden zu haben, gebietet Josua: »Sonne stehe still zu Gibeon, und Mond im Thale Ajalon!« »Da stand die Sonne still, und der Mond blieb stehen, bis sich rächte das Volk an seinen Feinden. Siehe, dies ist geschrieben im Buche der Redlichen: Und es blieb die Sonne stehen mitten am Himmel, und eilte nicht unterzugehn beinahe einen vollen Tag (10, 12. ff.).« Das ist die berühmte stillstehende Sonne zu Gibeon. Der Verfasser bemerkt mit Recht noch dazu: »Und es war kein Tag wie selbiger, vor ihm und nach ihm, daß Jehovah hörte auf die Stimme eines Menschen.« Warum sollte Jehovah, wie er zum Nutzen und Frommen seines auserwählten Volkes die Wasser sich aufthürmen ließ, nicht auch die Sonne stille stehn, oder wenigstens die Erde in ihrem Umschwunge einmal etwas pausiren lassen?

Doch die Wunder sind es nicht allein, was unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht; noch mehr sind derselben die furchtbaren Grausamkeiten würdig, mit welchen die Eroberung des Landes ausgeführt wird. Schon beim Kampfe mit den Amalekitern sagt Jehovah zu Mose: »Schreibe dieses zum Gedächtniß in ein Buch, und befiehl es den Ohren Josua's, daß ich das Andenken Amaleks vertilgen will unter dem Himmel;« und Mose spricht darauf: »Krieg Jehovah's gegen Amalek von Geschlecht zu Geschlecht.« (2 Mos. 17, 14.) Die Bewohner des Landes östlich vom Jordan, namentlich von Arad und Basan und die Amoriter, werden schon vor dem Uebergange über den Jordan sämmtlich vertilgt (4 Mos. 21). »Und sie schlugen ihn und seine Söhne und all' sein Volk«, heißt es vom Könige von Basan, »so daß nicht Einer überblieb, und nahmen sein Land ein.« Von den besiegten Midianitern (4 Mos. 31) tödten sie nur die Männer, darunter fünf Könige und den Bileam; die Weiber und Kinder aber führen sie gefangen fort, Vieh und sonstige Habe nehmen sie als Beute, Städte und sonstige Wohnörter brennen sie nieder. Das ist aber dem Mose nicht genug; er wird zornig über diese Schonung, und läßt auch noch die Knaben und die Weiber abschlachten, so daß nur die Jungfrauen und Mädchen für die Sieger übrig bleiben. — Nach der Erstürmung von Jericho (Jos. 6) werden alle Einwohner, Männer, Weiber, Kinder, Greise, sowie alles Vieh getödtet, die Stadt niedergebrannt, und der Fluch über den ausgesprochen, der sie wieder aufbauen werde. Nur die Rahab, die

feile Dirne und Verrätherin, welche die Kundschafter der Israeliten verborgen hatte, wird mit ihrer ganzen Familie versprochener Maßen verschont. Ebenso ergeht es der Stadt Ai (Jos. 8), nur das Vieh und die Habe werden verschont und als Beute genommen. »Und es waren alle Gefallenen an selbigem Tage, Männer und Weiber, zwölftausend, alle Männer von Ai. Und Josua verbrannte Ai, und machte es zum ewigen Haufen der Verwüstung, bis auf diesen Tag. Und den König von Ai hängte er an einen Baum bis zur Abendzeit, und beim Untergange der Sonne gebot Josua, daß man seinen Leichnam herabnahm vom Baume, und man warf ihn an den Eingang des Stadtthores, und errichtete über ihm einen großen Steinhaufen bis auf diesen Tag.« — Die Bewohner von Gibeon (Jos. 9) verleiten durch die unwahre Angabe ihrer Abgesandten, daß sie in weiter Ferne wohnten, den Josua zu dem Schwure, sie am Leben zu lassen, werden aber dann, als der Betrug entdeckt wird, für ewige Zeiten zu Sklaven, zu Wasserträgern und Holzhauern für das Heiligthum gemacht. — Fünf Könige ziehen mit ihrem Heere gegen Gibeon heran (Jos. 10). Josua schlägt sie, so daß nur wenige Leute entkommen. Die fünf Könige flüchten sich in eine Höhle, werden dort anfangs eingesperrt, dann herausgezogen, und Josua läßt seine Kriegsobersten ihre Füße denselben auf den Nacken setzen. »Und Josua schlug sie darnach, und tödtete sie, und hängte sie an fünf Bäume, und sie hingen an den Bäumen bis zum Abend.« Dann läßt er sie wieder in die Höhle werfen und Steine davor wälzen. Ueberhaupt kommen die Könige bei der Eroberung des Landes Kanaan, wie fast überall im Alten Testamente sehr schlecht weg. Mit einer wahren Wollust werden in einem ganzen Capitel (12) von vierundzwanzig Versen die erschlagenen Könige aufgezählt: es sind ihrer einunddreißig. Darauf werden die Städte Makeda, Libna, Lachis, Eglon, Hebron, Debir, von Josua nach einander erobert, und es ist bei jeder wiederholt, daß er sie und alle noch dazu gehörenden Städte mit der Schärfe des Schwerts geschlagen, und ihre Könige und alle Seelen darin verbannet habe, so daß Niemand übrig geblieben sei. »Und so schlug Josua,« heißt es dann summarisch, »das ganze Land, das Gebirge und das mittägliche Land und die Niederung und die Abhänge und alle ihre Könige, es blieb Niemand übrig.« — Damit ist es aber noch nicht zu Ende. Im nördlichen Kanaan versammeln sich eine Menge Könige unter Anführung des Königs Jabin von Hazor und lagern sich mit einem un-

zählbaren Heere am See Merom, um den Israeliten Widerstand zu leisten. Josua überfällt und schlägt sie, »bis Keiner von ihnen übrig blieb«. Ihre Rosse lähmt er und ihre Wagen verbrennt er. Darauf erobert er aber auch die Städte, aus welchen dieses Heer zusammen gekommen war, und läßt alle Einwohner niedermetzeln, »sie ließen nichts übrig, was Odem hatte;« »und all' ihre Könige nahm er, und schlug sie, und tödtete sie«.

Die furchtbare Grausamkeit dieses Vertilgungskrieges wird jedem Leser nach dieser kurzen Zusammenfassung erst recht deutlich vor Augen treten. Die Bewohner eines ganzen Landes werden abgeschlachtet, Stadt für Stadt erobert und Alles niedergemacht, Männer, Weiber und Kinder, Niemand wird verschont. Laßt euch einmal aufrütteln, gedankenlose Bibelleser, und seht, was da geschrieben steht; laßt euch einmal ein wenig erregen, ihr »Gläubigen«, die Stimme des Gewissens, die Menschlichkeit in euch zu vernehmen, wenn noch eine solche in euch ist! denkt euch diese Geschichten, wie ihr als Gläubige doch müßt, als wirklich geschehen! All' diese Menschen haben gegen das Volk Israel nichts verbrochen, als daß sie sich gegen dasselbe wehren, ihr Vaterland, ihre Städte und Aecker gegen die fremden Eindringlinge vertheidigen. Dafür müssen sie sämmtlich sterben. Nicht allein aber die Männer, welche die Vertheidigung führen, sondern auch die Weiber, die Greise und die Kinder. Der wilde Krieger stößt vielleicht nieder, was sich ihm widersetzen könnte; aber die wehrlosen Weiber und Greise verschont er doch. Welche Verruchtheit gehört dazu für den Mann, auch noch das Weib zu morden, wenn er den Mann umgebracht! und welche teuflische Barbarei, auch die unschuldigen Kinder zu tödten! Stellt euch eine solche eroberte Stadt einmal lebhaft vor! — wie das auserwählte Volk Gottes erst auf den Mauern und in den Straßen Alles, was männlich ist, nieder macht, dann unter dem Geschrei der Weiber und Kinder in die Häuser dringt, und auch diese niedermetzelt, bis Alles stumm ist und nur noch Blut und Leichen vom ehemaligen Leben Zeugniß geben. Stellt euch ein ganzes Land vor, in welchem alle Städte so erobert, all' ihre Bewohner so gemordet werden. Das ist ein Blutbad, wie es sonst nirgends in der Welt vorkommt, ein ungeheurer Mord, gegen den alles sonst Berichtete, gegen den die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly, die Zerstörung von Troja, Karthago, Korinth, Jerusalem, die Verwüstungen der Hunnen und Vandalen, wie der heiligen

Kreuzheere der Christen, und die Thaten der allerchristlichsten Eroberer Amerika's, noch menschlich ist.

Und sind diese Unthaten des Volkes Gottes im Buche Josua und in den Büchern Mosis etwa als Unthaten bezeichnet und von Jehovah verworfen und gestraft? — O, nichts weniger als das! Gerühmt sind sie als die herrlichsten Großthaten. Und noch mehr, — sie geschehen alle auf den ausdrücklichen Befehl Jehovah's und unter seiner eifrigen Betheiligung und wunderbaren Hülfe; sie sind ein Opfer für Jehovah, das er in Anspruch nimmt, und wehe! wenn einmal ein Leben verschont wird, das ihm gehört! — er zürnt dann, und ist nicht eher befriedigt, als bis auch das letzte Schlachtopfer verblutet hat. Sendet er doch selbst seinen Heerobersten mit, wie wir gesehen haben. Wir wollen das mit Stellen aus Mose und Josua belegen, damit kein Unkundiger meine, und kein Lügner vorgebe, wir sagten hier die Unwahrheit.

Schon nach der oben erwähnten Besiegung der Amalekiter spricht Jehovah zu Mose, wie ebenfalls schon berichtet: »Schreibe dieses zum Gedächtniß in ein Buch, und befiehl es den Ohren Josua's, daß ich das Andenken Amalek's vertilgen will unter dem Himmel,« worauf Mose sagt: »Krieg Jehovah's gegen Amalek von Geschlecht zu Geschlecht!« — Beim Kampfe mit dem Könige von Arad heißt es: »Da gelobte Israel Jehovah ein Gelübde, und sprach: Wenn du dieses Volk in meine Hand giebst, so will ich ihre Städte verbannen. Und Jehovah erhörte die Stimme Israel's und gab die Kananiter, und man verbannete sie und ihre Städte.« Unter diesem Verbannen ist nämlich ein Weihen als Opfer für Jehovah zu verstehen. Wird eine Stadt mit ihren Einwohnern verbannt, so gehört sie Jehovah eigen und wird ihm geopfert: man könnte deshalb statt Verbannen auch Opfern sagen. Alles Lebendige an Menschen und Vieh wird dann geschlachtet, und alles Nichtlebendige, die Stadt mit Allem, was darin ist, verbrannt und in einen großen Schutthaufen umgewandelt. Eine so eroberte und Jehovah geweihte Stadt ist ein ungeheurer Opferaltar mit Opferschlachten und Opferbrand. — Als dann der König Og von Basan ihnen mit seinem Heere entgegen zieht, sagt Jehovah zu Mose: »Fürchte dich nicht vor ihm, denn in deine Hand gebe ich ihn und all' sein Volk und sein Land, und du sollst mit ihm thun, wie du gethan mit Sihon, dem Könige der Amoriter, welcher zu Hesbon wohnte. Und sie schlugen ihn,« heißt es

dann, »und seine Söhne und all' sein Volk, so daß nicht Einer überblieb, und nahmen sein Land ein« (4 Mos. 21, 34. 35). Also Alles auf ausdrücklichen Befehl Jehovah's. — Als letztes Werk vor seinem Tode trägt Jehovah dem Mose auf, »Rache zu nehmen für die Söhne Israel's an den Midianitern« (4 Mos. 31, 2). Und als nun die oben erzählte Schlächterei stattgefunden hat, giebt Jehovah noch genaue Anweisung, wie Mose die Beute und die Gefangenen theilen und auch ihm, dem Jehovah, seinen Antheil abgeben solle (V. 25 ff.). — Vor der Eroberung von Jericho sagt Jehovah zu Josua: »Siehe, ich habe Jericho in deine Hand gegeben.« Josua verbannt die eroberte Stadt, und als ein Israelit, Achan, etwas von dem Verbannten, nämlich Gold, Silber und einen Mantel entwendet, »da entbrannte der Zorn Jehovah's wider die Söhne Israels« (Jos. 7, 1), und er läßt sie vor den Bewohnern von Ai fliehen und es werden 36 von ihnen erschlagen. Sechsunddreißig Männer, was freilich gegen sonst eine Kleinigkeit ist, läßt Jehovah umkommen, weil ein andrer Israelit ihm etwas von dem ihm geweiheten Gute entwendet hat, wovon diese Sechsunddreißig nicht einmal etwas ahnen. Josua liegt deshalb bis zum Abend auf seinem Gesicht vor der Bundeslade und macht dem Jehovah Vorstellungen über die Folgen, die diese Niederlage haben werde, wie auch Mose zu thun pflegte. Da antwortet Jehovah: »Stehe auf! warum fällst du auf dein Angesicht? Israel hat gesündigt; sie haben meinen Bund übertreten, welchen ich ihnen geboten; sie haben genommen von dem Verbannten, und haben gestohlen, und es verheimlicht und es gelegt unter ihre Geräthe. Und darum können die Söhne Israels nicht stehen vor ihren Feinden, den Rücken werden sie kehren vor ihren Feinden, denn sie sind verbannt. Ich werde nicht mehr mit euch sein, wenn ihr nicht vertilget das Verbannte aus eurer Mitte.« Darauf befiehlt er, wie schon oben erzählt ist, den Thäter durch's Loos zu entdecken, und ihn mit den Seinen zu verbrennen, was auch ausgeführt wird. »Da ließ Jehovah ab von der Gluth seines Zornes« (Jos. 7, 26), und Ai wird nun richtig erobert und Alles darin niedergemacht. — Als die Könige am See Merom sich versammeln, spricht Jehovah zu Josua: »Fürchte dich nicht vor ihnen; denn morgen um diese Zeit gebe ich sie alle erschlagen hin vor Israel. Ihre Rosse sollst du lähmen und ihre Wagen verbrennen.« Sogar die Verstümmelung der erbeuteten Pferde befiehlt

Jehovah selbst. — Ja, sogar das Verstocken des Feindes, wie es an Pharao geschehen war, wiederholt sich hier. »Es war keine Stadt, die sich friedlich ergab an die Söhne Israels, außer den Hevitern, welche zu Gibeon wohnten; alle nahmen sie mit Streit. Denn durch Jehovah geschah es, daß ihr Herz verstockt wurde zum Streite mit Israel, auf daß sie verbannet würden, und ihnen kein Erbarmen widerführe, sondern daß sie vertilgt würden, sowie Jehovah Mose geboten.« (Jos. 11, 19. 20.) Da heißt es denn hinterdrein, wie zur Selbstironie: »Und das Land hatte Ruhe vom Kriege.« (V. 23.) Und später ist noch gesagt: (Jos. 21, 43 ff.) »Und so gab Jehovah Israel das ganze Land, das er ihren Vätern geschworen, zu geben. Und Jehovah schaffte ihnen Ruhe ringsum, ganz so, wie er ihren Vätern geschworen. Und Keiner stand vor ihnen von all' ihren Feinden; all' ihre Feinde gab Jehovah in ihre Hand. Es fiel kein Wort aus von all' den guten Worten, welche Jehovah geredet dem Hause Israel; Alles traf ein.«

Wir ziehen denn hier noch das Resultat.

Jehovah erwählt sich den Abraham zum Liebling, und verspricht ihm, seinen Nachkommen das Land Kanaan, das bereits von vielen Völkerschaften bewohnt ist, zum Eigenthum zu geben. Als diese Nachkommen zu einem Volke herangewachsen sind, läßt er sie das versprochene Land mit Gewalt einnehmen und alle Einwohner, Männer, Weiber, Kinder und Greise, niedermachen. Diese Niedermetzelung ist ein dem Jehovah angenehmes, von ihm gefordertes Opfer, das ganze weite Land ein einziger bluttriefender Opferaltar, zahlreiche Völkerschaften sind das reiche Menschenopfer, das ihm gebracht wird. Das steht geschrieben in der heiligen Schrift Alten Testamentes, in dem Worte Gottes; das hat also angeblich der wahre und lebendige Gott, euer Gott gethan, ihr Juden und Christen, der heilige Gott, der euer Vorbild ist, dem ihr ähnlich zu werden trachten müßt. Eure Vorfahren, ihr Christen, haben dem auch wirklich nachgestrebt, sie haben Juden, Heiden und Ketzer zu Tausenden geschlachtet, aufgehängt und verbrannt. Ihr habt sie wohl gar deshalb als Unmenschen gescholten? Sie können euch das »Wort Gottes«, die »heilige Schrift«, entgegenhalten und euch die darin verzeichneten »großen Thaten Gottes« in Erinnerung bringen und sagen: Seht, wir haben nur fortgesetzt, was Gott dort begonnen, wir haben nur ausgeführt, was er dort befohlen hat. Was wollt ihr ihnen erwidern? Entweder die Bibel ist

Gottes Wort, und Gott hat das also Alles wirklich gethan, und sie haben Recht, und sind ohne Tadel; oder sie haben nicht recht, sondern sind grausame Barbaren, und die Bibel ist nicht Gottes Wort, und es hat kein Gott jene Dinge gethan. Und ihr müßt an die Bibel glauben und Gleiches thun wie sie; oder ihr müßt Menschen sein und den Glauben an die Bibel aufgeben. Laßt euch nicht beschwatzen durch irgend welche Ausflüchte der Theologen, deren sie überall bereit haben. Die Sache steht im »Worte Gottes« unzweideutig geschrieben, — nur Lügner können das leugnen; und ihr müßt euch entscheiden, ob ihr an »das Wort Gottes« glauben und Barbaren sein, oder ob ihr Menschen sein und nicht an »das Wort Gottes« glauben wollt. —

Die grausame Phantasie des Verfassers des Buches Josua hat sich in den Darstellungen desselben überboten, wie es mit den Plagen Aegyptens und mit den Strafgerichten der Wüste war. Wir werden sehen, daß, obgleich »nicht Einer übrigblieb«, Kanaan nachher doch von Kananitern wimmelt. Er wollte die Thaten der Vorfahren und besonders die Gerichte Jehovah's über die Feinde seines Volkes recht glänzend und gewaltig schildern und that dies in seiner Weise, sich wenig kümmernd um das, was er wirklich wußte. Wie viel oder wie wenig aber, oder ob auch gar nichts von alle dem wirklich geschehen ist, ist hier nicht die Hauptsache; sondern das ist die Hauptsache, daß diese Thaten, als Thaten Gottes, hier, in der Bibel, geschrieben stehn.

15. Die Richterzeit.

(Buch der Richter.)

Obgleich im Buche Josua wiederholt gerühmt ist, daß Jehovah dem Volke Israel das ganze Land, das er ihren Vätern geschworen, in Besitz gegeben, und daß er ihnen Ruhe verschafft, und daß Alles eingetroffen sei, was Jehovah dem Hause Israel geredet habe, — und obgleich die Erzählung auch in der That den Eindruck hinterläßt, als ob nun im Lande Kanaan außer den listigen Gibeoniten nichts Lebendiges mehr übrig gewesen wäre, — so wird doch in der Abschiedsrede Josua's nebenbei schon erwähnt, daß noch ein Rest der frühern Bewohner zu unterwerfen sei, und nun gar im Buche der

Richter ist es auf einmal, als ob die früher angeblich ausgerotteten Völkerschaften wieder auferstanden wären, und von der gepriesenen Ruhe, die Jehovah gegeben, ist nichts mehr zu finden, sondern Streit und Elend, schwere Heimsuchung und Unterdrückung durch die Todtgeglaubten getreten. Gleich im ersten Capitel des Buches der Richter werden eine ganze Menge Städte und Völkerschaften aufgezählt, welche die dabei genannten Stämme Israels nicht zerstört oder vertrieben hätten. Es ist theils gesagt, sie hätten es nicht vermocht, — wobei zu fragen ist, warum Jehovah ihnen nicht durch Wunder geholfen habe; theils wird ihnen die Unterlassung einfach als Schuld angerechnet; theils wird wieder gesagt, Jehovah habe diese Völkerschaften nicht vertrieben, damit sie den Israeliten zu einer Versuchung würden, theils wieder damit sie durch dieselben im Kriege geübt würden, theils endlich zur Strafe. So schiebt der Mensch seinem Gotte die widersprechendsten Dinge unter, wenn er fragt, weshalb derselbe dies und das gethan oder zugelassen habe, wie man alle Tage hören kann. Der zuerst angegebene Grund ist ohne Zweifel der wahre. Ein Engel Jehovah's kommt von Gilgal herauf (2, 1 ff.), hält dem zu Bochim versammelten Volke vor, daß es den Willen Jehovah's, mit den Kananitern keinen Bund zu schließen und ihre Altäre zu zertrümmern, nicht erfüllt, und kündigt ihm zur Strafe an: »Ich will sie nicht vertreiben vor euch, daß sie euch zu Widersachern, und ihre Götter euch zum Fallstrick werden.« (Richter 2.) Das ganze Volk zerfließt nun zwar hierüber in Thränen und bringt Jehovah ein Opfer, dient aber doch nachher den Göttern des Landes, namentlich dem Baal und der Astarte. »Da entbrannte der Zorn Jehovah's wider Israel, und er gab sie in die Hand der Plünderer, welche sie plünderten, und verkaufte sie in die Hand ihrer Feinde ringsum.« Dennoch erweckt er, wenn die Noth ihn einmal jammert, von Zeit zu Zeit Befreier, die sogenannten Richter, zwischen welchen das alte Elend immer wieder eintritt.

Zuerst »verkauft Jehovah die Israeliten unter die Hand Cusan-Risathaims, des Königs von Mesopotamien. Als die Gedrückten dann zu ihm schreien, erweckt er nach acht Jahren ihnen einen Retter in Othniel, und das Land hat vierzig Jahre bis zu seinem Tode Ruhe. Als sie dann wieder böse handeln, »stärkt Jehovah Eglon, den König von Moab, wider Israel,« und sie dienen diesem achtzehn Jahr, bis sie wieder zu Jehovah schreien und dieser ihnen den Ehud zum Retter erweckt. Ehud kommt an der Spitze einer Gesandtschaft,

welche dem Eglon Geschenke überbringt, zu diesem, giebt vor, mit ihm etwas Geheimes zu reden zu haben, ersticht ihn in seinem Gemach, entflieht, versammelt die Israeliten unter sein Panier und schlägt die Moabiter, und zwar »bei zehntausend Mann, alle rüstigen uud streitbaren Männer, daß nicht ein Mann entrann«. Da hat das Land achtzig Jahr Ruhe. Dann, nach Ehud, »kam Samgar, der schlug die Philister, sechshundert Mann, mit einem Ochsenstecken«. Darauf kommen die Israeliten auf zwanzig Jahr unter die Gewalt Jabin's, des Königs von Hazor, welcher neunhundert eiserne Wagen hat. Da ruft die Prophetin und Richterin Debora den Barak im Namen Jehovah's auf, dieser sammelt ein Heer von zehntausend Mann aus den Stämmen Sebulon und Naphthali und schlägt damit das Heer Jabin's, so daß nicht Einer übrig bleibt, nur Sissera, der Heerführer, entflieht allein, wird aber von einem Weibe, der Jael, das ihn im Zelte verbirgt, im Schlafe umgebracht, worauf Debora und Barak ein Siegeslied singen. Und doch hatte, wie wir im vorigen Stücke nach dem Buche Josua erzählten, schon Josua den König Jabin von Hazor geschlagen und getödtet, die Stadt verbrannt, Alles, was Odem hat, niedergemacht, die Rosse gelähmt und die Wagen verbrannt. So ist hier dieser König mit Stadt und Heer auf einmal wieder da; und wollte man auch annehmen, der Jabin könne ein Andrer dieses Namens sein, so bleibt doch Hazor und das Heer. Das ist ein besonders auffallendes Beispiel der Auferstehung der im Buche Josua ausgerotteten Völkerschaften Kanaans im Buche der Richter.

Nachdem das Land nun abermals vierzig Jahre Ruhe gehabt, kommt es auf sieben Jahr unter die Herrschaft der Midianiter, welche alljährlich wie die Heuschrecken hereinfallen und die Ernte vernichten, so daß die Israeliten sich in Klüfte und Bergfesten flüchten müssen. Da wird der junge Held Gideon von Jehova zum Ritter ausersehn. Der Engel Jehovah's erscheint ihm, als er eben Weizen ausklopft, um ihn vor den Midianitern zu flüchten, und begrüßt ihn mit den Worten: »Jehovah mit dir, du tapfrer Held!« Da antwortet Gideon: »Bitte, mein Herr! ist Jehovah mit uns, warum hat uns all' dies getroffen? Und wo sind all' seine Wunder, welche uns unsre Väter erzählten, indem sie sprachen: Hat uns Jehovah nicht aus Aegypten heraufgeführt? Und nun hat uns Jehovah verlassen, und uns in die Hand Midian's gegeben.« In diesen, dem Gideon in den Mund gelegten Worten spricht sich der Zweifel aus, welcher

überhaupt in des Israeliten Seele aufstieg, wenn er die angebliche Wunderhülfe früherer Zeit mit jetziger Hülflosigkeit verglich. Darauf trägt ihm Jehovah die Errettung Israel's auf. Gideon verlangt ein Zeichen, daß er wirklich Jehovah oder sein Engel sei, und es wird ihm gewährt. Er bringt nämlich ein Brandopfer heraus unter die Terebinthe, unter welcher der Engel sich niedergelassen. Da rührt der Engel es mit seinem Stabe an, Feuer fährt aus dem Felsen und verzehrt das Opfer, und der Engel verschwindet. Auf Befehl Jehovah's zerstört darauf in einer Nacht Gideon den Altar Baal's und der Astarte, welchen sein Vater hat, errichtet statt dessen dem Jehovah einen Altar und bringt ihm ein Brandopfer mit dem Holz der umgehauenen Astarte. Als die Leute des Ortes das am andern Morgen sehen, fordern sie den Gideon von seinem Vater heraus, um ihn zu tödten. Dieser aber verweigert die Herausgabe und spricht: »Wollt ihr für Baal streiten? wollt ihr ihn retten? Wer für ihn streitet, der soll getödtet werden bis zum Morgen! Ist er ein Gott, so mag er für sich selbst streiten, weil man seinen Altar zertrümmert hat!« — Das können alle Ketzer-Richter und Verfolger sich zu Herzen nehmen. — Als nun die Midianiter mit den Amalekitern und den östlichen Völkerschaften überhaupt wieder ins Land brechen, da geräth der Geist Jehovah's über Gideon, er stößt in die Posaune und es sammelt sich zu ihm die Mannschaft mehrerer Stämme. Da fordert Gideon noch zwei Zeichen von Jehovah, daß die Sache gelingen werde. Er legt ein Fell auf seine Tenne, und verlangt das eine Mal, daß am Morgen die Tenne voll Thau, das Fell aber trocken, das andre Mal, daß umgekehrt das Fell voll Thau, die Tenne aber trocken sein solle, — und es geschieht. Auf Jehovah's Befehl behält Gideon von den 32,000 Mann, die bei ihm sind, nur 300, und entläßt alle Uebrigen. In der Nacht schleicht er sich auf eben solchen Befehl ins feindliche Lager, und hört dort zwei Männer sich einen für Israel günstigen Traum erzählen. Darauf überfällt er mit seinen 300 die Feinde und schlägt sie, so daß sie in Verwirrung das Weite suchen, und 120,000 Mann umkommen, auch vier Fürsten gefangen und erschlagen werden. Es muß also jeder von den Kriegsmännern des Gideon 400 Feinde erschlagen haben! Israel will ihn darauf zum Herrscher erheben, er lehnt es aber ab, indem er sagt, nur Jehovah solle über sie herrschen. Dagegen fordert er die erbeuteten Ohrringe, aus welchen er ein Götzenbild macht, das er in seiner Vaterstadt Ophra aufstellt. Vierzig Jahr hat das Land unter ihm Ruhe.

Gideon hinterläßt siebzig Söhne, und noch einen von einer Nebenfrau in Sichem, Namens Abimelech. Dieser bringt all' seine Brüder um, und macht sich zum Könige von Sichem, geräth aber später mit den Bürgern in Zwiespalt und verliert bei einer Empörung derselben das Leben.

Nachdem hierauf noch die Richter Thola und Jair kurz erwähnt sind, fällt Israel wieder unter die Hand der Ammoniter. Da bekennen sie ihre Sünde vor Jehovah, und dieser wirft ihnen ihre Undankbarkeit vor und sagt: »Darum will ich euch nicht mehr erretten. Gehet hin und schreiet zu den Göttern, die ihr erwählet habt; sie mögen euch erretten zur Zeit eurer Bedrängniß.« Da sie jedoch abermals bitten und die fremden Götter entfernen, »da duldete seine Seele nicht mehr das Mühsal Israels«. Jephtha, ein unehelicher Sohn, war von seinen ehelichen Brüdern vertrieben worden und in das Land Tob geflohen; »und es sammelten sich zu Jephtha schlechte Leute und zogen aus mit ihm,« nämlich auf Raub. Als nun die Gileaditer, das sind die $2\frac{1}{2}$ Stämme, welche jenseits des Jordans geblieben waren, seine Landsleute, von den Ammonitern hart bedrängt werden, berufen sie ihn als Anführer an ihre Spitze. Als Jephtha auszieht, thut er das Gelübde, er wolle im Falle des Sieges Dasjenige, was ihm bei der Rückkehr aus der Thür seines Hauses entgegenkomme, dem Jehovah zum Brandopfer opfern. Als er dann wirklich siegreich zurückkehrt, kommt ihm seine Tochter, sein einziges Kind, mit Pauken und Reigen aus dem Hause entgegen. »Und es geschah, als er sie sah, da zerriß er seine Kleider und sprach: Ach, meine Tochter! tief beugest du mich und bringst mich ins Unglück! Ich habe meinen Mund aufgethan gegen Jehovah, und kann es nicht zurücknehmen.« Die Tochter fügt sich ergeben in ihr Schicksal und wird geopfert, und zwar, wie es scheint, vom Vater selbst: »er that an ihr das Gelübde, das er gelobet«. Da haben wir also ein vollständiges Menschenopfer, und zwar das Opfer des eigenen Kindes, von einem Israeliten, und zwar nicht einem sogenannten fremden Gotte, sondern dem Gotte Jehovah dargebracht. Und zwar wird dies nicht als einzig in seiner Art, oder auch nur als auffallend, oder gar als Verbrechen und als dem Willen Jehovah's zuwiderlaufend dargestellt; sondern als ganz in der Ordnung, sogar — da das Gelübde einmal geschehen war — als Pflicht gegen Jehovah behandelt. Das zeigt die ganze Darstellung und der ganze Zusammenhang unwidersprechlich. (11, 29 ff.) Einiges Mitleid mit dem ge-

opferten Mädchen scheint daraus hervorzublicken, aber keine Spur einer Mißbilligung ist zu entdecken. Das Menschenopfer war bei den Israeliten in den frühern Zeiten in Gebrauch; Menschen, selbst die eigenen Kinder, wurden dem Jehovah geopfert. Haben wir doch gesehen, daß nach der Erzählung des Buches Josua ganze Städte mit ihren Bewohnern, ganze Völkerschaften dem Jehovah als Opfer geschlachtet werden, das er wohlgefällig aufnimmt, dessen Versprechen ihn bestimmt, den Israeliten Sieg zu geben, dessen theilweise Vorenthaltung ihn in höchsten Zorn versetzt. Haben wir doch gesehen, daß er versuchungsweise von Abraham die Opferung des einzigen Sohnes fordert und daß Abraham diese Forderung für Ernst halten kann, und von ihr durchaus nicht überrascht ist, also sie an Jehovah gewohnt sein mußte, und daß Jehovah die Bereitwilligkeit, den Sohn zu opfern, als höchsten Beweis der Ergebenheit gnädigst aufnimmt. Haben wir doch überhaupt gesehen, daß Jehovah in keiner Weise Blut scheuet. — Sehet, ihr »Gläubigen«, das ist euer Gott, den eure Väter sich gemacht haben und an dem ihr noch heute festhalten wollt! Und warum nicht? — auch ihr habt ja von je das Blut nicht gescheuet, wie die Blätter der Geschichte melden! —

Hierauf wird noch ein hübsch Beispiel der Einigkeit der Stämme Israels vorgeführt. Der Stamm Ephraim macht nämlich, wahrscheinlich der Beute halber, dem Jephtha und den Gileaditern Vorwürfe, daß sie ihn nicht mit zum Kampfe gegen die Ammoniter herbeigerufen hätten, und beginnt sogar deshalb den Krieg gegen sie. Jephtha aber siegt, und nun besetzen die Gileaditer die Furth des Jordan nach Ephraim zu, und wenn nun Flüchtlinge kommen, so nöthigen sie dieselben, das hebräische Wort Schibboleth (Strom) auszusprechen; sprechen sie statt dessen Sibboleth (ähnlich wie unsre Westphalen im Deutschen), so erkennen sie daran dieselben als Ephraimiter und machen sie nieder, woher der auch im Deutschen gebräuchliche Ausdruck Schibboleth für Erkennungswort stammt. So fallen angeblich 42,000 Ephraimiter bei dieser Gelegenheit.

Von den nun folgenden drei Richtern Ebzan, Elon und Abdon, welche ganz kurz abgefertigt werden, ist nur zu erwähnen: Ebzan hatte dreißig Söhne, und dreißig Töchter entließ er aus dem Hause, und dreißig Töchter brachte er für seine Söhne ins Haus; und — Abdon »hatte vierzig Söhne und dreißig Enkel, welche auf siebzig Eseln ritten«.

Jetzt tritt, nachdem die Israeliten vierzig Jahr den Philistern gedient haben, Simson auf, der Herkules des Alten Testaments.

Schon seine Geburt ist wunderbar. Seine Mutter bleibt lange ohne Kind. Da erscheint ihr ein Engel und kündigt ihr an, daß sie einen Sohn gebären werde, welcher ein »Geweiheter Gottes« sein und Israel aus der Hand der Philister erretten werde: es solle deshalb »kein Scheermesser auf sein Haupt kommen«, und sie selbst solle sich »hüten, Wein oder starkes Getränk zu trinken und Unreines zu essen«. Als das Weib ihrem Manne die gehabte Erscheinung und die empfangene Verheißung berichtet, bittet dieser den Jehovah, den Engel noch einmal kommen zu lassen, damit er sie lehre, was sie mit dem verheißenen Sohne thun sollen. Der Engel erscheint dem Weibe wieder auf dem Felde, sie läuft nach Hause und ruft ihren Mann und dieser fragt nun den Engel, welches die Weise und das Verhalten des zu erwartenden Knaben sein solle, worauf der Engel die früheren, der Mutter gegebenen Anweisungen wiederholt. Der Vater fragt den Engel nach seinem Namen, erhält aber zur Antwort:» Warum fragst du nach meinem Namen, da er doch wunderbar ist.« Er will ihn halten und ladet ihn zum Essen ein, was der Engel aber ablehnt mit den Worten: »Wenn du mich hieltest, so würde ich doch nicht essen von deiner Speise. Willst du aber Jehovah ein Opfer bringen, so magst du es opfern.« — Es liegt da die Meinung zu Grunde, daß Engel als himmlische Wesen keine irdische Speise zu sich nähmen. Im Widerspruche hiermit ißt Jehovah mit seinen beiden Engeln bei Abraham Alles, was ihm vorgesetzt wird. — Da bringt Manoah ein Opfer auf einem Felsen, und siehe, der Engel steigt in der Opferflamme zum Himmel auf. »Und das Weib gebar einen Sohn, und nannte seinen Namen Simson. Und der Knabe wuchs, und Jehovah segnete ihn. Und der Geist Jehovah's fing an ihn zu treiben im Lager der Daniter zwischen Zama und Esthaol.«

Simson findet darauf an einem Philistermädchen Gefallen und verlangt sie von seinen Eltern zur Frau. Diese sind unzufrieden, daß es nicht eine Israelitin ist, denn »sie wußten nicht, daß dies von Jehovah war, daß er Gelegenheit suchte an den Philistern«. Jehovah leitet also dieses Liebesverhältniß ein, um den Simson mit den Philistern in Verkehr zu bringen und dadurch in Streit zu verwickeln, und so alles das, was Simson in Folge davon an ihnen thut, herbeizuführen. Als nun Simson mit Vater und Mutter auf dem Wege zu seiner Geliebten ist, stößt er auf einen jungen Löwen, und zerreißt ihn, »wie man ein Böckchen zerreißt«, indem nämlich der Geist Jehovah's über ihn geräth. Als sie später

desselbigen Weges zur Hochzeit gehn, findet er einen Bienenschwarm darin und ißt von dem Honig mit seinen Eltern. Das giebt ihm Anlaß zu seinem berühmten Räthsel, das er bei der Hochzeit den ihm beigegebenen dreißig Gesellen vorlegt: »Speise kam von dem Fresser, und Süßigkeit von dem Starken.« Die Dreißig können dies unlösbare Räthsel, das eben als unlösbar kein Räthsel ist, natürlich nicht rathen, die Braut aber entlockt dem Simson mit vieler Mühe die Auflösung und verräth sie Jenen, weil sie ihr mit Mord und Brand gedrohet haben. Simson, der den Betrug merkt, geht darauf nach Askalon, erschlägt dreißig Philister und giebt deren Kleider den Gesellen, mit denen er dreißig Feierkleider für Lösung des Räthsels ausbedungen hatte. Auch dies wird auf Jehovah zurückgeführt, indem gesagt ist: »Da gerieth über ihn der Geist Jehovah's, und er ging hinab gen Askalon und erschlug von ihnen dreißig Mann, und nahm ihnen ihre Gewänder.« Simson verläßt darauf im Zorn seine Frau, und deren Angehörige geben sie Einem der Dreißig. Später will Simson seine Frau wieder besuchen und ihr ein Ziegenböckchen bringen, aber deren Vater läßt ihn nicht zu ihr hinein und sagt ihm, daß sie eines Andern sei. Da fängt Simson dreihundert Füchse, bindet sie paarweise mit den Schwänzen an einander und zwischen die Schwänze Feuerbrände, läßt sie laufen und zündet so das Getreide der Philister an. Diese verbrennen dafür das Weib und ihren Vater, und Simson zieht sich in eine Felskluft zurück. Da ziehen die Philister gegen Israel herauf und verlangen die Auslieferung Simsons: dieser läßt sich nach empfangenem Versprechen, daß sie ihn nicht tödten wollten, von seinen Landsleuten binden und ausliefern, zerreißt aber die Stricke vor den Augen der Philister, ergreift einen daliegenden Eselskinnbacken, und schlägt tausend derselben damit todt. Als er nun vor Durst verschmachten will und zu Jehovah um Erquickung ruft, spaltet dieser einen Zahn des Eselskinnbackens und läßt eine Wasserquelle daraus hervorgehn. Nach andern Auslegern ist hier ein Fels gemeint, weil der Ort, wo die ganze Sache geschieht, Kinnbackenhöhe genannt wird, und von der so entstandenen Quelle als einer noch vorhandenen die Rede ist; und es wäre dann dieses Wunder eine einfache Wiederholung des schon in der Wüste durch Mose's Stab gewirkten. Der Text läßt das im Unklaren, vielleicht absichtlich. Es ist aber auch so ziemlich einerlei; etwas Wunder mehr oder weniger, was ändert das unter den vielen, die Jehovah in seiner Allmacht vollbringt. Gläubige Ausleger werden doch nicht sagen wollen, daß Gott aus einem Esels-

kinnbacken nicht eben so gut wie aus einem Felsen Wasser könne hervorspringen lassen, wenn seine Auserwählten im Verschmachten sind und zu ihm rufen! Sie würden ja damit nur ihren verborgenen Unglauben verrathen.

Ein ander Mal ist Simson bei einem lüderlichen Weibsbilde in der Philisterstadt Gasa. Die Einwohner, die es hören, schließen die Thore der Stadt und wollen ihn am andern Morgen fangen. Er aber steht schon um Mitternacht auf, hebt die beiden Flügel des Stadtthores aus den Angeln und trägt sie auf seinen Schultern bis auf einen Berg vor Hebron im Lande Israel. Hebron ist aber etwa drei Meilen von Gaza entfernt.

Nicht so glücklich ist er, als er darauf mit einem Weibe im Thale Sorek, Namens Delila, ein Liebesverhältniß hat. Die Fürsten der Philister erkaufen diese, ihm das Geheimniß seiner Stärke abzulocken. Er sagt ihr, daß er zu überwältigen sein werde, wenn man ihn mit sieben frischen Sehnen bände. Sie bindet ihn so im Schlafe, allein als nun die versteckten Philister hervorbrechen, zerreißt er die Sehnen, wie einen versengten Faden. Ebenso geht es, als er auf immer erneuetes Bitten der Delila erst gesagt hat, mit neuen Stricken gebunden, und dann durch sieben an die Wand genagelte Zöpfe seines Haares werde er schwach sein wie ein anderer Mensch. Endlich kann er ihrem unaufhörlichen Bitten nicht länger widerstehen, und bekennt ihr die Wahrheit mit den Worten: »Kein Scheermesser ist auf mein Haupt gekommen, denn ein Geweiheter Gottes bin ich vom Mutterleibe an; würde ich geschoren, so wiche meine Stärke von mir und ich wäre schwach und wie alle Menschen.« Da schneidet Delila ihm im Schlafe das Haar ab, die versteckten Philister stürzen über ihn her, stechen ihm die Augen aus und führen ihn nach Gaza, wo er mahlen muß. Mit dem neuen Haarwuchs kehrt aber auch die alte Kraft zurück, nur nicht das Augenlicht. Bei einem Feste des Gottes Dagon holen ihn die Philister in den Tempel, wo er vor ihnen tanzen soll. Da ergreift er mit beiden Armen die zwei Mittelsäulen, reißt sie um, der Tempel stürzt zusammen und erschlägt ihn und die dreitausend Philister, die auf dem Dache sind nebst den andern. So stirbt er, nachdem er Israel zwanzig Jahr gerichtet hat.

Wie schon gesagt, Simson ist der hebräische Herkules. Wenn auch von manchen Andern ähnliche Kraftthaten erzählt werden, sowie vom Richter Samgar., daß er mit einem Ochsenstecken sechshundert Philister, von David, daß er als Jüngling einen Löwen und einen

Bären erschlagen habe, — so sind doch auf Keinen so viele solcher Thaten gehäuft und bei Keinem die ganze Bedeutung seiner Person darein gesetzt. Die übrigen Richter, von denen irgend ausführlicher gehandelt wird, wirken besonders als Heerführer gegen die Feinde; Simson dagegen tritt immer allein auf, als Einzelner durch übermenschliche Körperstärke Feinde und Ungethüme besiegend, gerade wie der Herkules der Griechen. Man kann auch in der That zwischen ihm und diesem im Einzelnen einige Aehnlichkeit auffinden, ohne daß daraus etwa eine wirkliche Verwandtschaft beider Mythen hervorginge. Fast alle Völker haben einen solchen Herkules, und es ist nichts natürlicher. — Daß, auch außer den eigentlichen Wundern der Erzählung, die Kraftstücke Simsons Fabel sind, ist wohl kaum nöthig zu bemerken, obgleich allerdings die Phantasie dergleichen sehr gern sich annehmbar zu machen sucht. Die Moral Simson's aber ist eben, wie die Moral all dieser alttestamentlichen Erzählungen. Er schlägt die Philister, das ist seine Tugend und sein Verdienst, nach Weiterem wird nicht gefragt. Die Nachbarvölker, die Nicht-Israeliten, zu schlagen, das ist Jehovah's Wille, und den erfüllt er. Er ist ein Geweiheter Jehovah's schon von der Geburt an und früher: wozu er geweihet ist, das ist eben das Schlagen der Philister; wodurch er geweihet ist, das ist das ungeschorene Haar und das Enthalten von Wein und sonstigem starken Getränke.

Es folgt hierauf eine Geschichte, welche ganz besonders deutlich den damaligen Zustand des Religionswesens der Israeliten offenbart. Einem gewissen Micha auf dem Gebirge Ephraim läßt seine Mutter für zweihundert Seckel Silbers vom Goldschmidt verschiedene Götterbilder machen; Micha stellt sie in seinem Hause auf und weiht einen seiner Söhne zum Priester, »und der Mann Micha hatte ein Gotteshaus«. Da ist denn aber ein junger Levit, der sich als Fremdling in Bethlehem aufhält, und von da ausgeht, um anderswo eine Stelle zu suchen, — so eine Art Candidat der Theologie. Er kommt auf seiner Wanderung auch zu Micha, und dieser nimmt nun ihn zum Priester an, indem zehn Seckel Silbers und dabei Nahrung und Kleidung als jährlicher Lohn ausgemacht werden. Wahrscheinlich versteht der Levit als gelernter Mann das Priestergeschäft besser, als Micha's eigener Sohn, und wird darum vom Vater vorgezogen, der auch spricht: »Nun weiß ich, daß Jehovah mir wohlthun wird, weil der Levit mein Priester ist.« Oder vielmehr, die Meinung des Verfassers ist, diese Erwartung habe Micha darum gehegt, weil die Leviten

ja das von Jehovah erwählte Priestergeschlecht seien. Micha treibt also, wie man sieht, ein vollständiges Gewerbe mit seinem Gotteshause und seinen Göttern. Die 200 Seckel Silbers sind ein Anlagecapital und der Lohn des Leviten sind die Betriebskosten, die Gaben Derer aber, welche kommen, um die da aufgestellten Götter zu befragen, sind die Zinsen. Wir sehen, Jeder, der die Mittel und die Neigung dazu und die Hoffnung hatte, daß die Sache rentiren werde, ließ sich Götter machen und etablirte ein Gotteshaus, zu welchem nun die Leute kamen, um sich Rath in irgend welchen Verlegenheiten und Aufschluß über Gelingen und Mißlingen von beabsichtigten Unternehmungen zu holen. Der Priester fragte dann die Götter und überbrachte den Fragenden die Antwort, welche natürlich dieselbe nach Kräften bezahlten. Es waren Orakel, wie die Griechen und andere Völker des Alterthums sie in ähnlicher Art, z. B. in Delphi und Dodona, besaßen. Wir werden das Alles in der Folge noch mehr bestätigt finden. Die Leviten aber waren Leute, welche sich vorzugsweise mit diesem Geschäfte abgaben, selbst ein Heiligthum eröffneten oder bei Inhabern solcher in Dienste traten. — Nun will der Stamm Dan, welcher bisher kein Eigenthum und keine festen Wohnsitze hat, sich solche aufsuchen, und schickt zu dem Zwecke fünf Männer aus, welche sich nach einer Gelegenheit dazu umsehen sollen. Sie kommen bei Micha's Gotteshause vorüber, wo sie in dem Leviten einen alten Bekannten treffen, und benutzen dies, die darin aufgestellten Götter über ihr Unternehmen zu befragen, worauf sie eine glückverheißende Antwort erhalten. Sie finden die phönizische Stadt Lais für ihren Stamm zur Einnahme und künftigem Wohnsitz geeignet und der Stamm Dan macht sich wirklich dahin auf den Weg. Als sie dabei vor Micha's Hause vorbeikommen, nehmen sie, von den fünf frühern Kundschaftern darauf aufmerksam gemacht, die Götterbilder gewaltsam mit weg, so sehr ihnen Micha nachschreit und sein Eigenthum zurückfordert, und der Levit folgt willig, als sie ihm begreiflich machen, wie viel vortheilhafter es für ihn sein werde, im Dienste eines ganzen Stammes, als eines einzelnen Menschen zu stehen. Sie stellen die Bilder darauf in Lais auf, welches sie mit Niedermetzelung aller Einwohner einnehmen und Dan nennen, und hatten dort ein Heiligthum bis zur Zeit der Wegführung der Stämme in die Gefangenschaft. — Das ist so ein hübsch Stück aus dem Leben der Israeliten, wie es in jener Zeit wirklich gewesen sein mag.

Den Schluß des Buches der Richter macht endlich eine schaudervolle Geschichte, die Schandthat der Bewohner von Gibea und deren Folgen. — Ein Levit, der auf dem Gebirge Ephraim wohnt, hat eine Nebenfrau aus Bethlehem. Diese treibt daneben Unzucht, verläßt den Mann und geht zu ihrem Vater zurück. Nach vier Monaten zieht der Mann ihr nach, um sie wiederzuholen, und kehrt, nachdem er vom Schwiegervater freundlich bewirthet worden ist, wirklich mit ihr zurück. Da ihn die Nacht unterwegs ereilt, kehrt er in der Stadt Gibea, im Stamme Benjamin, ein und wird, nachdem er lange von Niemand eingeladen worden ist, endlich von einem Landsmanne, der als Fremder in Gibea wohnt, aufgenommen. Abends umgeben die »Leute der Stadt, nichtswürdige Buben,« das Haus, klopfen an und sagen zum Hauswirthe: »Bringe den Mann heraus, der in dein Haus gekommen ist, daß wir ihn erkennen!« Der Hauswirth sucht sie aber von dieser Verletzung der Gastfreundschaft abzubringen, und bietet ihnen dagegen seine jungfräuliche Tochter und das Weib des Fremden an. »Aber die Leute wollten ihm nicht gehorchen. Da ergriff der Mann sein Kebsweib, und brachte sie heraus zu ihnen auf die Straße, und sie erkannten sie und kühlten ihren Muth an ihr die ganze Nacht bis an den Morgen, und entließen sie als die Morgenröthe aufging.« Als der Mann bei Tagesanbruch weiter ziehen will, liegt das Weib todt vor der Thür, er ladet sie auf seinen Esel und ziehet nach Hause. Hier schneidet er sie in zwölf Stücke und sendet dieselben mit der Kunde von dem Vorgefallenen in alle Stämme Israels. Da versammeln sich alle Israeliten, außer Benjamin, nach Mizpa vor Jehovah, 400,000 streitbare Männer stark, und ziehen, da der Stamm Benjamin der Aufforderung, die bösen Buben von Gibea herauszugeben, nicht nachkommt, sondern 26,000 Mann stark in Gibea zusammenkommt, gegen denselben, verlieren, anfangs unglücklich, im Kampfe 40,000 Mann, erobern dann aber Gibea und machen den ganzen Stamm Benjamin nieder, bis auf 600 Männer, welche sich nach einem Felsen durchschlagen und dort vier Monate halten. Da jammert es wieder die Israeliten, daß ein ganzer Stamm vertilgt und aus der Zahl der übrigen ausgelöscht sein soll. Sie wollen den 600 das Leben schenken, damit der Stamm erhalten bleibe; haben aber keine Weiber für sie, da alle Weiber von Benjamin todt sind und die übrigen Stämme geschworen haben, den Benjaminitern ihre Töchter nicht zu geben. Da bietet sich ein Ausweg. Sie haben bei dem Aufruf gegen Benjamin zugleich geschworen, daß Jeder sterben

solle, der nicht käme. Nun findet sich, daß aus Jabes in Gilead Niemand erschienen ist. Sie schicken also 12,000 Mann dahin und lassen alle Einwohner umbringen, außer die Jungfrauen, deren 400 gefunden und jenen Benjaminitern zu Weibern gegeben werden. Auch für die 200 übrigen findet sich Hülfe. Jährlich wird in Silo, einer israelitischen Stadt, dem Jehovah ein Fest gefeiert. Sie geben den 200 den Rath, sich bei diesem Feste in den Weinbergen bei der Stadt zu verbergen, und dann die Jungfrauen, welche im Reigentanz aus der Stadt zu kommen pflegten, sich zu rauben. Sie wollten dann die Sache bei Vätern und Brüdern der Geraubten schon vertreten. Und so geschieht es denn auch, und die übergebliebenen Benjaminiter sind nun alle mit Weibern versehen.

Der einmüthige Zorn über die Schandthat der Leute zu Gibea und das Unternehmen, dieselben ernst zu strafen, tritt uns hier wohlthuend als ein entschieden sittlicher Zug entgegen. Aber freilich ist die Ausführung wieder im äußersten Grade barbarisch. Warum müssen auch die Frauen und Kinder des ganzen Stammes niedergemacht werden! Und ebenso die Bestrafung der Bewohner von Jabes! — auch hier werden Weiber und Kinder mit abgeschlachtet, die doch zum Heere zu kommen, weder gefordert noch fähig waren. Und dann das Versorgen der 600 mit Weibern! Das Weib ist da nur Waare. Daß der Vorfall in Gibea wesentlich derselbe ist, wie der in Sodom vor Lots Flucht, fällt in die Augen, und ist schwerlich zufällig.

Es ist schon im Anfange dieses Abschnitts auf den Widerspruch aufmerksam gemacht worden, in welchem das Buch der Richter mit dem Buche Josua steht, indem in diesem das Volk Israel als überall siegreich und unwiderstehlich, den Ureinwohnern des Landes Kanaan gegenüber, erscheint, und die Darstellung den Eindruck hinterläßt, als wenn die Völkerschaften des Landes ganz ohnmächtig überall sogleich unterlegen und von ihnen höchstens kleine Reste übrig geblieben wären, während dagegen im Buche der Richter viele dieser Völkerschaften, besonders die Ammoniter im Osten, die Philister im Westen und die oben im Norden, recht ordentlich auf dem Plane sind, und die Israeliten sich vor ihnen kaum zu retten wissen. Die letztere Darstellung ist gewiß die richtigere, wie überhaupt das Buch der Richter, obgleich noch bedeutend mit Sagen durchwebt, schon weit mehr geschichtlichen Charakter hat als die Bücher Mosis und Josua. Wir werden nachher in der Geschichte Samuels und der ersten Könige ganz dieselben Verhältnisse wiederfinden.

16. Samuel und die Familie Eli.

(1. Sam. 1—7.)

Wir kommen jetzt zu den drei Männern Samuel, Saul und David, deren Leben vielfach ineinander greift. Ihre Geschichte ist von ganz besonders großem Interesse, und im Ganzen schön erzählt. Sie ist indeß zu umfangreich, als daß wir sie in einem Abschnitte behandeln könnten; wir müssen vielmehr nach den verschiedenen Beziehungen jener Männer zu einander mehrere Capitel bilden. Hier haben wir es zunächst mit Samuel's Eintritt in das Priesterthum zu thun, und mit der Familie des Priesters Eli, an deren Stelle die seinige tritt.

In Silo hat Eli ein Heiligthum Jehovah's der Heerschaaren, und seine beiden Söhne Hophni und Pinehas machen die Priester. Dahin zieht alljährlich, um sein Opfer zu bringen, ein Mann von Ramathaim Zophim, Namens Elkana, mit seinen beiden Weibern Hanna und Peninna. Peninna hat Kinder, aber Hanna hat keine. Darüber höhnt und kränkt Jene Diese, ganz besonders bei dem alljährlichen Opfer. Elkana hat indeß die kinderlose Hanna vorzugsweise lieb, gerade wie Jakob die Rahel vor der Lea, und sucht sie zu trösten. Einmal beim Opfer in Silo gelobt Hanna dem Jehovah, wenn er ihr einen Sohn gäbe, so wollte sie ihm denselben geben sein Leben lang und es sollte kein Scheermesser auf sein Haupt kommen, wie es über Simson schon vor seiner Geburt bestimmt wurde. Der Priester Eli, welcher Anfangs ihr lautloses Gebet mit bloßer Bewegung der Lippen für Trunkenheit hält, verheißt ihr dann Erhörung von Jehovah und sie geht getröstet wieder heim. Jehovah gedenkt denn auch ihrer, und sie gebiert den Samuel, und als sie ihn entwöhnt hat, bringt sie ihn als kleinen Knaben hinauf nach Silo, wo er Jehovah's Diener wird, und seine Mutter bringt ihm alljährlich ein Kleid. So wird denn also auch des Propheten Samuel Geburt als besondere Fügung Jehovah's dargestellt, wie die von Isaak und Simson, deren Mütter Anfangs auch unfruchtbar sind. Ebenso verhält es sich mit der Geburt Johannes des Täufers im Evangelium Lucä, welche überhaupt diesen alttestamentlichen nachgebildet ist. Das zeigt sich auch besonders in der großen Aehnlichkeit des Lobgesanges der Maria mit dem Dankgebete der Hanna hier in unserer Erzählung (1. Sam. 2, 1—10. Luc. 1, 46—55).

»Die Söhne Eli's aber, Hophni und Pinehas, waren nichtswürdige Buben«, und es wird von ihnen erzählt, daß sie von den

durch die Israeliten dargebrachten Opfern sich mehr angemaßt hätten, als ihnen zugekommen wäre, und daß sie die Frauen derselben zur Befriedigung ihrer Lüste mißbraucht hätten. Ihr Vater warnt sie, »aber sie gehorchten nicht der Stimme ihres Vaters, denn Jehovah hatte Lust, sie zu tödten«. Also wieder wie bei Pharao. Jehovah verstockt dessen Herz, daß er die Israeliten trotz allen Mahnungen des Mose, nicht ziehen läßt, um ihn und das Land grimmig strafen und seine Macht an ihm beweisen zu können. Hier verstockt er das Herz der Söhne Eli's, daß sie sich nicht bessern, damit er einen Grund habe, sie für ihre Unthaten zu tödten. Woher diese »Lust« Jehovah's, sie zu tödten? Entweder soll der einmal entbrannte Zorn über ihre Frevel Ursache davon sein, oder es liegt bereits die Absicht, den Samuel an ihre Stelle zu setzen, dabei zu Grunde.

Darauf läßt Jehovah durch einen »Mann Gottes« dem Eli verkündigen, er werde zur Strafe dafür, daß Eli seinen Söhnen nicht wehre, in dessen Geschlechte keinen Mann wieder zu hohem Alter gelangen lassen; er werde das Priesterthum von demselben nehmen und zu seinem Verdrusse es Andern geben. »Doch will ich dir's an keinem Manne fehlen lassen bei meinem Altar, auf daß deine Augen verschmachten und deine Seele sich verzehre; aber aller Anwachs deines Hauses sollen als Männer sterben. Und das sei dir das Zeichen, was über deine beiden Söhne kommen wird, über Hophni und Pinehas: an Einem Tage werden sie beide sterben. Und ich will mir einen treuen Priester bestellen, der wird thun, wie es in meinem Herzen und in meiner Seele ist, und ich will ihm ein beständiges Haus bauen, und er soll vor meinem Gesalbten wandeln immerdar. Und wer übrig geblieben von deinem Hause, wird kommen, vor ihm niederzufallen, um einen Pfennig und einen Laib Brod, und wird sprechen: Setze mich doch ein in irgend ein Priesterthum, um einen Bissen Brod zu essen.«

Nun wird denn auch der zum Priesterthume neu Auserkorene sofort mit Orakeln begnadigt. Wegen der Schlechtigkeit des Hophni und Pinehas hatte Jehovah in der letzten Zeit wenig gesprochen. »Das Wort Jehovah's war theuer in diesen Tagen; Gesichte waren nicht häufig.« Da hört Samuel sich in der Nacht, während er neben der Lade Gottes liegt und schläft, bei Namen rufen. Er meint, es se Eli, und er geht zu ihm hin; dieser aber erklärt, daß er ihn nicht gerufen habe, und heißt ihn sich wieder niederlegen. Das wiederholt sich zweimal. Beim dritten Rufe merkt Eli, daß derselbe von Jeho-

vah komme, und bedeutet den Samuel, wenn es sich noch einmal wiederhole, so solle er nur antworten: Rede, Jehovah, denn dein Knecht höret. »Da kam Jehovah und trat hin und rief wie die vorigen Male: Samuel, Samuel! Und Samuel sprach: Rede, dein Knecht höret. Und Jehovah sprach zu Samuel: Siehe, ich thue etwas in Israel, daß, wer es höret, dem sollen seine beiden Ohren gellen. An demselben Tage will ich wider Eli Alles erfüllen, was ich wider sein Haus geredet habe von Anfang bis zu Ende. Denn ich habe ihm verkündigt, daß ich sein Haus strafe in Ewigkeit, um der Vergehung willen, daß er wußte, daß seine Söhne sich den Fluch zugezogen, und er ihnen nicht wehrte. Und darum schwöre ich dem Hause Eli's, die Vergehung des Hauses Eli's soll nicht versöhnt werden, weder durch Opfer noch Speisopfer, in Ewigkeit.« — Hier läßt zwar der Verfasser ein wirkliches Unrecht von Jehovah bestraft werden, aber doch wieder in solcher Weise, daß die Strafe selbst zum Unrecht wird, und zwar zu unendlich größerem Unrecht, als sie bestrafen soll. Nicht allein wird dem Hophni und Pinehas für ihren Frevel der Tod zugemessen, sondern die ganze unschuldige Nachkommenschaft wird dem Verderben geweiht. Jehovah hat »Lust«, den Hophni und Pinehas zu tödten, aber diese Lust dehnt sich auch auf deren Nachkommen aus. Und dabei ist nicht zu übersehen, daß das Wegnehmen des Opferfleisches als das Hauptverbrechen, die Unzucht mit den Weibern aber als Nebensache behandelt wird, welche Jehovah gar nicht beachtet. Und das Wegnehmen des Opferfleisches wird nicht etwa als eine Beraubung des Opfernden behandelt, sondern vielmehr als eine Beraubung Jehovah's. Es handelt sich also wesentlich bei der Sache um eine Uebertretung des Opferritus. Sie »kümmerten sich nicht um Jehovah«, sie »verachteten das Opfer Jehovah's«, wird ihnen schuldgegeben, und Jehovah selbst faßt seinen Vorwurf in diese Worte: »Du ehrest deine Söhne mehr als mich, um euch zu mästen von den Erstlingen aller Opfer Israels.« Also wieder für Vergehn beim Opfer Tod und Verderben einem ganzen Geschlecht in alle Ewigkeit, wie wir Aehnliches beim Zug durch die Wüste schon mehrfach gehabt haben.

Die Drohungen Jehovah's heben denn auch bald an in Erfüllung zu gehen. Die Israeliten ziehen gegen die Philister, werden aber geschlagen. Da holen sie die Lade aus Silo unter Geleit der beiden Söhne Eli's in das Lager, in der Hoffnung, dadurch den Sieg auf ihre Seite zu wenden. Aber sie werden wieder geschlagen, ärger als

zuvor, Hophni und Pinehas kommen richtig an Einem Tage um und die Lade wird von den Philistern genommen. Als der alte Eli das Unglück erfährt, stürzt er vom Stuhle und bricht das Genick; die Frau des Pinehas aber wird vorzeitig entbunden und stirbt. Das sind die Gerichte Jehovah's!

Aber natürlich wird Jehovah seine Lade nicht in den Händen der Ungläubigen lassen, dieser »unbeschnittenen Hunde«, wie David sie nachher nennt; sondern nun müssen wieder diese gezüchtigt und zur Rückgabe genöthigt werden. Freilich liegt die Frage auf der Hand: Weshalb ließ überhaupt Jehovah die Lade in die Hände der Philister fallen? Sollte dadurch der Schreck gesteigert werden, welcher den Eli hinterrücks vom Stuhle warf und seine Schwiegertochter im vorzeitigen Wochenbette umbrachte? Oder ging es nicht anders, wenn einmal Hophni und Pinehas im Kampfe erschlagen werden sollten? Aber bei Jehovah ist ja kein Ding unmöglich! Die rechte Antwort ist wohl: Der priesterliche Verfasser der Bücher Samuels wollte auch an den Philistern Jehovah seine Macht beweisen lassen, er wollte insbesondere durch die folgende Geschichte die Heiligkeit der Bundeslade vor Jedermann in recht helles Licht stellen. Gehen wir zu dieser Geschichte über.

Die Philister bringen die erbeutete Lade in ihre Stadt Asdod und stellen sie in den Tempel des Gottes Dagon. Am andern Morgen finden sie die Bildsäule des Dagon umgeworfen neben der Lade. Das hat natürlich Jehovah gethan. Sie richten sie wieder auf; am zweiten Morgen liegt sie aber wieder da, mit abgebrochnem Haupt und Händen. Aber damit nicht genug. Jehovah verwüstet das Land durch Mäuse, und schlägt die Einwohner mit Beulen. Da bringen sie die Lade nach Gath, aber die Einwohner werden von einer großen Bestürzung und ebenfalls von Beulen befallen. Da bringen sie die Lade nach Ebron; aber es geht hier nicht besser, es sterben sogar viele Einwohner, eine tödtliche Bestürzung ergreift die Stadt, »und die Leute, welche nicht starben, wurden mit Beulen geschlagen, und das Geschrei der Stadt stieg empor zum Himmel«. Da entschließen sie sich denn, die Lade den Israeliten zurückzugeben. Auf den Rath ihrer Priester und Wahrsager, welche die Uebermacht des israelitischen Gottes über ihre einheimischen Götter demüthig anerkennen, machen sie, zum Sühnopfer für Jehovah, fünf goldne Beulen, wie sie an sich gehabt, und fünf goldne Mäuse, wie dieselben das Land verwüstet haben, setzen dieselben mit der Lade auf einen neuen Wagen, spannen

zwei säugende Kühe, auf die noch kein Joch gekommen, vor denselben, behalten deren Kälber zu Hause zurück, und lassen sie nun ohne Führer und Treiber nach dem Lande Israel hingehn. Würden die Kühe, — so haben die Priester und Wahrsager angegeben — den Weg immer vorwärts gehn, ohne zu ihren Kälbern zurückzukehren, so würde das ein Zeichen sein, daß all jene Plagen von Jehovah gekommen wären; würden sie aber umkehren, so wäre Alles nur Zufall gewesen. Die Kühe gehen den geraden Weg nach dem Lande Israel immer fort, obgleich sie nach ihren Kälbern brüllen, und in Bethsemes, dem ersten israelitischen Orte, stehen sie still. Die Leute, die eben mit der Weizenernte beschäftigt sind, freuen sich, daß die Lade Jehovah's wiederkommt, machen von dem Wagen ein Feuer und opfern die Kühe dem Jehovah, nachdem Leviten die Lade herabgenommen und auf einen Stein gestellt haben. »Und Zeuge ist der große Stein« — heißt es dann — »worauf sie die Lade Jehovah's stellten, bis auf diesen Tag, im Felde Josua's, des Bethsemiters.« Gerade wie noch heut zu Tage ein Stein, ein altes Kreuz am Wege, und dergleichen, dem gläubigen Volke Zeuge ist, daß dies und das da geschehen sei, wovon die Sage meldet. Daß solche Zeugen nicht reden können und sich Alles ruhig unterschieben lassen müssen, macht sie ganz besonders geeignet, dergleichen Geschichten zu erhärten.

Aber es ist mit den Strafgerichten noch nicht vorüber. Nachdem die Philister um der Bundeslade willen so hart gezüchtigt worden sind, haben nun auch noch die Israeliten schwer von ihr zu leiden. (1 Sam. 6, 19, ff.) »Aber Jehovah«, heißt es weiter, »schlug die Leute von Bethsemes, weil sie die Lade Jehovah's anschaueten, und schlug unter dem Volke siebenzig Mann, funfzigtausend Mann, und es trauerte das Volk, daß Jehovah unter dem Volke eine so große Niederlage angerichtet. Und die Leute von Bethsemes sprachen: »Wer vermag zu stehen vor Jehovah, diesem heiligen Gott? und zu wem soll er von uns gehen?« Da schicken die Bethsemiter an die Bürger von Kiriath-Jearim, und fragen sie, ob sie nicht die Bundeslade aufnehmen wollten. Diese holen sie ab, stellen sie im Hause eines ihrer Mitbürger auf und weihen dessen Sohn zu ihrem Hüter, wo sie denn zwanzig Jahre bleibt. Wunderbar, daß die Leute von Kiriath-Jearim sich nicht fürchten, die schreckliche Lade zu sich zu nehmen, da doch wohl der Tod von 50,000 Mann, die in Bethsemes durch sie umgekommen waren, nicht verborgen bleiben konnte. Und in der That, es wird wirklich in dieser zweiten Stadt Niemand getödtet.

Haben sie vielleicht nun die Lade verhangen, so daß sie Niemand mehr anschauen konnte, und ist der, welcher sie verhing, vielleicht rückwärts hinzugegangen? Wunderbar aber auch, daß in Bethsemes, nachdem jene 50,000 getödtet worden, überhaupt noch Leute übrig sind, um an die Bürger von Kiriath-Jearim obige Bitte zu richten; wunderbar überhaupt, wo in dem kleinen Städtchen Bethsemes über 50,000 Menschen herkommen, um von Jehovah erschlagen zu werden. In der That, ein furchtbarer Gott, der die Menschen gleich todt schlägt, wenn sie seine Lade anblicken, und nun gar Menschen, die sich ja nicht etwa vorwitzig dazu gedrängt haben, sondern vielmehr bei der Feldarbeit von diesem Anblicke ohne ihr Zuthun überrascht werden, ja zu denen durch Jehovah's eigene Fügung die Lade gekommen ist, und die der Lade und ihrem Gotte alle mögliche Ehre anthun, ihr opfern und sich über ihre Rückkunft freuen. — Der Leser steht erstaunt, weil er den Grund eines solchen Strafgerichts nicht fassen kann. Der Grund ist angedeutet in den Worten der erschrockenen Bethsemiter: »Wer vermag zu stehen vor Jehovah, diesem heiligen Gott?« Heilig ist nach dem Begriffe des Alterthums, und namentlich des Alten Testaments, das Unnahbare. Der morgenländische Fürst läßt sich vor seinen Unterthanen gar nicht oder doch nur selten sehen. Er ist zu erhaben dazu, sich von der niedern Creatur anblicken zu lassen, oder umgekehrt: Er läßt sich selten oder gar nicht von ihnen sehen, um durch seine geheimnißvolle Unsichtbarkeit desto erhabener und heiliger in ihren Augen zu erscheinen. So versetzte auch der Priester seinen Jehovah in das Verborgene des Allerheiligsten, in welches Niemand als der Hohepriester gehen sollte. Darum läßt der Erzähler hier auch die, welche unverschuldeter Weise die Bundeslade anschauen, von Jehovah selbst so furchtbar und in so großer Zahl geschlagen werden, damit der Leser mit Entsetzen vor diesem Anblicke sich hüten, von der Lust, ihn einmal zu genießen, abgeschreckt werden möchte.

Samuel bestimmt nun die Israeliten, »die Götter der Fremde«, die Baals und die Astarten, zu entfernen, und Jehovah allein zu dienen, — dann werde dieser ihnen gegen die Philister helfen. Sie thun es, und als nun die Philister sie wieder angreifen, kommt, nachdem Samuel Opfer gebracht, Jehovah in einem heftigen Gewitter über sie, verwirrt sie, und sie werden geschlagen. Die Israeliten nehmen ihnen alle Städte und alles Gebiet wieder ab. Die Israeliten haben ohne Zweifel in jenen Zeiten mehrere Götter verehrt, so gut wie die andern Völker um sie her, und zwar im Ganzen auch

dieselben. Jehovah war ursprünglich nur Einer unter ihnen; seine Priester errangen ihm erst weit später die alleinige Verehrung. Der in den alttestamentlichen Büchern überall erzählte Dienst vieler Götter, wie des Baal und der Astarte, ist nicht Abfall von Jehovah, den sie eigentlich allein verehrt hätten, sondern alte Religion und Regel.

»Und Samuel«, heißt es schließlich, »richtete Israel sein Leben lang. Und er zog Jahr ein Jahr aus umher gen Bethel und Gilgal und Mizpa, und richtete Israel an all diesen Orten, und dann kehrte er nach Rama zurück, denn da war sein Haus, und daselbst richtete er Israel und er bauete daselbst Jehovah einen Altar.« Warum die Bundeslade nicht wieder nach Silo, oder nicht in den Wohnort Samuels gebracht, sondern einem andern Manne übergeben wird, ist nicht gesagt. Samuel ist Prophet, Richter und Priester zugleich. Wir werden im Folgenden weiter über ihn hören.

17. Samuel und Saul.

(1. Sam. 8—16, 13.)

Als Samuel alt geworden ist, setzt er seine beiden Söhne zu Richtern über Israel. Diese wandeln aber nicht in den Wegen ihres Vaters und deshalb kommen die Aeltesten des Volks zu ihm und verlangen, daß er einen König über das Volk setze. Dieses Verlangen mißfällt dem Samuel und auch dem Jehovah, der dasselbe als eine Verwerfung seiner Herrschaft aufnimmt. Er sagt zu Samuel: »Gehorche der Stimme des Volks in Allem, was sie zu dir sprechen; denn nicht dich verwerfen sie, sondern mich verwerfen sie, daß ich nicht König über sie sein soll. So wie sie immer gethan von dem Tage an, da ich sie heraufführte aus Aegypten, und bis auf diesen Tag, daß sie mich verließen, und andern Göttern dienten, also thun sie auch dir. Aber nun gehorche ihrer Stimme; jedoch verwarne sie ernstlich, und verkündige ihnen das Recht des Königs, der über sie herrschen wird.« Dieses Recht des Königs, durch dessen Vorhaltung Samuel das Volk vor dem Königthume warnen soll, spricht dieser dann so aus: »Eure Söhne wird er nehmen, und sie thun zu seinen Wagen und zu seinen Reitern, und daß sie laufen vor seinem Wagen

her; und er wird sie setzen zu Obersten über Tausend und zu Obersten über Funfzig, und daß sie seinen Acker ackern und seine Ernte ernten, und seine Kriegsgeräthe machen und seine Wagengeräthe. Und eure Töchter wird er nehmen zu Salbenmischerinnen und zu Köchinnen und zu Bäckerinnen. Und eure Felder und eure Weinberge und eure Oelgärten, die besten, wird er nehmen und seinen Knechten geben. Und eure Saat und eure Weinberge wird er zehnten, und es seinen Hämlingen und Knechten geben. Und eure Knechte und eure Mägde und eure schönsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen, und gebrauchen zu seinen Geschäften. Eure Schafe wird er zehnten, und ihr selber werdet seine Knechte sein. Und ihr werdet schreien zu selbiger Zeit über euren König, den ihr euch gewählet, und Jehovah wird euch nicht erhören zu selbiger Zeit.« Trotz dieser Charakteristik des Königsthums läßt sich aber das Volk von seinem Verlangen nicht abbringen.

Samuel erwählt denn den Saul zum Könige. Es wird über diesen nichts angegeben, als daß er der schönste und größte Jüngling in Israel gewesen sei. Das ist wahrscheinlich der Grund seiner Erwählung. Doch wird dieselbe nicht als das Werk Samuels, sondern als das Werk Gottes dargestellt. Der Vater Saul's schickt denselben aus, ein paar verlorene Eselinnen zu suchen. Da er sie nirgends findet, wendet er sich endlich an den Seher, an Samuel, um es von diesem zu erfahren. »Jehovah aber hatte Samuel geoffenbaret, den Tag vorher, ehe Saul kam und gesprochen: Morgen sende ich zu dir einen Mann aus dem Lande Benjamin, den salbe zum Fürsten über mein Volk Israel; er wird mein Volk erretten von der Hand der Philister, denn ich habe mein Volk angesehen, denn sein Geschrei ist vor mich gekommen.« Seltsam, zwei Capitel vorher (1 Sam. 7, 13 ff.) war gesagt worden, unter Samuel hätten die Israeliten den Philistern alles Gebiet wieder abgenommen, und hätten sie gebeugt, und die Philister wären während seines Lebens nicht mehr in das Gebiet Israels gekommen, — und hier nun ist auf einmal von einer nöthigen Errettung aus der Hand der Philister die Rede, und von Geschrei des Volks zu Jehovah um seine Hülfe. — Und als nun Samuel bei der ersten, durch Jehovah herbeigeführten Begegnung mit ihm den Saul erblickt, spricht Jehovah zu ihm: »Siehe da den Mann, von dem ich zu dir sprach: der soll herrschen über mein Volk.« Samuel nimmt ihn darauf mit zum Opfermahle, zeichnet ihn dabei aus, und offenbaret ihm dann in geheimer Unterredung die Absichten

Jehovah's mit ihm. Er salbt ihn darauf allein draußen vor der Stadt, sagt ihm, daß die Eselinnen gefunden wären, und verkündigt ihm Alles voraus, was ihm auf seinem Heimwege begegnen werde, namentlich auch, daß ihm bei seiner Vaterstadt Gibea eine Schaar Propheten entgegenkommen und da ihm Gott sein Herz verwandeln werde. Die Propheten begegnen ihm auch in der That, »und es gerieth über ihn der Geist Gottes, und er prophezeiete unter ihnen,« so daß die Leute verwundert fragen: »Ist Saul auch unter den Propheten?« So wird Saul durch Jehovah's wunderbare Fügung mit Samuel zusammengeführt.

Aber auch vor allem Volk wird er durch ein Wunder bestätigt. Samuel versammelt dasselbe zur Wahl nach Mizpa. Er hält ihm da noch einmal das Unrecht vor, das sie mit ihrem Begehren nach einem Könige begingen, indem er sagt: »So spricht Jehovah, der Gott Israels: Ich habe Israel heraufgeführt aus Aegypten, und ich errettete euch aus der Hand der Aegypter und aus der Hand aller der Könige, die euch unterdrückten; ihr aber verwerfet heute euren Gott, der euch geholfen aus all' euren Nöthen und Trübsalen, und sprechet zu ihm: Einen König sollst du über uns setzen.« Darauf wirft er das Loos erst über die zwölf Stämme, dann über die Geschlechter in dem getroffenen, und endlich über die Einzelnen, und siehe da, das Loos fällt auf Saul. Da man ihn nun aber vergeblich sucht, wird wieder Jehovah befragt, und dieser sagt, er habe sich unter den Geräthen verborgen, wo sie ihn denn auch wirklich finden. Samuel stellt ihn dem Volke vor und er wird zum Könige ausgerufen, obgleich Einige ihn verachten. Allgemeine Anerkennung aber erwirbt er sich bald durch einen tapfern Hülfszug für die Stadt Jabes in Gilead gegen die Ammoniter. Das Volk will nach demselben die tödten, welche früher gegen ihn gewesen sind, Saul hindert es aber edelmüthig, und auf Samuels Berufung feiern die Israeliten ein frohes Opferfest zu Gilgal und huldigen allgemein ihrem neuen Könige. Hier hält ihnen Samuel zum dritten Mal das große Unrecht vor, das sie mit dem Begehren nach einem Könige gethan hätten, und Jehovah stimmt dem durch ein Wunder bei. Sie hätten, wirft Samuel ihnen vor, zu ihm gesagt: »Nein, sondern ein König soll über uns herrschen,« da doch Jehovah ihr Gott, ihr König wäre. »Nun aber tretet her,« fährt er fort, »und schauet dieses große Wunder, das Jehovah vor euren Augen thut! Ist jetzt nicht die Weizen-Ernte? Ich rufe zu Jehovah, und er wird donnern und

regnen lassen: dann erkennet und sehet, daß ihr sehr übel gethan vor Jehovah, euch einen König zu fordern. Und so rief Samuel zu Jehovah, und Jehovah ließ donnern und regnen an demselben Tage. Da fürchtete sich das ganze Volk sehr vor Jehovah und vor Samuel. Und es sprach das ganze Volk zu Samuel: Bete für deine Knechte zu Jehovah, deinem Gott, daß wir nicht sterben; denn wir haben zu all' unsern Sünden noch das Böse hinzugethan, uns einen König zu fordern.«

Es ist das eine bittre Lection, die hier dreimal hintereinander von Samuel und Jehovah selbst dem Königthume gegeben wird, und die gläubigen Liebhaber desselben müssen durch sie in nicht geringe Verlegenheit gerathen, während gläubige Republikaner sie entschieden für sich gebrauchen werden. Der denkende Mensch wird hier nichts als eine Offenbarung des Priesterthums finden. Das Priesterthum will das Volk beherrschen, und mag deshalb eigentlich das Königthum nicht, mit dem es die Herrschaft doch mindestens theilen muß. — Muß es nun aber einmal sein, so will es das Königthum wenigstens zu seinen Zwecken benutzen, es als seinen Diener zur desto gewissern Beherrschung des Volkes gebrauchen. Entzieht es sich dem, so hat es auch alsbald die Gunst des Priesterthums verloren. Das stellt sich im weitern Verlaufe der Geschichte Sauls und Samuels dar.

Gleich nach jener letzten Vorhaltung wegen der Forderung eines Königs, und nachdem das Volk seine damit begangene Sünde bekannt hat, beruhigt Samuel dasselbe, indem er versichert, Jehovah werde es um seines eignen Ruhmes willen dennoch nicht verlassen, da er es einmal zu seinem Volke erwählt habe, — nur sollten sie fest an ihm halten und ihm treulich dienen. »Wenn ihr aber böse handelt,« sagt er: »so werdet sowohl ihr als euer König umkommen.« Saul ist es denn, der sich alsbald der Erwählung unwürdig macht. Als er späterhin nur einigermaßen dem Priesterthume vorgreift, ist die Gunst Samuels und die Gnade Jehovah's zu Ende und er von ihnen verworfen. Zwei Handlungen Sauls bringen das zu Wege, entziehen ihm jene Gunst und Gnade auf immer, berauben ihn noch während seines Lebens halb des Königthums.

Die erste ist folgende: (1 Sam. 13, 1—15) Jonathan, Sauls Sohn, hat eine Besatzung der Philister geschlagen, und dadurch diese zu einem Zuge gegen Israel gereizt. Saul sammelt ein Heer zu Gilgal, und wartet sieben Tage auf Samuel, welcher versprochen hat, dahin zu kommen, um vor dem Kriegszuge Jehovah das gewöhnliche

Opfer zu bringen. Aber Saul wartet vergebens. Da, als das Heer wegen dieser Unthätigkeit sich wieder zu zerstreuen beginnnt, und die höchste Gefahr im Verzuge liegt, entschließt sich endlich Saul, das Opfer selbst zu verrichten. Als es geschehen ist, kommt Samuel und geräth darüber in großen Zorn, läßt sich auch nicht durch Angabe der Gründe besänftigen, sondern sagt zu Saul: »Du hast thöricht gethan, hast nicht das Gebot Jehovah's, deines Gottes, das er dir geboten, beobachtet, denn jetzt hätte Jehovah dein Königthum über Israel bestätigt in Ewigkeit, aber nun wird dein Königthum nicht bestehen. Jehovah hat sich einen andern Mann nach seinem Sinne gesucht, und hat ihn geordnet zu einem Fürsten über sein Volk; denn du hast nicht beobachtet, was dir Jehovah geboten.« Damit verläßt er ihn.

Mit dem zweiten Falle (1 Sam. 15) verhält es sich so. Samuel befiehlt dem Saul im Auftrag Jehovah's, er solle gegen die Amalekiter zu Felde ziehn und sie verbannen. »Und schlage Amalek,« sagt er, »und verbannet Alles, was ihm gehört, und du sollst seiner nicht schonen, und tödte beide, — Mann und Weib, beide — Kind und Säugling, beide — Ochs und Schaf, beide — Kameel und Esel.« Saul führt Alles gehorsam aus, läßt aber den gefangenen König der Amalekiter am Leben, und dasselbe thut das Volk mit den besten Stücken des Viehes. Jehovah selbst wird hierüber sofort sehr zornig. Er sagt zu Samuel: »Es reuet mich, daß ich Saul zum Könige habe gemacht, denn er hat sich von mir abgewandt und meine Worte nicht erfüllt.« Da geht Samuel zu Saul ins Lager und setzt ihn zur Rede, und da Saul sich damit entschuldigt, daß das erbeutete Vieh vom Volke zum Opfer für Johovah bestimmt sei, antwortet er ihm: »Hat Jehovah Lust an Brandopfern und Schlachtopfern, sowie am Gehorsam gegen Jehovah? Siehe, Gehorsam ist besser als Opfer; Aufmerken besser als Fett von Widdern. Denn wie Sünde der Wahrsagerei ist Widerspenstigkeit, und wie Abgötterei und Götzendienst Eigensinn. Darum weil du das Wort Jehovah's verworfen, so hat dich auch Jehovah verworfen, daß du nicht mehr König seiest.« Ja, es liegt dem Priester nicht so sehr an Opfern, als am »Gehorsam« des Laien gegen ihn, dem Grunde all' seiner Herrschaft und seines Vortheils. »Widerspenstigkeit« ist das Aergste, was es in seinen Augen giebt. Saul, der ohne die Unterstützung des Priesters sein Königthum gefährdet weiß, demüthigt sich vor Samuel, erkennt an, daß er gesündigt habe und bittet um

Vergebung. Als Samuel dennoch fortgehn will, faßt er ihn beim Kleide, und als dieses zerreißt, sagt der zürnende Prophet: »So reißet Jehovah das Königthum Israels von dir heute, und giebt es einem Andern, der besser ist als du. Auch lüget das Vertrauen Israels (d. h. Jehovah) nicht und bereuet nicht; denn nicht Mensch ist er, um zu bereuen.« Da bekennt Saul abermals, daß er gesündigt habe, und fleht nochmals, Samuel möge ihn doch vor dem Volke ehren und mit ihm umkehren, damit er vor Jehovah anbeten könne. Da kehrt Samuel wirklich mit ihm um und fordert, daß der gefangene König von Amalek vor ihn gebracht werde. Dieser kommt fröhlich in dem Wahne, nun von Todesfurcht erlöst zu sein; aber Samuel »hieb ihn in Stücke vor Jehovah in Gilgal«. Jehovah muß auch noch dieses blutige Opfer haben; er ist erst dann befriedigt, als nichts mehr athmet, was Amalekiter ist, und sein Priester vollendet selbst die Niedermetzelung eines ganzen Volk, haut in Stücken den einzigen Mann, der übrig gelassen war. Der es aber gewagt hat, diesem Einen das Leben zu lassen, ist darum verworfen für ewige Zeiten, er ist kein König nach dem Herzen Jehovah's, d. h. nach dem Herzen des Priesters. Nach Vollendung dieses Opfers vor Jehovah geht Samuel hinweg und sieht den Saul nie wieder.

Bemerkenswerth ist noch, wie widerspruchsvoll hier wenig Sätze hintereinander von dem Bereuen Jehovah's geredet wird. Samuel sagt, als Saul ihn besänftigen will und beim Rocke faßt, Jehovah bereue nicht wie ein Mensch (V. 29), und doch sagt vorher Jehovah selbst, es reue ihn, daß er den Saul zum Könige gemacht (V. 11), und auch nachher (V. 35) ist noch einmal in dem erzählenden Texte wiederholt, daß Jehovah diese Reue empfunden habe. Es ist das der Standpunkt der religiösen Phantasie: sie nimmt und wendet Alles, wie sie es gerade braucht, widerspricht sich in einem Nu, und weiß nicht, daß sie es thut.

Das Volk hatte einen König gefordert, der es im Kriege anführe. Saul hatte das geleistet: er hatte tapfere Thaten gegen die feindlichen Nachbarn ausgeführt. Aber das Eine fehlte ihm, unbedingte Unterwürfigkeit gegen den Priester. Darum verwarf dieser ihn und setzte einen andern König ein. Das ist die einfache Geschichte. Man vergleiche das Verfahren der Päpste gegen Kaiser und andre Fürsten. So viel sie vermochten, sind sie hinter Samuel nicht zurückgeblieben.

Samuel führt denn auch seine Drohung bald aus, soweit es in seinen Kräften steht. Den Saul sofort ganz vom Königthume zu entfernen, mochte nicht ausführbar sein; aber ein Gegenkönig konnte heimlich gesalbt werden, und dazu schreitet Samuel sogleich. Natürlich fordert ihn wieder Jehovah dazu auf. »Fülle dein Horn mit Oel und gehe hin,« spricht er, »ich sende dich zu Isai dem Bethlehemiter; denn ich habe mir unter seinen Söhnen einen König ersehen.« Und da Samuel seine Furcht vor Saul ausspricht, so weist Jehovah ihn an, um seine wahre Absicht zu verhüllen, solle er ein Opfer in Bethlehem veranstalten und den Isai dazu laden, unter dessen Söhnen er ihm dann den Auserkorenen bezeichnen wolle. Als nun hierbei Samuel den ältesten Sohn Isai's sieht, meint er, der möge es sein; aber Jehovah bedeutet ihn, daß er nicht auf Gestalt und Größe sehen solle, denn darauf achte Jehovah nicht, sondern vielmehr auf das Herz. So läßt denn Isai sieben Söhne an Samuel vorübergehn, aber keinen trifft die Wahl. Auf die Frage, ob er keinen Sohn mehr habe, antwortet er, der Jüngste fehle noch, er sei bei den Schafen. Da befiehlt Samuel, ihn rufen zu lassen, und David kommt. »Er war aber roth,« heißt es da von ihm, nämlich von Haar, »dabei schön von Augen und von gutem Aussehn.« »Und Jehovah sprach: Auf, salbe ihn! denn dieser ists.« Da salbt ihn Samuel mitten unter seinen Brüdern. »Und es gerieth der Geist Jehovah's über David von demselben Tage an hinfort.« Das ist also »der Gesalbte Jehovah's«, der Maschiach oder Messias, dem ähnlich ein Andrer erwartet, als dessen höheres Ebenbild Jesus von Nazareth von seinen Anhängern angesehen wurde. Auch auf Saul war nach seiner Salbung der Geist Gottes gekommen, als er dem Haufen Propheten begegnete, er hatte mit ihnen prophezeiet und war »in einen andern Mann verwandelt« worden. Nun aber, nachdem er wieder verworfen und ein Andrer an seiner Stelle gesalbt und mit dem Geiste Jehovah's erfüllt worden war, wich derselbe wieder von ihm und machte »einem bösen Geiste von Jehovah« Platz.

---

18. David.

(1 Sam. 16. – 2 Sam. Ende.)

Die lebendige und anziehende Sagengeschichte, welche die beiden nach Samuel benannten Bücher ausfüllt und die in sich verflochtene

Geschichte der drei Männer Samuel, Saul und David umfaßt, erreicht in der Geschichte David's ihre größte Ausdehnung und ihr höchstes Interesse. Abraham, Mose und David, sind die drei größten Heiligen des jüdischen Volkes, des Alten Testaments: der erste der Vater, der zweite der Erretter aus der Knechtschaft und der Gesetzgeber, der dritte der zu politischer Macht und Herrlichkeit erhebende König. David ist das Vorbild des Messias, der Vater Christi, darum den gläubigen Christen von so besonders hoher Wichtigkeit. Er ist der angebliche Sänger einer großen Menge von Psalmen, darum dem Frommen so besonders verehrungswürdig. Er ist auch als tapfrer Mann und kluger Anführer ein Liebling der Jugend, die in den Schulen mit »biblischer Geschichte« genährt wird. Es wird deshalb von Interesse sein, sein Leben hier zu überblicken. Wir müssen den reichen Stoff desselben eng zusammendrängen.

Zuerst steht David eine lange Zeit als Nebenbuhler dem Saul gegenüber.

Als Samuel den Isai behufs der Erwählung des neuen Königs zum Opfer ladet, bringt dieser, wie wir sahen, alle seine Söhne mit, außer David als dem Jüngsten, der unterdeß die Schafe hüten muß. So wird er gleich anfangs als unscheinbar eingeführt. Er wird als roth von Haar, mit schönen Augen und guter Gestalt beschrieben. Die Gelegenheit nun, welche den David zu Saul geführt, wird widersprechend gleich hintereinander in doppelter Weise erzählt (1 Sam. 16, 17). Zuerst ist gesagt, da »ein böser Geist von Jehovah« über Saul gekommen sei und ihn »geängstigt« habe, hätten seine Leute ihm gerathen, einen Mann suchen zu lassen, der auf der Harfe spielen und damit den bösen Geist vertreiben könne, und ihm dazu den David vorgeschlagen, worauf Saul ihn hätte kommen lassen. Gleich darauf aber ist die Geschichte von Goliath als Anlaß erzählt. Drei ältere Brüder David's sind mit im Heere bei Saul. Isai schickt den David zu ihnen, um ihnen, wie auch ihrem Obersten, einige Lebensmittel zu bringen. Da sieht David, wie Goliath sich vor dem Heere der Israeliten brüstet und vergeblich zum Zweikampfe herausfordert, und hört, daß Saul dem, welcher diesen Philister schlüge, seine Tochter zur Frau versprochen habe. Er erbietet sich, die Herausforderung anzunehmen, Saul legt ihm seine Waffen an, da er sich aber von ihnen beschwert findet, legt er sie wieder ab, nimmt seine Schleuder und fünf glatte Steine aus dem Bache und erlegt damit den Riesen in der bekannten Weise. Saul kennt ihn hierbei noch nicht,

er fragt ihn erst, wer er sei, und behält ihn darauf bei sich. Es ist sehr auffallend, wie diese beiden einander widersprechenden Geschichten so dicht hintereinander stehen können.

Alsbald erwacht aber auch die Eifersucht Saul's gegen David. Als das Heer vom Siege über die Philister, den es in Folge der That David's erfochten hat, zurückkehrt, sagen die Frauen: »Saul schlug seine Tausend, aber David schlug seine Zehntausend.« Da argwöhnt Saul schon, daß demselben noch das Königthum zufallen werde. Merkwürdig ist übrigens, hier beiläufig gesagt, daß die nach der frühern Erzählung schon geschehene Salbung David's im weitern Verlauf gar nicht wieder erwähnt wird, auch keine Spur sich zeigt, daß David selbst von seiner Bestimmung, Saul's Nachfolger zu werden, ein Bewußtsein gehabt habe. Dieser Gedanke scheint sich im Gegentheil bei ihm erst allmälig einzufinden und auszubilden, veranlaßt durch die Erfolge seiner Thätigkeit und durch die Anerkennung, die er sich immer mehr erwirbt. Sofern wir es hier mit wirklicher Geschichte zu thun haben mögen, möchte wohl diese letztre Darstellung die Wahrheit enthalten, und eine vielleicht wirklich durch Samuel erfolgte Salbung nicht vor all' diesen Dingen, sondern erst im spätern Verlaufe derselben, eben durch jene herbeigeführt, geschehen, und hier nur früher gesetzt sein, um die ganze Königswürde des David allein von der freien Gnade Gottes abzuleiten.

Die immer mehr zunehmende Eifersucht treibt den Saul alsbald an, dem David nach dem Leben zu trachten. Als einmal der böse Geist von Jehovah über ihn kommt und David vor ihm die Harfe spielt, wirft er seinen Spieß nach ihm, David weicht demselben aber aus. Da macht er ihn zum Obersten und schickt ihn wider die Philister, in der Hoffnung, daß er dabei umkommen werde; das schlägt aber nur dahin aus, den Ruhm und die Beliebtheit Davids zu mehren. Nun verspricht er ihm seine älteste Tochter, wenn er recht tapfer die Kriege Jehovah's führe, giebt sie aber einem Andern, als die Zeit herbeigekommen ist. Da wird ihm berichtet, daß seine zweite Tochter, die Michal, den David liebe, und er beschließt, diese Liebe demselben zum Fallstrick zu machen. Als nämlich David äußert, daß er zu arm sei, um die Tochter des Königs zur Frau zu erhalten, läßt er ihm sagen, er verlange keinen Kaufpreis für sie als hundert Vorhäute der Philister. David zieht aus, erschlägt zweihundert Philister und liefert das Doppelte des Geforderten. Wieder ein Zug greulicher Barbarei in der »heiligen Geschichte«. Gerade wie die Türken abgeschnittene

Ohren scheffelweise liefern, oder die Rothhäute von Nordamerika die Scalps der Erschlagenen als Siegeszeichen mitnehmen, — nur noch unendlich widerlicher als dies. Und davon abgesehen, eine Menschenjagd mit zweihundert Todten, nur um eine Königstochter sich zu verdienen! Diese mag durch die zweihundert Trophäen ihres Geliebten sich höchlich geehrt gefühlt haben.

David wird denn wirklich Saul's Schwiegersohn, Jonathan, der Sohn Saul's, söhnt seinen Vater mit ihm aus und David spielt wieder die Harfe. Aber der böse Geist kommt wieder über den König und er wirft abermals den Speer nach David. Dieser flieht in sein Haus, und da Saul dasselbe zu umstellen befiehlt, läßt Michal ihren Mann zum Fenster hinaus und er entkommt zu Samuel nach Rama, der ihn mit in die dortige Prophetenschule nimmt. Saul schickt Boten hin, ihn zu holen, als diese aber die Versammlung dee Propheten sehen, welche prophezeien, und den Samuel als ihren Vorsteher vor ihnen, werden sie ebenfalls vom Geiste Gottes ergriffen und prophezeien auch. Da schickt Saul andre Boten, denen geht es ebenso, — und wieder andre, und diesen nicht minder. Da geht endlich Saul selbst hin, aber auch er fängt an zu prophezeien. »Es kam auf ihn der Geist Gottes, und er ging und prophezeiete im Gehen, bis er nach Najoth (der Wohnung der Propheten) zu Rama kam. Und auch er zog seine Kleider aus, und prophezeiete auch vor Samuel, und lag nackt da den ganzen selbigen Tag und die ganze Nacht. Daher spricht man: Ist auch Saul unter den Propheten?« — Ein seltsames Bild, diese Prophetenschule. Die Prophetenschüler wohnen zusammen und stellen unter Samuels Direction ihre Uebungen an. Sie sind dabei nackt, wie aus der Bemerkung hervorgeht, daß auch Saul seine Kleider ausgezogen habe, als er in ihre Mitte getreten sei. Er liegt sogar in seiner Begeisterung einen ganzen Tag und eine ganze Nacht nackt da. Wir haben hier eine Wiederholung der schon früher vorgekommenen Erzählung von Saul's Prophezeien. Das erste Mal ist sie dahin gestellt, wo Saul eben von Samuel gesalbt in seine Stadt zurückkehrt. Beide Male wird das erwähnte Sprichwort von dem Vorfall abgeleitet. Vielleicht sind umgekehrt beide Erzählungen gebildet, um das Sprichwort zu erklären.

David traut indeß der Macht des Geistes Gottes, welcher den Saul und seine Diener ergriffen und mit in die prophetische Begeisterung hineingezogen hatte, nicht völlig, sondern flieht von Rama und kommt zu Jonathan. Dieser sucht Saul's Gesinnung gegen

David zu erforschen und ihn abermals zu besänftigen; Saul aber wirft jetzt seinen Spieß selbst gegen seinen Sohn, und David macht sich nun ein für alle Mal davon ins Weite. Er kommt zum Priester Ahimelech in Nob, und erhält auf seine Bitte und unter dem Vorgeben, daß er in Diensten des Königs unterwegs sei und in der Eile Speise und Waffen vergessen habe, von demselben die abgenommenen Schaubrode und das dort aufbewahrte Schwert Goliath's, wofür nachher Saul, dem es hinterbracht wird, den Ahimelech mit seiner ganzen Familie von fünfundachtzig Mann tödten läßt.

David führt von nun an ein unstetes Leben in der Wüste, auf Bergen und in Wäldern im südlichen Judäa. Seine Brüder und seine ganze Familie begeben sich zu ihm, und es sammeln sich um ihn »alle Bedrängte, und wer Gläubiger hatte, und wer bekümmerten Herzens war, und er ward ihr Oberster, und es waren bei ihm bei vierhundert Mann«. Sie führen da ein Freibeuterleben, das durch die Geschichte mit Nabal und Abigail charakterisirt wird. Nabal, ein sehr reicher Mann auf dem Gebirge Karmel, hat Schafschur. David schickt einige Leute zu ihm, mit der Bitte um ein Geschenk, welche er darauf gründet, daß er und seine Leute den Hirten des Nabal nichts in den Weg gelegt und die Heerden nicht beraubt hätten. Nabal weist sie aber schnöde ab. Da macht sich David auf, um den Nabal und alle männlichen Glieder seiner Familie und seines Besitzthums umzubringen. Glücklicher Weise hört Abigail, das Weib Nabals, von der Sache. Sie macht sich schnell mit einem reichlichen Geschenke auf den Weg David entgegen, und besänftigt ihn durch die Versicherung, daß Nabals ungebührliches Benehmen ohne ihr Wissen geschehen sei. Nabal stirbt vor Schreck, als er nachher durch Abigail von der Gefahr erfährt, die ihm gedrohet hat, und David nimmt darauf die Abigail zur Frau, sowie auch die Ahinoam. Die Michal hat Saul bereits einem andern Manne gegeben.

Saul macht sich mehrmals mit mehreren Tausenden auf, um den David zu fangen, es gelingt ihm aber nie. Im Gegentheil geräth sein eignes Leben mehrmals in die Hand Davids, wird aber von diesem verschont, weil er seine Hand nicht an den Gesalbten Jehovah's legen, sondern diesem die Rache überlassen wolle. Die hierher gehörenden Geschichten vom abgeschnittenen Rockzipfel und dem weggenommenen Spieße und Becher Sauls sind allgemein bekannt. Saul bereut jedesmal seine Verfolgung Davids, wenn dieser ihm von der Höhe herab das Geschehene zuruft, wird aber doch immer

wieder von dem bösen Geiste von Jehovah zu neuen Verfolgungen getrieben.

Interessant für die religiöse Anschauung des Alten Testaments ist der Rath, den David dem Saul giebt, als er ihm eben Spieß und Becher weggenommen hat. Er versichert ihn, daß er ihn ohne Ursach verfolge, und sagt dann (1 Sam. 25, 19): »Reizet dich Jehovah wider mich, so laß ihn Speisopfer riechen; sind es aber Menschen, so seien sie verflucht vor Jehovah.« Welch' eine außerordentlich niedrige Vorstellung! Saul wird, meint David, von irgend Jemand zur ungerechten Verfolgung gereizt. Ob das Menschen sind, oder Jehovah, das weiß er nicht. Gegen die Aufreizung durch Menschen läßt sich nichts thun; er flucht ihnen einfach. Gegen die Aufreizung durch Jehovah läßt sich aber Opfer anwenden, — damit ist diesem beizukommen. Und zwar riechen soll er den Jehovah das Speisopfer lassen, dann werde derselbe abstehen von seinen Anreizungen, dann werde er also den bösen Geist, den er ihm sendet, von ihm weichen lassen. Jehovah riecht so außerordentlich gern Opferduft, — dem kann er nicht widerstehen. So hatten wir es bei Noah. Als dieser nach der Fluth dem Jehovah wieder das erste Opfer bringt, heißt es: »Und Jehovah roch den lieblichen Geruch, und sprach in seinem Herzen: Nie wieder will ich hinfort die Erde verfluchen um des Menschen willen«, u. s. w. Es kommen freilich auch edlere Anschauungen von Jehovah im Alten Testamente vor, namentlich in den Propheten, aber eben auch jene sind vorhanden, und zwar herrschen sie vollständig in den Büchern, die wir bisher unsrer Betrachtung unterworfen haben, in den aus Priesterhänden hervorgegangenen Schriften.

David flieht indeß endlich, da er fürchtet, doch einmal von Saul ergriffen zu werden, zu den Philistern. Schon bei seiner ersten Flucht vor Saul war er von Nob aus zu denselben gegangen, und zwar nach Gath zu dem Könige Achis; da er aber von den Leuten desselben verdächtigt ward, hatte er sich wahnsinnig gestellt und war in die Wüste in eine Höhle entkommen. Zu diesem Achis geht er jetzt wieder mit den sechshundert Mann, die er nun um sich hat, und wird von ihm gut aufgenommen. Später räumt derselbe ihm die Stadt Ziklag zu seinem Wohnplatze ein, von wo aus David Raubzüge gegen die Amalekiter und andere südliche Völkerschaften unternimmt. Zur Charakteristik dieser Raubzüge ist gesagt: »Und David schlug das Land, und ließ weder Mann noch Weib

leben, und nahm Schafe und Rinder und Esel und Kameele und Kleider, und kehrte zurück und kam zu Achis. Und Achis sprach: Seid ihr heute nicht eingefallen? Und David sprach: In das Mittägliche von Juda, und in das Mittägliche der Jerameliter und ins Mittägliche der Keniter. Und David ließ weder Mann noch Weib leben, daß sie nicht gen Gath kämen, denn er dachte: Sie möchten wider uns berichten und sprechen: So hat David gethan, und so ist sein Gebrauch die ganze Zeit, die er wohnt im Lande der Philister« (1 Sam. 27, 9—11). Man sieht, David ist keineswegs über die blutige Barbarei seiner Zeit erhaben, wie uns daran auch schon die zweihundert Vorhäute der Philister erinnert haben. Er lebt von Raub und Plünderung des Nachbarlandes, und bringt stets alle Männer und Weiber der geplünderten Ortschaften um, und weshalb? — damit sie sein Verfahren dem Könige Achis nicht verrathen sollen, gerade wie der Raubmörder heutiges Tages thut. Auf Befragen des Königs giebt er fälschlich Gegenden Judäa's als Ziel seiner Beutezüge an, weil, wie es scheint, die wirklich ausgeplünderten Völker mit den Philistern in Bund und Freundschaft leben, und damit Achis um so mehr an seinen völligen Bruch mit seinem Volke glaube. Der Verfasser dieser Geschichten denkt nicht, damit von David etwas Uebles zu erzählen: das Schlachten nichtisraelitischer Völkerschaften ist in den Augen des Israeliten kein Verbrechen, sondern das sind »Kriege Jehovah's«. Jehovah selbst hatte ja, nach dem Buche Josua, die völlige Ausrottung dieser Völkerschaften anbefohlen, und es war im Gegentheil ein schweres Verbrechen in dessen Augen, daß sein Volk diesem Befehle nicht ganz nachgekommen. Jehovah hatte ja auch erst vor Kurzem durch Samuel dem Saul aufgetragen, die Amalekiter auszurotten, und war sehr zornig gewesen, daß er ihren König hatte leben lassen, welchen Samuel schließlich selbst vor Jehovah in Stücke hieb. — Aber, fragen wir hier, wo kommen denn auf einmal wieder die Amalekiter her, daß David sie schlachten kann, nachdem doch Saul und Samuel sie bereits alle geschlachtet hatten? Der Verfasser hat das wieder vergessen, so wie wir schon beim Beginn der Richterperiode ganze Völkerschaften, welche Josua mit Weib und Kind ausgerottet haben sollte, plötzlich wieder auf den Beinen sahen, als wäre nichts vorgefallen, oder wohl vielmehr weil in der That nicht viel vorgefallen war. — Später überfallen denn umgekehrt einmal die Amalekiter Davids Stadt Ziklag, als dieser mit seinen Leuten abwesend ist, und verbrennen

und plündern sie, führen aber Frauen und Kinder gefangen hinweg, ohne sie zu tödten. David setzt ihnen aber nach, befreit sämmtliche Gefangene und erschlägt alle Männer der Amalekiter bis auf vierhundert, welche auf Kameelen entfliehen.

Abermals interessant für den religiösen Standpunkt Davids ist es, wie er vor solchen Unternehmungen die Willensmeinung Jehovah's einzuholen pflegt. So sagt er, als er bei der Rückkehr seine Stadt verwüstet findet, zu seinem Priester Abjathar: »Bringe mir doch das überzogene Bild her.« »Und Abjathar«, heißt es dann, »brachte das überzogene Bild zu David. Und David fragte Jehovah und sprach: Soll ich dieser Schaar nachjagen? werde ich sie ereilen? Und er sprach zu ihm: Jage nach, ereilen wirst du, und entreißen wirst du.« Das überzogene Bild ist ein Bild Jehovah's, denn das Gebot: »Du sollst dir kein Bildniß noch Gleichniß machen« u. s. w. ist ein viel später gegebenes, wenn es auch angeblich schon längst vorher durch Mose gegeben sein soll. Die Israeliten hatten in früherer Zeit Götterbilder so gut wie ihre Nachbaren. Andere übersetzen hier »überzogenes Bild«, jedoch ohne Zweifel fälschlich, »Schulterkleid«. Dann hätte also David vermittelst des Priesterkleides Jehovah gefragt. Dieses Befragen Jehovah's und das Antworten desselben ist in jedem Falle eben dasselbe, was die Griechen und andere Völker in ihren Orakeln hatten.

Saul's Ende nahet nun. Die Philister rücken mit einem großen Heere gegen Israel heran. Da verzagt Saul. »Und Saul fragte Jehovah, aber Jehovah antwortete ihm nicht, weder durch Träume, noch durch das Licht, noch durch Propheten.« Hier haben wir einige Arten, Jehovah zu befragen, oder vielmehr einige Arten, wie Jehovah auf Fragen antwortet. Saul nimmt denn seine Zuflucht zu einer Todtenbeschwörerin, der sogenannten »Hexe von Endor«. Er geht verkleidet und in der Nacht, von zweien seiner Leute begleitet, zu ihr und verlangt, daß sie den Samuel, der unterdeß gestorben war, heraufbeschwören möge. »Und als das Weib den Samuel sah, schrie sie mit lauter Stimme, und sprach zu Saul: Warum hast du mich betrogen? du bist Saul.« Saul hatte nämlich früher die Todtenbeschwörer und Wahrsager »weggethan aus dem Lande«, das heißt, er hatte sie umbringen lassen, wahrscheinlich den Priestern Jehovah's zu Liebe, welche die Concurrenz derselben nicht mochten; und als er nun zu dem Weibe mit seinem Anliegen kam und diese ihm vorhielt, daß ja dadurch ihr Leben gefährdet werde, hatte er sich für ihre

Sicherheit verbürgt. »Und der König sprach zu ihr«, heißt es weiter: »Fürchte dich nicht, was siehest du? Und das Weib sprach zu Saul: Einen Gott sehe ich heraufsteigen aus der Erde. Und er sprach zu ihr: Welches ist seine Gestalt? Und sie sprach: Ein alter Mann steigt herauf, umhüllt mit einem Mantel. Da merkte Saul, daß es Samuel war, und neigte sich mit dem Antlitz zur Erde und beugte sich. Und Samuel sprach zu Saul: Warum beunruhigst du mich, daß du mich lässest heraufkommen? Und Saul sprach: Ich bin sehr bedrängt, die Philister streiten wider mich, und Gott ist von mir gewichen, und antwortet mir nicht mehr, weder durch Propheten noch durch Träume; da ließ ich dich rufen, daß du mir kund thuest, was ich thun soll. Und Samuel sprach: Warum fragst du mich, da doch Jehovah von dir gewichen und dein Feind ist? Jehovah hat gethan, sowie er durch mich geredet, und Jehovah wird das Königthum deiner Hand entreißen, und es einem andern geben, dem David. Darum, daß du der Stimme Jehova's nicht gehorchet, und seinen Zorn und Grimm nicht ausgerichtet wider Amalek, darum thut dir Jehovah Solches an diesem Tage. Und Jehovah wird auch Israel mit dir in die Hand der Philister geben, und morgen wirst du und deine Söhne bei mir sein; auch das Heer Israels wird Jehovah in die Hand der Philister geben.« Saul stürzt nach dieser Eröffnung entsetzt zur Erde, das Weib und seine Begleiter bewegen ihn endlich, etwas Speise zu sich zu nehmen, und er geht mit Letztern noch in der Nacht wieder von dannen.

Hier ist nun, wie der Leser bemerken wird, der Glaube an Todtenbeschwörung nicht etwa als Aberglaube behandelt, sondern als Wahrheit und Wirklichkeit. Der Geist Samuels erscheint nach der Darstellung wirklich, und sagt dem Saul wirklich sein letztes Schicksal genau voraus. Die Bibel enthält also den Glauben an Todtenbeschwörung, und die Gläubigen unserer Tage haben demnach keine andre Wahl, als entweder sich auch zu diesem Glauben zu bekennen, oder zu bekennen, daß die Bibel Menschenwerk sei.

Saul wird in der Schlacht von den Philistern hart bedrängt, stürzt sich aus Verzweiflung in sein Schwert, und seine drei Söhne fallen neben ihm. Die Philister hängen seinen und seiner Söhne Leichname an den Mauern ihrer Stadt Bethsan auf, von wo dieselben aber die Männer von Jabes in Gilead, deren Errettung Sauls erste Waffenthat gewesen war, in einem nächtlichen Marsche wegnehmen, in Jabes verbrennen und die Gebeine dort unter der

Tamariske begraben. — Nach einer andern Erzählung, gleich zu Anfange des zweiten Buches Samuels, bringt ein Amalekiter dem David nach Ziklag die Nachricht von Sauls und Jonathans Tode, und erzählt auf Befragen demselben, er habe den Saul auf dessen eignes Begehren, da er ihn an seiner Rettung verzweifelnd und ermattet auf der Flucht getroffen, getödtet. David läßt den Mann darauf sofort niedermachen, weil er, nach seinem eignen Zeugniß, sich nicht gescheuet habe, an den Gesalbten Jehovah's seine Hand zu legen, und singt dem Saul und Jonathan darauf ein einfach schönes Trauerlied (2 Sam. 1, 17—27).

David zieht hierauf mit seinen Leuten, nachdem er Jehovah darüber befragt, von Ziklag nach Hebron und wird hier vom Stamme Juda als König anerkannt, während die übrigen Stämme, zusammengefaßt unter dem Namen Israel, unter Abner's, des Feldherrn Sauls, Anführung dem Sohne Sauls Isboseth huldigen. In einer Schlacht wird Abner mit seinem Heere von dem Heere Davids unter Joab besiegt, wonach indeß die Spaltung noch lange fortdauert, bis endlich Abner, von Isboseth beleidigt, zu David nach Hebron geht, und mit ihm einen Vertrag schließt, ihn zum Könige auch über Israel zu machen. Joab bringt dabei den Abner meuchelmörderisch um, angeblich um seinen Bruder Asahel, welchen Abner, da er ihn nach jener Schlacht hitzig verfolgte, getödtet hatte, zu rächen, und angeblich ohne Davids Wissen. Später tödten zwei Hauptleute des Isboseth diesen und bringen seinen Kopf zu David, wofür derselbe sie aber, wie früher den, der den Saul getödtet hatte, umbringen läßt. Nun huldigt ganz Israel dem David. Dieser erobert, nachdem er über sieben Jahr in Hebron gewohnt, Jerusalem, schlägt dort seine Residenz auf, und bringt die Bundeslade hin, von da, wo sie seit ihrer Rückkehr aus dem Philisterlande gestanden hatte.

Hierbei ereignen sich zwei merkwürdige Scenen. Die erste ist der ganz nahe verwandt, wo Jehovah die Leute von Bethsemes in so großer Zahl deshalb schlug, weil sie seine Lade angesehen hatten. Als nämlich die Lade, von den Söhnen Abinadabs begleitet, auf einem neuen Wagen, von David und dreißigtausend Mann begleitet, nach Jerusalem gebracht wird, werden die Stiere, welche den Wagen ziehen, einmal scheu. Der eine von den Söhnen Abinadabs, Usa, welcher neben dem Wagen hergeht, ergreift die Lade, um sie vor dem Sturze zu bewahren. »Da entbrannte der Zorn Jehovah's über Usa, und Gott schlug ihn daselbst wegen des Vergehens, und er starb

daselbst bei der Lade Gottes.« Usa faßt die Lade ebenso in bester Meinung, wie dort die Leute von Bethsemes sie angesehen hatten; aber — das Heiligthum Jehovah's darf Niemand anrühren! Jehovah schlägt ihn dafür auf der Stelle todt. David steht deshalb, wie man ihm denn nicht eben verdenken kann, davon ab, diesen schrecklichen Gott in sein Haus aufzunehmen, und stellt die Lade einstweilen in das Haus Obed-Edoms, von wo er sie erst dann heraufholt, als nach drei Monaten sich ergeben hat, daß Jehovah den Obed-Edom segnet, statt ihn etwa auch todtzuschlagen. — Die andre Scene ist, daß David, beim Transport der Lade sowohl nach Jerusalem, als dann aus Obed-Edoms Hause in seine Burg Zion, vor derselben her tanzt. In Bezug auf das zweite Mal heißt es (2 Sam. 6, 14): »Und David tanzte aus allen Kräften vor Jehovah her, und er war umgürtet mit einem leinenen Schulterkleide.» Die eine seiner Frauen, Michal, die Tochter Sauls, »sah den König David springen und tanzen vor Jehovah her, und verachtete ihn in ihrem Herzen«, und als er dann, nach Beendigung des festlichen Zuges nach Hause kommt, sagt sie zu ihm: »Wie hat sich heute der König von Israel verherrlicht, da er sich heute entblößte vor den Mägden seiner Knechte, so wie sich schlechte Leute entblösen!« Da antwortet David: »Vor Jehovah her, der mich erkoren vor deinem Vater und vor seinem ganzen Hause, und mich geordnet zum Fürsten über sein Volk, über Israel, vor Jehovah her habe ich getanzt! Und ich will noch geringer geachtet sein als so, und niedrig sein in meinen Augen; aber bei den Mägden, von denen du sprichst, bei ihnen will ich mich verherrlichen.« Die Erzählung schließt mit der Bemerkung: »Michal aber, die Tochter Sauls, hatte kein Kind bis an ihren Tod.« — Die, dem David hier vorgeworfene Entblößung erinnert an das Nacktliegen Sauls bei den Propheten; die Nacktheit scheint mit gottesdienstlichen Uebungen in einer gewissen Verbindung gestanden zu haben. Womit sich David bei den Mägden, die ihn entblößt gesehen haben, verherrlichen will, ist der Vermuthung überlassen.

David stellt denn die Bundeslade unter ein Zelt auf seiner Burg Zion; die Absicht, dem Jehovah ein Haus zu bauen, giebt er wieder auf, als Jehovah ihm durch den Propheten Nathan seinen Willen zu erkennen giebt, daß dies seinem Nachfolger überlassen bleiben solle. David führt nun viele glückliche Kriege gegen die rings wohnenden Völker, Philister, Moabiter, Ammoniter, Syrer, Edomiter, die er größtentheils seiner Herrschaft unterwirft. Er übt dabei gelegentlich die

ärgsten Grausamkeiten. Die überwundenen Moabiter läßt er auf die Erde in Reihen legen und nun mit der Meßschnur abmessen: zwei Drittel werden getödtet, ein Drittel bleibt leben. Als er Rabba, die Stadt der Ammoniter, nach tapferm Widerstande bezwungen hat, heißt es (2 Sam. 12, 31): »Und das Volk, das darin war, führte er heraus, und legte sie unter Sägen und unter eiserne Dreschwagen und unter eiserne Beile, und steckte sie in Ziegelöfen. Und also that er mit allen Städten der Söhne Ammons.«

Dazwischen wird auch einmal eine gute That von ihm berichtet, die freilich bei genauerer Abschätzung nicht sonderlich ins Gewicht fällt. Er läßt nämlich den einzigen von Sauls Familie noch übrigen Mann, Mephiboseth, einen Sohn des Jonathan, aus der Verborgenheit holen, giebt ihm seines Großvaters Aecker wieder, nebst Leuten, welche sie bebauen sollen, und zieht denselben für immer an seinen Tisch. Der Mephiboseth war freilich lahm an beiden Füßen und somit hatte David, zumal seine Herrschaft nun befestigt genug war, von ihm nichts zu fürchten.

Darauf kommt aber gleich eine um so schlimmere That, die dagegen sehr schwer ins Gewicht fällt: es ist die Geschichte mit Uria und dem sprichwörtlich gewordenen Uriasbriefe. Uria ist ein sehr treuer Diener Davids. Während er gerade beim Belagerungsheere vor Rabba, welches Joab befehligt, abwesend ist, sieht David vom Dache seines Hauses herab dessen sehr schönes Weib, die Bathseba, im Bade. Er läßt sie sofort in sein Haus holen, den Uria aber läßt er von Rabba kommen und giebt ihm an den Joab einen Brief mit, worin er diesem die Weisung giebt, den Uria beim Kampfe an gefährliche Orte zu stellen, damit er umkomme, was denn auch von Joab mit gutem Erfolge ausgeführt wird, worauf David die Bathseba für immer in sein Haus nimmt. Sie wird nachher Mutter des Salomo, nachdem sie zuerst einen Knaben geboren hat, welcher aber alsbald wieder stirbt, und zwar, nach Anordnung Jehovah's zur Strafe für den Ehebruch Davids. Da muß also das unschuldige Kind für den schuldigen Vater leiden, der nun einmal Jehovah's Liebling ist. Mindestens erfährt aber doch einmal diese That des David die Mißbilligung Jehovah's, welche derselbe durch den Mund des Propheten noch außerdem in dem bekannten Gleichnisse von dem, durch den Reichen weggenommenen einzigen Schäfchen des Armen ausspricht. Auch läßt er ihm durch Nathan die Drohung verkündi-

gen: »Und nun soll auch das Schwert nicht weichen von deinem Hause in Ewigkeit. Siehe, ich erwecke Unglück über dich aus deinem eigenen Hause, und will deine Weiber nehmen vor deinen Augen, und sie einem andern geben, daß er bei deinen Weibern liege im Angesichte dieser Sonne.« Jehovah ist um so mehr erzürnet über die That mit der Bathseba, als er ihn ja schon mit allen möglichen Gütern überhaupt begnadigt und ihm namentlich auch schon »die Weiber seines Herrn«, d. i. Sauls, »an seinen Busen gegeben« habe. Das Ereigniß, welches der Verfasser hier im Voraus durch den Propheten androhen läßt, bekommen wir im Folgenden zu lesen.

Das Unglück im eigenen Hause Davids hebt nun an. Er hat eine große Menge Söhne von seinen vielen Weibern. Einer derselben, Amnon, entehrt eine Schwester seines Halbbruders Absalom, welche er mit List in sein Haus gelockt hat, und verstößt sie dann. Absalom lockt, nachdem er zwei Jahre lang seinen Groll verborgen, den Amnon hinaus auf sein Landgut zur Schafschur und läßt ihn da im Rausche umbringen; er selbst flieht auf Jahre zum syrischen Könige in Gesur, wird aber nachher durch Joabs Vermittlung von David wieder zu Gnaden angenommen. Nach einiger Zeit indeß stiehlt er durch Vorspiegelungen von der größern Gerechtigkeit, die er im Lande üben wolle, wenn er König wäre, seinem Vater allmälig das Herz des Volkes, geht dann unter dem Vorwande eines Gelübdes nach Hebron, und sammelt dort mit Hülfe seiner Mitverschworenen eine große Volksmasse um sich. David flieht mit seinen Getreuen barfuß und weinend aus Jerusalem dem Jordan zu, und Absalom zieht als König in Jerusalem ein. Hier kommt auf den Rath des von David abgefallenen Ahitophel, welcher Sohn und Vater auf immer entzweien will, die Erfüllung jener Weissagung. »Da errichteten sie für Absalom ein Zelt auf dem Dache, und A b s a l o m w o h n e t e d e n K e b s w e i b e r n s e i n e s V a t e r s b e i v o r d e n A u g e n v o n g a n z I s r a e l« (2 Sam. 16, 22). Jehovah hat dies so geordnet, dem David zur Strafe, wie die Vorherverkündigung zeigt. Welch Spiegelbild der Barbarei der Zeit!

David flieht über den Jordan, doch wird nachher Absaloms Heer geschlagen und dieser selbst von Joab erstochen, als er mit seinem langen Haar auf der Flucht an den Aesten eines Baumes hängen geblieben ist. Dieses Haar soll so lang und stark gewesen sein, daß, wenn es Absalom sich alljährlich der zu großen Schwere wegen abschnitt, das abgeschnittene jedesmal 200 Seckel wog, d. i., nach ge-

ringstem Anschlag der Größe des Seckels, etwa soviel wie 60 Thaler Silber. David wird nun vom Volke nach Jerusalem zurückgeführt. Den Feldherrn des Absalom, Amasa, ersticht Joab meuchlings, wie er früher mit Abner gethan, und ein andrer Rebell, Seba, wird von den Bewohnern der Stadt, in die er sich geflüchtet, getödtet, und so aller Aufruhr gestillt. David ist über den Tod des Absalom tief betrübt.

Zwei merkwürdige Erzählungen aus dem Leben Davids sind uns nun noch übrig.

Eine dreijährige Hungersnoth sucht das Land heim. David fragt den Jehovah nach der Ursache dieser Plage, und Jehovah antwortet: »Wegen Sauls und wegen seines blutbefleckten Hauses, darum weil er die Gibeoniter getödtet.« Die Einwohner von Gibeon hatten sich nämlich, wie wir gesehen haben, einen Bund mit Josua durch List erschlichen, und waren von diesem, wegen des ihnen einmal geschworenen Eides, verschont worden. Saul hatte »in seinem Eifer für die Söhne Israels und Juda's nachträglich einen Theil derselben getödtet und so den ihnen damals geschworenen Eid verletzt, was nun also Jehovah als Grund für die dreijährige Hungersnoth angiebt. David fragt die Gibeoniter, welche Sühne für Sauls That und den gebrochenen Eid sie verlangten, und diese fordern, er solle ihnen sieben Nachkommen Sauls überliefern, daß sie dieselben in Gibea, wo Saul gewohnt hatte, aufhängen könnten »vor Jehovah«. David liefert ihnen denn auch wirklich sieben Männer, zwei Söhne und fünf Enkel Sauls, zu dem angegebenen Zwecke aus, sammelt nachher deren Gebeine und begräbt sie nebst den Gebeinen Sauls und Jonathans, die er von Jabes holen läßt, im väterlichen Begräbniß. »Und Gott ließ sich erbitten vom Lande hernachmals,« die Hungersnoth hört auf. — Hier straft wieder Jehovah das ganze Land auf gräßliche Weise für das, was Saul gethan, und ist erst besänftigt, als Söhne und Enkel des Thäters, also wieder Unschuldige, vor ihm aufgehängt werden. Warum, fragt man zuerst, schlug er die Sieben nicht gleich, und verschonete er nicht das Volk mit der Hungersnoth? Freilich heißt das nur: Warum schlug er nicht *sieben* Unschuldige statt eines ganzen unschuldigen *Volkes*? Und so folgt weiter die Frage: Warum schlug er nicht den Schuldigen und dessen Gehülfen während seines Lebens selbst? Oder wäre dessen Tod in der Schlacht vielleicht schon die Strafe auch hiefür gewesen, warum dann nachträglich noch eine weitere über das ganze Volk und die Sieben? Und dann noch: Wie kommt es, daß Jehovah auf diese Strafe erst so spät, erst so lange

nach Sauls Tode, dem Zusammenhange nach erst gegen Ende der langen Regierung Davids, verfällt? Doch Fragen sind hier vergeblich; mit Vernunft und Verstand und mit Gerechtigkeit haben derlei Geschichten nichts zu schaffen; sie zeigen so recht, wie wahr es ist, daß bei dem Christen der Glaube die Vernunft gefangen nehmen muß, wenn er bestehen will.

Nach der zweiten Geschichte (2 Sam. 24) läßt David eine Volkszählung, oder vielmehr eine Zählung der waffenfähigen Mannschaft, veranstalten; diese wird für Sünde angesehn, und dem David von Jehovah durch Vermittelung des Propheten Gad die Wahl unter drei Strafen überlassen, von welchen die gewählte denn auch wirklich eintritt. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß Jehovah den David erst zu der Zählung reizt, um dann wegen dieser Sünde das Volk strafen zu können. »Und der Zorn Jehovah's entbrannte wiederum über Israel,« so fängt die Erzählung an, »und er reizte David wider sie, indem er sprach: Auf! zähle Israel und Juda.« David giebt darauf dem Joab Auftrag, und hört nicht auf dessen Warnung, geräth aber dennoch, man weiß nicht wie, gleich nach vollbrachter Sache in Angst darüber, als über eine Sünde. »Und es schlug David sein Herz, nachdem er das Volk gezählet, und David sprach zu Jehovah: Ich habe sehr gesündigt mit dem, was ich gethan! Und nun, Jehovah, verzeihe das Vergehen deines Knechtes, daß ich so thöricht gewesen bin.« Jehovah legt ihm darauf durch Gad diese drei Strafen zur Auswahl vor: »Soll sieben Jahre Hunger kommen in dein Land, oder daß du drei Monat fliehest vor deinen Feinden und sie dir nachjagen, oder daß drei Tage Pest sei in deinem Lande?« Er wählt die Pest, und es sterben in den drei Tagen 70,000 Menschen im Lande. Als, wie es scheint, am dritten Tage, der Würgengel seine Hand auch über Jerusalem ausreckt, »da reuete Jehovah des Bösen, und er sprach zum Engel, der das Volk verderbte: Genug! nun ziehe deine Hand zurück!« David errichtet darauf auf Gad's Geheiß da, wo der Engel des Verderbens bei diesem »Genug!« Jehovah's gerade gestanden hatte, nämlich auf der Tenne des Jebusiters Aravna, dem Jehovah einen Altar. — Jehovah also zürnet dem Volke aus irgend einem Grunde, und sucht nach einem Anlaß, man möchte sagen — nach einem Vorwande, ihm etwas anzuhaben. Er reizt zu diesem Zwecke den König dieses Volkes zu etwas, das in seinen Augen ein Vergehen ist, und straft für dasselbe nun das Volk, das daran keinen Antheil, sondern so schon nur die Last davon hat, und zwar straft

er es in der angegebenen furchtbaren Weise, daß er gleich 70,000 davon in drei Tagen wegrafft. Welch ein Gott? — rufen wir auch hier wieder aus. Doch, wir sind dergleichen von ihm schon gewohnt. Ja, obgleich wir nun einige Jahrtausende weiter sind, finden wir diese Anschauungsweise doch noch oft genug in Kopf, Herz und Mund unsrer Gläubigen. Wie oft haben wir Aeußerungen zu hören bekommen, wonach unsre Hasser Dürre, Nässe oder Krankheit, welche doch Alle betrafen, als Strafen für unser Verbrechen des Unglaubens ansahen! Ist denn die Dummheit ganz unsterblich? oder nimmt sie doch nur mit der Langsamkeit ab, wie etwa gegenwärtig die innere Erdwärme abnimmt?

Wie war es aber möglich, daß eine solche Erzählung entstand? Man könnte sich die Entstehung etwa so vorstellen. Eine Pest verheerte das Land und raffte viele Menschen weg. Kurz vorher hatte David die Mannschaft zählen lassen und es war eine sehr große Zahl gefunden worden. Da diese Zahl durch die Pest bedeutend vermindert wurde, so brachte man Pest und Zählung in Verbindung. Die Zählung erschien als ein Uebermuth des, auf sein Kriegsheer, statt auf Jehovah, vertrauenden Königs, und man meinte nun, die Verminderung dieses Heeres durch die Pest wäre die Strafe für diesen Uebermuth und enthielte seine Demüthigung. Man fragte aber weiter, wie denn das Volk zu dieser Plage komme, da ja der König der Sünder sei, und man nahm an, der Zorn Jehovah's müsse wohl, aus irgend einem Grunde, ursprünglich wider das Volk selbst gerichtet gewesen sein, und suchte auf diese Weise die Meinung, daß die Pest Folge der Zählung sei, mit der Forderung, daß doch aber gerechter Weise das Volk nur seine eigne Sünde tragen könne, zu vereinigen. — In der Chronik (1 Chron. 22) ist die Reizung Davids zur Zählung dem Satan zugeschrieben, und damit wenigstens der eine Widersinn umgangen. Bei den Plagen Aegyptens haben wir übrigens dasselbe gehabt: — Jehovah verstockt dem Pharao das Herz, und straft dann das Land dafür.

David kann sich schließlich in seinem hohen Alter unter allen Decken, die man über ihn breitet, nicht warm erhalten. Es wird ihm deshalb eine schöne Jungfrau zur Bedienung gegeben, die sich, um ihn durch ihren Körper zu erwärmen, zu ihm legen muß (1. Kön. 1, 1—4).

Diese Altersschwäche benutzend, will ein Sohn Davids, Adonia, sich zum Könige machen; er ladet seine Anhänger zu einem Feste,

und Joab und der Priester Abjathar sind auf seiner Seite. David aber, der seinen Sohn Salomo zu seinem Nachfolger bestimmt hat, wird durch dessen Mutter Bathseba und den Propheten Nathan davon benachrichtigt, und läßt eiligst den Salomo als König ausrufen, worauf die Anhänger des Adonia sich zerstreuen. Er empfiehlt vor seinem Sterben noch dem Salomo, den Joab zur Strafe für dessen Meuchelmord an Abner und Amasa, und den Simei, welcher den David auf der Flucht vor Absalom verhöhnt hatte, nachher aber bei der Rückkehr auf seine Bitte von ihm begnadigt worden war, zu tödten. Das ist ein Hauptstück von dem letzten Willen Davids, wie er ihm hier wenigstens in den Mund gelegt wird (1. Kön. 1. 2).

Wir fassen zum Schluß noch einmal Geschichte und Charakter der drei Männer Samuel, Saul und David zusammen.

Samuel steht in der dreifachen Würde des Propheten, Priesters und Richters dem Volke vor. Er ist aber nicht Kriegsmann. Darum fordert das Volk einen König, der es gegen äußere Feinde anführen soll. Samuel wählt, vielleicht absichtlich, in Saul einen Mann, der eben nichts als Kriegsmann ist, und von dem er darum hofft, daß er ihm das Innere auch ferner überlassen, ja ihm als dem Priester Jehovah's gehorsam sein werde. Er ist von Körper der größte Mann in Israel, tapfer, bieder, aber ohne hervorstechende Geistesgaben. Sobald er aber den erwarteten Gehorsam nicht vollständig mehr leistet, ist auch die Gunst Samuels verscherzt. Der herrschgewohnte und herrschsüchtige Priester vergiebt ihm nie, daß er es gewagt hat, selbst zu opfern und einen gefangenen König nebst einigem erbeuteten Vieh zu verschonen; er bleibt unversöhnlich, obgleich Saul sich vor ihm demüthigt. David tritt nun auf den Schauplatz, ein dem beleidigten Priester willkommener Nebenbuhler Sauls, klug, listig, geschickt, gewandt, tapfer, thätig, von einschmeichelndem Wesen. Wir haben oben schon bei Gelegenheit angegeben, daß in den Büchern Samuels zwei sich widersprechende Angaben über die Art, wie David zuerst zu Saul gekommen sei, vorfinden. Nach der einen lernt Saul ihn kennen durch sein Anerbieten, den Goliath zu schlagen, nach der andern aber wird er als Unbekannter seines Saitenspieles wegen dem Saul empfohlen, als dieser von Schwermuth geplagt ist. Gleichviel! — er kommt durch Eins von Beiden an Sauls Hof, wird von diesem als Anführer bei Unternehmungen gegen die Philister gebraucht, erwirbt sich durch sein kluges

und tapferes Benehmen dabei immer mehr die Gunst des Volks, wie der Leute Sauls, erweckt dadurch aber auch immer mehr des letztern Eifersucht und Mißtrauen, wodurch er endlich sich zur Flucht genöthigt findet. Wir haben gesehen, daß Samuel ihn heimlich zum Könige gesalbt haben soll, noch ehe er bei Saul ist. Wahrscheinlicher möchte wohl sein, daß Samuel erst da auf ihn aufmerksam wird, als er am Hofe Sauls und als Kriegsanführer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt, ihn nun an sich zieht, zum Nachfolger Sauls bestimmt und in dieser Nebenbuhlerschaft mit all seinem Einflusse unterstützt. Ob er ihn wirklich schon zum Könige gesalbt haben, oder ob dies nur ein Vorgeben Davids und seines Anhanges gewesen sein mag, als derselbe nach Sauls Tode, welchem der Samuels schon vorangegangen war, sich zum Könige aufwirft, muß dahingestellt bleiben. Davids Benehmen gegen Saul wird sehr edel geschildert, und ebenso das gegen dessen Söhne; doch läßt sich nicht leugnen, daß hier die Wahrheit der Erzählung manchem Verdachte unterliegt. Die Ermordung Abners und Isboseths, sowie die Auslieferung der sieben Söhne und Enkel Sauls an die Gibeoniter, ist sehr danach angethan, daß sie von David insgeheim veranstaltet sein könnten, so sehr der ausdrückliche Bericht dagegen ist. Doch muß dies dahingestellt bleiben, da solche Vermuthungen einen zu unsichern Boden haben. Die berühmte Freundschaft zwischen David und Jonathan ist mehr ein Zeugniß für des Letzteren als für des Ersteren Uneigennützigkeit. Während seiner Flucht führt David ein Räuberleben. Gegen besiegte Feinde zeigt er sich mehrmals in höchstem Grade grausam. Die Wollust macht ihn zum Mörder. Mit seiner sonst gerühmten Versöhnlichkeit steht es in schlechtem Einklange, daß er vor seinem Scheiden dem Salomo noch die Wegräumung seines alten Feldherrn Joab, der freilich schließlich sich zu dem Adonia gewandt hatte, und des Simei, dem er Vergebung zugeschworen, anempfiehlt. Freilich wissen wir hier wieder nicht, ob nicht dieser letzte Wille dem abgeschiedenen Könige David untergeschoben ist, um den neuen König Salomo davon zu reinigen. Fromm aber erscheint David ganz entschieden, und das ist es ohne Zweifel, was ihn in den Augen Samuels über Saul erhob. Seine Klugheit sagte ihm, daß er sich die Priester Jehovah's zu Freunden erhalten müsse. Er war darum, trotz aller sittlichen Gebrechen und Barbareien, ein König nach dem Herzen Jehovah's, d. h. der Jehovah-Priester. Auch hier, wie überall in den priesterlichen Schriften, ist der Priester — Jehovah; Jehovah's Wille, Befehl, Rath, Gunst oder Zorn gehört

dem Priester an, wenn er auch natürlich in vielen Fällen, und vielleicht meistentheils, in gutem Glauben des Gegentheils spricht und handelt.

So bietet die Geschichte von Samuel, Saul und David ein nicht geringes geschichtliches Interesse, und ist zugleich meist schön dargestellt, hat überhaupt viel Anziehendes für den Leser; aber heilige Männer, Mustermänner für unsere Zeit zur sittlichen Verehrung und Nachahmung taugend, können wir in ihnen unmöglich erblicken, und es kann nicht ohne Schaden für die Sittlichkeit des Volks geschehen, wenn sie ihnen in Kirche und Schule immer noch als solche hingestellt werden sollen.

19. Salomo.

(1. Könige 1—11.)

Mit dem Namen Salomo ist in der überlieferten Vorstellung der Begriff der Weisheit wie verschmolzen, der »weise Salomo« ist jedem Kinde bekannt; sind ihm doch auch drei Spruchsammlungen im Alten Testamente zugeschrieben. Außerdem ist er der Repräsentant der friedlichen Größe und Herrlichkeit des Volks. Sein Vater David hatte das Reich gegründet, denn vor ihm hatte nur ein loser Zusammenhang der Stämme stattgefunden, an deren Spitze zur Zeit der Noth bald dieser bald jener kühne und tapfere Mann sich selber stellte, und dann in Saul's Person ein beständiger Kriegsanführer trat. Davids Größe hatte darin gelegen, daß er die kriegerischen Nachbarn unterworfen, den Stämmen eine feste Einheit, dem Volke durch Eroberung Jerusalems einen Mittelpunkt gegeben. Salomo ist der Friedefürst, der auf dem errungenen Boden und gelegten Grunde nun bauet, entwickelt, genießt und verherrlicht. Während seiner vierzigjährigen Regierung hat das Land Frieden. Die unterworfenen Könige »brachten Geschenke und waren Salomo unterthan all sein Leben lang, — — und er hatte Frieden von allen Seiten ringsum, und es wohnete Juda und Israel in Sicherheit ein jeglicher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum«.

Salomo vollstreckt zunächst einige Bluturtheile, die ihm größtentheils, wie wir schon sahen, sein sterbender Vater hinterlassen hat. Das erste ergeht wider Davids alten Heerführer Joab. Dieser hatte früher den Feldhauptmann des Saul, Abner, und den des Absalom,

Amasa, Beide Gegner Davids, meuchlings gemordet. Angeblich aus diesem Grunde empfiehlt David auf dem Sterbebette seinem Sohne und Nachfolger: »So thue denn nach deiner Weisheit, und laß seine grauen Haare nicht in Frieden hinabkommen in die Grube.« Joab flieht, als er davon hört, in das Zelt Jehovah's, wo jeder Flüchtling sicher zu sein glaubte; aber Salomo läßt ihn, da er herauszukommen sich weigert, selbst im Heiligthum niedermachen. Der Vollstrecker ist Benaja, welcher des Getödteten Nachfolger wird. Es ist sehr sonderbar, daß David endlich bei seinem Sterben seinem Sohne die Tödtung dieses Mannes um jener Ursache willen anbefohlen haben soll, nachdem er ihn während seines ganzen Lebens als treuen Diener neben sich behalten hatte. Weit wahrscheinlicher ist es, daß Salomo ihn aus eigenem Antriebe habe umbringen lassen, weil Joab sich für Adonia erklärt hatte, als dieser zum Könige ausgerufen wurde, — und daß Salomo selbst, oder auch nur sein Geschichtschreiber, jenen letzten Willen des David nur vorgegeben, und jenen Grund nur untergeschoben habe. — Das zweite Opfer ist Simei, welcher dem David bei seiner Flucht vor Absalom geflucht hatte, aber nach der Rückkehr Davids von ihm begnadigt worden war. Obgleich David sich auf seinem Sterbebette ausdrücklich erinnert, daß er ihm damals sein Leben eidlich zugesichert habe, trägt er doch dem Salomo auf: »Nun aber laß ihn nicht ungestraft, denn du bist ein weiser Mann, und weißt, was du ihm thun mußt, und laß seine grauen Haare mit Blut hinunterkommen in die Unterwelt.« Salomo läßt hierauf den Simei kommen und befiehlt ihm, sich in Jerusalem ein Haus zu bauen, und die Stadt nie zu verlassen, widrigenfalls er werde sterben müssen. Drei Jahre später entlaufen dem Simei zwei Sklaven. Er setzt ihnen nach und holt sie zurück. Als das aber Salomo erfährt, läßt er ihn, und zwar ebenfalls durch Benaja, niedermachen. Auch hier klingt es gar zu unwahrscheinlich, daß David nun im Sterben seinem Nachfolger die Tödtung eines Mannes sollte anbefohlen haben, den er selbst vor geraumer Zeit ganz freiwillig begnadigt hatte. Weit wahrscheinlicher ist es abermals, daß Salomo aus eigenem Antriebe sich eines Mannes entledigen wollte, von dem er, da er sich doch früher seinem Vater feindselig erwiesen, nun auch für sich nichts Gutes erwarten mochte. — Das dritte Opfer ist Adonia, der Halbbruder Salomo's. Er hatte sich in der letzten schwachen Zeit Davids zum Könige machen wollen, und Joab und Abjathar, der Priester, und viele Andere hatten

es mit ihm gehalten. Als aber auf Befehl Davids Salomo zum König ausgerufen worden war, hatten sich Adonia's Anhänger zerstreut und er selbst war zum Altare Jehovah's geflohen und hatte sich vor Salomo gedemüthigt, worauf dieser zugesagt: »Wenn er redlich ist, so soll kein Haar von ihm fallen auf die Erde; wird aber Böses an ihm erfunden, so soll er sterben.« Später läßt Adonia, durch die Fürsprache der Bathseba, der Mutter des Königs, diesem die Bitte vortragen, ihm zu gestatten, daß er die Abisag, die Pflegerin des alten David, zur Frau nehme. Salomo nimmt diese Bitte, wie es scheint, für eine hinterlistige, als wolle Adonia dadurch sich dennoch den Weg zum Throne bahnen, und läßt ihn durch Benaja tödten. Auch hier kann man sich des Verdachtes nicht ganz erwehren, daß Salomo nur Gelegenheit gesucht, sich des früheren Nebenbuhlers, der es auch wieder werden konnte, zu entledigen.

Das sind denn schlimme Anfänge für *unsere* Begriffe von Weisheit und Gerechtigkeit. Der Verfasser der Geschichte freilich nimmt jene Thaten für Ausflüsse dieser Tugenden; denn beide Male, als David die Tödtung des Joab und Simei anempfiehlt, verweist er den Salomo, wie wir gesehen haben, auf seine Weisheit. *Wir* können in dieser Weisheit nichts als die gewöhnliche Klugheit eines Herrschers finden, der sich reine Bahn zu machen sucht. Freilich müssen wir, wenn wir über den Mann persönlich urtheilen wollen, die barbarischen Zeiten in Anschlag bringen. Man erkenne aber eben nur an, daß diese Zeiten und Menschen barbarisch waren, und uns durchaus nicht zum Muster dienen können, — dann sind wir zufrieden.

Einigem Andern in Salomo's Geschichte wollen wir dagegen die Weisheit nicht absprechen, wenn wir auch nicht immer den hohen Werth darauf legen können, wie es hier geschieht. Bei einem großen Opfer, das er zu Gibeon bringt, erscheint ihm Jehovah im Traume und sagt zu ihm: »Bitte, was soll ich dir geben!« Da ist die Bitte Salomo's: »So gieb deinem Knechte ein verständiges Herz, um dein Volk zu richten, und einzusehen Gutes und Böses.« Und dann die bekannte Geschichte von dem salomonischen Richterspruch. Zwei Weiber, die zusammen wohnen, haben jede einen neugeborenen Sohn. Die Eine erdrückt den ihrigen des Nachts im Schlafe, und vertauscht am Morgen denselben mit dem lebendigen Sohne ihrer Genossin, während diese noch schläft. Die Letztere erkennt aber den Betrug, verlangt ihr Kind zurück, und beide treten, da die Diebin leugnet, zur Entscheidung der Sache vor Salomo. Salomo befiehlt

zum Scheine, den lebenden Knaben, da sich nicht entscheiden lasse, welcher von beiden Müttern er gehöre, in zwei Hälften zu theilen und jeder eine Hälfte zu geben. Da bittet die Beraubte, lieber das Kind ganz und lebendig der Andern zu überlassen, während dagegen diese mit der Theilung einverstanden ist, und Salomo erkennt jene daran als die wirkliche Mutter und spricht ihr den Knaben zu.

Die Weisheit Salomo's wird in überschwenglicher Weise so geschildert: »Und Gott gab Salomo Weisheit und Einsicht, sehr groß und ausgebreiteten Verstand, wie der Sand am Ufer des Meeres. Und die Weisheit Salomo's war größer, als die Weisheit aller Söhne des Ostens und alle Weisheit Aegyptens. Und er war weiser, als alle Menschen, — — und sein Name war unter allen Völkern ringsum. Und Salomo redete 3000 Sprüche, und seiner Lieder waren 1005. Und er redete über die Bäume von der Zeder auf Libanon bis zum Ysop, der an der Wand wächst, und redete über das Vieh und über die Vögel und über das Gewürm und über die Fische. Und es kamen von allen Völkern, zu hören die Weisheit Salomo's, von allen Königen der Erde, welche höreten von seiner Weisheit.« Von einem solchen Kommen einer Königin wird denn auch wirklich berichtet. Es ist die Königin von Saba, welche dem Salomo große Geschenke macht, und rühmt, sie habe das Gerücht von Salomo's Weisheit für übertrieben gehalten, es der Wirklichkeit aber noch nicht einmal entsprechend gefunden. Salomo beantwortet ihr aber auch alle Fragen, die sie ihm vorlegt.

Als die größte That Salomo's wird der Tempelbau dargestellt, den ihm sein Vater David — wie erzählt wird, in Folge von Jehovah's ausdrücklicher Verfügung — als Aufgabe hinterlassen hatte. Ueberhaupt ist er ein großer Bauherr, denn außer dem Tempel errichtet er auch für sich und für die Königin, eine Tochter des ägyptischen Pharao, Paläste zu Jerusalem, und eine Anzahl fester Städte im Lande. Zum Zweck der Ausführung besonders der ersterwähnten Bauten tritt er mit dem Könige Hiram von Tyrus in Bund und Freundschaft, welcher ihm gestattet, auf dem Libanon Zedern zu hauen und Steine zu brechen, ihn dabei selbst mit Arbeitern unterstützt, ihm auch den Künstler in Erzarbeit stellt. Auch unternehmen beide eine Schiffsexpedition vom Schilfmeere aus nach dem Goldlande Ophir, indem Salomo das Schiff baut und Hiram die Seeleute giebt. Der Bau aller Häuser dauert zwanzig Jahre, der des Tempels allein sieben Jahre. Können wir diese Angaben noch als recht

wohl möglich annehmen, so begegnen wir doch bei andern wieder den ungeheuersten Uebertreibungen. 30,000 Fröhner bietet Salomo für den Libanon auf, wovon jeden Monat der dritte Theil dort arbeitet, während die andern zwei Drittel zu Hause sind. Gleich darauf ist aber weiter noch angegeben, daß er 70,000 Lastträger und 80,000 Hauer auf dem Gebirge gehabt, und daß die Aufseher über dieselben 3300 gewesen wären. Die Größe des Tempels ist nicht übermäßig angegeben; dagegen soll er inwendig ganz und gar, an Wänden und Fußböden, sowie auch die Cherubs und der Altar, mit Gold überzogen gewesen sein. Das Opfer aber, das Salomo bei der Einweihung bringt, besteht aus 22,000 Rindern und 120,000 Schafen! — »ganz Israel, eine große Versammlung, von Hemath bis an den Bach Aegyptens«, feiert zu Jerusalem 14 Tage. — So wird auch die Hofhaltung des Königs und sein Heer in derartigen Uebertreibungen geschildert. »Und es war die Speise Salomo's auf einen Tag: 30 Cor (à circa 1 Berl. Scheffel) Weißmehl und 60 Cor anderes Mehl, 10 gemästete Rinder und 20 Weiderinder und 100 Schafe, ohne die Hirsche und Gazellen und Damhirsche und das gemästete Geflügel!« »Und Salomo hatte 40,000 Gespanne Rosse zu seinen Wagen, und 12,000 Reiter!« Das Gold hat Salomo in Haufen, und »das Silber machte er zu Jerusalem den Steinen gleich«. Der Verfasser muthet in der That seinen Lesern allzuviel zu. Die Größe und Herrlichkeit des weisen Königs des auserwählten Volkes mußte aber doch in das glänzendste Licht gestellt werden.

Jehovah zieht denn auch in seine neugebaute Wohnung förmlich ein, wie er in das heilige Zelt in der Wüste eingezogen war. Nachdem die Priester bei der Einweihung die Lade in das Allerheiligste gesetzt haben, heißt es dann: »Und es geschah, als die Priester herausgingen aus dem Heiligen, da erfüllte ein Gewölk das Haus Jehovah's; und es konnten die Priester nicht stehen im Dienste vor dem Gewölke, weil die Herrlichkeit Jehovah's das Haus erfüllte. Da sprach Salomo: »Jehovah gedenket zu wohnen im Dunkel. Gebauet habe ich ein Haus dir zur Wohnung, einen Ort zu deinem Sitz in Ewigkeit.« Doch wird nachher hinzugefügt, daß sich Jehovah's Wohnung nicht auf den Tempel beschränke, sondern vielmehr unbeschränkt die ganze Welt sei. »Zwar in Wahrheit,« spricht Salomo zum Volke, »sollte Gott wohnen auf der Erde? Siehe, die Himmel und aller Himmel Himmel fassen dich nicht, geschweige dieses Haus, welches ich gebauet!« Und darauf bezeichnet er den Himmel als den

»Ort seiner Wohnung«, und bittet nur, daß Jehovah die im Tempel dargebrachten Gebete oben im Himmel hören möge. Jehovah selbst verheißt dann in Betreff des Tempels: »Ich habe dieses Haus geheiligt, welches du gebauet, daß ich meinen Namen dahin lege in Ewigkeit, und meine Augen und mein Herz sollen daselbst sein allezeit,« — wie er schon zuvor in derselben Beziehung gesagt hatte: »und ich will wohnen unter den Söhnen Israels, und will nicht verlassen mein Volk Israel.«

Doch werden alle diese und andere daran geknüpfte Verheißungen, wie immer, so auch hier, nur bedingungsweise gegeben, für den Fall, daß König und Volk an den Satzungen und Rechten Jehovah's festhielten, während im Falle des Gegentheils das Gegentheil angedrohet wird. »Wenn ihr euch aber abwendet, — — so werde ich Israel ausrotten aus dem Lande, welches ich ihnen gegeben, und das Haus, das ich meinem Namen geheiligt, werde ich wegthun von meinem Angesicht,« und Israel soll zum Sprichwort und zur Stichelrede werden unter allen Völkern. Und dieses Haus, so erhaben es ist, wer vorbeigeht vor demselben, wird sich entsetzen und zischen, und man wird fragen: »Warum hat Jehovah also gethan diesem Lande und diesem Hause?« Die dann folgende Antwort giebt als Grund an, daß sie andre Götter verehrt hätten, als ihn. Der Verfasser legt das, was er, der später Lebende, als geschehen kannte, dem Jehovah selbst als Androhung in den Mund; und für dieses Unglück sieht er, der Priester Jehovah's, den Grund im Dienste andrer Götter.

Doch macht auch die Erzählung selbst an der Weisheit Salomo's mancherlei Ausstellungen. »Und der König Salomo liebte viele fremde Weiber, und zwar neben der Tochter Pharao's (der eigentlichen Königin) Moabitinnen, Ammonitinnen, Edomitinnen, Sidonierinnen, Hethitinnen, von den Völkern, von welchen Jehovah gesagt zu den Söhnen Israels: Ihr sollt nicht unter sie kommen, und sie sollen nicht unter euch kommen.« »Und er hatte an Weibern 700 Fürstinnen und 300 Kebsweiber, und seine Weiber wandten sein Herz ab. Und es geschah zur Zeit, da Salomo alt war, da wandten seine Weiber sein Herz ab, andern Göttern nach, und sein Herz war nicht ganz ergeben gegen Jehovah, seinen Gott, wie das Herz Davids, seines Vaters.« Er verehrte die Astarte, den Milcom, den Camos, den Moloch, und bauete ihnen Höhen. Da wird Jehovah zornig, und kündigt ihm an, daß er zur Strafe den größten

Theil des Königreichs von seinem Geschlechte reißen und denselben seinem Knechte geben wolle. Das ist die Einleitung zur nachherigen Spaltung des Reichs.

20. Die Reiche Juda und Israel.

(1. Kön. 12 bis Ende von 2. Kön.)

Mit der Einheit des Volkes Israel, welche David fest begründet und die auch unter Salomo fortgedauert hatte, ging es indeß schnell wieder zu Ende; nach des Letztern Tode trat sofort die Spaltung in die zwei Reiche Juda und Israel ein. Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Salomo hatte einen Jüngling, Namens Jerobeam, der sich bei den königlichen Bauten besonders tüchtig erwies, »über alle Dienste des Hauses Josephs gesetzt«. Von diesem wird nun erzählt, als er einst aus Jerusalem herausgegangen, und dem Propheten Ahia allein auf dem Felde begegnet sei, habe dieser Jerobeams neuen Mantel in zwölf Stücke gerissen und zu ihm gesagt: »Nimm dir zehn Stücke; denn so spricht Jehovah, der Gott Israels: Siehe, ich reiße das Königreich aus der Hand Salomo's, und gebe dir zehn Stämme (der eine Stamm aber soll ihm gehören, um meines Knechtes Davids willen und um Jerusalems willen, der Stadt, welche ich erwählet habe aus den Stämmen Israels), darum, daß sie mich verlassen, und angebetet Astarte, den Gott der Sidonier, Camos, den Gott Moabs und Milcom, den Gott der Söhne Ammons, und nicht in meinen Wegen gewandelt, und nicht gethan, was Recht ist in meinen Augen, und meine Satzungen und meine Rechte, wie David, sein Vater.« Mit einem Worte, der Prophet wiederholt hier dem Jerobeam, was bereits Jehovah selbst dem Salomo angekündigt hatte. Von Jerobeams Verhalten nach Empfang dieser Weissagung geschieht keinerlei Erwähnung, sondern es heißt nur, Salomo habe denselben zu tödten gesucht, und er sei deshalb zum Könige von Aegypten geflohen und dort bis zu Salomo's Tode geblieben.

Als nun Salomo gestorben ist, geht sein Sohn Rehabeam nach Sichem, wo das Volk Israel versammelt ist, um ihn zum Könige zu machen. Jerobeam ist unterdessen zurückgekehrt und das Volk sagt, mit ihm an der Spitze, zu Rehabeam: »Dein Vater hat unser

Joch hart gemacht; du aber erleichtere nun den harten Dienst deines Vaters, und sein schweres Joch, das er auf uns gelegt, so wollen wir dir dienen.« Rehabeam bescheidet sie, nach drei Tagen wieder zu ihm zu kommen, und befragt unterdeß seine Räthe über die zu gebende Antwort. Den Rath der Alten verschmähend, und vielmehr dem Rathe der jungen Leute folgend, spricht er sich dann so aus: »Mein Vater hat euer Joch schwer gemacht, und ich will noch hinzuthun zu eurem Joche; mein Vater hat euch gezüchtigt mit Geißeln, ich will euch züchtigen mit Skorpionen.« Da antwortet das Volk: »Was haben wir für Theil an David? wir haben kein Eigenthum am Hause Isai's! Zu deinen Zelten Israel! Nun sorge für dein Haus, David!« Das Volk zerstreut sich hierauf, und ein Beamter des Rehabeam, welcher Frohnen verlangt, wird gesteinigt; Rehabeam aber flieht nach Jerusalem. Nur der Stamm Juda mit Benjamin verbleibt ihm, während die übrigen zehn Stämme den Jerobeam zu ihrem Könige machen.

Da haben wir eine ähnliche Geschichte, wie zwischen Saul und David. David wird von Saul ebenfalls aus der Niedrigkeit erhoben, er wird ebenfalls durch einen Propheten, den Samuel, heimlich zum Könige geweiht, Saul wird ebenfalls auf ihn eifersüchtig und sucht ihn zu tödten, David fliehet ebenfalls zu einem fremden Könige, dem Achis zu Gath, kommt nach Sauls Tode zurück, und es hängt ihm ein Theil des Volks an, während der andere Theil fürs Erste am Sohne Sauls hängt. — Bei David war es indeß klar, weshalb Saul auf ihn eifersüchtig war: — es war der großen Volksgunst wegen, die dem David immer mehr zufiel. Bei Jerobeam ist der Grund dieser Eifersucht nicht angegeben, doch ist zu vermuthen, daß er eben derselbe gewesen sei.

Der Vorgang der Spaltung des Reichs wird übrigens hier nicht als natürlich-geschichtlicher Vorgang, sondern religiös angesehen. Die natürlichen Ursachen werden erzählt, aber h i n t e r ihnen wird als eigentlich wirkende Ursache eine Veranstaltung Jehovah's angenommen. Die, mit seiner »Weisheit« in so nahem Zusammenhange stehende »Herrlichkeit« des Königs Salomo, die schweren Abgaben, die er, um seine Bauten, seinen verschwenderischen Hofhalt, seinen zahlreichen Harem, den kostbaren Tempeldienst, das Heer von Soldaten und Beamten, bezahlen zu können, dem Volke auferlegt hatte, und dann die despotische Verstocktheit seines Sohnes und Nachfolgers gegen die Bitten des Volkes um Erleichterung, —

das ist die wirkliche Ursache des Abfalls der zehn Stämme. Dagegen giebt der Bericht den Götzendienst des Salomo, und den dadurch gereizten Zorn Jehovah's als eigentlich bewegende Ursache an. Er läßt den Jehovah die Abtrennung der zehn Stämme als Strafe für diesen Götzendienst anordnen. Man merke auch hier auf die Ungerechtigkeit und Unzweckmäßigkeit dieses angeblichen Jehovah-Willens. Ungerecht ist derselbe, weil die Unschuldigen gestraft werden, der Schuldige aber, Salomo, straflos bleibt, da das Strafgericht, und sogar nach Jehovah's ausdrücklicher Vorherbestimmung, erst nach seinem Tode eintritt. Weil der König Götzendienst getrieben hat, so wird das Volk für Jahrhunderte gespalten und in das ungeheuerste Unglück gestürzt! — Und dann die Unzweckmäßigkeit. Durch diese Spaltung wird dem Götzendienste nicht etwa gewehrt, sondern er wird im Gegentheil dadurch gefördert, indem das abgetrennte Israel der eigentliche Sitz desselben wird. — Diese Ungerechtigkeit und Unzweckmäßigkeit lassen sich in den meisten angeblichen Strafgerichten Jehovah's leicht erkennen, wenn man Augen und den Willen zum Sehen hat. Diese Strafgerichte sind eben nichts als Vorstellungen des religiösen Geistes damaliger Zeit, der von wahrer Sittlichkeit noch sehr weit entfernt ist. — Es kommt auch hier wieder ein solches Verstocken vor, wie wir es bei Pharao und bei andern Gelegenheiten gehabt haben. Als das Volk den Rehabeam um Verminderung der Lasten bittet, heißt es: »Und der König gab dem Volke kein Gehör; denn es war Schickung von Gott, auf daß er sein Wort erfüllete, welches Jehovah geredet durch Ahia zu Jerobeam.« Gott macht, daß Rehabeam nicht nachgiebt, damit er das angedrohete schwere Unglück, zur Strafe für die Vergehungen des verstorbenen Salomo, über das Volk bringen könne.

David hatte durch Unterwerfung der Nachbarn das Reich befestigt und zur Ruhe gebracht; Salomo regierte auf diesem Grunde in Frieden; nach ihm aber kommt durch die Spaltung der Krieg wieder, aber im Ganzen keineswegs siegreich wie unter David, sondern meist mit Unglück, schließlich mit Untergang verbunden. Aegypter, Syrer, auch Moabiter und Edomiter, endlich auch Assyrer und Babylonier, sind die Völker, mit denen bald Juda, bald Israel, oft auch beide zusammen, zu kämpfen haben, und eben so wenig fehlt es an Kriegen beider unter einander. Salmanassar, König von Assyrien, führt endlich die Bewohner des Reiches Israel weg nach Babel, und setzt dagegen Volk von da nach Samarien; und später führt ebenso

Nebukadnezar die Leute des Reiches Juda hinweg. Außer diesen äußern Kriegen werden beide Reiche aber noch mehr durch innere Umwälzungen zerrüttet. Palastrevolutionen stürzen den Herrscher und heben einen andern auf den Thron, wobei die größten Greuel in Fülle sich ereignen. Priester und Propheten nehmen daran nicht geringen Antheil. Wir enthalten uns, diese Geschichten hier aufzuzählen, da wir es vorzugsweise mit der religiös-sittlichen Seite der Bibel zu thun haben. Wer die wilde und greuliche Wirthschaft näher kennen lernen will, der mag sie in den Büchern der Könige nachlesen.

Auch diese Bücher sind durchaus in religiösem Interesse geschrieben, und die darin enthaltenen Begebenheiten in religiösem Interesse dargestellt. Wie die auf einander folgenden Könige von Juda und Israel sich zur Verehrung Jehovah's verhalten, das ist durchgehends der Hauptgesichtspunkt des Verfassers. Es wird dies von jedem ausdrücklich angegeben, und darnach das Urtheil über ihn gefällt; die Könige zerfallen darnach geradezu in zwei Klassen. »Er that, was recht war, in den Augen Jehovah's,« — oder »Er that, was böse war, in den Augen Jehovah's,« — das sind die beiden Formeln, durch welche die beiden Klassen von einander unterschieden werden. Unter dem »Gut« ist stets beiweitem vorzugsweise die Treue gegen den Jehovahdienst, unter dem »Böse« der Abfall von demselben und die Verehrung anderer Götter gemeint. Als Vorbild der »guten« Könige wird immer David, als Vorbild der »bösen« Jerobeam genannt. »Er that, was gut war, in den Augen Jehovah's, wie David, sein Vater,« oder: »Er that, was böse war, in den Augen Jehovah's, und wandelte den Sünden Jerobeams, des Sohnes Nebats, nach, womit er Israel zur Sünde verleitete;« — so pflegen jene beiden Formeln in voller Ausdehnung zu lauten. Der Wechsel solch guter und böser Könige ist ein fortwährender im Reiche Juda: acht gute und zehn böse werden da aufgezählt. Im Reiche Israel dagegen sind sie alle böse, ausgenommen Jehu, welcher, vom Propheten Elisa gesalbt, den König Joram von Israel erschlägt und seine ganze Familie, nebst ganzem Anhange, ausrottet, und die Priester des Baal vertilgt, dann aber doch selbst Götzendiener bleibt, so daß es schließlich von ihm heißt: »Aber Jehu achtete nicht darauf, zu wandeln im Gesetz Jehovah's, des Gottes Israels, mit ganzem Herzen; er wich nicht von den Sünden Jerobeams, womit er Israel zur Sünde verleitet.«

Der Kampf zwischen dem Jehovahdienst und dem Dienste anderer Götter bildet überhaupt den Kern der ganzen Geschichtsdarstellung.

Offenbar zieht der Erstere im Ganzen beiweitem den Kürzern. In Israel, welches den weithin größten Theil des Landes umfaßt, herrschen stets die andern Götter; in dem kleinen Juda herrschen sie auch etwa zur Hälfte, und lassen dem Jehovah nur die andre. Ueberhaupt, wenn man die ganze jüdische Geschichte bis zur babylonischen Gefangenschaft überblickt, so sieht man, daß darin die Verehrung der andern Götter die Verehrung Jehovah's weit überwiegt. Jene ist stets als Abfall von Jehovah, als Ausnahme von der Regel, als Volkslaune oder als Einschwärzung schlechter Könige behandelt. Man sieht aber deutlich genug, daß Jehovah eben auch nur Einer von den Göttern ist, welche von den alten Israeliten verehrt wurden, und daß nur seine Priester und Propheten ihn zu dem alleinverehrten zu machen strebten, und darüber eben in fortwährender Reibung mit den Priestern der andern lagen. Die Geschichtserzählung rührt aber von den Jehovah-Priestern her, und von diesem Umstande die erwähnte Darstellung. In Juda, oder wenigstens in Jerusalem, scheint allerdings Jehovah zu überwiegen; in Israel dagegen hat Baal den Vorrang. Ueber das Verhältniß beider zu einander wollen wir uns enthalten, weiter etwas zu bestimmen, da dasselbe noch nicht ganz im Klaren ist. Soviel im Allgemeinen aber ist außer Zweifel — und wir haben darauf schon öfter hingedeutet — daß auch der Jehovah-Glaube und Dienst früher von dem Cultus andrer Götter wenig verschieden gewesen ist.

Eine besonders bedeutende Rolle in der Geschichte beider Reiche spielen, mindestens nach der biblischen Darstellung, die Propheten, welche zu Hunderten darin vorkommen, aus denen dann wieder Einzelne, wie namentlich Elia und Elisa, hervortreten. Sie eifern für Jehovah gegen die abgöttischen Könige, nehmen Theil an Regierungsveränderungen, weissagen, heilen, wecken Todte auf und thun sonstige Wunder. Wie der Prophet Ahia den Jerobeam zum Gegner Salomo's und zum einstigen Könige von Israel stempelt, haben wir schon gesehen. Daß derselbe so bestimmt den Abfall der zehn Stämme voraussagt, ist wahrscheinlich eine ihm nach dem Erfolge in den Mund gelegte Weissagung. Die Sache erinnert uns, wie wir schon sahen, so sehr an die geheime Salbung Davids durch Samuel, daß wir wohl vermuthen können, auch hier habe der Prophet den Jerobeam nur im Allgemeinen zum Nebenbuhler Salamo's geweiht, aus Zorn über dessen Verehrung anderer Götter neben Jehovah. Jerobeam sollte wahrscheinlich entweder den Salomo selbst stürzen, oder doch

nach dessen Tode seine Familie verdrängen, von welcher die Fortsetzung des salomonischen Systems zu besorgen war. Von einem, durch ihre moralische Macht auf den Thron erhobenen Könige mochten die Propheten Jehovah's hoffen, daß derselbe, aus Dankbarkeit, und um sich die Propheten zu Freunden zu erhalten, nun auch allein den Jehovahdienst begünstigen werde. Die nachherige Theilung des Reichs war wahrscheinlich nur Folge davon, daß es nicht gelang, den Jerobeam zum Könige über das Ganze, über alle Stämme, zu erheben.

Dem auf ihn gesetzten Vertrauen entsprach freilich Jerobeam sehr schlecht. Damit die zehn Stämme, die nun unter seiner Herrschaft standen, den Mittelpunkt ihres Gottesdienstes nicht mehr in Jerusalem, dem Sitze Rehabeams, haben und dadurch vielleicht wieder an ihn zurückfallen möchten, macht er zwei goldene Kälber, von denen er eins nach Bethel, das andre nach Dan setzt, indem er zum Volke spricht: »Laßt ab, nach Jerusalem hinaufzuziehn! Siehe, da ist dein Gott, Israel, der dich heraufgeführt aus dem Lande Aegypten!« Also gerade wie damals am Sinai in der Wüste. Da macht Aaron ein goldenes Kalb, und es wird von diesem auch gesagt: »Das ist dein Gott, Israel, welcher dich heraufgeführt aus dem Lande Aegypten!« — und Aaron läßt ausrufen: »Ein Fest Jehovah's ist morgen.« Dort erklärt also Aaron, der Hohepriester, das goldne Kalb für das Bild Jehovah's. Auch hier, in der Erzählung von Jerobeam, wäre nicht recht zu begreifen, wie dieser dem Volke zum Ersatz für seinen Jehovah im Tempel zu Jerusalem, ein goldnes Kalb hätte anbieten und dadurch hoffen können, es vom gewohnten Opfergange nach Jerusalem abzuhalten, wenn dieses goldne Kalb etwas so ganz Andres als Jehovah gewesen wäre. Konnte Aaron dort das goldene Kalb Jehovah nennen, und konnte hier Jerobeam ebenso ein goldenes Kalb dem Volke als Ersatz für seinen gewohnten Jehovah in Jerusalem bieten und eben auch demselben sagen, dies sei der Gott, der es aus Aegypten geführt habe, so ist es schwerlich anders denkbar, als daß wirklich die Juden damals den Jehovah unter dem Bilde eines Stiers verehrten, das sie wahrscheinlich mit aus Aegypten gebracht hatten.

Da entbrennt denn natürlich der Zorn Jehovah's wider Jerobeam, und es ergehen schlimme Weissagungen und Strafwunder wider ihn. Er hat zu Bethel ein »Höhenhaus« gebaut — stand doch auch der Tempel zu Jerusalem auf einer Höhe! — und Priester aus dem Volke genommen, »die nicht aus den Söhnen Levi's waren«. Da

kommt »ein Mann Gottes von Juda durch das Wort Jehovah's« nach Bethel, als eben Jerobeam am Altar steht und räuchert, und ruft wider den Altar: »Altar, Altar! so spricht Jehovah: Siehe, ein Sohn wird geboren dem Hause Davids, Josia sein Name, der wird auf dir opfern die Priester der Höhen, die auf dir räuchern, und Menschengebeine wird man auf dir verbrennen.« »Und er gab«, heißt es dann weiter, »selbigen Tages ein Wunderzeichen und sprach: Das ist ein Wunderzeichen, das Jehovah redet: Siehe, der Altar wird zerrissen, und die Asche auf demselben verschüttet werden.« Da streckt Jerobeam seine Hand gegen den Propheten aus und ruft: Greifet ihn! Aber siehe da, seine Hand erstarrt, und der Altar wird zerrissen und die Asche von ihm verschüttet. Nun bittet Jerobeam den Mann Gottes, zu Jehovah zu flehen, damit seine Hand wieder beweglich werde. Der Prophet thut es und das Gebet wird erhört. Zum Dank ladet Jerobeam ihn in sein Haus zum Essen ein; dieser lehnt es aber ab, weil Jehovah ihm geboten habe, an diesem Orte weder zu essen noch zu trinken, und zieht seines Wegs. — Der Verfasser will durch jene Einladung zeigen, wie gewaltig die Macht Jehovah's und seiner Propheten sei, da sich selbst ein so götzendienerischer König vor derselben habe beugen müssen. Nun ist aber wieder wunderbar, daß der so Gebeugte hinfort den Götzendienst nicht aufgiebt. — Wir haben hier wieder einen solchen Fall, wie namentlich in Gideons Geschichte vorkommt, daß zur Beglaubigung einer Weissagung, deren Erfüllung erst in Zukunft geschehen soll, ein Wunder sofort geschieht, wenn die Weissagung ausgesprochen ist. Das Zerreißen des Altars ist hier dieses Wunder. Freilich, zur Ueberzeugung des Lesers kann es nicht so beitragen, wie es angeblich damals die die Weissagung Hörenden überzeugen sollte, weil ihnen das Wunder eben auch nur erzählt wird, so gut wie die Weissagung.

Aber auch über den Mann Gottes von Juda ergeht nachher ein furchtbares, und zwar noch weit strengeres Strafgericht. Als nämlich ein alter Prophet in Bethel von dem Vorfall mit Jerobeam hört, reitet er jenem nach und bittet ihn, als er ihn einholt, doch umzukehren und bei ihm zu essen; und da derselbe sich mit dem schon oben genannten Verbote Gottes, ebenso wie früher gegen Jerobeam, entschuldigt, lügt jener ihm vor, Jehovah habe durch seinen Engel ihm im Gegentheil geboten, den Propheten in sein Haus zu führen und ihm Essen vorzusetzen. Der Prophet von Juda glaubt der Lüge und kehrt mit um; da läßt ihm Jehovah durch den lügnerischen Propheten,

seinen Wirth, verkündigen, zur Strafe dafür, daß er jenes Verbot übertreten, solle er nicht in seiner Väter Grab kommen. Und als er nun auf dem Esel seines Wirthes heimzukehren im Begriffe ist, überfällt ihn auf dem Wege ein Löwe, der ihn tödtet, aber, nur Jehovah's Willen in Ausführung bringend, weder ihn noch den Esel verzehrt, sondern ruhig neben beiden stehen bleibt, bis der Prophet von Bethel kommt, den Leichnam auf den Esel legt und nach Hause bringt, um ihn in seinem eigenen Begräbniß zu beerdigen. — So furchtbar straft der Gott Jehovah eine unbedeutende Uebertretung seines Befehls, auch wenn sie in gutem Glauben, nur aus Irrthum geschieht, während dagegen der eigentlich Schuldige, der lügnerische Prophet von Bethel, straflos ausgeht.

Dem Jerobeam stirbt dann zur Strafe für seinen Götzendienst sein Sohn, und die völlige Ausrottung seines ganzen Geschlechts wird ihm angedroht, und geht natürlich auch in Erfüllung. Also wieder werden Andre gestraft für den Schuldigen, die Kinder für den Vater. »Wer von Jerobeam stirbt in der Stadt, den sollen die Hunde fressen, und wer stirbt auf dem Felde, den sollen die Vögel des Himmels fressen; denn Jehovah hat's geredet.« (1. Kön. 14, 11.) — Jehovah steht auch hier mit seinen Propheten auf ganz vertraulichem Fuße. Als der Sohn krank ist, schickt Jerobeam seine Frau nach Silo zu demselben Ahia, der ihm die Erhebung auf den Thron geweissagt hatte, um ihn über den Ausgang der Krankheit zu befragen. Die Frau verkleidet und verstellt sich, um nicht erkannt zu werden. Da setzt Jehovah den blinden Ahia zuvor von der Ankunft derselben und ihrer Verstellung in Kenntniß, so daß er sie nun bei ihrem Eintreten gleich mit ihrem Namen anreden kann.

Die bedeutendsten unter den Propheten in den Büchern der Könige sind aber Elia und Elisa, des Erstern Schüler und Nachfolger. Wir haben von Beiden keine Schriften übrig, sondern es werden von ihnen nur Weissagungen und Wunder erzählt. Elia verkündet dem Könige Ahab von Israel, daß in diesen Jahren kein Regen fallen werde, außer auf des Propheten Wort. Auf Jehovah's Geheiß flieht er nun vor Ahab jenseit des Jordans und hält sich lange Zeit an einem Bache auf, der ihm Wasser giebt, während Raben ihm täglich Morgens und Abends Brod und Fleisch bringen. Als nach Verlauf des Jahres der Bach vertrocknet, geht der Prophet auf Befehl Jehovah's in das Land der Sidonier nach Zarpath, wo er eine Wittwe vor dem Thore Holz lesend antrifft. Als sie auf seine Bitte um

Speise antwortet, sie hätte nur noch Mehl und Oel zu einer Mahlzeit für sich und ihren Sohn, diese wolle sie mit dem Holze zubereiten und dann sterben, bewirkt Elia, daß das Mehl und Oel im Eimer und Krug das ganze Jahr nicht ausgehe, so daß die Wittwe und der Sohn und er selbst davon leben. Als der Sohn stirbt, macht er ihn wieder lebendig. Im dritten Jahre der Dürre endlich tritt er vor Ahab und fordert ihn auf, ganz Israel, nebst den 400 Propheten des Baal und 400 Propheten der Astarte, zum Berge Karmel zu versammeln. Ahab und sein Weib Isebel sind nämlich arge Götzendiener, und Letztere hat sogar die Propheten Jehovah's ausrotten lassen, so daß nur 100 von ihnen entkommen, welche der Haushofmeister des Königs, Obadja, in zwei Höhlen versteckt. Ahab versammelt Volk und Propheten am angegebenen Orte. Elia spricht zum Volke, nun wolle er dem Jehovah einen Stier, und die Propheten des Baal sollten diesem einen andern Stier schlachten und auf das Holz legen, aber ohne Feuer daran zu thun. Welcher Gott nun sein Opfer mit Feuer verzehre, der solle als wirklicher Gott anerkannt werden. Das Volk geht auf die Probe ein. Die Propheten des Baal, oder die Baalspfaffen, unter welchem Namen sie sprichwörtlich geworden sind, rufen zu ihrem Gott den ganzen Tag vergeblich. Auf Elia's Ruf zu Jehovah dagegen fällt Feuer vom Himmel und verzehrt das Opfer, obgleich es der Prophet vorher dreimal hat mit Wasser begießen lassen. Er ruft darauf das Volk auf, die Propheten des Baal zu greifen und schlachtet sie sämmtlich an einem benachbarten Bache. Nun verkündet er Regen, und er erscheint wirklich alsbald. Vor den Drohungen der Isebel, welche durch das Wunder auf dem Karmel keineswegs bekehrt, sondern im Gegentheil über den Tod der Baalspropheten erzürnt ist, muß Elia nun abermals fliehen, und kommt in die Wüste bei Beerseba an der südlichen Grenze von Juda. Als er ermattet von Hunger und lebensmüde dort eingeschlafen ist, weckt ihn zweimal ein Engel und speist ihn, worauf er durch die Kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis an den Berg Gottes Horeb geht, wo er in einer Höhle übernachtet. Hier schauet er Jehovah, wie früher Mose in derselben Gegend ihn geschauet hatte. Jehovah fragt ihn, was er hier mache. Da antwortet er: »Geeifert habe ich für Jehovah, den Gott der Heerschaaren; denn die Söhne Israels haben deinen Bund verlassen, deine Altäre haben sie zerstört und deine Propheten getödtet mit dem Schwerte, und ich bin allein übrig geblieben, und sie trachten, mir das Leben

zu nehmen.« Da heißt ihn Jehovah heraus auf den Berg treten. »Und siehe, Jehovah ging vorüber, und ein großer, starker Wind, Berge zerreißend und Felsen zerschmetternd, ging vor Jehovah her; aber Jehovah war nicht in dem Winde. Und nach dem Winde ein Erdbeben; aber Jehovah war nicht in dem Erdbeben. Und nach dem Erdbeben Feuer; aber Jehovah war nicht in dem Feuer. Und nach dem Feuer ein sanftes Säuseln. Und es geschah, als das Elia hörte, verhüllte er sein Angesicht mit seinem Mantel, und ging heraus und trat in die Thür der Höhle.« Da spricht Jehovah wieder mit ihm und giebt ihm den dreifachen Auftrag, Hasael zum Könige von Syrien, Jehu zum Könige von Israel und Elisa zum Propheten an seiner Statt zu salben. Es ist offenbar die Meinung des Textes, in dem sanften Säuseln sei Jehovah nun wirklich gewesen, und es spricht sich hierin, neben den sonst meist so furchtbaren Vorstellungen von Jehovah, denen wir bisher begegnet sind und auch hier zum Theil begegnen, eine milde Anschauung von seinem Wesen aus, die uns wahrhaft überrascht. Nicht im Sturme, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern in dem sanften Säuseln erst ist Jehovah. Freilich jene zerstörenden Erscheinungen gehen doch alle vor ihm her, sind also auch seine Wirkungen; doch als sein eigentliches Element, der Träger seines Wesens, ist doch eben das sanfte Säuseln aufgefaßt. Der Dichter dieses Stückes hat jedenfalls eine milde Anschauung in sich getragen; das sanfte Säuseln des Windes, der Bäume, ist ihm als das Göttlichste in der Natur erschienen. In auffallendem Contrast hiermit steht jenes Schlachten der 400 Baalspropheten. Für den Jehovahdiener giebt es aber keine ärgern Greuel, als die Verehrung andrer Götter, und der Gläubige überhaupt pflegt schnell alle mildern Regungen und Neigungen, die ihm sonst vielleicht nicht fremd sind, zu verleugnen, sobald sein Glaube angetastet wird.

Noch zweimal erscheint nun Elia den Königen von Israel gegenüber mit Weissagung und Wunder. Ahab hat, nach der bekannten Erzählung, auf Anstiften der Isebel, den Naboth hinrichten lassen, um seinen Weinberg sich aneignen zu können. Da sendet Jehovah den Propheten zu ihm, und läßt ihm verkündigen, daß an der Stätte, wo die Hunde das Blut Naboths geleckt, sie auch sein Blut lecken, und daß Isebel am Stadtgraben von Jesreel von den Hunden gefressen, und das ganze Haus Ahabs ausgerottet werden solle. Als aber Ahab hierauf seine Kleider zerreißt, Sacktuch anlegt und fastet, begnadigt ihn Jehovah dahin, daß das Unglück erst seinen Sohn

treffen solle, — wieder den Unschuldigen für den Schuldigen (1 Könige 21, 17). Es ist eine öfter vorkommende Form der Gnade Jehovah's, daß er den eigentlich Schuldigen verschont, und erst die Kinder statt seiner straft. So geschieht das namentlich auch mit Salomo (1. Könige 11, 12), und ebenso mit David (2. Sam. 12, 14). Kein gutes Zeugniß für das Alte Testament, daß es darin eine Milderung der Strafe finden kann. Jeder gute Vater würde darin eine Erschwerung erkennen; nur der unnatürliche, der egoistische Vater eine Erleichterung. Und es wird sich nicht leicht ein König finden, der in so ungeeigneter und ungerechter Weise Strafe und Gnade austheilt. Im Leben ist es freilich oft so, daß der äußere Nachtheil der Uebelthaten des Vaters erst die Kinder in voller Schwere trifft. Das ist die natürliche Verkettung der Dinge. Ein bewußtes, vernünftiges Wesen würde aber nicht so handeln, denn Vernunft ist höher als Natur. Das Kind wird vielleicht arm, weil der Vater das Vermögen vergeudete; aber kein gerechter Richter würde, auch bei unbeschränkter Machtvollkommenheit, dem Kinde das Vermögen wegnehmen, weil der Vater gesündigt. Noch weniger aber würde er ein Kind hinrichten, weil der Vater gemordet. Erkennet also, wie tief die Moral des Alten Testamentes steht. Der Gott desselben ist ihr höchstes Abbild. — Dennoch geht die ausgesprochene Drohung an Ahab selbst in Erfüllung; er fällt im Kriege mit den Syrern durch einen Pfeil auf seinem Wagen, und als der Wagen nachher in Samarien am Teiche gewaschen wird, da lecken die Hunde des Königs Blut.

Der Prophet Ahia hatte die Hand Jerobeams erstarren machen, als er sie wider ihn ausstreckte; der größere Prophet Elia thut Größeres. Ahasja, Sohn und Nachfolger Ahabs, erkrankt in Folge eines Falles, und schickt Boten zu Baal-Sebub, dem Gotte in Ekron, der Stadt der Philister, um ihn wegen seiner Genesung zu befragen (2 Kön. 1). Elia begegnet, vom Engel Jehovah's gesendet, den Boten, und läßt in dessen Auftrag dem Könige entbieten: »Ist denn kein Gott in Israel, daß ihr hingehet, den Baal-Sebub zu befragen, den Gott zu Ekron? Darum spricht so Jehovah: Vom Bette, das du bestiegen, sollst du nicht wieder herabkommen, sondern sterben sollst du.« Die Boten kehren auf sein Geheiß zu Ahasja zurück. Dieser schickt nun einen Obersten mit funfzig Mann nach dem Elia. Elia sitzt auf einem Berge, und der Oberste ruft ihm zu: »Mann Gottes, der König sagt, komm herab!« Da antwortet der Prophet: »Bin ich ein Mann Gottes, so falle Feuer vom Himmel und fresse

dich und deine Funfzig.« »Da fiel Feuer vom Himmel und fraß ihn und seine Funfzig.« Der König sendet einen andern Obersten mit eben so viel Mann; da wiederholt sich ganz dasselbe. Der König sendet zum dritten Mal, und diesmal flehet der Oberste, dasselbe Schicksal befürchtend, den mächtigen Propheten demüthig um Schonung seines Lebens an, und Elia geht, auf Geheiß des Engels, mit ihm zum Könige, wiederholt diesem die Weissagung und Ahasja stirbt.

Zuletzt wird Elia in einem feurigen Wagen, vor den Augen Elisa's und einer Schaar andrer Propheten, in den Himmel geführt, nachdem er zuvor das Wasser des Jordans mit seinem Mantel getheilt hat und hindurch gegangen ist, wie einst Mose mittelst seines Stabes mit dem Schilfmeere, und die Priester durch die Bundeslade ebenfalls mit dem Jordan gethan hatten. »Und es geschah, als sie fortgingen und im Gehen redeten, siehe, da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, und schied beide von einander, und Elia fuhr im Wetter gen Himmel.« Ein Vorbild für die Himmelfahrt Christi. Jehovah sendet seinem Propheten seinen Wagen, denselben zu ihm zu führen. Jehovah ist der Donnergott, er fährt im Feuer des Blitzes über den Wolken einher, der Donner ist das Rasseln der Räder seines Wagens (2 Kön. 2).

Elisa tritt nun an die Stelle Elia's. Als er denselben vor dem Scheiden gebeten hat, das Doppelte seines Geistes ihm zu geben, verweist ihn Elia auf seine bevorstehende Himmelfahrt: wenn er ihn *sehen* werde gen Himmel fahren, so sei seine Bitte gewährt. Er sieht ihn denn wirklich. Auch läßt ihm Elia seinen Wundermantel, mit dem er alsbald wieder den Jordan theilt, um hindurch zu gehen. Das Wasser zu Jericho, über dessen Ungesundheit die Einwohner klagen, macht er durch Salz gesund, — ein Verfahren, das auch hier zu Lande angewendet wird. Als er nach Bethel geht, schelten ihn die Knaben einen Kahlkopf; da flucht er ihnen im Namen Jehovah's, und es kommen zwei Bären aus dem Walde, und zerreißen 42 Knaben. Dem Heere der verbündeten Könige von Juda und Israel schafft er Wasser in der Wüste. Einer verschuldeten Wittwe hilft auch er, wie einst Elia, durch ihren Oelkrug, indem er macht, daß derselbe eine Menge Oel giebt, mit dessen Verkauf sie die Schuld abträgt. Einer kinderlosen Frau in Sunem verkündet er einen Sohn im nächsten Jahre, und es trifft ein, trotz ihres Unglaubens, wie wir Aehnliches namentlich bei Sara gehabt. Der Knabe stirbt nachher; da macht ihn Elisa wieder lebendig. Ein schädliches Gericht zur Zeit einer

Hungersnoth macht er genießbar. Ein Mann bringt ihm als Geschenk zwanzig Gerstenbrode, wohl zu merken — in morgenländischer Form und Größe, einem Eierkuchen ähnlich. Damit macht er hundert Mann satt, so daß noch übrig bleibt. Er spricht zu seinem Diener: »Gieb's den Leuten, daß sie essen.« »Und sein Diener sprach: Wie sollte ich dies hundert Mann vorsetzen? Und er sprach: Gieb's den Leuten, daß sie essen. Denn so spricht Jehovah: Man wird essen und übrig lassen. Da setzte er es ihnen vor, und sie aßen, und ließen übrig, nach dem Worte Jehovah's!« Wer sähe hier nicht auf den ersten Blick das Vorbild zur Speisung der 5000 und der 7000 im Evangelium! — Er heilt den Kriegsobersten Naemann von Syrien von seinem Aussatz, und trägt dagegen diesen Aussatz auf seinen eignen betrügerischen Knecht über. Ein in den Jordan gefallenes Beil macht er schwimmen. Die geheimsten feindlichen Rathschläge des Königs von Syrien sind ihm immer kund und er theilt sie dem Könige von Israel mit. Als jener das erfährt, läßt er die Stadt, wo Elisa sich aufhält, belagern, um diesen zu greifen; seinem darob ängstlichen Diener aber zeigt Elisa, nachdem Jehovah ihm die Augen geöffnet, ein ganzes Heer feuriger Wagen und Rosse, zum Schutze um die Stadt her. Das Belagerungsheer aber führt er, nachdem es Jehovah auf seine Bitte mit Blindheit geschlagen, irre mitten in das Land vor Samarien hin, von wo es indeß auf seine Fürsprache vom Könige von Israel gespeist entlassen wird. Da kommen denn die Syrer nicht mehr ins Land, weil sie die Vergeblichkeit ihrer Unternehmungen einsehn. Bei einer spätern Belagerung Samariens durch die Syrer, prophezeiet er Hülfe, und Jehovah führt sie durch Erschrecken der Feinde herbei. Ein Mann, der an der Möglichkeit gezweifelt, wird zur Strafe vom sich drängenden Volke im Stadtthore zertreten. Nachher kommt Elisa nach Damaskus, der Hauptstadt von Syrien. Da schickt der kranke König von Syrien zu ihm, und läßt ihn über seine Genesung befragen. Elisa antwortet, er werde genesen; zugleich sagt er aber dem Abgesandten des Königs, Hasael, Jehovah habe denselben ihm als König über Israel gezeigt. Das veranlaßt den Hasael, am folgenden Tage den König zu tödten, und sich selbst zum Könige zu machen (2. Kön. 8, 15). Gerade wie in Shakespeare's Macbeth die Hexen durch die gleiche Prophezeiung den Macbeth zu derselben That bestimmen.

Ein Gleiches, nur in noch weit bestimmterer Weise, thut Elisa mit Jehu. Er sendet »einen von den Söhnen der Propheten« zu

diesem Kriegsobersten des Königs Joram von Israel, des Sohnes Ahabs, als dieser fern von der Hauptstadt mit dem Heere vor Ramoth in Gilead liegt, und läßt ihn durch denselben zum Könige über Israel salben. Seine Botschaft an ihn ist diese: »So spricht Jehovah, der Gott Israels: Ich salbe dich zum Könige über das Volk Jehovah's, über Israel. Und du sollst das Haus Ahabs, deines Herrn, schlagen, und das Blut meiner Knechte, der Propheten, rächen und das Blut aller Knechte Jehovah's an Isebel; und es soll das ganze Haus Ahabs umkommen, und ich will von Ahab alles Männliche vertilgen, Knechte und Freie in Israel. Und ich will das Haus Ahabs machen wie das Haus Jerobeams, des Sohnes Nebats, und wie das Haus Baesa's, des Sohnes Ahia's. Und Isebel sollen die Hunde fressen auf dem Acker zu Jesreel, und keiner soll sie begraben.« Die andern Anführer fallen dem Jehu zu, rufen ihn zum Könige aus, und dieser macht sich nun sofort nach Jesreel auf und überrascht dort den König Joram, welcher aus dem Lager nach Hause gegangen ist, um sich von seinen Wunden heilen zu lassen, sowie den Ahasja von Juda, welcher gerade bei ihm zum Besuch ist. Beide tödtet er und wirft den Leichnam des Joram auf Naboths Acker, bis wohin dieser ihm entgegen gekommen war. Die Isebel, Jorams Mutter, läßt er zum Fenster des Palastes herauswerfen, wo sie die Hunde fressen. Siebzig Söhnen Ahabs, also Brüdern Jorams, läßt er in Samarien die Köpfe abschneiden, und ebenso schlachtet er zweiundvierzig Söhne Ahasja's, sowie alle Großen und alle Priester des Königshauses von Israel. Die Propheten und Priester des Baal fängt er mit List, indem er sie zu einem großen Feste im Tempel des Gottes beruft, und sie da überfallen und niedermachen läßt, worauf auch der Tempel niedergerissen und zu »heimlichen Gemächern« verwendet wird.

Die Hauptsache für uns ist hierbei, daß dies Alles, wie wir schon sahen, angeblich nach dem Willen und Auftrage Jehovah's geschieht, und diese Schlächtereien am Schlusse sogar ausdrücklich als seinem Willen gemäß anerkannt und belohnt werden. »Und Jehovah sprach zu Jehu: Darum, weil du wohlgethan, und gethan, was Recht ist in meinen Augen, und ganz, wie es mir im Herzen war, am Hause Ahabs, so sollen Söhne bis ins vierte Glied von dir sitzen auf dem Throne Israels« (2. Kön. 10, 30). Der Jehovah im Alten Testamente ist das personificirte Priester- und Prophetenthum. In seinem Bilde haben diese sich selbst dargestellt. Niemand kann anders mit seinem Gott. Im Ganzen sind die in den Büchern der Könige von

den Königen erzählten Geschichten, und namentlich auch die Palast-revolutionen mit ihren Mord- und Greuelthaten, ohne Zweifel wirkliche Geschichte. Auch die Propheten mögen dabei wesentlich die Stelle eingenommen haben, die ihnen zuertheilt wird, nur daß aus Vorliebe für sie ihr Einfluß übertrieben ist, und ihre Weissagungen, so weit sie nicht natürliches Voraussehen sein konnten, Dichtung sind. Daß ihr Einfluß in der That nicht so groß war, geht daraus hervor, daß ja, trotz allen ihren Bestrebungen, der Jehovahdienst so sehr wenig Raum gewann. Priester haben, wie wir vom Papste wissen, von je her gern Könige ein- und abgesetzt, und natürlich dabei stets deren Verhalten gegen ihren Cultus zum Maßstabe genommen. Wer nach dem Herzen ihres Gottes, und also nach ihrem eigenen war, den haben sie, wenn sie konnten, erhoben, und den Andern erniedrigt, und dies Alles thaten sie natürlich stets im Namen ihres Gottes und auf seinen Befehl. So auch die Propheten. In den Figuren des Elia und Elisa ist das Prophetenthum im höchsten mythischen Glanze seiner Wundermacht und seines Einflusses auf die Geschicke der Völker dargestellt.

Noch auf seinem Sterbebette weissagt Elisa und noch im Grabe thut er Wunder. Der König Joas von Israel besucht ihn in seiner Krankheit. Elisa heißt ihn einen Pfeil zum Fenster hinaus schießen, und dann mit Pfeilen die Erde schlagen. Joas schlägt sie dreimal und hält dann inne. »Da ergrimmte der Mann Gottes über ihn und sprach: Hättest du fünf oder sechs Mal geschlagen, dann würdest du die Syrer schlagen bis zum Aufreiben; nun aber wirst du dreimal die Syrer schlagen.« Ja, das hatte freilich Joas nicht wissen können. — Und als später die Leiche eines Mannes von den Trägern, die von einer Streifschaar der Moabiter überrascht werden, in der Eile in das Grab Elisa's geworfen wird, erwacht der Mann, sobald er des Propheten Gebeine berührt, wieder zum Leben. Das ist noch mehr als Christus, der nur als Lebendiger durch seine Berührung Todte erweckt.

Der König Ahab von Israel ist es hauptsächlich, unter dem das Prophetenthum nicht allein im höchsten Glanze auftritt, wie wir an Elia und Elisa sahen, sondern auch außerdem die Propheten in Menge ihr Wesen haben. In seinen Kriegen mit Ben-Hadad von Syrien weissagen sie ihm mehrmals Sieg, wo derselbe gar nicht zu erwarten ist. Ein andrer verkündigt ihm aber auch wieder den Tod dafür, daß er den gefangenen Ben-Hadad freigelassen hat. »So spricht Jehovah: Weil du den Mann, den ich verbannet, freigelassen aus der Hand, so soll dein Leben haften für sein Leben, und dein Volk für sein Volk.«

Aehnlich wie zwischen Saul und Samuel. Dieser Prophet läßt sich, um als verwundeter Krieger zu erscheinen, von einem andern Propheten eine Wunde schlagen. Er ist schon zuvor Einen um diese seltsame Gefälligkeit angegangen, und hat ihm, da er nicht will, prophezeiet, daß nun ihn ein Löwe schlagen werde, was auch geschieht.

Ganz besonders merkwürdig ist noch eine andere Prophetengeschichte aus derselben Zeit. Ahab will in Gemeinschaft mit dem Könige Josaphat von Juda die Stadt Ramoth in Gilead den Syrern wieder abnehmen, befragt aber zuvor deshalb seine Propheten, 400 an der Zahl. Diese alle weissagen Sieg. Da wird aber noch der Prophet Micha gerufen, der einzige Jehovahprophet, wie es scheint, der vorhanden. Dieser weissagt Unglück, und spricht in Bezug auf die Weissagung jener 400 dies zu Ahab: »Ich sah Jehovah, sitzend auf seinem Throne, und das ganze Heer des Himmels neben ihm stehend zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Und Jehovah sprach: Wer will Ahab bereden, daß er hinziehe und falle bei Ramoth in Gilead? Und dieser sprach so, und jener sprach so. Da ging ein Geist hervor, und trat vor Jehovah und sprach: Ich will ihn bereden. Und Jehovah sprach zu ihm: Wodurch? Und er sprach: Ich will ausgehen, und ein Lügengeist sein im Munde aller seiner Propheten. Und er sprach: Du sollst ihn bereden, und wirst es auch vermögen, gehe aus und thue also. Und nun siehe, Jehovah hat einen Lügengeist gelegt in den Mund all dieser deiner Propheten, und Jehovah hat Böses beschlossen über dich.« Einer von den 400, Zedekia, tritt darauf zu Micha und schlägt ihm ins Gesicht; Ahab aber läßt den Letztern ins Gefängniß legen bis zu Ausgang der Sache, welcher die Weissagung Micha's als wahr rechtfertigt. — Hier wird also selbst die Lüge, die falsche Prophezeiung, auf Jehovah als Urheber zurückgeführt, und zwar in Verbindung mit der Absicht, dadurch einen Mann zu verderben. Jehovah selbst fordert seine Engel zur Lüge auf, und sendet den sich meldenden ab, um den Ahab in die Falle zu führen. (1 Kön. 22) Es ist das mit dem uns schon bekannten »Verstocken« nahe verwandt.

Auch der große Prophet Jesaia begegnet uns schon in den Büchern der Könige. Unter dem Könige Hiskia von Juda weissagt er mehrmals gegen die Assyrer und den König selbst. Hervorstechend ist ein Wunder, das er verrichtet. Er hat dem Hiskia Genesung von einer Krankheit zugesagt. Dieser fordert ein Zeichen. Da stellt Jesaia ihm die Wahl, ob der Schatten an der Sonnenuhr um zehn

Grade vor- oder eben so viel rückwärts gehen solle. Hiskia wählt das Letztere, und es geschieht. Eine Widerholung der zu Gibeon stillstehenden Sonne (2 Kön. 20).

Noch eine auffallende That Jehovah's! Der König Salmanassar von Assyrien führt die Bewohner des Reiches Israel fort nach Medien, und setzt statt derselben andre Völkerschaften in die verlassenen Gebiete Israels. Sie verehren anfangs den Jehovah nicht, weil sie ihn und seine Gebräuche »nicht kennen«. Da sendet Jehovah Löwen unter sie, die unter ihnen würgen, bis auf ihre Bitte Salmanassar einen der weggeführten Jehovah-Priester zu ihnen zurückschickt, der sich in Bethel niederläßt, und sie lehrt, wie sie den Landesgott Jehovah verehren sollen (2 Kön. 17, 24).

Eine sehr wichtige Erzählung haben wir noch zu betrachten. Unter Einem der letzten Könige von Juda, Josia, tritt auf einmal der Hohepriester Hilkia auf, und läßt dem Könige sagen: »Ich habe das Gesetzbuch gefunden im Hause Jehovah's.« Als Josia das hört, zerreißt er seine Kleider, und sendet zu der Prophetin Hulda, um sie über die Sache zu befragen. Diese erwiedert, daß Jehovah das Volk für seine lange Sünde wider das Gesetz strafen, den König selbst aber, weil er sich gleich gedemüthigt, das Unglück nicht mehr sehen lassen werde. Josia zieht darauf feierlich in den Tempel, läßt das Gesetz dem Volke vorlesen, und schließt dann einen Bund mit Jehovah, daß künftig das Gesetz gehalten werden solle. Darauf wird von ihm eine gänzliche Umwälzung im Gottesdienste des Landes ausgeführt. Er schafft den Baal und die Astarte, sowie die Unzuchthäuser aus dem Tempel, zerstört die Höhenhäuser bei Jerusalem und im ganzen Lande, und opfert die Götzenpriester auf ihren eigenen Altären; auch feiert er nach dem Gesetz das Passah, welches, nach der dabei befindlichen Angabe, seit der Zeit der Richter nicht beobachtet worden (2 Kön. 22, 23.) — Die Vermuthung liegt sehr nahe, daß Hilkia das Gesetz damals nicht aufgefunden, sondern vielmehr erst selbst verfaßt, und als aufgefunden zum Vorschein gebracht habe, um dadurch dem Jehovahdienst eine feste geschriebene Unterlage zu geben. Daß die fünf Bücher Mosis nicht von Mose verfaßt seien, ist aus andern Gründen vollkommen klar und gewiß. Man sucht also natürlich nach dem Zeitpunkt ihrer wirklichen Abfassung, und findet in dieser Erzählung einen sehr bedeutenden Anhalt. Doch sind schwerlich auch nur schon damals die ganzen fünf Bücher Mosis, wie wir sie jetzt haben, entstanden; vielmehr wahrscheinlich nur ein Theil davon, die Grundzüge des wirklichen Gesetzes.

Die Bücher Mosis tragen zu sehr die Spuren verschiedener Bearbeitungen und der Zusammensetzung aus verschiedenen Stücken an sich, als daß man umhin könnte, anzunehmen, daß sie nur ganz allmälig unter den Händen der Priester entstanden sind. Das Exil, die babylonische Gefangenschaft, und der Schluß derselben, — das ist wahrscheinlich die Zeit dieser Bearbeitungen.

---

21. Die weitere Geschichte.

(Esra. Nehemia. Makkabäer. Esther. Judith.)

Mehr der Vollständigkeit wegen, als weil dieselbe für unsern Zweck, welcher in der Würdigung des religiösen und sittlichen Charakters der Bibel liegt, nun noch von besondrer Bedeutung wäre, besprechen wir hier noch ganz in der Kürze die weitere Geschichte des jüdischen Volks, sofern sie überhaupt im Alten Testamente enthalten ist.

Der Leser wird vielleicht hierbei zuerst die Bücher der Chronik ins Auge fassen, weil sie gleich hinter den Büchern der Könige folgen. Allein sie erstrecken sich nicht über einen weitern Zeitraum, sondern wiederholen wesentlich nur, was schon im zweiten Buche Samuelis und in den beiden Büchern der Könige erzählt ist, und zwar großentheils wörtlich. Die ganze Geschichte der Könige von Israel ist ausgelassen, wogegen einzelnes Neue eingefügt ist, was, sowie die ganze Behandlung, die Priesterhand sehr stark verräth. In Wundererzählungen und Uebertreibungen überbieten sie noch jene Bücher. Als Beispiel für letztere diene die Angabe (2. Chron. 13, 3), daß Abia, der König von Juda, wider Jerobeam, König von Israel, 400,000 Mann ins Feld stellt, während sein Gegner die doppelte Zahl, 800,000 Mann hat, so daß also das kleine Ländchen Palästina, etwa ein Drittel so groß wie Baiern, bei dieser Gelegenheit 1,200,000 streitbare Männer zählt. Die 800,000 Mann Jerobeams kann dennoch Abia von einem Berge herab anreden. Eine kolossale Versammlung! — Wir halten uns indeß bei diesen Büchern, da sie uns nichts Neues bieten, nicht weiter auf. Dies ist nur noch zu bemerken, daß sie durch die Widersprüche mit den Büchern Samuels und der Könige eine Instanz gegen den Glauben an göttliche Eingebung bilden.

Die weitere Geschichte der Juden, vom Untergange der Reiche Juda und Israel an, findet sich in den Büchern Esra und Nehemia

und denen der Makkabäer erzählt, so weit eine solche Erzählung überhaupt im Alten Testamente enthalten ist. In den beiden erstgenannten Büchern wird die Rückkehr der Juden aus der sogenannten babylonischen Gefangenschaft, unter den persischen Königen Cyrus, Darius und Artaxerxes berichtet. Der Schriftgelehrte Esra und der frühere Mundschenk des Artaxerxes, Nehemia, welcher dann Stadthalter von Judäa wird, sind dabei die Hauptpersonen. Wiederaufbau der Mauern und Thore von Jerusalem und des Tempels, sowie die Einweihung beider und die neuen Einrichtungen, besonders des Gottesdienstes, bilden den Hauptinhalt. Die Erzählung sticht von der der frühern Bücher hauptsächlich auch dadurch ab, daß sie fast gar keine Wunder enthält. Welches mag der Grund dieser Erscheinung sein? Wahrscheinlich der, daß diese Bücher Esra's und Nehemia's, wenigstens nach ihren wesentlichen Stücken, gleich zu derselben Zeit, wo die Begebenheiten sich ereigneten, und zwar von Esra und Nehemia selbst, verfaßt worden sind. Da fand sich einestheils die Phantasie der Verfasser mehr gebunden, und anderntheils würde sie, wenn sie sich frei hätte ergehen lassen, keinen Glauben zu gewärtigen gehabt haben, weil die Leser ja ebenso wie die Verfasser die Begebenheiten selbst gesehen hatten. Anders ist es mit den vorhergehenden Büchern, deren Inhalt wir schon betrachtet haben. Wenn auch manche von ihnen alte ursprüngliche Stücke enthalten mögen, so sind sie doch in der Gestalt, wie wir sie jetzt vor uns haben, Produkte einer weit späteren Zeit, als in welcher die erzählten Ereignisse sich zutrugen. Aus längst vergangenen Zeiten aber lassen sich, wie in die Augen fällt, viel leichter Wunder erzählen und glauben, als aus der jedesmal gegenwärtigen oder eben erst vergangenen Zeit. Der Hauptgesichtspunkt übrigens, aus welchem bei der Wiederherstellung Jerusalems und des jüdischen Staats verfahren wird, ist der religiöse. Tempel, Sabbat, Feste, Priester, sind die hauptsächlichste Sorge. Um die strenge Heiligung des Sabbats zu erzwingen, läßt Nehemia an demselben die Thore schließen. Um alle Vermischung mit den andern Völkern aufzuheben, nöthigt er die, welche fremde Weiber haben, sie zu entlassen.

Sowie über die allgemeine Geschichte der Juden in der babylonischen Gefangenschaft im Alten Testamente fast nichts aufbehalten ist, so folgt auch wieder nach der Wiederherstellung unter Esra und Nehemia eine große Lücke. Die Juden lebten während derselben unter Botmäßigkeit der persischen Könige, bis Alexander von Macedonien das persische Reich zerstörte und auch Palästina sich unterwarf. Nach

Alexanders Tode waren sie unter den Königen des neuen syrischen Reichs, bis einer derselben, Antiochus Epiphanes, es unternahm, die Juden zu griechischer Religion und Sitte zu zwingen. Da erhuben die Getreuen unter Matathias und seinen Söhnen und Nachfolgern einen Krieg gegen die Syrer, in dem sie, um den väterlichen Glauben und Gottesdienst kämpfend, gegen die Syrer sich vertheidigten und die abtrünnigen Landsleute vernichteten. Das sind die heldenmüthigen Makkabäer, deren Kämpfe und Geschichte in den Büchern, welche ihren Namen tragen, erzählt sind. Das erste dieser Bücher thut dies, abgesehen von einigen Fehlern und Uebertreibungen, doch im Ganzen in sehr guter Weise; das zweite dagegen weniger. Beide haben verschiedene Verfasser, und sind von einander ganz unabhängig. Das erste ist, wie die Bücher Esra und Nehemia, wunderfrei; das zweite aber holt darin reichlich nach, was das erste versäumt hat.

Noch gehören hierher die zwei kleinern Bücher Esther und Judith, von denen jedes sich auf ausführliche Erzählung einer einzelnen Geschichte beschränkt. Esther, ein jüdisches Mädchen, wird in der babylonischen Gefangenschaft vom Könige Ahasverus zur Königin erkoren, und errettet als solche ihr Volk von einer schmählichen Metzelei, welche demselben von seinen Feinden im Lande drohte. Haman, der Vezir des Königs, hat diese Metzelei aus Haß eingeleitet, wird aber von Esther entlarvt, und ihr Vetter und Erzieher Mardachai kommt an dessen Stelle, und es wird dagegen den Juden freie Hand gegeben, sich an ihren Feinden zu rächen. Das ist der Haman, den die Juden noch heute bei dem bekannten Feste todtschlagen. — Im Buche Judith dagegen wird erzählt, wie bei Belagerung einer jüdischen Stadt Bethulia durch Holofernes, den Feldherrn des Nebukadnezar, eine Jüdin Judith zu Holofernes hinausgeht, vorgiebt, daß sie dadurch dem der Stadt sichern Verderben entrinnen wolle, seine Liebe gewinnt, ihm dann, als er betrunken in seinem Zelte liegt, den Kopf abhaut, und unversehrt damit wieder in die Stadt gelangt, worauf die Assyrer abziehn. — Beide Erzählungen tragen viele Zeichen der geschichtlichen Unwahrheit an sich. — Wir gehen hierauf zu Anderm über.

22. Die Propheten.

Wir sind den Propheten schon in den historischen Büchern, besonders in der Geschichte der Könige begegnet. Hier haben wir es nun mit den nach einigen unter ihnen benannten und meist von denselben herrührenden Schriften zu thun, welche nur hie und da Erzählungen aus ihrem Leben, dem größten Theile nach aber ihre prophetischen Reden enthalten. Wir haben also in diesen Schriften, wenn auch nicht immer, so doch überwiegend, das Wesentliche und Wahre aus ihrem Leben. Während in den historischen Büchern viel Fabelhaftes von ihnen erzählt wird, und ihnen namentlich Wunderthaten und übermenschliche Vorhersagungen zugeschrieben werden, sind uns hier einfach ihre wirklichen Reden und zuweilen Handlungen und Schicksale mitgetheilt. Eine Ausnahme machen hierin die Bücher Daniel und Jona, welche in hohem Grade wunderhaft sind, sowohl nach den Weissagungen, welche jenes enthält, als nach den Begebenheiten, welche beide enthalten. Sie sind aber auch nicht von den Propheten selbst verfaßt, deren Namen sie tragen, sondern Erzeugnisse späterer Schriftsteller. So werden also die alttestamentlichen Propheten durch ihre eigenen Schriften des wunderhaften Charakters wieder entkleidet, welchen die Schriften Andrer ihnen beigelegt haben. Es pflegt das so zu sein; im Neuen Testamente finden wir Aehnliches.

Wir sehen uns denn die Propheten nach ihren Schriften näher an.

Ihr religiöser Standpunkt muß zuvörderst ins Auge gefaßt werden, da er es ist, von dem aus sie die Dinge ansehn und behandeln. Wir haben in der Geschichte der Könige gefunden, daß auch andere Götter als Jehovah ihre Propheten haben. König Ahab versammelt ja auf Elia's Verlangen auf dem Berge Karmel 450 Propheten des Baal und 400 Propheten der Astarte, von denen er dann wenigstens die erstern, als ihr Gott sie im Stiche läßt, mit Hülfe des Volkes schlachtet. Sie stehen bei Ahab und der Königin Isebel in gutem Ansehn, und werden von dieser gespeist. Etwas später kommen unter demselben Ahab wieder 400 Propheten vor, deren Mehrzahl keinem Gotte allein anzuhängen scheint. Aber auch Propheten des Jehovah werden unter demselbem Könige erwähnt, welche Isebel ausrottet, von denen aber der Haushofmeister des Königs, Obadia, hundert rettet, indem er sie in Höhlen versteckt. Diejenigen aber, deren Schriften uns aufbewahrt sind, und die im Alten Testamente allein als ächte Propheten anerkannt werden, sind sämmtlich Propheten Jehovah's;

ihm allein dienen sie, ihn allein erkennen sie als wahren Gott an, und als den, welcher ihnen ihre Weissagungen eingebe.

Sie stellen sich denselben nun wesentlich eben so vor, wie wir ihn bisher in den historischen Büchern gefunden haben; doch treten die edlern Seiten seines Bildes und sein Charakter als alleiniger Gott stärker hervor. Er ist der allmächtige Gott Himmels und der Erden, der das Volk Israel sich zum Eigenthum erkoren und es mit Wohlthaten überschüttet hat, es aber auch wegen seines Abfalls und seiner Buhlerei mit andern Göttern und seiner damit verbundenen Sünden furchtbar straft, doch wieder zu Gnaden anzunehmen bereit ist, wenn es sich bessert, überhaupt es nicht auf immer verwerfen, sondern einst für alle Ewigkeit es zu neuer und ungekannter Herrlichkeit erheben will. Der Zorn Jehovah's wird auch in den prophetischen Schriften in furchtbarer Gluth geschildert, aber eben so wieder seine vergebende Liebe in zarter Milde. »Hört, ihr Himmel,« beginnt Jesaia, »merk' auf, o Erde, denn Jehovah redet! Kinder hab' ich auferzogen und genähret, und sie sind von mir abgefallen. Das Rind kennt seinen Besitzer, und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel kennt ihn nicht, mein Volk merkt nicht auf ihn. Schande dem sündigen Lande, dem schuldbelasteten Volke, der Brut von Bösewichtern, den verderbten Kindern!« (1, 2.) »Wehe, ich will mich letzen an meinen Widersachern, und Rache nehmen an meinen Feinden,« spricht »der Starke Israels« (1, 24). »Kriech' in die Felsen, verbirg dich in die Erde vor dem Schrecken Jehovah's und dem Glanze seiner Majestät!« ruft der Prophet Israel zu (2, 10). Mit einem Weinberge, den Jehovah gepflanzt und für den er Alles gethan habe, was nur zu thun sei, der aber dennoch statt reifer Trauben Heerlinge gebracht, vergleicht Jesaia (5, 1) Volk und Land von Israel, und läßt dann Jehovah sagen: »Und nun will ich euch kund thun, was ich mit meinem Weinberge thun will: — Wegnehmen seinen Zaun, daß er abgeweidet, niederreißen seine Mauer, daß er zertreten werde. Und ich will ihm das Garaus machen; er soll nicht beschnitten und nicht behackt werden, daß er aufschieße in Dornen und Gestripp, und den Wolken will ich befehlen, daß sie keinen Regen auf ihn fallen lassen.« »Darum entbrennet Jehovah's Zorn gegen sein Volk,« spricht der Prophet (5, 25), »und er reckt die Hand dawider aus und schlägt es, daß die Berge beben und ihre Leichname wie der Kehricht auf den Gassen liegen. Bei alle dem läßt sein Zorn nicht ab, und noch ist seine Hand ausgestreckt.« Und wie Jehovah die fremden Völker als

Werkzeuge seiner Züchtigung gegen Israel sende, schildert der Prophet in ergreifender Weise in folgenden Worten (5, 26): »Und er errichtet ein Panier den Völkern in der Ferne, und winket einem an der Erde Enden, und siehe, eilend, flugs kommt es herbei. Kein Matter und kein Strauchelnder ist darunter; es schlummert und schläft nicht; nicht löst sich der Gürtel seiner Lenden, und nicht zerreißt der Riemen seiner Schuhe. Seine Pfeile sind geschärft, und all seine Bogen gespannt; seiner Rosse Hufe sind Kieseln gleich zu achten, und seine Räder dem Sturmwind. Sein Gebrüll gleicht dem der Löwin; es brüllt wie junge Löwen, es brüllt und faßt die Beute, trägt sie davon und Niemand rettet; es tobet darob an selbigem Tage gleich des Meeres Toben. Und schaut man aufs Land, siehe, da ist Finsterniß, bald Angst, bald Licht; es dunkelt an seinem Himmel.« Auch die andern Propheten enthalten solcher Stellen über Jehovah's Zorn sehr viele. So spricht Nahum (1, 2): »Ein eifernder Gott und Rächer ist Jehovah, Rächer ist Jehovah und voll Grimmes; Rächer ist Jehovah seinen Feinden und trägt nach seinen Hassern.« Zephanja schildert den »Tag Jehovah's« (1, 14) folgendermaßen: »Nah ist Jehovah's Tag, der große; nah ist er und eilet schnell herbei; es erschallet Jehovah's Tag: bitterlich schreit alsdann der Held. Ein Tag des Grimmes ist selbiger Tag, ein Tag der Drangsal und Angst, ein Tag des Wüstens und Verwüstens, ein Tag der Finsterniß und Dunkelheit, ein Tag des Gewölks und der Wolkennacht, ein Tag des Posaunenschalls und Kriegsgeschreies wider die festen Städte und wider die hohen Zinnen. Und ich ängstige die Menschen, daß sie gleich Blinden umherwandeln, denn wider Jehovah sündigten sie; und ihr Blut wird verschüttet wie Staub, und ihr Fleisch wie Koth. Auch ihr Gold, auch ihr Silber vermag sie nicht zu retten am Zorntage Jehovah's, und von seines Eifers Feuer wird das ganze Land verzehrt; Vernichtung, ja plötzlichen Untergang wird er bringen über alle Bewohner des Landes.« Amos sagt sogar (1, 2): »Jehovah brüllet aus Zion, und aus Jerusalem donnert er.« Auch das Verstocken der Menschen durch Jehovah, wie wir es namentlich gegen den Pharao angewendet fanden, findet sich in den Propheten wieder. So läßt Jesaia bei seiner Berufung (6, 9) den Jehovah zu ihm sagen: »Geh' und sprich zu diesem Volke: Hören sollt ihr, aber nicht verstehen, und sehen sollt ihr, aber nicht erkennen. Du sollst verstocken das Herz dieses Volkes, und seine Ohren betäuben, und seine Augen verblenden, daß es nicht sehe mit seinen Augen, und mit seinen Ohren nicht höre,

und sein Herz nicht fühle, und es sich nicht bekehre und geheilt werde.« Jesaia fragt darauf: »Wie lange, Herr?« und Jehovah antwortet: »So lange bis die Städte wüste sind und unbewohnt, und die Häuser menschenleer, und das Land verwüstet ist zur Steppe, und Jehovah die Menschen weggeführt, und der Verödung viel geworden im Lande. Und bleibt noch der zehnte Theil darin, so wird er abermal vertilgt.« Es ist in diesem Verstocken das äußerste Maß des Zornes ausgesprochen, in welchem der Zürnende wünscht, das die Ursache für seinen Zorn fortbestehen möge, damit auch der Zorn selbst anhalten könne, und Grund habe, Züchtigung zu verhängen. Als man später neben Gott den Teufel gestellt hatte, wurde die Verstocktheit als eine Wirkung von diesem angesehen; so lange man aber Jehovah allein hatte und ihm Alles zuschrieb, war es folgerecht, auch sie als seine That anzusehn.

Doch treten, wie gesagt, die milderen Seiten des Jehovahbildes in den Propheten im Ganzen mehr hervor, als in den historischen Schriften. In diesen ist oft kein andrer Grund seines Zornes gegen fremde Völker zu finden, als die willkürlich erscheinende Auserwählung Israels, und kein anderer in Bezug auf Israel selbst, als dessen Vergehungen gegen die gottesdienstlichen Ordnungen, die ganz besonders mit äußerster Strenge von ihm geahndet werden. Weil ein armer Mann am Sabbat Holz liest, läßt ihn Jehovah steinigen; weil Mose's Sohn nicht beschnitten ist, will Jehovah den Vater tödten; weil Aarons Söhne eine mit dem Ceremonialgesetz nicht stimmende Feuerung vor Jehovah gebracht haben, müssen sie sterben. Hier in den Propheten dagegen wird im Allgemeinen auf gottesdienstliche Ordnung und Gebräuche wenig Werth gelegt, und sie werden öfter ganz ausdrücklich, mindestens im Vergleich mit sittlicher That, für nichtig erklärt. Die Propheten, deren Schriften wir noch haben, sind meist frei von priesterlicher Kleinlichkeit und Aeußerlichkeit, weil sie eben nicht Priester waren. Der Priester beschäftigt sich fortwährend mit dem Gottesdienste, hat seinen Lebensunterhalt davon, und seine ganze Existenz gründet sich auf ihn; — wie sollte er dadurch nicht verleitet werden, denselben für das Allerwichtigste und Heiligste zu halten. Der Prophet aber hatte es nur im Allgemeinen mit der Anerkennung Jehovah's als alleinigen Gottes, und dann vor Allem mit dem Handeln und den Geschicken der Menschen zu thun; — das gab ihm einen freieren Blick und ein weiteres Herz. — Wir finden auch in dieser Beziehung die trefflichste Stelle bei Jesaia (1, 10). Nachdem er wegen des fast

allgemeinen Untergangs Juda mit Sodom und Gomorra verglichen hat, spricht er folgendermaßen: »Höret Jehovah's Wort, ihr Sodomsfürsten, merkt auf die Lehre unsers Gottes, ihr Gomorravolk! Wozu mir die Menge eurer Opfer? spricht Jehovah. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fettes der Mastkälber; und am Blute von Stieren, Lämmern und Böcken hab' ich keine Lust. Wenn ihr kommt, vor mir zu erscheinen, wer verlangt das von euch, daß ihr meine Vorhöfe zertretet? Bringet nicht mehr eitles Opfer! Räucherwerk ist mir ein Gräuel, Neumond und Sabbat und Festversammlung; ich mag nicht Frevel und Feste. Eure Neumonde und eure Feste haßt meine Seele; sie sind mir zur Last, ich bin's zu tragen müde. Wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verhüll' ich meine Augen vor euch; und obschon ihr viel betet, hör' ich nicht: eure Hände sind voll Blut. Waschet euch, reiniget euch, schaffet eure bösen Werke mir aus den Augen, höret auf zu freveln! Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, leitet den Frevler, schaffet der Waise Recht, führet die Sache der Wittwe!« — So tritt auch Jeremia in das Tempelthor und ruft den Eingehenden zu: »Höret die Rede Jehovah's, alle von Juda, die ihr eingehet zu diesen Thoren, um vor Jehovah anzubeten! So spricht Jehovah der Heerschaaren, der Gott Israels: bessert euren Wandel und euer Thun, so will ich euch wohnen lassen an diesem Orte. Verlasset euch nicht auf Lügenreden, wenn man spricht: Tempel Jehovah's, Tempel Jehovah's, Tempel Jehovah's ist dies alles! Wenn ihr euren Wandel und euer Thun bessert, wenn ihr Gerechtigkeit übet zwischen Einem und dem Andern, Fremdling, Waise und Wittwe nicht drücket, und unschuldiges Blut nicht vergießet an diesem Orte, und andern Göttern nicht nachwandelt zu eurem Schaden: so laß ich euch wohnen an diesem Orte, im Lande, welches ich euren Vätern gegeben, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber sieh', ihr verlasset euch auf Lügenreden, die nichts helfen. Ihr stehlet, mordet und brechet die Ehe, und schwöret falsch, und räuchert dem Baal, und wandelt andern Göttern nach, welche ihr nicht kennt, und dann kommt ihr und tretet vor mein Angesicht in diesem Hause, das nach meinem Namen genannt ist, und denket: Wir sind gerettet! um all diese Gräuel ferner zu üben. Ist denn eine Mörderhöhle dieses Haus, das nach meinem Namen genannt ist, in euren Augen? Auch ich hab' es gesehen, spricht Jehovah.« So sagt auch Hosea (6, 6): „Denn Frömmigkeit lieb' ich, und nicht Opfer; und Gotteserkenntniß mehr als Brandopfer!« Und Amos ruft aus (5, 21): »Ich hasse, verschmähe

eure Feste, und labe mich nicht an euren Festversammlungen. Denn ob ihr mir bringt Brandopfer, und eure Speisopfer, — sie gefallen mir nicht, und auf die Dankopfer eurer Mastkälber blick' ich nicht. Thue von mir den Lärm deiner Lieder, und das Spiel deiner Harfen hör' ich nicht! Es ströme aber wie Wasser Recht, und Gerechtigkeit wie unversiegbare Bäche!« Micha läßt das Volk Israel fragen: »Womit soll ich treten vor Jehovah, mich beugen vor dem höchsten Gott? Soll ich vor ihn treten mit Brandopfern, mit jährigen Kälbern? Wird Jehovah Gefallen haben an Tausenden von Widdern, an Myriaden Strömen Oeles? Soll ich meinen Erstgebornen geben zu meinem Schuldopfer, meine Leibesfrucht zum Sündopfer meiner Seele?« Da antwortet der Prophet: »Er hat dir kund gethan, o Mensch, was gut ist; und was fordert Jehovah von dir, als Recht zu üben und Frömmigkeit zu lieben und demüthig zu wandeln vor deinem Gott?« (6, 6) Jeremia sagt sogar (7, 21): »So spricht Jehovah der Heerschaaren, der Gott Israels: Füget eure Brandopfer zu euren Schlachtopfern, und esset Fleisch! (d. h. esset auch die Brandopfer, welche nach dem mosaischen Gesetz ganz verbrannt werden mußten, während die Schlachtopfer größtentheils gegessen wurden). Denn ich habe zu euren Vätern nicht geredet, und ihnen nicht geboten zur Zeit, da ich sie ausführte aus dem Lande Aegypten, in Betreff von Brandopfern und Schlachtopfern, sondern dies gebot ich ihnen und sprach: Gehorchet meiner Stimme, so will ich euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein, und wandelt ganz in dem Wege, welchen ich euch gebieten werde, auf daß es euch wohlgehe.« In diesen Worten widerspricht Jeremia geradezu den Aufstellungen und Erzählungen der Bücher Mosis. Man nehme dazu diese Worte desselben Propheten (8, 8): »Wie möget ihr sagen: Weise sind wir, und das Gesetz Jehovah's kennen wir! Fürwahr zur Lüge macht es der Lügengriffel der Schreiber!« Wir haben schon früher bemerkt, daß das Ceremonialgesetz, welches in den Büchern Mosis geschrieben steht, nicht ein Werk Mosis, sondern der Priester sei, welche es ihm nur zugeschrieben haben, um demselben höheres Ansehn und Gewicht zu verleihen. Ebenso in Widerspruch mit jenen Büchern sagt Amos (5, 25): »Habt ihr Opfer und Gaben mir gebracht in der Wüste vierzig Jahr, Haus Israels? Ihr truget die Hütte eures Königs, und Kijun, euer Götzenbild, den Stern eures Gottes, den ihr euch gemacht. Drum führ' ich euch in Gefangenschaft über Damaskus hinaus, spricht Jehovah; Gott der Heerschaaren ist sein Name.« Darnach hätten also die Israeliten in

der Wüste nicht Jehovah verehrt, wie es die Bücher Mosis erzählen, sondern andere Götter, und die Verehrung Jehovah's wäre ebenso, wie das Ceremonialgesetz, nur in jene alten fabelhaften Zeiten zurückversetzt, um ihr die Autorität der Väter zu verleihen. Das goldene Kalb des Aaron und die eherne Schlange des Mose, welche bis zur Zeit des Königs Hiskia verehrt worden war (2. Kön. 18, 4), unterstützen offenbar diese Behauptung des Propheten Amos. Doch das nur beiläufig.

In den angeführten prophetischen Stellen tritt uns in der That ein höherer, freierer und sittlicherer Geist entgegen, als wir ihn in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments vorwiegen finden. Und auch sonst begegnen wir im Allgemeinen einem solchen höhern Geiste in diesen Schriften, besonders der frühern Propheten. Sie eifern zwar überall für Jehovah gegen andere Götter, aber sie verbinden mit jenem meistens das sittliche Element, mit diesen das Gegentheil. »Wie ist zur Buhlerin geworden die treue Stadt,« ruft Jesaia aus (1, 21), »sonst der Gerechtigkeit voll; das Recht wohnte in ihr, und jetzt Mörder! Dein Silber ist zu Schlacken geworden, dein Wein mit Wasser gefälscht. Deine Vorgesetzten sind widersetzlich und Diebsgesellen; ein jeder liebt Bestechung, jagt nach Lohn; der Waise schaffen sie nicht Recht, und der Wittwe Sache kommt nicht vor sie.« Besonders sind es die Großen, gegen welche Jesaia wegen Uebermuth, Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Aussaugung der Armen, Ueppigkeit und Schwelgerei eifert. »Voll ist das Land von Silber und Gold, und kein Ende seiner Schätze; und voll ist es von Rossen, und kein Ende seiner Wagen« (2, 7). »Meines Volkes Bedrücker sind Kinder, und Weiber beherrschen es. Mein Volk, deine Führer leiten dich irre, und den Weg, den du wandelst, verderben sie« (3, 12). »Jehovah geht ins Gericht mit den Aeltesten seines Volks und seinen Obersten: So weidetet ihr denn den Weinberg ab, der Raub des Armen ist in euren Häusern! Wie konntet ihr mein Volk zertreten, und die Elenden aufreiben? — spricht der Herr, Jehovah der Heerschaaren« (3, 14). »Wehe denen, die da reihen Haus an Haus, Feld an Feld fügen, bis kein Platz mehr ist, und ihr allein im Lande wohnet! — — Wehe denen, die am frühen Morgen starkem Getränke nachlaufen, spät in die Nacht sitzen, von Wein erhitzt! Sie haben Laute und Harfe, Pauken und Flöten und Wein bei ihren Gelagen; aber auf Jehovah's Werk sehen sie nicht, und seiner Hände Thun schauen sie nicht. — — Wehe denen, die das Böse gut nennen, und das Gute böse, die

Finsterniß zu Licht machen und Licht zu Finsterniß, die Bitter zu Süß und Süß zu Bitter machen! Wehe den Helden im Weintrinken, und den Tapfern im Weinmischen, die den Frevler lossprechen gegen Bestechung, und den Gerechten ihr Recht entziehen!« (5, 8. 11. 20.) »Wehe denen, die ungerechte Urtheile sprechen, und den Schreibern, die Urtheil schreiben, um vom Gerichte zu verdrängen die Armen, und das Recht zu rauben den Elenden meines Volks, daß die Wittwen ihre Beute werden, und daß sie Waisen berauben!« (10, 1.) Darum »einen Tag hält Jehovah der Heerschaaren über alles Stolze und Hohe, über alles Erhabene, daß es erniedrigt werde, und über alle Cedern des Libanons, die hohen und erhabenen, und über alle Eichen von Basan, und über alle die hohen Berge und über all die erhabenen Hügel, und über jeglichen hohen Thurm und über jegliche schroffe Mauer, und über alle Tarsisschiffe, und über Alles, was köstlich anzusehn. Und gebeugt wird der Stolz der Menschen, und gedemüthigt der Männer Uebermuth; und erhaben ist Jehovah allein an selbigem Tage« (2, 12). Gegen die üppige Frauenwelt redet Jesaia so: »Und Jehovah spricht: Darum, daß so hoffährtig sind die Töchter Zions, und einhergehn mit gerecktem Halse und frech die Augen werfend, — trippelnd gehen sie einher und mit den Fußspangen klirren sie, — so wird der Herr ihren Scheitel kahl machen und Jehovah ihren Leib entblößen. Am selbigen Tage entrückt der Herr den Schmuck der Fußspangen, und die Netze, und die kleinen Monde, und die Ohrgehänge, und die Armkettchen, und die Schleier, die Kopfbunde und die Fußkettchen, und die Gürtel, und die Riechflaschen, und die Amulete, die Fingerringe und die Nasenringe, die Feierkleider und die Röcke und die Mäntel und die Taschen, die Spiegel und die Hemdchen und die Turbane und die Flore. Und statt des Balsamdufts giebt es Modergeruch, und statt des Gürtels einen Strick, und statt der gedrechselten Locken eine Glatze, und statt des weiten Mantels enggegürtetes Sacktuch, Brandmahl statt Schönheit« (4, 16).

Die Darstellungsweise der Propheten ist nach dem Maße der Kraft und des Schwunges und in mancher andern Beziehung sehr verschieden. Der ächte Jesaia (besonders unzweifelhaft die Cap. 1—12, 17—18, 22, 28—33 umfassend) steht in Kraft und prophetischer Begeisterung allen andern voran. Er ist in Wahrheit der große Prophet. Der edle Jeremia ist mehr wehmüthig, ein mildes, aber unverlöschliches Feuer. Außer diesen möchten besonders Joel, Amos, Micha, Nahum, Habakuk anzuerkennen sein. Haggai, Zacharja und Maleachi

sind unbedeutender; sie leiden an der Mattigkeit, welcher überhaupt die spätern Propheten, die in und nach der Gefangenschaft auftreten, unterliegen, und von welcher auch der falsche Jesaia (s. unten) und Hesekiel nicht frei sind, obgleich jener viel Schönes enthält, was man dagegen in diesem fast vergeblich sucht.

Ein ganz besonders auffallender Zug der prophetischen Darstellung sind die Gesichte und die symbolischen oder bildlichen Handlungen. Sie sind nahe mit einander verwandt, wir fassen aber hier zunächst die letztern ins Auge. Sie finden sich namentlich in allen größern prophetischen Schriften, im Uebermaße aber bei Hesekiel. Jesaia nimmt, bei drohendem Einfall der Assyrer, nach Jehovah's Geheiß eine Tafel und schreibt darauf: »Eilebeute, Raubebald,« worauf er auch seinem Neugebornen diese Worte als Namen beilegt. »Denn ehe der Knabe lernt Vater und Mutter rufen, wird man den Reichthum von Damaskus und die Beute Samariens vor dem Könige von Assyrien hertragen« (8, 1). Diese bevorstehende Plünderung soll also durch jene Handlung recht eindringlich angezeigt werden. Ein ander Mal befiehlt Jehovah dem Jesaia: »Gehe hin und löse das Prophetenkleid von deinen Hüften, und ziehe deine Schuhe von deinen Füßen.« »Und er that also, und ging nackt und barfuß.« Das soll ein Zeichen sein, daß bald die Aegypter und Aethiopier von den Assyrern ebenso hinweggeführt werden würden (20). Jeremia (19) kauft einmal, auf Jehovah's ausdrückliches Geheiß, vom Töpfer eine Flasche, nimmt Aelteste vom Volke und von den Priestern mit sich hinaus vor die Stadt und zerbricht vor ihren Augen dieselbe, zum Zeichen, so werde Volk und Stadt zerbrochen werden. Ein ander Mal (27) tritt Jeremia mit einem Joche um seinen Hals in den Tempel, indem er anrathet, sich dem Nebukadnezar zu unterwerfen, da dies der Wille Jehovah's sei. Ein andrer Prophet, Hananja, nimmt das Joch ihm ab und zerbricht es, und prophezeiet im Gegentheil, daß so das Joch des Nebukadnezar werde zerbrochen werden. Jeremia erklärt ihn darauf für einen falschen Propheten. Daß solche symbolische Handlungen, wenn sie einen bedeutenden Gedanken recht schlagend und anschaulich darstellten, bedeutenden Eindruck in jener Zeit machen konnten, läßt sich denken. Freilich stimmen sie nicht immer mit unserm Geschmacke, und sind auch nicht selten matt und wirknugslos. So befiehlt Jehovah dem Hesekiel (4, 12), er solle vor den Augen des Volks Gerstenkuchen mit Menschenmist (als Feuerungsmaterial) backen, zum Zeichen, daß so die Söhne Israels unter den Heiden unreines Brod

essen sollten. Da aber der Prophet gegen solche Verunreinigung sich sträubt, antwortet Jehovah: »Siehe, ich will dir Kuhmist statt Menschenmist zulassen, und darauf sollst du dein Brod bereiten.« Wir möchten hier wieder einmal die Rechtgläubigen fragen: »Nun, hat auch dies Jehovah wirklich angeordnet und gesagt? Wo nicht, so ist ja die göttliche Autorität der Bibel gebrochen.« —

Die wesentliche Frage in Bezug auf die Propheten wird uns die nach Natur und Erfüllung ihrer Weissagungen sein. Die Weissagung ist ja der Propheten wesentliche Thätigkeit und hauptsächlichstes Merkmal. Sie wird als höhere göttliche Wahrheit von ihnen selbst angesehn, und der Glaube hält sie als solche fest. Es kann also, nach dieser Voraussetzung, die Erfüllung nicht fehlen. Sehen wir sie einmal unbefangen darauf an.

Die Weissagung der Propheten bezieht sich weit überwiegend auf die künftigen Schicksale Israels und andrer Völker; bald wird unglückliches, bald glückliches Geschick verheißen. Dem Volke Israel wird mit Verwüstung des Landes, Eroberung Jerusalems, Wegführung des Volkes, als Strafe für seine Vergehungen, gedroht, dann aber statt dessen in Folge der wiederkehrenden Gnade Jehovah's und der Besserung des Volks Rückkehr der Gefangenen, Wiederaufbau Jerusalems, Wiederherstellung des Reichs, und zwar in unendlich größerer Herrlichkeit als zuvor und auf ewige Zeiten verheißen. Wir wollen Letzteres mit einigen Stellen belegen. Jesaia sagt: »Und es geschieht in der Folge der Zeiten, daß der Berg des Hauses Jehovah's stehet oben an unter den Bergen, und sich erhebt über die Hügel und zu ihm strömen alle Völker. Und es kommen viele Nationen und sprechen: Auf, laßt uns hinanziehn zum Berge Jehovah's, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns seine Wege lehre, und wir wandeln auf seinen Pfaden! Denn von Zion gehet das Gesetz aus, und das Wort Gottes von Jerusalem. Und er richtet die Völker, und bescheidet viele Nationen. Dann schmieden sie ihre Schwerter zu Hacken, und ihre Speere zu Winzermessern; nicht mehr hebt Volk gegen Volk das Schwert, und nicht lernen sie fürder Krieg« (2, 2). »Doch nicht bleibt's dunkel, wo Bedrängniß ist. — — Das Volk, das im Finstern wandelt, schauet ein großes Licht; die da sitzen im Lande der Todesnacht, Licht strahlet auf sie. Du machest des Volkes viel und groß seine Freude; sie freuen sich vor dir, wie man sich freuet in der Ernte, wie man jubelt beim Beutetheilen. — — Denn ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben; und es ruhet die Herrschaft auf seiner Schulter,

und man nennet seinen Namen Wunder, Berather, starker Held, ewiger Vater, Friedensfürst: auf daß die Herrschaft groß werde und Heil ohne Ende komme über Davids Thron und sein Königreich, daß er es festige und stütze durch Recht und Gerechtigkeit, von nun an bis in Ewigkeit. Der Eifer Jehovah's der Heerschaaren thut solches« (8, 23). »Dann schießt ein Reis vom Stamme Isai's auf, und ein Sproß aus seiner Wurzel bricht hervor. Und es ruhet auf ihm der Geist Jehovah's, ein Geist der Weisheit und der Klugheit, ein Geist des Rathes und der Kraft, ein Geist der Erkenntniß und der Furcht Jehovah's. — — Dann herbergt der Wolf beim Lamme, und der Parder lagert sich beim Böckchen; Kalb und junger Löwe und Mastkalb allzumal, ein kleiner Knabe führet sie. — — An selbigem Tage streckt der Herr zum zweiten Male seine Hand aus, um loszukaufen den Rest seines Volks, der übrig geblieben, aus Assyrien und aus Aegypten und aus Patras, und aus Aethiopien und aus Elam und aus Sinear und aus Hemath und von den Inseln des Meeres. Und er errichtet ein Panier den Völkern, und sammelt die Vertriebenen Israels, und die Zerstreuten aus Juda bringt er zusammen von den vier Säumen der Erde. Dann weichet die Eifersucht Ephraims und die Neider in Juda sind ausgerottet; Ephraim ist nimmer eifersüchtig auf Juda, und Juda beneidet nicht Ephraim. Und sie fliegen auf die Schulter der Philister westlich, zusammen plündern sie die Söhne des Ostens; Edom und Moab sind ihre Beute, und die Söhne Ammons ihnen unterthan« (11). »Zu selbiger Zeit richte ich auf die verfallene Hütte Davids, — — und ich führe zurück die Gefangenschaft meines Volkes Israel, und sie bauen die verwüsteten Städte, und pflanzen Weinberge und trinken ihren Wein, und legen Gärten an und essen ihre Früchte. Und ich pflanze sie fest in ihrem Lande, daß sie nicht mehr ausgerissen werden aus ihrem Lande, das ich ihnen gegeben, spricht Jehovah, dein Gott« (9, 11). »Siehe, es kommen Tage,« spricht Jehovah, »da ich mit dem Hause Israels und mit dem Hause Juda's einen neuen Bund schließe, — nicht, wie der Bund, den ich schloß mit ihren Vätern, zur Zeit, da ich ihre Hand ergriff, sie auszuführen aus dem Lande Aegypten, welche meinen Bund brachen, weswegen ich sie verschmähete, sondern dies ist der Bund, den ich schließen will mit dem Hause Israels nach selbigen Tagen, spricht Jehovah: ich lege mein Gesetz in ihr Inneres, und schreibe es in ihr Herz, und ich will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein. Und sie sollen nicht mehr Einer seinen Nächsten und Einer

seinen Bruder lehren und sprechen: Lernet Jehovah kennen! Denn Alle werden mich kennen, Beide, klein und groß, spricht Jehovah; denn ich werde ihre Vergehung vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken. — — Sieh, es kommen Tage, da die Stadt gebauet wird zu Ehren Jehovah's; — — nicht mehr soll sie zerstöret, noch verwüstet werden in Ewigkeit!« (Jerem. 31, 31). »So spricht Jehovah der Heerschaaren: Fürder werden Völker kommen und Bewohner vieler Städte, und die Bewohner der einen werden zur andern gehen, und sprechen: Laßt uns gehen, Jehovah anzuflehen, und Jehovah der Heerschaaren suchen! Auch ich will mitgehn! Und es werden viele Völker kommen und zahlreiche Nationen, um Jehovah der Heerschaaren zu suchen zu Jerusalem, und Jehovah anzuflehen. So spricht Jehovah der Heerschaaren: In selbigen Tagen da ergreifen zehn Männer aus allen Zungen der Völker, sie ergreifen den Zipfel eines Juden und sprechen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehöret, Gott ist mit euch« (Sacharja 8, 20). — Man lese noch Jes. 60, 10 in Bezug auf die Rückkehr aus der Gefangenschaft: — »Es bauen die Söhne der Fremde deine Mauern, und ihre Könige dienen dir; — — und offen stehen deine Thore beständig, Tag und Nacht unverschlossen, um zu dir einzulassen der Völker Schätze, und ihre Könige mit Gefolge. Denn die Völker und die Königreiche, die dir nicht dienen wollen, werden untergehn, und die Völker vertilgt werden. — — Es kommen zu dir gebückt die Söhne deiner Bedrücker, es beugen sich zu deinen Füßen alle, die dich verhöhnten, und nennen dich Jehovah's Stadt, Zion des Heiligen in Israel« u. s. w. — Aehnliches kann man noch sonst in den Propheten reichlich finden. So sagt Jeremia (31, 40) von der wiederaufgebauten Stadt Jerusalem: »Nicht mehr soll sie zerstört und verwüstet werden in Ewigkeit;« — so läßt Hesekiel den Jehovah in Bezug auf den wieder hergestellten Tempel sprechen: »Menschensohn, das ist der Ort meines Thrones, und der Ort meiner Fußsohlen, woselbst ich wohnen werde unter den Söhnen Israels ewiglich« (43, 7).

Sind diese Verheißungen wirklich in Erfüllung gegangen? Kein nüchterner und vorurtheilsfreier Mensch wird sagen: Ja. Eine Rückkehr der Juden ist freilich erfolgt, und Jerusalem ist wieder aufgebaut, und das Reich ist neu begründet worden; aber stimmt die Beschreibung, welche in jenen Stellen von demselben gemacht wird, irgend mit der Wirklichkeit überein? Gewiß nicht; der Abstand ist vielmehr sehr groß. Die andern Völker sind nicht herbeigekommen,

dem Jehovah ihre Huldigung darzubringen und sich an die Juden zu hängen; kein solcher König aus Davids Stamm ist erschienen; kein solch herrlicher Friede ist eingetreten; und nicht ewig hat das Reich gedauert. Vielmehr ist es schwach geblieben und hat fast immer unter fremder Herrschaft gestanden, und die Juden haben Druck und Hohn reichlich zu dulden gehabt, Empörung und Kriege haben das Land heimgesucht, und endlich ist das Unglück ärger gekommen als zuvor, Stadt und Tempel sind von Neuem zerstört und die Juden zerstreut worden, und so ist es noch bis auf den heutigen Tag, Muhameds Bekenner herrschen in Land und Stadt, der Tempel ist verschwunden, Jehovah's Volk bewohnt als Fremdling alle Länder der Erde. — Soll aber vielleicht die Erfüllung erst noch kommen? Nun, daß die Propheten sie nicht Jahrtausende — und die sind seitdem vergangen — hinausschieben, daß ihre ganze Weissagung hierauf nicht paßt, das sieht Jeder, der Augen hat. Und dann in der That gehört ein starkes Ueberwiegen der Phantasie über den Verstand dazu, jetzt eine solche Erfüllung noch für denkbar zu halten. Oder ist die Erfüllung vielleicht im Christenthume schon gegeben? Damit ist es nicht anders. Man kann wohl sagen, in den Propheten habe eine Ahnung von dem großen Einfluß gelegen, den ihre Religion noch auf andere Völker üben werde, sie hätten ein Gefühl von dem unvergänglichen Kerne derselben gehabt; aber dann muß man doch jedenfalls anerkennen, daß sie sich in der Art jenes Einflusses bedeutend getäuscht haben, daß ihre Vorstellung von der Dauer der Jehovah-Religion eine ganz falsche gewesen ist. Ihre Prophezeiung hat dann einen ganz menschlichen Charakter, und es wird zugestanden werden müssen, daß die Weissagung in diesem Sinne auch außer ihnen, und namentlich auch in neuerer Zeit vorkommt, wo man den Namen Prophet nicht gebraucht und von keiner Offenbarung spricht.

Daß also die Propheten in vielen, ja in den allerbedeutendsten ihrer bestimmten Weissagungen sich geirrt haben, kann kein Verständiger leugnen; der Abstand zwischen dem, was sie ihrem Volke in Aussicht gestellt, und dem, was wirklich gekommen ist, ist zu grell dazu. Das einzusehen, ist kein besonderer Scharfsinn nöthig, sondern nur ein offenes Auge; während dagegen auch der größte Scharfsinn dem offenen Auge diese Einsicht nicht verdunkeln kann. Dies bleibt stehen trotz andrer scheinbarer Weissagungen von übermenschlichem Charakter, welche in den prophetischen Schriften vorkommen. Auch dann, wenn diese, vermöge ihrer Erfüllung, wirklich diesen Charakter

hätten, würde doch das Ergebniß nur dieses sein, daß erfüllte neben unerfüllten Weissagungen vorkämen, daß die Propheten zwar mitunter ein übermenschliches Vorauswissen gehabt, in andern Fällen aber, und zwar in den wichtigsten, sich getäuscht hätten. Das wäre freilich eine wunderliche Vermischung menschlichen und übermenschlichen Charakters, welche dem Glauben an den letztern doch schon allein großen Abbruch thun, und die Frage erwecken müßte, ob es wohl mit diesen scheinbar übermenschlichen Weissagungen und deren Erfüllung so ganz richtig wäre. So ist z. B. im Jesaia (44, 28. 45, 1) der persische König Koresch oder Cyrus nicht allein erwähnt, sondern auch als Wiederhersteller des jüdischen Staates bezeichnet, — und doch hat derselbe lange nach Jesaia gelebt und da allerdings den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr gegeben. Dergleichen voraus zu wissen, geht freilich über menschliche Kraft hinaus, und hätte Jesaia es wirklich voraus gewußt, so wäre der übermenschliche Charakter seiner Weissagungen, oder doch wenigstens dieser Weissagung, damit erwiesen. Aber leider, die nähere Betrachtung lehrt, daß diese Stelle, wie überhaupt ohngefähr die Hälfte der Schrift, die seinen Namen trägt, nicht von Jesaia herrührt. Die ganze kleine Hälfte derselben, vom vierzigsten Capitel an bis zu Ende kann nicht von Jesaia sein. Der Beweis dafür liegt hauptsächlich darin, daß diese Weissagungen ganz und gar und in allen ihren Beziehungen von einer ganz andern Zeit aus reden, als die Zeit des Jesaia war. Sie weissagen nicht etwa diese ganz andern Verhältnisse, sondern sie setzen dieselben als schon vorhanden voraus, sie reden mitten in ihnen. Der Sprechende lebt in der Gefangenschaft und hat die beginnende Rückkehr der Juden und Wiederherstellung ihres Staates vor Augen. Daß dies wirklich sich so verhalte, davon kann sich der Leser überzeugen, wenn er diesen zweiten Theil des Jesaia aufmerksam durchgeht, und dabei die verschiedenen Zeitverhältnisse einigermaßen kennt. Er wird sehen, daß die ganze Lage, von welcher aus der Verfasser derselben spricht, nicht die eines Menschen ist, der in Jerusalem lebt und das Volk vor drohendem Untergange warnt, sondern die eines solchen, der im Lande Babylon die zur Rückkehr nach Jerusalem sich rüstenden Juden anredet, tröstet, ermuthigt. Es scheint dies aus der ganzen Behandlung überall unzweideutig hervor, und manche einzelne Stellen offenbaren es ganz besonders unwiderleglich. So wird, wie wir schon oben sagten, sogar Koresch oder Cyrus, der erste persische König, der den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr und zum Wiederaufbau des Tempels gab, öfter

namentlich erwähnt, und als der Erretter Israels gepriesen. »So spricht Jehovah, dein Erlöser, — — der von Jerusalem spricht: sie werde bewohnt! und zu den Städten Juda's: sie sollen erbauet werden und ihre Trümmer stell' ich wieder her! — — der von Koresch spricht: mein Hirt, und all mein Geschäft soll er vollbringen und sprechen von Jerusalem: sie werde erbauet! und vom Tempel: er werde gegründet! — so spricht Jehovah zu seinem Gesalbten, zu Koresch, den ich halte bei seiner Rechten, um vor ihm Nationen zu stürzen, und der Könige Hüften zu entgürten, um vor ihm Pforten zu öffnen, daß kein Thor verschlossen bleibe: Ich will vor dir her gehen, und die Höcker ebnen; eherne Pforten will ich sprengen, und eiserne Riegel zerbrechen. — — Um meines Knechtes Jakobs willen, und Israels, meines Auserwählten, rief ich dich bei deinem Namen, nannte dich, ohne daß du mich kanntest. — — Ich erweckt' ihn zum Heil, und all seine Wege will ich ebnen; er soll meine Stadt bauen, und meine Gefangenen entlassen« (44, 26—28. 45, 1—4. 13). Er, den Jehovah liebt, wird seinen Willen vollziehen an Babel, und seine Macht an den Chaldäern. Ich, ich sprach's und berief ihn; ich führt' ihn her, und sein Weg soll gelingen« (48, 14). »Ziehet aus von Babel, fliehet aus der Chaldäer Lande mit Jubel, berichtet dies und macht es kund, verbreitet es bis an's Ende der Erde und sprechet: Jehovah hat erlöset seinen Knecht Jakob!« (48, 20.) Dies sind einzelne Beispiele von solchen Stellen, welche schon für sich allein das oben Gesagte über die spätere Abfassung dieses Theils des Buches Jesaia erweisen. Dem aufmerksamen, geduldigen Durchleser des Ganzen werden noch eine Menge solcher Stellen aufstoßen, und wird der ganze Zusammenhang ein deutliches Zeugniß für das Gesagte sein. Dazu kommt, daß die Anschauungs- und Darstellungsweise dieser zweiten Hälfte, der schriftstellerische Charakter derselben, sich ganz wesentlich von den frühern ächten Stücken unterscheidet, so daß schon deshalb nicht wohl ein und derselbe Mensch der Urheber von beiden sein kann. Kurz, man sieht, es sind zwei verschiedene Bücher, zu zwei verschiedenen Zeiten, von zwei verschiedenen Verfassern geschrieben. Niemand würde auf den Einfall kommen, daß sie derselben Zeit und demselben Verfasser angehören könnten, wenn sie nicht unter demselben Namen in der Form eines zusammenhängenden Ganzen uns überliefert wären, und Niemand würde auf den Gedanken kommen, ihre Zusammengehörigkeit, nachdem nun einmal das Gegentheil entdeckt und nachgewiesen ist, dennoch beweisen zu wollen, wenn nicht das In-

teresse des Glaubens oder der Orthodoxie ihn auch zu dem offenbar Unwahren und Unmöglichen reizte. Bei der Gläubigkeit oder der berechneten Orthodoxie ist kein Ding unmöglich. Daß die prophetische Schrift, die wir unter des Jesaia Namen besitzen, aus zwei prophetischen Schriften besteht, ist eine ausgemachte Sache. Den Namen des zweiten Propheten kennen wir nicht; er wird deshalb der Pseudojesaia oder der falsche Jesaia genannt. Auch in ihm ist viel Schönes, doch reicht er namentlich in der Kraft der Gedanken und der Darstellung nicht an den ächten Jesaia heran. Außer der bezeichneten zweiten Hälfte gehören ihm wahrscheinlich auch noch mehrere andere Capitel in der ersten Hälfte an, bei welchen dieselben Gründe sich geltend machen. Wir haben sie oben durch Bezeichnung der unzweifelhaft ächten Stücke schon angedeutet. Die Capitel 36—39 aber sind aus den Büchern der Könige entnommen, und geschichtlichen Inhalts.

Ebenso steht es mit dem ganzen Buche, das dem Daniel zugeschrieben wird. Dieses Buch enthält, wenn auch in absichtlich mystischer Form, ganz genaue Andeutungen über die Reiche der Assyrer, Meder, Perser, Macedonier bis auf den macedonisch-syrischen König Antiochus Epiphanes, von welchem die Juden zur Zeit der Makkabäer so viel zu leiden hatten; — und doch lebte Daniel unter dem Könige Nebukadnezar, also lange vor den meisten der Reiche, Könige und Begebenheiten, welche das ihm zugeschriebene Buch weissagt. Die ganze Schreibart, die Sprache, die Vorstellungen, die Menge der fabelhaften Erzählungen, und in den Augen des Unbefangenen eben jene speziellen Weissagungen selbst, beweisen, daß die Schrift nicht von Daniel und nicht in jener Zeit, sondern unter den Makkabäern und zur Zeit des gehaßten Königs Antiochus Epiphanes, also etwa 400 Jahr später, abgefaßt ist. Auch dies ist vollkommen unzweifelhaft. Wirkliche, wahre, menschliche Vorhersagung künftiger Begebenheiten kann sich nie auf Einzelheiten, sondern nur auf allgemeine Gestaltung der Dinge beziehn, und auch hierin wird sie immer etwas Unsicheres behalten. Den Untergang des assyrischen Reichs z. B. vorherzusagen, war wegen innerer und äußerer Umstände möglich; aber wenn es fallen, und welche Reiche dann hinter einander entstehen und vergehen, welche Könige regieren würden u. s. w., dergleichen auf Jahrhunderte vorauszusehen, ist unmöglich, wie nicht erst bewiesen zu werden braucht. Das Buch Daniel ist zur Zeit des Antiochus Epiphanes, gerade da, bis wohin seine speciellen Weissagungen reichen, abgefaßt, und zwar zu dem Zwecke, das leidende Volk der Juden durch das Beispiel der

darin vorgeführten Märtyrer zu stärken, und durch die scheinbare Erfüllung der dem Daniel in den Mund gelegten scheinbaren Weissagungen den Glauben an die darin enthaltenen, noch unerfüllten zu begründen. Bis Antiochus Epiphanes stimmt nun Alles ganz gut mit der Wirklichkeit; was aber über diesen hinausreicht, das ist nicht erfüllt, nämlich die dann folgen sollende Auferstehung der Todten und die damit verbundene Herrlichkeit.

Das Buch Jona aber hat namentlich den Zweck, Antwort zu geben auf die Frage, warum manche Weissagungen der Propheten nicht in Erfüllung gegangen seien. Jona verkündet im Auftrage Jehovah's den Einwohnern von Ninive: »Noch vierzig Tage, so gehet Ninive unter!« Da aber die Einwohner, mit dem Könige an der Spitze, nun Buße thun, heißt es: »Und Gott sah ihr Thun, daß sie sich kehrten von ihrem bösen Wandel; da gereuete Gott des Bösen, das er geredet, ihnen zu thun, und er that es nicht.« Darüber wird Jona sehr aufgebracht, und er wünscht sich den Tod. Ebenso verzweifelt ist er nachher, als der Wunderbaum oder Kürbis, an dem er seine Freude gehabt hat, durch einen Wurmstich eingeht. Dies wendet Jehovah zu seiner Rechtfertigung an, indem er spricht: »Du hast Mitleid mit dem Wunderbaume, mit dem du keine Mühe gehabt, und den du nicht groß gezogen, — — und ich sollte kein Mitleid haben mit Ninive, der großen Stadt — —?«

Was werden wir nun aber über die Propheten urtheilen, wenn wir sehen, daß sie sich in ihren Vorhersagungen mannichfach geirrt, und daß sie trotzdem denselben sogar selbst göttlichen Ursprung beigemessen, ihre Weissagungen als »Wort Jehovah's« ausgesprochen haben? Sind sie nun also Thoren oder gar Betrüger gewesen? — Gewiß hat es unter der großen Menge der Propheten viele Thoren und Betrüger gegeben, die den Glauben des Volks sich zu erschleichen und ihn zu ihrem Vortheil auszubeuten suchten. Die alttestamentlichen Schriften erzählen uns von solchen falschen Propheten, wie sie dieselben nennen, an vielen Stellen, und die Propheten, deren Schriften uns aufbewahrt sind, wie Jesaia und Jeremia, eifern selbst mit scharfen Worten gegen sie (Jes. 28, 7. Jer. 23, 9—40. 26, 7—11. 28, 1—17. 29, 24—32). So wirft Jeremias den »Propheten Jerusalems« vor, daß sie »mit Lügen umgehn« (23, 14), und läßt den Jehovah selbst sagen: »Darum sieh, ich will an die Propheten, die meine Worte stehlen einer von dem andern. Sieh, ich will an die Propheten, die ihre Zunge nehmen und sprechen: Er spricht.

Sieh, ich will an die, die lügenhafte Träume prophezeien, und sie erzählen, und mein Volk irre führen mit ihren Lügen und mit ihrer Ruhmredigkeit, da ich sie doch nicht gesandt, noch sie entboten, und sie unnütz sind diesem Volke« (23, 30); und Aehnliches finden wir öfter. Die wahren Propheten, d. h. die Männer mit wirklich prophetischem Charakter, sind aber nicht darum Schwindler und Lügner, weil ihre Prophezeiungen von der zukünftigen Herrlichkeit des Volks nicht eingetroffen sind, und weil sie die Aussprüche, die w i r nur als ihre eignen Gedanken ansehen können, als Eingebungen Jehovah's bezeichneten. Sie behaupteten das Letztere in gutem Glauben und waren von der einstigen Erfüllung ihrer Weissagungen überzeugt, und sie konnten das nach den geistigen Zuständen damaliger Zeit recht gut, ohne Schwindler und Phantasten zu sein. Daß sie das aber nicht waren, zeigt der sittliche Ernst und die sittliche Tüchtigkeit, die ganze hohe Kraft, welche im Allgemeinen aus ihren Orakeln sprechen. Die Kraft und zweifellose Gewißheit ihrer Gedanken, die unwiderstehliche Macht, mit der sie sich in ihrem Innern geltend machten und zum Wort sich drängten, veranlaßte sie, dieselben als von Jehovah, dem Quell aller Macht und Wahrheit, kommend, anzusehn. Wenn sie diese Gedanken auch nicht mit dem Ohre von außen hörten, so meinten sie doch, dieselben innen im Geiste von oben her zu vernehmen. Und war es ihnen einmal zur Gewißheit geworden, daß sie von Jehovah zu Propheten erkoren seien, so wurde ihnen diese Aufnahme ihrer Gedanken als seines Wortes zur Gewohnheit. Ueber jenen unwiderstehlichen Drang spricht sich Jeremia einmal in folgender Weise aus. Als er einst im Tempel Unglück über Jerusalem weissagt, wird er vom Tempelaufseher geschlagen und verhaftet. Da klagt Jeremia über die Gewalt, die Schmach und den Spott, den er für seine prophetische Thätigkeit ernte, und sagt dann: »Ich gedachte, ich will seiner (Jehovah's) nicht mehr erwähnen und nicht mehr reden in seinem Namen; aber es war in meinem Herzen wie brennend Feuer, eingeschlossen in meinen Gebeinen; ich ward müde, es auszuhalten und vermochte es nicht mehr« (20, 9). Und kurz nachher ruft er im überwältigenden Gefühle der Leiden, die ihm sein Beruf brächte, aus: »Verflucht der Tag, an welchem ich geboren ward; der Tag, an welchem mich meine Mutter gebar, sei nicht gesegnet! Verflucht der Mann, der meinem Vater die Botschaft brachte und sprach: Ein Sohn ist dir geboren! und ihn erfreuete. Es sei selbiger Mann gleich den Städten, welche Jehovah umkehrte

ohne Reue; er höre Klage am Morgen und Geschrei zur Mittagszeit: weil er mich nicht tödtete in Mutterleibe, so daß meine Mutter mein Grab geworden, und ihr Schoß ewig schwanger geblieben. Warum doch ging ich hervor aus Mutterleibe, um Unheil und Jammer zu sehn, und daß in Schande schwänden meine Tage!« — Wie der Prophet zu diesen Verwünschungen kommt, ist allerdings hinreichend durch die Verfolgungen erklärt, die seines Prophetenthums wegen über ihn kamen. Er wurde öfter geschlagen, mit dem Tode bedroht, vor Gericht gestellt und ins Gefängniß geworfen, wo er sogar einige Zeit in eine schlammige Cisterne hinabgelassen ward. Vor der Einnahme der Stadt lag er Jahre lang in Verhaft, bis er endlich bei Eroberung der Stadt durch die Assyrer daraus befreiet wurde. Endlich ging er mit den Juden nach Aegypten, welche nach der Ermordung des Statthalters der Assyrer aus Furcht vor Rache dahin flohen.

In naher Verwandtschaft mit dem »Worte Jehovah's,« auf welches die Propheten sich berufen, stehen die »Gesichte«, welche sie haben. In jenen hören, in diesen schauen sie Jehovah's Offenbarungen. Sie stützen zum Theil sogar ihren Propheten-Beruf auf solche ihnen gewordene Gesichte. So sagt Jesaia (6): »Im Todesjahre des Königs Usia, da sah ich den Herrn sitzend auf einem hohen und erhabenen Throne, und seine Schleppen füllten den Tempel. Seraphs standen um ihn her, — — und Einer rief dem Andern zu: Heilig, heilig, heilig ist Jehovah der Heerschaaren; die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit. Und es erbebten die Grundvesten der Schwellen ob der Rufenden Stimme, und das Haus ward mit Rauch gefüllt. Da sprach ich: Wehe mir, ich bin verloren! denn ein Mensch von unreinen Lippen bin ich, und unter einem Volke von unreinen Lippen wohn' ich, und habe den König, Jehovah der Heerschaaren gesehen. Da flog einer der Seraphs zu mir, in seiner Hand ein glühender Stein, mit einer Zange hatte er ihn vom Altar genommen. Und er rührte an meinen Mund und sprach: Siehe, dieses berührt deine Lippen, und so weichet deine Missethat, und deine Sünde ist versöhnet. Und ich hörte die Stimme des Herrn, der sprach: Wen soll ich senden, und wer wird unser Bote sein? Da sprach ich: Hier bin ich, sende mich!« Darauf giebt ihm Jehovah den schon oben angeführten Auftrag. — Wie haben wir nun ein solches Gesicht anzusehn? Ist es bewußte Dichtung des Propheten, oder meint er wirklich, das gesehen und gehört zu haben? Am Natürlichsten erscheint es wohl, hier ein Gemisch von

Beidem anzunehmen. Die angegebene Erscheinung und Unterredung ist eine Phantasie des Propheten, ein Bild, das in seinem begeisterten Innern aufsteigt. Sowie ihm aber im Allgemeinen Jehovah und dessen Wort Wahrheit und Wirklichkeit ist und er seine begeisterten Gedanken von ihm herleitet, so nimmt er auch ein solches Bild seiner Einbildungskraft im Besondern mehr oder weniger für wirklich geschaut. So kann man sich den Hergang der Sache denken, ohne daß damit die Möglichkeit ausgeschlossen wäre, daß der Prophet nur das Wort Jehovah's als wirklich vernommen angesehn, die Erscheinung desselben aber als Einkleidung mit Bewußtsein hinzugethan hätte. — In ganz ähnlicher, nur weniger anschaulicher Weise erzählt auch Jeremia seine Berufung. »Und es geschah das Wort Jehovah's zu mir und sprach: Eh' ich dich bildete in Mutterleibe, kannt' ich dich, und ehe du hervorgingst aus dem Schoße, weiht' ich dich; zum Propheten für die Völker bestimmt' ich dich. Und ich sprach: Ach, Herr Jehovah, sieh' ich weiß nicht zu reden, denn ein Knabe bin ich. Und Jehovah sprach: Sage nicht, ein Knabe bin ich; sondern zu wem ich dich sende, gehe, und was ich dir gebiete, rede! Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin mit dir, dir zu helfen, spricht Jehovah. Und Jehovah reckte seine Hand aus, und rührte an meinen Mund, und Jehovah sprach zu mir: Sieh', ich lege meine Worte in deinen Mund. Schau', ich setze dich heute über Völker und über Königreiche, um auszurotten und zu zertrümmern, zu verderben und zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen« (1, 4). — Außer diesen kommen in den Propheten noch eine Menge andrer Gesichte vor, welche von sehr verschiedenem Werthe, oft sehr wenig poetisch sind, wie namentlich bei Hesekiel, und oft keine andre Bedeutung als die von sinnlichen Bildern für Gedanken haben. So fragt Jehovah den Jeremia gleich nach seiner Berufung: »Was siehest du, Jeremia?« Dieser antwortet: »Einen siedenden Topf seh' ich, und gerichtet ist er nach Norden.« Da sagt Jehovah: »Von Norden her wird das Unglück losbrechen über alle Bewohner des Landes« u. s. w. (1, 13). So gleich vorher zeigt ihm Jehovah einen Mandelzweig. — Das Gesicht des Hesekiel von den vier Thieren mit dem vierfachen Rade (1) ist bekannt. Auch seine Berufung erzählt dieser Prophet (2, 9—3, 11), aber in einem sehr wenig ansprechenden Bilde, wie ihm überhaupt der Geschmack sehr abgeht. Eine Hand hält ihm eine Bücherrolle hin und eine Stimme fordert ihn auf, sie zu essen, was er auch thut. Ein ander

Mal (8, 1) erzählt Hesekiel: »Und es geschah im sechsten Jahre, im sechsten Monat, am fünften Tage des Monats, als ich in meinem Hause saß, und die Aeltesten Juda's vor mir saßen, da fiel auf mich daselbst die Hand des Herrn Jehovah's. Und ich schauete, und siehe, eine Gestalt von Ansehn wie Feuer, — — — und er reckte das Gebild einer Hand aus, und ergriff mich bei den Haaren meines Hauptes, und der Geist führte mich fort zwischen Erde und Himmel, und brachte mich nach Jerusalem, in Gesichten Gottes, an den Eingang des innern Thores — —«. Daß der Prophet diese Versetzung nach Jerusalem nicht als eine leibliche ansieht, zeigen die Worte: »in Gesichten Gottes«. Daß sie in seinen Augen aber auch wieder nicht gewöhnlich menschliche Vorstellung ist, geht daraus hervor, daß er sie doch eben in diesen Worten Gott zuschreibt.

Daß aber die Hoffnungen der Propheten von dem hohen Glück ihres Volks und dem Siege der Religion Israels nicht in Erfüllung gingen, setzt sie nicht herab. Nur edle Geister können sich zu solchen Hoffnungen in solcher Zeit erheben, weil nur sie das Wesen, dem sie eine so große Zukunft zuschreiben, in solcher Macht in sich tragen, die ihnen seine Unvergänglichkeit zu verbürgen scheint, und weil nur sie von der tiefen Liebe beseelt sind, welche das eigne unglückliche Volk um keinen Preis aufgeben will. Darum sind auch selbst diese unerfüllten Hoffnungen ein Zeugniß für die Propheten, welche sie hegten und als »Wort Jehovah's« ihrem Volke in die Seele riefen. Der mächtige Zorn gegen den Frevel und die Thorheiten ihres Volks, besonders seiner Obern, die Züchtigungen, mit welchen sie dafür drohten, die hoffnungsreiche Aussicht, die sie aber auch wieder jenseits jener eröffneten, — das alles im Verein legt Zeugniß ab für den hohen und edeln Geist, von dem die großen Propheten getrieben waren, und der in Wahrheit der Jehovah war, von dem ihr Wort ihnen eingegeben wurde.

Daß die Propheten alles Unglück, inneres und äußeres, vom Abfall des Volks von Jehovah und vom Götzendienste herleiten, ist freilich eine Einseitigkeit, die aber von consequenter Frömmigkeit allerdings nicht zu trennen ist, welcher ohnehin die Behandlung dieses Unglücks als göttlicher Strafe angehört. Mag mit dem Dienste andrer Götter Leichtsinn und Laster verbunden gewesen sein, und mögen diese zum Unglück beigetragen haben, so waren doch andrerseits die äußern Verhältnisse der beiden Reiche Juda und Israel, ihre Lage zwischen Ba-

bylon und Aegypten und die ganzen Zeitverhältnisse schon für sich hinreichend, ihnen den Untergang zu bereiten. Es ist dies eben die religiöse Anschauung, welche zur Einsicht in die wirklichen Verkettungen von Ursachen und Folgen in der Geschichte wie im Privatleben durchaus unfähig ist. Man denke sich einmal unsre Geschichtswerke mit derselben religiösen Behandlung, und frage sich, was dabei herauskommen würde. Wahrheit gewiß nicht! Wirkliche Geschichte kann erst da entstehen und geschrieben werden, wo die religiöse Betrachtungsweise aufhört. Man denke sich eine Weltgeschichte von Hengstenberg und dergleichen Leuten geschrieben. Mir scheint, es kann uns kaum etwas Andres über diesen ganzen Standpunkt so mit einem Schlage aufklären, wie eine solche Vorstellung. — Gegen die Einseitigkeit jenes Standpunktes der Propheten legen einmal die nach Aegypten geflüchteten Juden, denen Jeremia sich angeschlossen hatte, Zeugniß ab (44, 16). Als er sie dort vom Dienste andrer Götter abmahnt, indem er eben auch alles Unglück demselben schuld giebt, antworten sie: »Was du da geredet zu uns im Namen Jehovah's, darin gehorchen wir dir nicht; sondern thun wollen wir Alles, was unser Mund ausspricht, der Königin des Himmels zu räuchern und ihr Trankopfer zu opfern, so wie wir gethan, wir und unsre Väter, unsre Könige und unsere Obersten in den Städten Juda's und auf den Straßen Jerusalems, da wir Brod genug hatten, und es uns wohl ging und wir kein Unglück sahen. Aber seitdem wir abgelassen, der Königin des Himmels zu räuchern und ihr Trankopfer zu opfern, mangelt uns Alles, und durch Schwert und Hunger kommen wir um.«

Das Verständniß der Propheten ist übrigens vermöge der Luther'schen Uebersetzung schwer und in jedem Falle nur ganz mangelhaft zu erreichen, da sie viele Fehler enthält, und die falsche Eintheilung nach Capiteln, welche den Sinn oft ganz zerreißt, beibehält. Wem dagegen die de Wette'sche Uebersetzung zu Gebote steht, welche die Fehler meist vermeidet und jedenfalls im Wesentlichen die verschiedenen Stücke richtig von einander abtheilt, auch durch Inhaltsangaben und Anmerkungen nachhilft, der wird ein ganz andres Bild, und zwar zum Vortheil der Propheten, von diesen Schriften erhalten.

23. Die poetischen Bücher.

(Psalmen, Hohes Lied, Ruth, Tobia.)

Unter den poetischen Büchern steht bei weitem obenan die Sammlung der 150 Psalmen. Ihr Inhalt ist fast durchgängig religiös. Sündenbekenntniß und Bitte um Gnade, Klage über Noth und Flehen um Hülfe, Dank für empfangene Wohlthat und Rettung, Preis der göttlichen Eigenschaften, das ist der hauptsächlichste Inhalt, der meistens in sehr lebhaften orientalischen Farben gegeben ist. Die Darstellung ist häufig hochpoetisch, das Ganze freilich erscheint, wegen der häufigen Wiederkehr derselben Vorstellungen, eintönig. Die religiösen Vorstellungen sind in den Psalmen wesentlich dieselben wie in den Büchern, deren Inhalt wir bisher einer ausführlichern Betrachtung unterworfen haben, weshalb wir hier nicht wiederholen. Nur dies ist hervorzuheben, daß Gott Jehovah auch hier, ebenso wie in den Propheten, im Ganzen weit edler erscheint, als in jenen Erzählungen von seinen Thaten in den geschichtlichen Büchern. Es möchte dies weniger in Verschiedenheit der Abfassungszeit und des Standpunktes, als darin seinen Grund haben, daß hier in den Psalmen Jehovah's Eigenschaften nur in ihren allgemeinen Zügen ausgesprochen werden, dort in den geschichtlichen Büchern aber zu einzelnen bestimmten Thaten verarbeitet sind. Es ist leichter, eines Gottes Güte, Erbarmen, Weisheit, Größe, Macht und Weltregierung im Allgemeinen zu preisen, ohne dabei gegen Vernunft und Sittlichkeit zu verstoßen, als diese Eigenschaften nun im Einzelnen auszumalen und in Thaten darzustellen; bei der letztern Thätigkeit kommt die Mangelhaftigkeit der Begriffe natürlich weit eher zum Vorschein, als bei der erstern. Es ist beinahe dasselbe Verhältniß, wie vom Guten und Rechten im Allgemeinen reden und das Gute und Rechte dann im Leben thun. Ja vielmehr das Verhältniß ist noch schwieriger: der einzelne Mensch wird leichter selbst das Rechte im Leben finden, als seinem Gottesbilde, wenn er von demselben Thaten erzählen will, das Rechte zuschreiben, eben weil dieses Bild doch über das Menschliche und über die bekannte Wirklichkeit hinausgehen soll. Es wird unendlich leichter sein, einen gut und weise handelnden Menschen, als einen gut und weise handelnden Gott zu schildern. Diese guten Eigenschaften der Psalmen leiden jedoch manche Ausnahmen, wie der Leser leicht finden kann; besonders tritt der Haß gegen Feinde oft genug sehr grell hervor. — Die Ueberschriften schreiben sie meist bestimmten Verfassern zu; so namentlich fast die Hälfte

dem David, aber sogar Mose ist dabei bedacht. Doch möchten diese Angaben selten richtig sein, wie aus dem Vergleiche des Inhalts mit der Lage des Genannten und den oft ausdrücklich noch bezeichneten Umständen hervorgeht. Diese Ueberschriften sind wahrscheinlich meist später hinzugethan, und das aus leicht begreiflichen Gründen. — Die Psalmen sind der reinste Ausdruck alttestamentlicher Frömmigkeit, sie sind aber auch bei den Frommen der Christenheit von je her sehr beliebt gewesen und zu Gebet und Erbauung viel gebraucht worden; für den Kirchengesang haben sie das erste Vorbild abgegeben. Für den Gläubigen und Frommen werden sie im Ganzen einen dauernden praktischen Werth behalten, natürlich eben auch nur für ihn.

Ein andres rein poetisches Stück ist das sogenannte Hohelied Salomo's. Dieses Lied ist ganz offenbar ein Liebeslied, und dennoch in das Alte Testament, und zwar sogar unter die kanonischen, die wirklich göttlichen und offenbarten Bücher, aufgenommen; darin liegt seine Merkwürdigkeit für uns. Wahrscheinlich haben schon die, welche es aufnahmen, dasselbe bildlich gedeutet, für ein religiöses Gedicht in bildlicher Darstellung genommen; jedenfalls aber haben die christlichen Theologen und Frommen es so angesehn und behandelt. Die Liebe zwischen einem Mädchen und einem Jünglinge, welche darin besungen ist, wird dann in die Liebe zwischen dem Menschen und Gott, oder noch mehr zwischen der Kirche oder der einzelnen Seele und Christus, umgedeutet. Es wäre allerdings wunderlich genug, wenn ursprünglich ein Dichter auf diese Einkleidung käme, zumal sie hier ziemlich sinnlich gehalten ist. Etwas andres ist es, wenn man einmal in einer heiligen Schrift unter dieser Hülle jene Gottes- oder Christusliebe zu finden wähnt; ist das einmal vollbracht, so ist die Nachahmung natürlich. Diese ist denn auch reichlich eingetreten. Besonders die Herrnhuter haben sich in Folge davon in der Darstellung dieser Liebe unter den sinnlichsten Bildern sehr stark gezeigt, ja, das Hohelied, wenn dasselbe wirklich so gemeint wäre, darin noch weit übertroffen. Es sind aus dieser noch höher steigernden Nachahmung die abgeschmacktesten und widerlichsten Spielereien hervorgegangen, die auf keinen Fall rein geistig und religiös gemeint sind, in denen sich vielmehr die versteckte sinnliche Lust unter dem Scheine und wohl halben Selbstbetruge der Frömmigkeit Luft gemacht hat. Es war dem sinnlichen Frommen, der doch eigentlich die Sinnlichkeit abtödten zu müssen meinte, sehr erwünscht, der sinnlichen Phantasie unter dem Mantel der Frömmigkeit freien Lauf lassen zu können. Uebrigens ist diese

Behandlung des Hohenliedes ein besonders helles Beispiel, wie die gläubige Voraussetzung auch gegen das Augenfälligste verblendet, da in der That ohne diese Voraussetzung Niemand auf den Einfall kommen kann, darin ein religiöses Gedicht zu finden. Die gläubige Voraussetzung aber macht aus Weiß Schwarz und aus Schwarz Weiß, sie versetzt Berge, ihr ist nichts unmöglich.

Zu den poetischen Büchern können wir noch zwei andre rechnen, obgleich sie die Gestalt von Erzählungen haben, nämlich Ruth und Tobia. Esther, Judith und Hiob ließen sich allenfalls auch noch hinzunehmen, indeß haben wir die beiden erstern schon unter den geschichtlichen Büchern mit aufgeführt, da sie öffentliche Begebenheiten behandeln, während Ruth und Tobia sich in Privatkreisen bewegen, und Hiob nehmen wir seines überwiegenden Charakters wegen mit zu den Lehrbüchern. Das Buch Ruth erzählt die Verheirathung des Urgroßvaters Davids, Boas, mit der Moabitin Ruth. Es kann demselben etwas Geschichtliches zu Grunde liegen; wie es da ist, in dieser Ausführung, hat es aber mehr den Charakter einer Dichtung. Die genannte Ehe ist eine Leviratsehe, d. h. eine Pflichtehe des Schwagers oder sonstigen nächsten Verwandten mit der Wittwe des kinderlosen Bruders oder Verwandten. Wenn nämlich ein Mann ohne Kinder starb, so war sein Bruder verpflichtet, seine Wittwe zu heirathen, und der erste Sohn dieser Ehe wurde dann dem Verstorbenen zugerechnet und setzte dessen Geschlecht fort. Der Zweck dieser Einrichtung war offenbar die Erhaltung des Geschlechtes, welche freilich nur eingebildeter Weise dadurch bewerkstelligt werden konnte. Keine Nachkommen zu haben, gilt ja im Alten Testamente für das höchste Unglück. In der Nachkommenschaft sah der Jude gleichsam seine Unsterblichkeit, da er den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit kaum hatte; der Mangel an jener wurde ihm also zum Mangel an dieser. Diese Einrichtung der Schwagerehe ist für den Standpunkt einer höhern als der alttestamentlichen Bildung aber jedenfalls eine der Sittlichkeit der Liebe und Ehe widerstreitende. Zwar zwingt sie den Schwager nicht unbedingt, belegt aber seine Weigerung mit Schmach. Die verschmähete Schwägerin soll ihm dann, nach dem Gesetz Mosis (5. Mos. 25, 5—10), vor den Einwohnern des Orts ins Gesicht speien. Jede Nöthigung zur Ehe ist aber unsittlich. Das Verhältniß, welches ebenso ein inneres wie äußeres sein muß, wird dann zu einem blos äußerlichen Mittel zu fremdartigen Zwecken herabgewürdigt, und Mann und Weib mißbraucht. Außerdem streitet die Weise, wie die

verwittwete Ruth den Boas zur Pflichtehe auffordert, indem sie sich des Nachts, während er schläft, heimlich mit unter seine Decke legt, auf das Schneidendste mit unsern Begriffen von weiblicher Ehre. Sonst hat die ganze Erzählung manches Schöne, besonders in der treuen Anhänglichkeit der Ruth an ihre Schwiegermutter.

Das Buch Tobia enthält ebenso, wie das vorige, eine Familiengeschichte. Sie spielt im Lande der babylonischen Gefangenschaft, in Ninive und Ekbatana, und ist den Lesern wohl nach ihrem wesentlichen Verlaufe bekannt. Besonders merkwürdig sind die beiden Geister, welche darin auftreten, ein guter und ein böser, ein Engel und ein Dämon. Engel sind uns bisher schon vorgekommen, aber noch nicht mit besondern Namen, wie dieser. Als er sich zum Schluß zu erkennen giebt, thut er es mit diesen Worten: »Ich bin Raphael, einer von den sieben heiligen Engeln, welche die Gebete der Heiligen überbringen, und hineintreten vor die Herrlichkeit des Heiligen.« Er begleitet den jungen Tobia auf seiner weiten und gefährlichen Reise in Gestalt eines Mannes, und erklärt am Schlusse, daß diese Gestalt nur ein Schein gewesen sei, daß er in Wahrheit weder gegessen noch getrunken habe in dieser Zeit, sondern daß sie nur ein Gesicht gehabt hätten, worauf er denn plötzlich verschwindet. Das ist ganz ähnlich, wie der Engel, welcher den Eltern des Simson erschien. Ganz neu ist uns dagegen der böse Geist, der Dämon. Auch er hat seinen Namen, er heißt Asmodi, und ist unter der Bezeichnung »Eheteufel« sprichwörtlich geworden. Ein Verwandter Tobit's, Raguel, zu welchem eben die Reise geht, um von ihm eine bedeutende Summe Geldes zu erheben, welche Tobit früher bei ihm niedergelegt hat, hat eine einzige Tochter, Sara. Diese hat schon sieben Männer oder vielmehr Verlobte gehabt, sie sind aber jedesmal im Hochzeitsgemach sogleich gestorben, und zwar getödtet von dem Asmodi, der selbst in das Mädchen verliebt ist. Raphael ist aber eben von Gott gesendet, den Asmodi zu vertreiben und die Sara mit Tobia zu verheirathen, sowie den blinden Tobit wieder sehend zu machen. Jenes geschieht durch Herz und Leber eines großen Fisches, den sie auf der Reise im Tigris fangen, mit welchen Tobia beim Eingehen in das Hochzeitsgemach räuchert, — dieses durch die Galle, die er seinem Vater in die Augen drückt. Vor der Räucherung aber flieht Asmodi in den obersten Theil von Aegypten, eine gute Strecke, über Arabien und das rothe Meer weg, also sichtlich mit argem Abscheu oder Schrecken erfüllt, und Tobia bleibt glücklich am Leben. Im Neuen Testamente kommen

dann solche bösen Geister sehr häufig vor; sie haben ihre Wohnung auch in Wüsteneien und fahren zuweilen in die Seelen von Menschen, bis sie wieder ausgetrieben werden. Wir kommen dort auf sie zurück. — Die Begriffe von Ehe sind auch hier nicht eben vorbildlich. Das Erbe ist der Hauptgesichtspunkt; die Neigung kommt weiter nicht in Betracht. — »Das Gute bestehet,« nach der Angabe Raphaels, »in Gebet mit Fasten und Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit«. Das ist es auch, wodurch Tobit die ganz besondre Gnade Gottes erlangt. — Uebrigens wohnt ein eben solcher Geist der Milde in diesem idyllischen Familienstück, wie in dem vorher betrachteten.

---

24. Die Lehrweisheit des Alten Testaments.

(Hiob, Sprüche Salomo's, Prediger Salomo's, Weisheit Salomo's, Sirach.)

Noch ist uns übrig, einen Blick auf die Lehrweisheit des Alten Testaments zu werfen. Sie ist uns in den unter der Ueberschrift genannten Büchern aufbewahrt. Das Buch Hiob hat, wie die Leser wissen, Geschichts- und Gesprächsform, verfolgt aber den Zweck, eine bestimmte religiöse Frage abzuhandeln, und zwar die, wie unglückliche Schicksale des Frommen und Rechtschaffnen mit der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes zu vereinigen seien. Die darin erzählte Geschichte Hiobs, ebenso wie sein Gespräch mit seinen vier Freunden, ist ohne Zweifel nur erdichtet, um auf dieser Unterlage jene Frage und ihre Beantwortung abzuhandeln, — das Buch ist ein Lehrgedicht. Der Prediger Salomo's hat größtentheils die Form einer fortlaufenden Abhandlung, enthält jedoch hie und da auch einzelne Sprüche. Die drei übrigen sind größtentheils Zusammenstellungen von mannichfaltigen Weisheitssprüchen, gehen jedoch hie und da auch in die Form der Abhandlung und zusammenhängenden Erörterung über. Nur von Sirach kennen wir den Namen des Verfassers; er heißt Jesus, Sirach's Sohn. Daß die drei nach Salomo benannten Bücher wirklich von ihm wären, daran ist nicht zu denken. König Salomo stand in der Meinung der Juden als das Vorbild aller Weisheit da, und ihm schrieben deshalb die Verfasser, oder Andre nach ihnen, jene Spruchbücher zu, um sie dadurch einzuführen, wie das in jener Zeit Sitte war, oder, im zweiten Falle, weil man vielleicht wirklich ihn als Verfasser vermuthete. Wir betrachten sie nun nach ihrem Inhalte und Verhältnisse zu einander.

Am meisten Aehnlichkeit mit einander haben die Sprüche Salomo's, die Weisheit Salomo's und Jesus Sirach. Die Weisheit wird darin von Gott abgeleitet, der sie den Frommen, die nach ihr verlangen, verleihe, und dessen Furcht und Verehrung selbst der Grund und Boden aller Weisheit sei. Gott ist dem Gläubigen der Inbegriff und darum die Quelle alles Guten. Die Propheten führen, wie wir gesehen haben, die Blicke, die sie in die Zukunft thun, die Drohungen oder Verheißungen, die sie daran knüpfen, ihren Zorn über Verkehrtheiten des Volks und der Obern, ihre Ermahnungen und Züchtigungen, Alles überhaupt, was in ihrem Geiste und Gemüthe mächtig aufsteigt, auf Jehovah zurück. So leiten auch die Weisen ihre Gedanken, ihre Weisheit, von Gott ab, nur daß sie nicht, wie die Propheten, ihre einzelnen Aussprüche als Worte Jehovah's geben und mit der Formel: »So spricht Jehovah« einleiten, sondern nur im Allgemeinen ihre ganze Weisheit auf Gott zurückführen, während sie die einzelnen Gedanken und Sprüche als ihr eigen ansehn. Diese Weisen sind, sehen wir daraus, schon nüchterner, verständiger, weniger von der Phantasie beherrscht. Sie sind mehr praktische Denker, während die Propheten mehr begeisterte Religiöse sind. Ihr religiöser Glaube ist mehr ein von den Alten überkommener, während dagegen die Propheten denselben mehr erst selbstständig aus sich erzeugen. Die Propheten gehören einer frühern Zeit an, in welcher der Jehovah-Glaube und Cultus sich erst entfaltete und durchkämpfte; die Weisheitslehrer lebten später, wo dieser Glaube und Cultus schon in voller überlieferter Geltung stand. Die Propheten haben es vorzugsweise mit dem Gesammtgeschicke und dem Gesammtleben des jüdischen Volkes und Staates zu thun, die Weisheitslehrer beschäftigen sich fast ganz mit der Privat-Sittlichkeit und Frömmigkeit eines, aus dem politischen Leben ausgestrichenen Volkes. Diese Weisheitslehrer stehen uns aus all diesen Gründen näher als die Propheten. Auch wir haben, wenn überhaupt noch, nur einen überlieferten religiösen Glauben, und unser Sinn wendet sich von dessen Vorstellungen mehr dem verständigen Denken und den sittlich-praktischen Lebensbeziehungen zu.

Die Spruchsammlungen, von denen wir hier reden, personificiren sogar hie und da die Weisheit; sie wird ihnen in ihrer Vorstellung zu einer Person, sowie ja auch dem Propheten sein Prophetengeist zur Person wurde. Nur ist es in der Vorstellung des Propheten Jehovah, der zu ihm redet; während der Weise außer Gott, und unter ihm, die Weisheit selbst zu einer Person macht. Gott hat nach

seiner Vorstellung die Weisheit vor allen andern Dingen geschaffen, und sie vom Himmel herabgesendet. An manchen Stellen scheint das mehr bewußte poetische Form, an andern eigentlich gemeinte Vorstellung zu sein. »Die Weisheit ruft auf der Straße,« heißt es bald im Anfange der Sprüche Salomo's (1, 20), »läßt auf den Marktplätzen ihre Stimme erschallen; an der Ecke lärmender Straßen ruft sie; in den Eingängen der Stadtthore spricht sie ihre Rede: Wie lange, Einfältige, wollt ihr Einfalt lieben?« u. s. w. So im achten Capitel: »Siehe, die Weisheit rufet, die Klugheit läßt ihre Stimme erschallen. Auf dem Gipfel der Anhöhen, am Wege, an Kreuzwegen stellt sie sich hin. Zur Seite der Thore, an der Oeffnung der Stadt, am Eingange der Pforte rufet sie laut: Zu euch, ihr Männer, ruf' ich, und meine Stimme zu den Menschenkindern. Lernet, ihr Einfältigen, Klugheit, und ihr Thoren, werdet verständigen Herzens (V. 1 bis 5). — — Jehovah bereitete mich als Anfang seines Handelns, vor seinen Werken, ehedem. Vor Alters ward ich gesalbt, vor Anfang, vor dem Ursprung der Erde. Als noch keine Wassertiefen, ward ich geboren, als noch keine Quellen, reich an Wasser; bevor Berge eingesenkt waren, vor den Hügeln ward ich geboren. Als er den Himmel bereitete, war ich dort, als er den Bogen befestigte über der Tiefe; als er die Wolken oben anheftete, und die Quellen der Tiefe rauschten; als er dem Meere seine Grenze setzte, daß die Wasser seinen Bord nicht überschreiten; als er die Grundfesten der Erde legte: da war als Pflegekind (nach andrer Uebersetzung: als Künstlerin) ich ihm zur Seite; da war ich sein Ergötzen Tag für Tag, spielte vor ihm allezeit, spielte auf seiner Erde Kreis, und hatte mein Ergötzen an den Menschenkindern« (8, 22—31). So heißt es auch im Sirach: »Alle Weisheit ist vom Herrn, und ist bei ihm in Ewigkeit. Die erste von Allem ward die Weisheit geschaffen, und verständige Einsicht von Ewigkeit her« (1, 1. 4). »Ich ging aus dem Munde des Höchsten hervor, und bedeckte wie Nebel die Erde. Ich wohnte in der Höhe, und mein Thron war auf den Säulen der Wolken. Den Kreis des Himmels umschloß ich allein, und in der Tiefe des Abgrundes wandelt' ich. In den Wogen des Meeres und auf der ganzen Erde und unter allen Völkern und Nationen hatt' ich mein Besitzthum. Bei all' diesem sucht' ich Ruhe, und in wessen Erbe ich weilen könnte. Da gebot mir der Schöpfer aller Dinge, und der auch mich schuf, stellte fest meine Wohnung und sprach: In Jakob sollst du wohnen, und in Israel dein Eigenthum haben« (24, 1—13).

In der Weisheit Salomo's ist die Weisheit »die Beisitzerin des Thrones« Gottes genannt (9, 4). »Bei dir ist ja die Weisheit, die deine Werke kennet, und zugegen war, als du die Welt schufest. Schicke sie herab von deinem heiligen Himmel, und vom Throne deiner Herrlichkeit sende sie, damit sie bei meiner Arbeit mir beistehe, und ich erkenne, was dir wohlgefällig ist« (9, 9. 10).

Der Leser sieht, daß diese Weisen auch poetischen Sinn haben. Diese Personificirung der Weisheit in den drei Spruchbüchern des Alten Testaments stehet nicht vereinzelt da, sondern ist nur eine einzelne Aeußerung einer poetisch-philosophischen Anschauungsweise, welche aus den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt bis in die ersten Jahrhunderte nach derselben reicht, und vermöge welcher eine Menge geistiger Eigenschaften so personificirt, zu göttlichen Personen, welche als Ausflüsse der Gottheit angesehen werden, gemacht wird. Diese Anschauungsweise hatte in Aegypten, namentlich unter den dort, besonders in Alexandrien wohnenden Juden ihren Mittelpunkt. Später bemächtigte sie sich auch des Christenthums und gestaltete es in ihrer Weise. Man nannte dieselbe Gnosticismus, und ihre Anhänger nannten sich Gnostiker, d. h. etwa »Erkennende«. Sie haben viele Systeme in dieser Art aufgebaut, welche zum Theil außerordentlich künstlich zusammengesetzt sind.

All diese Spruchbücher des Alten Testaments preisen außerdem die Weisheit in eben so schönen Stellen und mannichfaltigen Wendungen an. Sie nennen sie köstlicher und begehrenswerther als Gold und Silber, schreiben ihr die größten Freuden und herrlichsten Segnungen zu, oft auch den Gewinn von Reichthum, Ehre und Macht, und drohen dagegen ihren Verächtern mit innerm Elend und äußerm Unglück. »In der Weisheit,« sagt der Verfasser der Weisheit Salomo's, »ist ein verständiger, heiliger, einfacher, mannichfaltiger, feiner, beweglicher, durchsichtiger, unbefleckter, heller, unverletzlicher, das Gute liebender, scharfer, ungehemmter, wohlthätiger, menschenfreundlicher, fester, gewisser, sorgenfreier, allvermögender, allsehender und alle verständigen, reinen, feinen Geister durchdringender Geist. Beweglicher als alle Bewegung, ist die Weisheit; sie gehet und dringet durch Alles wegen ihrer Reinheit. Sie ist der Abglanz des ewigen Lichtes, der fleckenlose Spiegel der Wirksamkeit Gottes und das Bild seiner Güte. Sie ist einig und vermag doch Alles; sie bleibet, was sie ist und erneuet doch Alles, und zu allen Zeiten in heilige Seelen übergehend, bereitet sie dieselben zu Freunden Gottes und Propheten. Sie ist prächtiger

als die Sonne, und über alle Stellung der Gestirne; mit dem Lichte verglichen, behauptet sie den Vorzug, denn auf dieses folgt die Nacht, gegen Weisheit aber vermag nichts der Bosheit Gewalt. Ist Reichthum ein wünschenswerthes Gut im Leben: was ist reicher als die Weisheit, die Alles schafft. Und liebet man Gerechtigkeit: ihre Thaten sind Tugend. Denn Mäßigkeit und Klugheit lehret sie, Gerechtigkeit und Tapferkeit, welche das Nützlichste sind im Menschenleben« (7, 22 — 8, 7). »Darum bat ich, und Klugheit ward mir gegeben; ich rief, und mir kam der Geist der Weisheit. Ich gab ihr den Vorzug vor Sceptern und Thronen, und Reichthum achtet' ich für nichts in Vergleich mit ihr. Ich stellte ihr nicht gleich unschätzbare Steine, denn alles Gold ist gegen sie ein Häufchen Sand, und wie Koth ist Silber zu achten ihr gegenüber. Mehr als Gesundheit und Schönheit liebt ich sie, und zog sie dem Lichte vor, weil unauslöschlich der Glanz von ihr« (7, 7 — 10).

Unter den Sprüchen selbst ist eine große Menge, welche vortreffliche moralische Regeln und Lebensweisheit enthalten. Andere erscheinen uns nicht mehr als brauchbar, manche streiten sogar gegen unsere Begriffe von Weisheit und Recht. Bei Produkten so längst vergangener Zeit kann dies nicht anders sein; schon die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse wird manche Verschiedenheit in jener Beziehung erklären.

Die drei genannten Bücher stimmen in religiöser Beziehung darin überein, daß sie die Vergeltungslehre predigen. Das Gute wird nach ihnen von Gott belohnt, das Böse bestraft. Die Weisheit Salomo's setzt diese Vergeltung mehr in das jenseitige, die Sprüche Salomo's und Sirach setzen sie schon in dieses Leben. »Die Redlichen wohnen im Lande, und die Unsträflichen bleiben darin übrig; die Frevler aber werden aus dem Lande gerottet, und die Verräther daraus verbannet« (Sprüche Sal. 2, 21. 22). »Langes Leben ist in der Rechten der Weisheit, in ihrer Linken Reichthum und Ehre« (3, 16). »Reichthum und Ehre ist bei mir« (sagt die Weisheit), glänzender Wohlstand und Wohlthätigkeit« (8, 18). »Jehovah läßt den Gerechten nicht hungern; aber der Frevler Gier weist er ab« 10, 3). »Kein Uebel begegnet dem Gerechten, aber die Frevler sind voll Unglück« (12, 21). »Er wird sich erheben und ihnen vergelten, und ihre Vergeltung wird er ihnen auf ihr Haupt geben« (Sir. 17, 23). »Wer den Herrn fürchtet, dem widerfährt kein Leid, sondern in Anfechtung wird er wiederum errettet« (33, 1). Diese Vergeltungslehre ist überhaupt im Alten Testamente fast überall zu finden. Da ihr

aber die Erfahrung des Lebens so oft widerspricht, so erhob sich doch auch in jenen alten Zeiten der Zweifel gegen sie. Dieser Zweifel ist der Gegenstand des Buches Hiob. Hiob ist ein frommer und gerechter Mann, und hat dabei sehr großen Reichthum und viele Kinder. Da tritt eines Tages unter den »Söhnen Gottes«, die sich vor Jehovah versammeln, auch der »Widersacher«, der Satan, mit auf. Jehovah fragt ihn, woher er komme, und als der Satan antwortet, er sei auf der Erde herumgestreift, fragt jener ihn, ob er wohl auch auf seinen Knecht Hiob Acht gehabt habe, dem Niemand auf Erden an Frömmigkeit und Rechtschaffenheit gleichkomme. Der Satan verdächtigt nun den Hiob, daß er das Alles nur des Lohnes wegen thue und so lange, als Gott ihn in seinem Glück erhalte; sobald ihn aber Unglück treffen sollte, werde er sich ganz anders zeigen und sich von Jehovah abwenden. Da gestattet ihm Jehovah, um einen Versuch mit Hiob zu machen, ihm Alles zu nehmen, nur ihn selbst zu verschonen. Nun geht der Satan hinweg und bringt über den Hiob alle möglichen Schläge des Unglücks. Seine Kinder und sein Vieh werden durch feindliche Einfälle, Blitz und Sturm erschlagen oder weggeführt, ein Bote folgt immer dem andern, um einen neuen Unglücksfall zu verkünden, noch ehe der vorhergehende ausgeredet hat. Da zerreißt zwar Hiob im Schmerz seine Kleider, scheert sein Haupt und fällt zur Erde, spricht aber zugleich ergeben: »Nackt kam ich aus Mutterleibe, und nackt kehre ich dahin zurück; Jehovah gab, Jehovah nahm, der Name Jehovah's sei gepriesen.« »Bei all dem sündigte Hiob nicht, und stieß nichts Thörichtes aus gegen Gott.« Bei einem abermaligen Erscheinen der Söhne Gottes und auch des Satan vor Jehovah, weist dieser jenen nun darauf hin, daß Hiob, trotz all jener Unglücksschläge doch noch festhalte an seiner Frömmigkeit. Der Satan erwiedert, wenn Gott nur auch sein Gebein und Fleisch anzutasten gestatten wolle, so werde es wohl anders werden. Auch dazu giebt ihm Jehovah die Erlaubniß, nur sein Leben solle er nicht antasten. Da schlägt der Satan ihn mit Beulen von Kopf bis Fuß, Hiob sitzt in der Asche und schabt sich mit einem Scherben. Als ihn seine Frau nun wegen seines Gottvertrauens höhnt, wankt er in demselben für's Erste doch noch nicht, sondern entgegnet ihr: »Wie eine Thörin redest du. Das Gute empfangen wir von Gott, und das Böse wollten wir nicht empfangen?« »Bei alle dem sündigte Hiob nicht mit seinen Lippen.« Da kommen drei Freunde, als sie von seinem Unglücke hören, zu ihm, zerreißen ihre Kleider, als sie

ihn unkenntlich dasitzen sehen, streuen Asche auf ihre Häupter, »und sie saßen bei ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte, und keiner redete ein Wort zu ihm, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war.« Nach dieser Zeit bricht endlich Hiob das Schweigen und verflucht seinen Geburtstag in herzzerreißender Rede. Die Freunde erheben sich einer nach dem andern zu wiederholten Malen gegen ihn, während Hiob jedem Einzelnen jedes Mal Antwort giebt. Sie versichern immer von Neuem, daß Gott gerecht sei, und daß Hiob sein Schicksal verdient haben müsse, wogegen dieser seine Unschuld versichert. Sie greifen ihn hart an und schmähen ihn, doch mit bloßen leeren Behauptungen, worauf Hiob ihnen mit bitterm Spotte antwortet. Endlich nimmt ein vierter Redner, Elihu, das Wort, und erklärt das Unglück des Gerechten für Prüfung und Züchtigung. Zum Schluß weist Jehovah selbst den Hiob zurecht, indem er seinen Klagen die Unbegreiflichkeit des göttlichen Waltens entgegenhält. Hiob demüthigt sich und bereuet seine vermessene Rede, und Gott giebt ihm all das Verlorene überreichlich zurück. Die Unbegreiflichkeit ist also auch hier, wie noch heutzutage, die Hülfe gegen alle Einwendungen, ebenso wie die »Prüfung« und »Züchtigung«, welche Elihu predigt, dessen Rede jedoch von manchen Auslegern für eingeschoben gehalten wird, da sie in das Ganze nicht recht passe. Die Inconsequenz, erst Gründe anzugeben und dann doch auf die Unbegreiflichkeit sich zurückzuziehn, ist indeß so gewöhnlich bei dem Gläubigen, daß sie keinen Grund gegen die Aechtheit jener Rede abgiebt. Der Glaube sucht, wenn er angegriffen wird, zuerst immer nach Gründen zu seiner Vertheidigung; da er aber im Verlauf, oder auch gleich von Anfang an, ihre Schwäche fühlt, hilft er sich zuletzt immer mit der Behauptung der Unbegreiflichkeit der Sache, obgleich er doch so eben mit jenen Gründen sie hat begreiflich machen wollen. Erst verfährt er wie Einer, der die Sache gar wohl begreift; dann aber sagt er, sie sei unbegreiflich, — gerade wie eine Besatzung erst die schwachen Außenwerke vertheidigt, dann aber, wenn der Feind näher rückt, sich hinter den Hauptwall zurückzieht. Mit der angeblichen Unbegreiflichkeit kann man aber Alles rechtfertigen, einen Widerspruch eben so gut wie den andern. Wahrhaft zu lösen sind jene Zweifel nur dadurch, daß man alle Glaubensvoraussetzungen aufgiebt, und statt ihrer sieht und denkt, die Natur für das nimmt, was sie ist, unbewußtes Leben, und den Geist nur da findet, wo er wirklich sich zeigt, im Menschen.

Die Schreibart im Buche Hiob ist übrigens, außer vielen schönen Stellen, sehr weitschweifig und mit Wiederholungen überladen, so daß viele Geduld dazu gehört, die Reden und Gegenreden alle durchzulesen.

Auch der »Prediger Salomo's« hat es mit der Frage zu thun, welche im Hiob abgehandelt wird, nur ist das Ergebniß ein ganz andres. Der Prediger sagt, er habe sein Herz darauf gerichtet, mit Weisheit zu untersuchen und zu erforschen Alles, was unter dem Himmel geschehe, und habe dabei erkannt, daß alles Thun auf Erden eitel und Haschen nach Wind sei. Darauf habe er sich dem Genusse ergeben, und zu dem Zwecke viel geschaffen, gebaut und gepflanzt, aber auch das habe sich als eitel erwiesen. Er habe dann Weisheit und Thorheit verglichen, und gefunden, daß, obgleich jene in sich selbst besser sei als diese, doch beide, Weise und Thoren, einerlei Schicksal hätten, ja oft diese ein besseres als jene, daß oft der Böse den Guten unterdrücke und dieser keine Hülfe finde, und daß sie beide endlich sterben müßten, beide an denselben Ort, in die Unterwelt gingen, wo Alles vorüber sei. Er habe zu erkennen gesucht, daß die Weisen und die Gerechten und ihre Werke in Gottes Hand wären, aber das Ergebniß sei gewesen: »Einerlei Schicksal hat der Gerechte und der Frevler, der Gute und Reine und der Unreine, und der, welcher opfert, und der, welcher nicht opfert, wie der Gute, so der Sünder. Das ist das Uebel bei Allem, was unter der Sonne geschieht, daß Alle einerlei Schicksal haben; daher auch das Herz der Menschen voll Bosheit ist, und Thorheit ist in ihrem Herzen, so lange sie leben, und darnach — zu den Todten« (9, 1—3). »Das Schicksal der Menschensöhne und des Thieres, es ist einerlei Schicksal. Wie dieses stirbt, so sterben jene; Ein Lebenshauch ist in allen, und kein Vorzug des Menschen vor dem Thiere, denn Alles ist eitel. Alles wandert an Einen Ort. Alles entstand aus Staub und Alles kehret zum Staube« (3, 14. 15). »Eitel ist Alles!« ruft der Prediger darum aus, »es ist nichts Neues unter der Sonne,« Alles ein ewiger Kreislauf, eine stete Wiederholung des schon Dagewesenen, ohne Zweck und Ziel. »Ich erkannte, daß Alles, was Gott wirket, das bestehet ewig; nichts ist hinzuzusetzen und nichts davonzunehmen. Was geschieht, geschah längst, und was werden soll, ist längst gewesen, und Gott suchet das Entflohene wieder auf« (3, 14. 15). Diese Erfahrungen machten ihn einestheils traurig. »Da pries ich die Todten,« ruft er aus, »die längst gestorben, glücklicher als die Lebendigen, die noch das Leben hatten. Glücklicher aber als beide ist der, der noch

nicht ist, der nicht gesehen die Uebelthaten, welche geschehen unter der Sonne« (4, 2. 3). »Besser ein guter Name, als köstliches Oel; und der Tag des Todes besser als der Tag der Geburt. Besser ist's, zu gehen in das Haus der Klage, als zu gehen in das Haus des Mahles, weil solches ist das Ende aller Menschen und der Lebendige nimmt's zu Herzen. Besser ist Trauern als Lachen, denn bei trübem Gesicht ist das Herz gut« (7, 1—3). Anderntheils aber, und zwar weit überwiegend, führen ihn jene wirklichen oder vermeintlichen Erfahrungen zu dem Entschlusse, sich dem fröhlichen Lebensgenusse zu ergeben, weil dieser des Menschen Theil sei. »Ich erkannte, daß es für die Menschen nichts Besseres giebt, als fröhlich zu sein und sich gütlich zu thun ihr Leben lang« (3, 12). »Und so sah ich, daß nichts Besseres ist, als daß der Mensch sich freue seines Thuns, denn das ist sein Theil. Denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm sein wird« (3, 22). »Siehe, was ich gesehen, ist, daß es schön ist, zu essen und zu trinken und Gutes zu genießen bei all seiner Mühe, womit sich Einer mühet unter der Sonne, die kleine Zahl seiner Lebenstage, welche ihm Gott giebt; denn das ist sein Theil. Ja, welchem Menschen Gott Reichthum und Güter giebt, und ihm gestattet, davon zu genießen, seinen Theil davonzutragen, und sich zu freuen seiner Mühe, das ist ein Geschenk Gottes« (5, 17—19). »Es ist eine Eitelkeit, die auf Erden geschieht, daß Gerechte sind, denen widerfährt gleich dem Thun der Frevler, und daß Frevler sind, denen widerfährt gleich dem Thun der Gerechten. Ich sprach: auch das ist eitel. Und so lobte ich die Freude, weil nichts gut ist für den Menschen unter der Sonne, als zu essen und zu trinken und fröhlich zu sein; und dies bleibt ihm bei seiner Mühe sein Leben lang, das ihm Gott giebt unter der Sonne« (8, 14. 15). »Gehe hin, iß mit Freuden dein Brod, und trinke frohes Herzens deinen Wein. Genieße des Lebens mit dem Weibe, welches du lieb hast, alle Tage deines eiteln Lebens. Alles, was dir vor die Hand kommt zu thun, mit deiner Kraft, das thue; denn kein Thun, noch Klugheit, noch Einsicht, noch Weisheit ist in der Unterwelt, wohin du gehest« (8, 7. 9. 10). Der Prediger hat indeß damit nicht ein wüstes, ausschweifendes Leben im Auge, sondern er will den frohen Lebensgenuß in vernünftigem Maß und mit Beachtung des Rechts. Das geht schon aus vielen einzelnen Aussprüchen hervor, welche seinen Lebensernst zeigen, und wird von ihm auch noch besonders wiederholentlich, namentlich gegen den Schluß ausgesprochen. So sagt er: »Freue dich,

Jüngling, deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge sein in den Tagen deiner Kraft. Wandle auf den Wegen deines Herzens, und in den Wünschen deiner Augen, doch wisse, daß dich Gott über das Alles wird vor Gericht bringen« (11, 9). Und das ist der Schluß seines Buchs: »Das Ende aller Lehre laßt uns hören: Gott fürchte und seine Gebote halte! — das gilt für alle Menschen. Denn alles Thun wird Gott vor Gericht bringen, über alles Verborgene, es sei gut, es sei böse.« Der Prediger ist keineswegs ein gemeiner Lüstling, sondern ein edler Charakter und heller Verstand, der den Widerspruch des Lebens mit der Vergeltungslehre erkennt, und diesen Widerspruch nur nicht zu lösen vermag, weil derselbe auf dem religiösen Standpunkte nicht zu lösen ist. Die Aushülfe, die Lösung in das künftige Leben zu versetzen, liegt ihm noch nicht nahe genug, weil dasselbe ihm noch das Schattenleben einer Unterwelt ist, obgleich ein mehr christlicher Glaube an dasselbe doch auch schon in den zuletzt angeführten Worten aufdämmert. Der Prediger ist der alttestamentliche Epikur, welcher griechische Philosoph bekanntlich auch den Zweck des Lebens und die höchste Weisheit in den Lebensgenuß setzte, aber auch nicht in den wüsten und gewissenlosen, den man fälschlich oft unter dem Namen des Epikuräismus versteht, sondern eben in den weisen. Der Prediger gelangt in seinem Denken noch nicht dahin, die gute That als das Bleibende und über den Tod hinaus Fortwirkende zu erkennen und in sie die Befriedigung des Lebens zu setzen. Er erkennt sie nicht als das Bleibende in dem Vergänglichen, und als das Feste in der Verwirrung des Lebens. Und auch sein Genuß entbehrt gar mancher Elemente, die zu dem voll menschlichen Genuß gehören, wie Fortschritt in der Einsicht, Liebe zu den Menschen, Familienleben mit Weib und Kindern, und eben die gute That und nützliche Arbeit selbst. Darin werden wir auf unserm Standpunkte unsere Lebensbefriedigung finden, und da wir eben nur Natur und Menschengeist in der Welt kennen, so werden uns keine Zweifel und Räthsel plagen, wenn wir wahrnehmen, daß es dem Schlechten äußerlich oft gut und dem Guten übel geht, sondern wir werden das ganz natürlich finden, und die Ausgleichung dafür darin setzen, daß es innerlich aber jedenfalls anders ist, daß das kräftige Gute, das wahrhaft Tüchtige, den Menschen immer beglückt, was wir ja schon daraus erkennen, daß er's mit dem Gegentheil nicht vertauschen mag, wenn er's einmal kennt und besitzt. All solche Zweifel und Unruhen sind nur auf dem Standpunkte des Glaubens möglich, nicht aber auf dem des natür-

lich-geistigen Verständnisses der Dinge. — Ein schlimmes Kreuz muß es übrigens für den Offenbarungsglauben des Christen sein, daß dieses, den Lebensgenuß als das Höchste hinstellende Buch einen Theil der Bibel bildet, und zwar nicht einmal zu den apokryphischen Büchern des Alten Testaments, sondern zu den kanonischen, also den wirklich offenbarten und wahrhaft göttlichen, zu dem »Worte Gottes« gehört, während doch das Neue Testament gerade das Gegentheil lehrt, indem es »das Fleisch zu kreuzigen« verlangt.

Bei der »Weisheit Salomo's« ist noch das Eigenthümliche zu bemerken, daß kein Buch des Alten Testaments so sehr an das Neue erinnert als dieses. Man begegnet darin einer Menge von neutestamentlichen Vorstellungen und Ausdrücken, und manche einzelnen neutestamentlichen Stellen haben offenbar ihren Ursprung in diesem Buche. Es ist dadurch auch der volle Gegensatz zu dem »Prediger Salomo's«, gegen den man es sogar gerichtet glauben könnte. Im Anfange des zweiten Capitels führt es die, welche »nicht recht denken«, und gegen die es eben eifert, in einer Weise redend ein, daß man denken könnte, es hätte diese Rede aus dem Prediger entnommen. Nur vom zehnten Verse an weicht die Rede dieser unrecht Denkenden von der Weise des Predigers gänzlich ab, indem sie zu Vorsätzen der Gewaltthätigkeit übergeht, welche jenem durchaus fremd sind. In Bezug auf jene Verwandtschaft mit dem Neuen Testamente lesen wir von Gottes Geheimnissen, von Tod und Teufel, vom Frieden, in denen die Seelen der Gerechten sind, von den Auserwählten, von herrlichen Früchten der guten Thaten, vom Tage des Gerichts, von Seligkeit, von Heiligen. Im Alten Testamente ist sonst fast überall nur von einer Unterwelt, dem Scheol, die Rede, in welche, als in ein düsteres Schattenreich ohne rechtes bewußtes Leben, die abgeschiedenen Seelen hinabsteigen, und das Judenthum hat hierin ganz und gar die Vorstellung des griechischen Heidenthums vom Hades; hier aber, in der »Weisheit Salomo's«, begegnen wir bereits dem neutestamentlichen Unsterblichkeitsglauben. Von jenen unrecht Denkenden ist gesagt: »Sie erkennen nicht Gottes Geheimnisse, noch hoffen sie auf Lohn der Frömmigkeit, noch erkennen sie Vergeltung schuldloser Seelen an. Denn Gott hat den Menschen geschaffen zur Unvergänglichkeit, und ihn gemacht zum Bilde seines eigenen Wesens. Aber durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen, und ihn erfahren, die jenem angehören. Der Gerechten Seelen aber sind in Gottes Hand und keine Qual rührt sie an. Sie scheinen in den Augen der Un-

verständigen zu sterben, und ihr Abschied wird für ein Unglück gerechnet, und ihr Hinscheiden für Untergang. Sie aber sind im Frieden. Und wenn sie auch vor den Augen der Menschen viel Leiden haben, so ist doch ihre Hoffnung der Unsterblichkeit voll« (2, 22—3, 4). »Die Tugend triumphiret in der Ewigkeit im Siegeskranze, nachdem sie in unbeflecktem Ehrenkampfe gesiegt hat« (4, 2). Den Gerechten wird »ein herrliches Reich und die Krone der Schönheit aus der Hand des Herrn« (5, 16) verheißen; »sie werden Völker richten und über Nationen herrschen, und der Herr wird ihr König sein in Ewigkeit« (3, 8). Wer findet sich bei alle dem nicht lebhaft in das Neue Testament versetzt! Ebenso werden wir an dasselbe sehr stark erinnert durch die Stellen, in welchen die Weisheit personificirt, und durch andre, in welchen vom heiligen Geiste die Rede ist. Der »heilige Geist« ist ein Geist der »Zucht«; der Geist des Herrn erfüllt den Weltkreis« (1, 5. 7); der heilige Geist wird von Gott »gesendet aus der Höhe« (9, 17); die Weisheit ist die »Beisitzerin seines Thrones« (9, 4). »Bei dir ist ja die Weisheit, die deine Werke kennet, und zugegen war, als du die Welt schufst. Schicke sie herab von deinem heiligen Himmel, und vom Throne deiner Herrlichkeit sende sie« (9, 9. 10). Welcher Bibelkundige wird hierdurch nicht insbesondere an den Anfang des Evangeliums Johannis erinnert, wo ganz Aehnliches vom »Worte« gesagt ist, wobei noch zu bemerken, daß »Wort« und »Weisheit« ja sehr nahe verwandt sind, und daß der griechische Ausdruck im Anfange des erwähnten Evangeliums auch in der That für Beides genommen wird. Der heilige Geist und das fleischgewordene Wort, der Sohn Gottes, welche von Anfang bei Gott waren, durch welche er die Welt geschaffen hat, welche er gesendet hat aus der Höhe zur Erleuchtung und Erlösung der Menschen, — diese Ideen des Neuen Testamentes finden hier schon ihr volles Vorbild; und ebenso, wie wir gesehen haben, das zukünftige Leben, das Reich der Herrlichkeit, welches den Gerechten gegeben wird.

Die »Weisheit Salomo's« erscheint in der That als Uebergang vom Alten zum Neuen Testamente, wie kein andres Buch in jenem. Es ist auch wirklich der Zeit nach eins der spätesten, dem Neuen Testamente am Nächsten liegenden, weshalb es auch nicht zu den kanonischen, sondern nur zu den apokryphischen Büchern gehört. Um dieses letztern Umstandes willen ist aber dieses nahe Verhältniß zum Neuen Testamente um so bedeutsamer, zumal auch, wenn man sein Verhältniß zum Prediger Salomo's, das wir schon oben angaben,

auch hier noch mit in Betrachtung zieht. Der Prediger Salomo's ist ein kanonisches Buch, also volles »Wort Gottes«, und steht doch in starkem Widerspruche mit dem Neuen Testamente, das doch auch, und zwar ganz besonders, Gottes Wort ist. Dagegen harmonirt das Neue Testament so sehr mit der »Weisheit Salomo's«, wie mit keinem kanonischen Buche des Alten Testaments, und doch ist diese apokryphisch, also nicht Wort Gottes, sondern nur nützlich zu lesendes Menschenwort. Das Neue Testament bekommt dadurch vom alttestamentlichen Gesichtspunkte aus selbst einen apokryphischen Charakter, und in der That, seine Schriften sind gewissermaßen eine Fortsetzung der apokryphischen Literatur des Alten Testamentes. Diese alttestamentlichen Apokryphen sind griechisch geschrieben, während die kanonischen Schriften hebräisch sind; auch die neutestamentlichen Schriften sind griechisch geschrieben: beide sind aus einer Mischung von Judenthum und Griechenthum, die besonders in Alexandrien in Aegypten vollzogen wurde, hervorgegangen. Die apokryphische Literatur des Alten Testaments ist die Vorläuferin der neutestamentlichen Literatur nach Sprache und Ideen. Die Erscheinung Jesu tritt mitten zwischen beide hinein, erhält von jener großentheils ihre Färbung, bedingt aber auch deren Fortbildung zu dieser. Dem Offenbarungsglauben ist das nicht günstig. Welcher Umstand wäre das aber auch!

25. Geburt und Herkunft Jesu.

(Matth. 1 und 2. Luk. 1 und 2.)

Wir gehen nun zum Neuen Testamente über. Es enthält zuerst die vier Evangelien, Berichte über Geburt, Leben, Lehre, Thaten und Geschicke Jesu; dann folgt die Apostelgeschichte, deren Inhalt der Name angiebt; dann kommen die Briefe der Apostel, in welchen die Lehre von Jesus als dem Christus verkündigt wird; und den Schluß macht die Offenbarung Johannis, welche die Zukunft Christi verherrlicht. Wir verweilen auch hier mit unsrer Betrachtung der Reihe nach bei den hauptsächlichsten Stücken, indem wir Verwandtes auch aus andern Theilen gleich mit herbeiziehn. In der evangelischen Geschichte halten wir uns an den Gang und Text des ersten, nach Matthäus benannten Evangeliums, vergleichen jedoch natürlich die Darstellung der andern Evangelien, und ziehen gelegentlich auch Stücke mit in die Betrachtung, welche nur in diesen enthalten sind.

Das Evangelium des Matthäus beginnt mit der Geburt und ersten Jugend Jesu. Zuerst giebt es sein Geschlechtsregister, ein Verzeichniß seiner Ahnen in gerader Linie von Abraham an. Es geht über David, so daß darnach also Jesus ein Nachkomme Abrahams und Davids ist, wie denn auch die im ersten Verse enthaltene Ueberschrift: »Buch der Geschichte Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams« ihn als solchen ausdrücklich bezeichnet. Auffallen wird uns in diesem Geschlechtsregister zuerst die abgemessene, symmetrische Ordnung, welche am Schlusse (V. 17) so zusammengefaßt ist: »Aller Geschlechter nun von Abraham bis David sind vierzehn Geschlechter; und von David bis zur Wegführung gen Babel vierzehn Geschlechter; und von der Wegführung gen Babel bis zu Christo vierzehn Geschlechter.« Zwar trifft die Zählung nicht recht zu, indeß schon das Bestreben, alle Geschlechter in drei solche gleiche Abtheilungen zu bringen, erweckt kein günstiges Vorurtheil für die Geschichtlichkeit des Registers. Dazu kommt, daß die Zahl der Geschlechter für einen solchen Zeitraum, der, nach den Angaben des Alten Testaments berechnet, über 2000 Jahre beträgt, viel zu gering ist.

Auch im dritten, dem nach Lukas benannten Evangelium findet sich ein solches Geschlechtsregister Jesu, das sogar bis Adam zurückgeführt ist (3, 23 — 38). Vergleichen wir es nun mit dem bei Matthäus, so zeigen sich erhebliche Verschiedenheiten. Es stimmen nämlich zwar die Namen von Abraham bis David in beiden überein; die von David bis Joseph, Jesu Vater, aber sind in beiden fast ganz verschieden, und zwar bei Lukas fast doppelt so viel als bei Matthäus. Die Ausleger haben sich viele Mühe gegeben, diese Verschiedenheiten auszugleichen, und dazu allerlei Möglichkeiten aufgestellt, es ist aber vergeblich gewesen, — die Register zwischen Abraham und Jesus sind und bleiben in zwei Drittheilen unvereinbar. So fanden wir gleich im ersten Beginn des Alten Testaments zwei Schöpfungsgeschichten, die auch nicht zu vereinigen waren, — ein Fingerzeig in beiden Fällen für den Leser gleich beim Eintritt, daß er nicht wähne, hier rein geschichtliche Thatsachen, oder auch nur eine in allen Dingen übereinstimmende Darstellung zu finden.

Welches dieser beiden Geschlechtsregister mag nun wohl das richtige sein? — Ohne Zweifel keins von beiden. Die Schwierigkeit der Sache liegt schon auf der Hand, und eben so nahe liegt es, aus welcher Quelle wohl diese Register geflossen sein mögen. Die Quelle ist nicht die geschichtliche Kunde, sondern die Voraussetzung damaliger

Zeit, daß der Messias von David abstammen werde, und der Name »Davids Sohn«, mit welchem er deshalb schon im Voraus bezeichnet wurde. Dabei ging man denn gleich mindestens bis Abraham, den allgemeinen Stammvater der Juden, zurück, vielleicht um auch dadurch noch ihn als ächten Israeliten zu erweisen, was ja bei den Galiläern, welche mit Heiden gemischt waren, nicht durchgängig der Fall war. Wir haben gesehen, wie die Propheten auf einen Sproß Isai's, des Vaters Davids, hofften, auf einen König aus Davids Stamm, aus welchem ja eben die Könige von Juda waren, der das Volk aus seiner innern und äußern Noth retten und auf eine nie dagewesene Stufe der Macht und des Glückes heben werde. David war der bedeutendste König gewesen; er hatte die äußern Feinde geschlagen und unterworfen, und im Innern Ordnung und blühende Zustände geschaffen. Ein Nachkomme, ein Sohn von ihm, mußte es also sein, der dies noch einmal, aber in weit höherm Grade vollbringen werde, — um so gewisser ein Sohn Davids, da sein Geschlecht ja eben den Thron noch inne hatte. Die Erfüllung kam nicht, aber die Hoffnung blieb. Das Königsgeschlecht wurde entthront und verschwand, aber »der Sohn Davids«, der da kommen sollte, den Gott durch seine Propheten verheißen, blieb der Stern, nach welchem das unglückliche Volk blickte. Daß der gehoffte Messias ein Sohn Davids sein werde, stand nach den Propheten, deren Verheißungen man auf längere Zeit hinaus deutete, als sie gemeint sind, nun einmal fest, »der Sohn Davids« wurde er ohne Weiteres genannt. Sahen nun irgend welche Juden Jesum für den verheißenen Messias an, legten sie ihm einmal den Namen »Christus« bei, so setzten sie auch voraus, daß er ein Sohn Davids sein werde, sie nannten ihn ohne Weiteres so, was mit »Christus« oder »Messias« ihnen gleichbedeutend war. Meist werden sie natürlich gar nicht nach seinem Stammbaume weiter gefragt haben. So wird Jesus in den andern Evangelien mit dem Namen »Sohn Davids« belegt, ohne daß im Geringsten versucht wäre, seine wirkliche Abstammung von diesem Könige nachzuweisen. Andere indeß bemühten sich doch um diese Nachweisung, zumal wenn vielleicht von den ungläubigen Juden die davidische Abstammung bezweifelt und dieser Zweifel zu einer Waffe gegen seine Anerkennung als Messias gemacht wurde. Daß er wirklich ein Nachkomme Davids sei, das stand den Gläubigen fest; es galt nur noch, es auch nachzuweisen. Daraus entstanden denn verschiedene solche Geschlechtsregister, wie wir deren hier zwei vor uns haben. Auch noch Andere werden es, und

wieder auf andere Weise versucht haben, ein solches Register aufzustellen; das scheint eine Stelle im Anfange des ersten Briefes an Timotheus (1, 4) zu bestätigen, wo gewarnt wird, »nicht auf Fabeln und endlose Geschlechtsregister zu achten, welche eher Streitigkeiten bewirken, als die Haushaltung Gottes im Glauben fördern«. »Der Endzweck der Lehre aber«, heißt es weiter, »ist Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben, wovon Gewisse abgewichen, und verfallen sind in eitles Geschwätz, welche wollen Schriftgelehrte sein, obschon sie nicht verstehen, was sie sagen und was sie setzen.« Solche Schriftgelehrte mochten sich mit Auf- und Zusammenstellung solcher Geschlechtsregister Jesu aus dem Alten Testamente beschäftigen, denn welche Abstammung, als eben die Jesu, konnte ihnen näher liegen zu solchen gelehrten Versuchen. Da nun dabei verschiedene Wege möglich und viele Lücken auszufüllen waren, so fielen eben nothwendig die Versuche verschieden aus.

Daß Jesus trotz der unglaubwürdigen Geschlechtsregister dennoch ein Nachkomme Davids gewesen sein möge, das anzunehmen ist keinerlei Anlaß vorhanden. Wir wissen über seine Abstammung nichts, als daß er ein Sohn des Zimmermanns oder Holzarbeiters Joseph in Nazareth gewesen sei. Bekanntlich »wehet der Geist, wo er will« und es sind Königsgeschlechter dazu keineswegs nöthig oder auch nur irgend darin bevorzugt.

Gehen wir nun im Evangelium des Matthäus weiter, so treffen wir sofort (1, 18) auf folgende Erzählung: »Mit der Geburt Jesu Christi aber verhielt es sich also. Als nämlich seine Mutter Maria dem Joseph verlobt war, noch ehe sie zusammengekommen, fand sie sich schwanger vom heiligen Geiste. Joseph aber, ihr Mann, der fromm war, und sie nicht beschimpfen wollte, war Willens, sie heimlich zu verlassen. Als er aber solches im Sinne hatte, siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume und sprach: Joseph, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen, denn das in ihr Erzeugte ist vom heiligen Geiste.«

Vergleichen wir damit die übrigen Evangelien, so finden wir zunächst in dem des Lukas auch eine Engelserscheinung, welche der Maria ihre bevorstehende Schwangerschaft und Niederkunft mit einem Sohne ankündigt, sie auf die Frage, wie das möglich sei, da sie doch von keinem Manne wisse, mit den Worten bescheidet: »Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des

Höchsten dich überschatten; darum auch das geborene Heilige Sohn Gottes genannt werden wird.« (1, 35.) So stimmen also diese beiden Evangelien in der Angabe überein, daß Jesus nicht natürlich erzeugt, sondern daß er im Schoße einer Jungfrau durch Einwirkung des heiligen Geistes und der Kraft des Höchsten entstanden sei. Was enthalten aber die beiden andern Evangelien über diese Sache? Sie erzählen beide nichts davon. Das Evangelium des Markus beginnt nach der Ueberschrift: »Anfang des Evangeliums Jesu Christi, des Sohnes Gottes«, gleich mit der Erzählung vom Auftreten Johannes des Täufers (1, 2 — 8), und fängt dann die Geschichte Jesu erst mit seiner Taufe im Jordan an (1, 9). Im ganzen Evangelium findet sich keine Spur von jener Erzählung des Matthäus und Lukas. Und mit dem vierten, dem nach Johannes benannten Evangelium verhält es sich ebenso. Es hebt mit der bekannten Stelle vom Worte an, das im Anfange bei Gott gewesen sei, und sagt dann: »Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir schaueten seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, als des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.« (1, 14.) Daß diese Worte nicht etwa jene Vorstellung von der jungfräulichen Geburt in sich schließen und aussprechen wollen, sieht der Leser wohl von selbst. Die Art, wie das Wort Fleisch geworden sei, ist gar nicht angegeben und auch sonst nirgends angedeutet; sie ist vielmehr unbestimmt gelassen, und der Verfasser könnte sich eben sowohl gedacht haben, daß Jesus ganz natürlich erzeugt sei, als daß er nur eine menschliche Mutter, oder endlich, daß er auch keine menschliche Mutter gehabt, sondern, wie Adam, durch die schöpferische Kraft Gottes, durch »das Wort«, mit welchem Gott nach der mosaischen Schöpfungsgeschichte Alles hervorbringt, vater- und mutterlos entstanden sei. Da aber der Verfasser von einer solch wunderhaften Vorstellung gar nicht das Geringste andeutet, so ist natürlich anzunehmen, daß er sie auch nicht gehabt, sondern gemeint habe, Jesus wäre ein Sohn menschlicher Eltern wie Andre, und nur dem Geiste nach das fleischgewordene Wort gewesen. Kann man sich wirklich denken, er habe jene Erzählung der beiden Evangelien sowohl gekannt als geglaubt, sie aber dennoch nicht erzählt? Würde er sie nicht gerade erzählt haben, um seinen Ausspruch, daß das Wort in Jesu Fleisch geworden, das ewige Licht in die Welt gekommen sei, dadurch zu begründen? Die Theologen haben freilich gesagt, Johannes habe die andern Evangelien nur ergänzen wollen, und darum Dinge, die jene

schon erzählt, z. B. eben auch die Geburt von der Jungfrau, weggelassen. Warum aber hätte er dann mancherlei Anderes, was an Wichtigkeit dieser Geburt nicht im Entferntesten zu vergleichen ist, wie die Tempelreinigung, die Speisung, den Einzug in Jerusalem, nicht auch weggelassen? Andre haben wieder gesagt, das Evangelium des Johannes sei das geistige Evangelium, es gründe die Würde und Bedeutung Jesu nicht auf Aeußerliches, auf Wunder, sondern auf seine Geistesgröße. Wie kommt's dann aber, daß in diesem Evangelium eine Anzahl gerade sehr greller Wunder recht ausführlich erzählt sind, wie das von der Verwandlung des Wassers in Wein, von der Speisung, von der Auferweckung des Lazarus, von der Heilung des Blindgebornen, und daß gerade auf das erste dieser Wunder der Glaube der Jünger gegründet und überhaupt recht ausdrücklich ein großer Werth gelegt wird? Es gehören jene Vorgeben nur zu den mancherlei Erfindungen, welche dergleichen Fragen zurückdrängen sollen, deren offene Beantwortung der gläubigen Theologie den Todesstoß versetzt. Beide Evangelisten, welche jene Erzählung von der jungfräulichen Geburt Jesu nicht geben, haben sie entweder nicht gekannt oder nicht geglaubt. Ein andrer Grund für die Nichtaufnahme derselben läßt sich nicht denken. Beide wollten ja doch Jesum als den Sohn Gottes darstellen. Dazu aber konnte ihnen nichts willkommener sein, als eben jene Erzählung, wenn sie ihnen bekannt war und als wahr erschien, denn auf nichts Andres ließ sich mit solcher Sicherheit diese Gottessohnschaft bauen. Jeder Evangelist erzählt überhaupt von Jesus wenigstens alles das, was er weiß oder glaubt und was ihm nur irgend wichtig und zweckmäßig erscheint. Daß es nun für den Glauben an jene Erzählung und für den Glauben überhaupt schlimm wäre, wenn zwei Evangelisten sie nicht geglaubt hätten, liegt auf der Hand, denn welchen von den vier Evangelisten sollte dann der Glaube glauben, nicht allein in diesem, sondern auch in andern Punkten? und würde dadurch der unbedingte Glaube an ihre Berichte nicht überhaupt aufgehoben? Aber auch das Nichtwissen der zwei Evangelisten ist dem Standpunkte des Glaubens in höchstem Grade nachtheilig, da ja für ihn dieselben ihre übermenschliche Autorität ganz verlieren müssen, wenn sie eine solche Fundamental-Erzählung nicht gewußt, die wahre göttliche Herkunft Christi gar nicht gekannt hätten.

Ein Ausspruch des Apostels Paulus ist hier endlich noch von entscheidendem Gewicht. Er sagt im Anfange seines Briefes an die

Römer (1, 3. 4), Jesus sei »dem Fleische nach aus dem Samen Davids geboren, dem Geiste der Heiligkeit nach als Sohn Gottes mächtig erwiesen durch seine Auferstehung von den Todten«. Paulus gründet in diesen Worten die Eigenschaft Jesu als Sohnes Gottes auf den Erweis durch seine Auferstehung, aber nicht auf seine Geburt, und bezeichnet ihn überhaupt als Sohn Gottes nur »dem Geiste der Heiligkeit« nach, nicht dem Fleische nach, nach diesem vielmehr als Sohn Davids. Daß diese Worte des Paulus die Vorstellung von einer solchen übernatürlichen Geburt ausschließen, sieht der Leser leicht ein. Hätte der Apostel diese Vorstellung gehabt, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben.

Wie ist nun aber die Erzählung von der übernatürlichen Geburt Jesu entstanden? — Sie ist hervorgegangen aus der Bezeichnung Jesu als »Sohn Gottes«, gerade so, wie die Geschlechtsregister aus der Bezeichnung »Sohn Davids« hervorgegangen sind. Der Ausdruck »Söhne Gottes« oder »Jehovah's« kommt, wie wir gesehen haben, schon im Alten Testamente vor. Söhne Gottes zeugen vor der Sündfluth mit den Töchtern der Menschen die gewaltigen Helden. Die Söhne Gottes sind vor Jehovah versammelt, als der Widersacher von demselben Vollmacht zur Versuchung Hiob's erhält. Das sind also übermenschliche Wesen, Halbgötter oder Engel. Doch auch Könige werden im Alten Testamente Söhne Gottes genannt, und auch das Volk Israel wird mit diesem Namen belegt, und außerdem auch andre einzelne Menschen, insofern sie von Gott herkommen, ihn verehren, von ihm geschützt werden. In diesen Fällen bezeichnet also der Ausdruck nichts Uebermenschliches, sondern nur ein moralisches Verhältniß von Menschen zu Gott. »Du bist mein Sohn; heute hab' ich dich gezeugt«, läßt triumphirend ein von Empörern bedrängter König den Jehovah zu ihm sprechen (Ps. 2, 7). Im 82. Psalm sagt Jehovah sogar zu tyrannischen Königen, welche die Partei der Frevler nehmen: »Götter seid ihr, und Söhne des Höchsten ihr alle; doch wie Menschen sollt ihr sterben und wie andre Fürsten fallen.« Im 89. Psalm (V. 27) sagt Jehovah von David: »Er soll mir rufen: Du bist mein Vater, mein Gott und der Fels meines Heils! Und zum Erstgebornen will ich ihn machen, zum Höchsten über die Könige der Erde.« Und dieses Verhältniß wird dann gleich weiter so begründet: »Ewig will ich ihm meine Gnade bewahren, und mein Bund soll ihm beständig sein. Ich mache dauernd seinen Samen und seinen

Thron gleich des Himmels Alter. Wenn seine Söhne verlassen mein Gesetz, und in meinen Rechten nicht wandeln; wenn sie meine Satzungen brechen und meine Gebote nicht halten: so straf' ich mit der Ruthe ihr Vergehen und mit Streichen ihr Verbrechen. Aber meine Gnade will ich ihm nicht entziehen, und nicht täuschen mit meiner Treue; will nicht brechen meinen Bund, und meiner Lippen Ausspruch nicht ändern.« Ganz in demselben Sinne spricht Jehovah durch Nathan zu David in Bezug auf Salomo: »Ich will ihm Vater sein, und er soll mir Sohn sein, so daß, wenn er sich vergehet, ich ihn züchtige mit Menschenruthen und mit Schlägen der Menschenkinder; und meine Gnade soll nicht weichen von ihm, so wie ich sie abzog von Saul, welchen ich wegthat vor dir.« (2 Sam. 7, 14. 15.) Im fünften Buche Mosis (14, 1) werden den Israeliten unreine Speisen und entstellende Gebräuche verboten, und dies mit den Worten begründet: »Söhne seid ihr Jehovah's, eures Gottes. — Denn ein heiliges Volk bist du Jehovah, deinem Gott.« Psalm 73, 15 werden die frommen Verehrer Jehovah's »deiner Söhne Geschlecht« genannt. Diese Gottessohnschaft ist also verglichen mit dem moralischen Verhältniß zwischen menschlichen Kindern und Eltern, und an der Stelle der Zeugung steht die Erwählung durch Jehovah. Der Vater züchtigt sein Kind, wenn es sündigt, verwirft es aber nicht, wie er mit Fremden thut. Der Begriff einer höhern Natur ist also damit keineswegs verbunden, sondern nur der der Anhänglichkeit zwischen Kindern und Eltern. Der Messias, der erwartete starke und rettende König aus David's Stamm, wurde denn natürlich auch und sogar vorzugsweise als Sohn Gottes angesehn und als solcher im Voraus bezeichnet, und sobald Jesus von seinen Anhängern als Messias, als Christus, anerkannt ward, nannte man ihn ohne Weiteres den Sohn Gottes, d. h. eben den Messias. Man wollte ursprünglich damit gar nichts weiter sagen, als daß er der von Gott auserwählte und bestimmte und durch die Propheten vorausverkündigte Retter sei. Mit diesem Namen war nun aber Anlaß und Unterlage zu mannichfaltigen Vorstellungen über die Natur und Art dieser Gottessohnschaft Jesu gegeben, in welchen man immer weiter ging und immer höher hinauf in das Uebermenschliche und Göttliche stieg. Man verstand unter jenem Ausdruck bald nicht mehr nur eine innige moralische Gemeinschaft zwischen Jesus und Gott, sondern man leitete ihn seinem Geiste nach in einem mehr als menschlichen Sinne von Gott ab, nahm an, daß er aus Gott und vom Himmel herstamme, von da gekommen, gott-

gezeugt sei, und dies versinnlichte man sich endlich durch die Annahme, daß er zwar der Sohn seiner Mutter, aber nicht seines menschlichen Vaters, sondern in jener von Gott durch den heiligen Geist, den Stellvertreter Gottes, gezeugt sei. Diese Vorstellung ist in jenen Erzählungen des ersten und dritten Evangeliums ausgeführt, während dagegen die beiden andern Evangelien, sowie die übrigen Schriften des Neuen Testaments, sie nicht haben und nicht kennen, sondern ohne diese sinnliche Weise sich die Gottessohnschaft Jesu in irgend einer der oben angedeuteten Arten vorstellen. »Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes«, spricht Petrus als seine Ueberzeugung im Evangelium des Matthäus aus (16, 16), während Markus ihn bei derselben Gelegenheit nur sagen läßt: »Du bist der Christus« (8, 29), und Lukas: »Der Christus Gottes« (9, 20). Hier heißt also »Sohn Gottes« soviel als »Christus«. Ausdrücke wie: »Der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist« (Joh. 1, 18), sagen schon mehr; sie bezeichnen eine höhere Wesensgemeinschaft. Eine derartige mysteriöse Vorstellung enthält namentlich auch der Eingang des Evangeliums Johannis, in den bekannten Worten: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei Gott. Alles ist durch selbiges geworden, und ohne selbiges ist nichts geworden, was geworden ist. In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht schien in der Finsterniß; aber die Finsterniß erfaßte es nicht. — Das wahrhaftige Licht, welches jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt. Es war in der Welt, und die Welt ist durch selbiges geworden; aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden, wenn sie an seinen Namen glaubten; welche weder aus Geblüt, noch aus Begierde des Fleisches, noch aus Begierde des Mannes, sondern aus Gott geboren sind. Und das Wort ward Fleisch, und wohnte unter uns, und wir schaueten seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, als des Eingebornen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.« (1, 1—5. 9—14.) Hier ist Jesus zugleich als das fleischgewordene Wort, als das in die Welt gekommene Licht, und als der eingeborne Sohn Gottes bezeichnet. Man achte darauf, wie das erste Buch Mosis ähnlich beginnt, mit den Worten: »Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde«, und wie nachher die ganze Schöpfung durch das Wort Gottes, — »und Gott sprach: Es werde!« — vollbracht wird. Dar-

aus ist diese Vorstellung von dem im Anfange bei Gott gewesenen Worte entnommen. Das schaffende Wort Gottes ist personificirt, wie in den Spruchbüchern des Alten Testaments es mit der Weisheit geschah, welche wesentlich dasselbe ist, wie hier das Wort. Die Weisheit wurde dort die Beisitzerin des Thrones Gottes genannt (Weish. Sal. 9, 4), und es ist von ihr gesagt: »Bei dir ist ja die Weisheit, die deine Werke kennet, und zugegen war, als du die Welt schufst, die weiß, was wohlgefällig in deinen Augen, und was richtig nach deinen Geboten. Schicke sie herab von deinem heiligen Himmel, und vom Throne deiner Herrlichkeit sende sie, damit sie bei meiner Arbeit mir beistehe, und ich erkenne, was dir wohlgefällig ist! Denn sie weiß und verstehet Alles, sie wird mich verständig leiten bei meinen Handlungen, und mich bewahren durch ihre Herrlichkeit.« (Weish. Sal. 9, 9 — 11.) Von den Aegyptern ist in Beziehung auf den Auszug der Israeliten gesagt: »Sie, die wegen der Zaubereien bei Allem ungläubig geblieben waren, bekannten bei Erwürgung der Erstgeburt, das Volk sei Gottes Sohn. Denn als sich tiefes Schweigen überall verbreitete, und die Nacht in der Mitte ihres Laufes war, da fuhr dein allmächtiges Wort vom Himmel, vom königlichen Throne,« u. s. w. (Weish. Sal. 18, 13). Wir haben von dem Buche der »Weisheit Salomo's«, aus welchem diese Stellen entnommen sind, bereits gesagt, daß es vorzugsweise den Uebergang zum Neuen Testamente bilde, und in vielen Stellen lebhaft an letztres erinnere. Wer sähe in den angeführten nicht schon die Ideen des Neuen Testaments, von denen wir hier handeln, vorbereitet, und diese zum großen Theil daraus entnommen! Sowie bei Johannis dem »Worte«, so ist dann im Briefe an die Hebräer geradezu dem Sohne die Schöpfung der Welt zugeschrieben (1, 2): »Er hat in diesen letzten Tagen zu uns geredet durch den Sohn, den er zum Erben von Allem gesetzt, durch den er auch die Welt geschaffen hat.« Auch hier, in der angeführten Stelle im Anfange des Evangeliums, ist von einer Gotteskindschaft die Rede, welche nicht durch sinnliche Zeugung (»weder aus Geblüt« u. s. w.) entstehe; es soll damit aber die natürliche Entstehung nicht in Abrede gestellt, sondern es soll nur jene Gotteskindschaft von ihr unabhängig gemacht, als ein darüber hinausliegender, höherer, geistiger Akt dargestellt werden. Das geht ganz unzweideutig daraus hervor, daß diese Gotteskindschaft nicht Jesu allein, sondern allen denen zugeschrieben wird, die an ihn glauben. »Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Gotteskinder zu werden, wenn sie

an seinen Namen glauben.« Hier ist also die Gotteskindschaft auch auf andre Menschen ausgedehnt, wie im Alten Testamente, und dies geschieht im Neuen Testamente auch in vielen andern Stellen. So heißt es in einem bekannten Worte der Bergpredigt: »Selig sind die Friedensstifter, denn sie werden Söhne Gottes heißen« (Matth. 5, 9), — wohlgemerkt: »Söhne Gottes«, nicht »Kinder Gottes«, wie Luther hier und anderswo, wie wir schon beim Alten Testamente bemerkten, fälschlich übersetzt hat. Und Paulus sagt in seinem Briefe an die Römer (8, 14): »Welche vom Geiste Gottes getrieben werden, die sind Söhne Gottes,« und in dem an die Galater (3, 26): »Ihr seid Alle Söhne Gottes durch den Glauben in Christo Jesu.« Er sagt, Jesus solle sein »der Erstgeborne unter vielen Brüdern« (Römer 8, 29). —

Aus diesen Anführungen von Stellen des Alten und Neuen Testaments und deren Verknüpfung wird dem Leser die Entstehung und der verschiedene Sinn der Benennung »Sohn Gottes«, sowie auch insbesondre die Entstehung der Erzählungen bei Matthäus und Lukas, von denen wir ausgingen, deutlich geworden sein. Zum letztern Zwecke ist aber noch an zweierlei zu erinnern. Die Entstehung dieser Erzählungen wurde noch insbesondre gefördert sowohl durch eine bestimmte Stelle des Alten Testaments, als durch eine Vorstellung des Heidenthums. Auf jene Stelle beruft sich sogar der Verfasser des ersten Evangeliums. »Das Alles aber geschah«, sagt er, »auf daß der Ausspruch des Herrn durch den Propheten erfüllt würde, der da spricht: Siehe, die Jungfrau wird schwanger werden und einen Sohn gebären, und man wird seinen Namen Emmanuel nennen, das ist verdollmetschet: Gott mit uns!« Wenn der Leser die ganze Stelle bei Jesaia (7, 10 — 16), in welcher diese Worte mit enthalten sind, durchliest, so wird er sich sogleich überzeugen, daß dort durchaus nicht von einem künftigen Messias die Rede ist. Indeß man sah in jener Zeit beim Lesen des Alten Testaments nicht auf den Zusammenhang, wie das ja auch unsre heutigen gläubigen Bibelleser noch nicht thun, sondern nahm die einzelne Stelle oder das einzelne Wort für sich, und deutete sie nach Bedürfniß dahin, wohin gerade die eigne geistige Richtung ging. So auch hier. Man meinte in dieser Stelle nun einmal eine Weissagung auf die Geburt des »Sohnes Gottes« zu finden, und hatte dann schon darin hinreichenden Anlaß zu jener Dichtung. Wir werden die Art, mit welcher das Neue Testament sich auf das Alte stützt und beruft, weiter unten näher betrachten, und

da auch diese Stelle des Jesaia genauer ansehn. — Die Vorstellung des Heidenthums aber, welche die Entstehung jener Erzählungen ebenfalls fördern konnte, war die eben auch von Göttersöhnen, wie wir sie in der Abhandlung über die Sündfluth schon erwähnt haben. Es traten aber besonders von der Zeit des Apostels Paulus an viele Griechen in die christliche Gemeinde. Sie brachten jene Vorstellung mit, und konnten nun durch die Bezeichnung Jesu als des Sohnes Gottes leicht darauf geführt werden, diese Gottessohnschaft sich in ähnlicher Weise auszumalen, wie ihre Mythen sie den Heroen des Alterthums zuschrieben.

Doch die beiden Evangelien, welche die Geburt von der Jungfrau erzählen, weichen dadurch nicht allein von den beiden andern ab, sondern sie stehen darin auch jedes mit sich selbst in Widerstreit, und zwar durch die von ihnen gegebenen Geschlechtsregister, die wir schon oben betrachtet haben. Führten diese Jesu Geschlecht über seine Mutter Maria auf David zurück, so würde das mit der Geburt von der Jungfrau in Einklang stehn; sie führen es aber im Gegentheil über seinen Vater Joseph. Nach jener Erzählung soll ja aber Joseph eben nicht sein Vater sein, und er könnte folglich durch ihn auch nicht von David abstammen. Diese Geschlechtsregister gehen also offenbar ursprünglich von der Ansicht aus, daß Jesus allerdings Josephs Sohn sei; sie sind von Leuten gemacht, welche dies voraussetzten, ebenso wie es die beiden andern Evangelisten und die übrigen neutestamentlichen Schriftsteller, jedenfalls einige von ihnen, auch thaten. Zwar schiebt das Evangelium des Lukas, da wo es im Anfange des Registers Jesum als den Sohn Josephs bezeichnet, die Worte »wie man meinte« ein, woraus hervorgeht, daß der Verfasser des Evangeliums dennoch die jungfräuliche Geburt festhalten wollte; aber der ursprüngliche Verfasser des da aufgenommenen Geschlechtsregisters hat diesen Zusatz schwerlich gemacht, da es nicht wohl glaublich ist, daß ein Mann, welcher angenommen hätte, Jesus sei n i c h t Josephs Sohn, ein Register aufgestellt hätte, welches sein Geschlecht über Joseph führt. Es wäre das ja etwas völlig Zweckwidriges gewesen. Die Verfasser der beiden Evangelien, wie wir dieselben jetzt haben, sind wahrscheinlich eben aus diesem Grunde n i c h t Verfasser der Geschlechtsregister, sondern sie haben dieselben irgendwo anders her entnommen, ohne sich den Widerspruch, in welchem sie mit den, von ihnen auch aufgenommenen Erzählungen von der Geburt Jesu von einer Jungfrau stünden, recht klar zu machen. Sie schöpften aus verschiedenen schrift-

lichen Quellen oder aus mündlichen Ueberlieferungen, den Stoff derselben ordnend und verarbeitend, und dabei ist es ihnen begegnet, daß sie in diesem Punkte so verschiedene Vorstellungsweisen neben einander aufnahmen.

Als Mann der Maria und als Vater Jesu wird in den Evangelien öfters der Zimmermann Joseph genannt, namentlich bezeichnen auch die Einwohner von Nazareth Jesum als den Zimmermannssohn, sowie anderwärts wieder beide, Joseph und Maria, seine Eltern genannt werden. Das ist ohne Zweifel die einfache Wahrheit: Jesus ist aus der Ehe Beider entsprossen. Die mythischen Erzählungen der Evangelien des Matthäus und Lukas haben zu der Vermuthung Anlaß gegeben, Jesus sei ein unehelicher Sohn gewesen, und daraus seien jene Erzählungen entstanden. Die Entstehung einer solchen Meinung ist zwar aus der Art jener evangelischen Erzählungen sehr erklärlich; doch wird dem Leser durch das bisher Ausgeführte einleuchtend geworden sein, daß zu derselben gar kein wirklicher Grund vorhanden ist. Der Leser, welcher noch nicht tiefer in die Entstehungsweise der Mythen und aller wunderhaften Erzählungen hineingesehen hat, ist immer geneigt, anzunehmen, es müsse denselben eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liegen, die nur abgeändert und verfälscht worden wäre. Dies ist aber durchaus nicht nothwendig, ja bei den eigentlichen Mythen sicherlich in der Regel nicht der Fall. Diese entstehen vielmehr aus einer Idee, welche der sinnliche Mensch sich durch Hülfe seiner Phantasie zu verkörpern sucht. Ist etwa bei den mehrfach erwähnten »Söhnen Gottes« vor der Sündfluth, welche mit den schönsten Töchtern der Menschen die großen Helden gezeugt hätten, auch an uneheliche Geburten zu denken? Das wird Niemand, da in dieser Stelle so ganz im Allgemeinen von den Helden und Gewaltigen der alten Zeit, und nicht von einem einzelnen Falle die Rede ist. Die Erzählung ist vielmehr aus der Idee hervorgegangen, daß solche Helden und Gewaltige um ihrer ausgezeichneten Kraft willen von Göttern herstammen müßten. Man hat dann, um diese Abstammung sich vorstellig zu machen, an die Stelle der menschlichen Väter Götter oder göttliche Wesen gesetzt. Aus demselben Grunde hat man von dem weisen Griechen Plato erzählt, er sei ein Sohn des Apollo gewesen, und von andern großen Griechen Aehnliches. Aus demselben Anlaß, unterstützt von den vielerlei oben besprochenen Umständen, schreibt sich auch die Erzählung von der Erzeugung Jesu durch den heiligen Geist her. Man mag über eheliche und uneheliche Geburt

denken wie man will, — man mag geltend machen, daß ja möglicher Weise auch ein uneheliches Kind, wenn es gut begabt sei und gut erzogen werde und die Verhältnisse es darin unterstützten, ein bedeutender Mensch werden könne, — es bleibt dennoch stehen, daß zu einer derartigen Annahme in Bezug auf Jesus durchaus kein Anlaß vorliegt, weil jene Erzählungen in ganz andern Dingen ihre genügende und unzweifelhafte Erklärung finden.

Die beiden genannten Evangelien geben nun aber nicht nur so kahl hin an, daß Jesus auf die besprochene Weise der Sohn Gottes sei, sondern sie erzählen ausführlich die Umstände seiner Geburt und seiner ersten Kindheit. Freilich thun sie auch das wieder auf verschiedene Weise. Wir betrachten die beiden Berichte sowohl für sich, als im Vergleich miteinander.

Nach der Erzählung des Matthäus findet sich Maria, als Verlobte, noch ehe sie mit Joseph zusammengekommen, schwanger vom heiligen Geiste. Joseph will sie, als er es bemerkt, deshalb heimlich verlassen. Da tritt aber ein Engel ins Mittel, indem er ihm den Ursprung des Zustandes seiner Verlobten erklärt und ihm vorhersagt, Maria werde einen Sohn gebären, den werde er Jesus (Erretter) nennen, denn er werde sein Volk erretten von seinen Sünden. Joseph steht darauf von jenem Vorsatze ab. — Bei Lukas dagegen (1, 26—38) erscheint der M a r i a ein Engel, und kündigt ihr ihre bevorstehende Mutterschaft an, noch ehe sie davon etwas ahndet und ahnden kann. Er hat mit ihr ein ausführliches Gespräch über die Sache. Joseph dagegen wird hier gar nicht erwähnt, weder seine Skrupel, noch seine Beruhigung durch den Engel. Beide Darstellungen stimmen also darin überein, daß sie die Begebenheit im Voraus durch einen Engel ankündigen lassen, — widersprechen sich aber darin, daß Mathäus den Engel dem Joseph, Lukas der Maria erscheinen läßt, und das unter verschiedenen Umständen mit verschieden ausgeführten Unterredungen.

Darauf finden sich bei Mathäus hintereinander die bekannten Erzählungen von den Weisen aus dem Morgenlande und dem Sterne, von dem Kindermord zu Bethlehem, der Flucht nach Aegypten und der Rückkehr von da (Cap. 2). Die Weisen oder Magier haben im Morgenlande, wo sie wohnen, einen Stern am Himmel gesehn, der ihnen die Geburt eines neuen Königs der Juden anzeigt. Sie machen sich auf nach Jerusalem, um dem Kinde ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sie wenden sich an den gerade regierenden König Herodes, dieser erschrickt über die Nachricht und befragt die hohen Priester und Schrift-

gelehrten nach dem Orte dieser Geburt, worauf diese auf Grund der Schrift nach Bethlehem weisen. Herodes entläßt die Magier dahin mit der Weisung, es ihm zu sagen, wenn sie das Kind gefunden hätten, damit er ihm auch seine Verehrung bezeigen könne. Als diese nach Bethlehem ziehen, geht der Stern vor ihnen her und steht endlich über dem Hause still, wo das Kind sich befindet.

Wir haben hier im Neuen Testamente den Glauben an Astrologie, an Sterndeuterei, vermöge dessen man annahm, daß allerlei große Begebenheiten, namentlich auch Geburten großer Männer, vorher durch Sterne, welche neu erschienen, angezeigt würden. Noch heutzutage findet man ja Menschen, welche beim Erscheinen eines Kometen, besonders wenn er einen recht glänzenden Schweif hat, erschrecken, weil sie ihn für das Vorzeichen irgend welcher furchtbaren Begebenheiten, namentlich von Krieg, Pest, Hunger und dergleichen, nehmen. Wir nennen das jetzt Aberglauben. In früherer Zeit war derselbe natürlich, da man die Natur der Sterne noch nicht kannte; jetzt aber zählt man mit Recht diejenigen unter die Thoren, die ihn auch nach erlangter besserer Einsicht über die Himmelskörper noch festhalten. Für den angeblichen übermenschlichen Charakter eines Buchs spricht aber solcher Glaube in keinem Falle. Man bemerke dabei, daß dieser Glaube nicht etwa hier nur als Glaube jener Magier behandelt, sondern daß das wirkliche Erscheinen des Sternes erzählt wird. Diese Erzählung verräth sogar eine auch in andrer Beziehung im höchsten Grade mangelhafte, ja kindliche Vorstellung von der Sternenwelt, welche der Erzählung ein fast märchenhaftes Ansehn giebt. Der Stern geht nämlich, wie schon erwähnt, vor den, von Jerusalem nach dem einige Stunden entfernten Bethlehem ziehenden Magiern als Wegweiser her, und zeigt ihnen endlich das Haus der Geburt dadurch an, daß er über demselben stehen bleibt. Der Verfasser denkt sich also einen Stern nach sehr kleinem Maßstabe und giebt ihm eine willkürlich herumziehende Bewegung.

Da nun die Magier, von Gott gewarnt, dem Herodes keine Kunde bringen, wo sie den neugebornen König gefunden haben, sondern auf einem andern Wege in ihre Heimath zurückkehren, läßt Herodes, um sich vor dem neugebornen Könige zu sichern, alle Kinder in Bethlehem von zwei Jahren und darunter tödten. Joseph aber und Maria sind zuvor, ebenfalls auf göttliche Anweisung, mit ihrem Kinde nach Aegypten geflohen, wodurch dasselbe gerettet wird. Von da kehren sie, als Herodes gestorben ist, abermals auf göttliche Wei-

sung, nach Palästina zurück. — Daß ein König eine Anzahl Kinder umbringen läßt, um sich eines gefürchteten Nebenbuhlers zu entledigen, — daß die Eltern mit dem gesuchten Kinde in ein Nachbarland entfliehen, — daß sie nach dem Tode des Königs ins Vaterland zurückkehren, — das sind alles an und für sich mögliche Dinge. Möglich ist auch, daß Magier in einem Sterne ein Anzeichen von der Geburt eines Königs zu sehen meinten. Ist nun aber deshalb auch die ganze Geschichte möglich? Gewiß nicht; denn sie wird erst durch eine Reihe übernatürlicher Mittel ins Werk gesetzt. Der Stern zeigt wirklich die Geburt eines Königs der Juden an, und die Magier finden diesen nur durch Hülfe des Sternes auf, obgleich doch auch die Schriftgelehrten den Ort des unbekannten Neugebornen aus der Schrift erkennen. Und dann sind vier Engelserscheinungen nöthig, um Alles durchzuführen. Ist aber vielleicht nur aus Zufall gerade damals ein Komet erschienen, den die Magier zufällig für das Zeichen eines neugebornen Judenkönigs hielten, wurden sie zufällig nach Bethlehem gewiesen, stand zufällig der Komet über Ort und Haus, wo das Kind Josephs und der Maria lag und wählten diese dann aus eignem Argwohn gegen des Herodes Absichten einen andern Weg, flohen die Eltern dann aus eigner Besorgniß nach Aegypten, weil die Magier ihnen von des Königs verdächtigem Forschen erzählt? Man hat es versucht, so alles Wunderhafte von der Erzählung wegzuthun, und nur Natürliches übrig zu lassen, aber freilich, man hat auf diese Weise nur Wunder des Zufalls an die Stelle gesetzt, und keineswegs etwas wirklich Natürliches herausgebracht. Diese ganze Art, die evangelische Darstellung der Geburt, des Lebens und Sterbens Jesu zu deuten, ist durchaus unnatürlich, obgleich man sie die natürliche Erklärungsweise genannt hat. Es wird Einem dabei ganz schwindlich vor den vielen Zufälligkeiten, Absichtlichkeiten, Mißverständnissen u. s. w., durch welche die ganze Sache sich gestaltet haben und die wunderbare Erzählung entstanden sein soll. Diese ganze Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande und ihrem Sterne, von Herodes und dem bethlehemitischen Kindermord, von Flucht und Rückkehr mit Engeln und Träumen ist mythisch, ist Dichtung. Es liegt ihr ohne Zweifel gar kein wirklicher Vorfall irgend einer Art zu Grunde. Daß Jesus geboren ist, und daß man lange nachher, nach seinem Tode, diese Mythe über seine Geburt gedichtet hat, das ist das einzig Geschichtliche dabei.

Wie man aber auf diese Dichtung gekommen ist, das kann man sich wohl ohngefähr vorstellen. Man sehe die Geschichte von Bileam

wieder nach. Die letzte Weissagung desselben über Israel lautet (4 Mos. 24, 17): »Ich seh' ihn; noch ist er nicht. Ich schau' ihn; noch ist er nicht nahe. Es tritt hervor ein Stern aus Jakob, es steiget ein Scepter aus Israel, und zerschmettert die Gegenden von Moab, und vertilget alle Söhne des Getümmels. Und Edom wird zur Eroberung, und zur Eroberung wird Seir seinen Feinden, und Israel übet Tapferkeit. Und er herrschet von Jakob aus, und vernichtet, was entronnen aus Städten.« Daß dies auf Jesus nicht paßt, sieht der Leser selbst. Jesus hat weder Moabiter noch Edomiter besiegt, überhaupt keine Kriege geführt. Es ist vielmehr hier offenbar von einem israelitischen Könige, wahrscheinlich von David, die Rede, der das wirklich gethan hat. Nicht Bileam, nicht irgend ein Prophet in des Mose Zeit, hat dies von ihm geweissagt, sondern der unbekannte Verfasser, der erst zu Davids Zeit oder später lebte und schrieb, hat es jenem in den Mund gelegt, wie wir schon sahen. Daß aber diese Stelle, abgesehen von aller Möglichkeit oder Unmöglichkeit solcher Weissagungen, auf Jesus nicht passe, hat der Verfasser unsrer evangelischen Erzählung wahrscheinlich nicht gesehen. Er hat sich allein an den Stern und Scepter aus Jakob gehalten, den Scepter bildlich von der geistigen Herrschaft, oder auch eigentlich von der dereinstigen äußerlichen und wirklichen Herrschaft Jesu nach seiner Wiederkunft genommen, und den Stern, der dort im vierten Buche Mosis nur ein Bild des großen Königs ist, an den Himmel gesetzt, als Ankündigung der Geburt Jesu. Es war dies damals die Weise, wie man das Alte Testament auslegte und behandelte: man riß, ohne Rücksicht auf Zusammenhang, Sätze oder Worte, die an die Person oder die Schicksale Jesu, oder an die Ideen, die man von ihm hatte, anzuklingen schienen, heraus und behandelte sie als Weissagungen. Dafür findet sich eine überflüssige Menge von Belegen im Neuen Testamente, die keinem Verständigen einen Zweifel darüber übrig lassen. —

Dort in Bileams Geschichte haben wir also den Stern. Wir haben dort sogar den König, der diesem Neugebornen nach dem Leben trachtet, in dem Könige von Moab, Balak, zu welchem Bileam kommt, um zu ihm von diesem Sterne zu reden. Wir haben ferner in Bileam, der auch von Morgen her kommt, den Weisen aus dem Morgenlande, der den Stern sieht und seine Bedeutung verkündigt. Wir haben an dem Volke Israel den Sohn Gottes, der in Aegypten verborgen lebt, bis die Zeit gekommen ist, wo er auf den Ruf seines

Gottes in das Land der Väter zurückkehrt, um von seiner verheißenen Herrlichkeit Besitz zu nehmen. »Aus Aegypten rief ich meinen Sohn«, sagt der Erzähler mit Worten des Propheten Hosea, welche sich auf Israel beziehen. Wir haben in Balak den König, welcher diesen jungen Sohn Gottes, den künftigen Beherrscher des Landes, welches ihm jetzt unterthan ist, fürchtet und mit Hülfe des Weisen aus dem Morgenlande zu verderben strebt. Noch mag bei Entstehung dieser evangelischen Erzählung mitgewirkt haben die Vorstellung des Druckes und der Verfolgung, welche das junge Christenthum von den Machthabern zu dulden hatte. In den Schicksalen des Kindes Jesus sollten zugleich die Schicksale der jungen Gemeinde, und in Herodes die feindlichen Machthaber überhaupt in Verbindung mit Priestern und Schriftgelehrten dargestellt werden. Die Königsfamilie Herodes war den Juden verhaßt, weil sie von edomitischem Geschlechte und von den Römern eingesetzt war. Sie galt ihnen deshalb natürlich für die Gegnerin der David'schen Familie, welcher eigentlich der Thron gebühre, und so lag es den ersten Christen sehr nahe, einen Herodes als Verfolger schon des neugebornen Davidssohnes auftreten zu lassen, von dem sie die Wiederherstellung des David'schen Reiches erwarteten.

Wir gehen nun zu der Darstellung der Geburtsgeschichte Jesu über, wie wir sie bei Lukas finden. Da treffen wir zu unsrer Ueberraschung auf eine ganz andere Erzählung. Zuvörderst ist dort die Geschichte der Geburt Johannis des Täufers mit der Jesu verflochten, und in dieser Verflechtung sehr ausführlich erzählt, während im Matthäus von alle dem keine Spur anzutreffen ist, sondern Johannes erst bei seinem Auftreten am Jordan erwähnt wird. Der Vater des Johannes hat hier bei Lukas im Tempel eine Engelserscheinung, die ihm die Geburt seines Sohnes im Voraus ankündigt. Vater und Mutter desselben sind schon bei Jahren, so daß es dem Erstern nöthig erscheint, sich ein Zeichen zu erbitten, daß die Verheißung auch wirklich eintreffen werde, worauf der Engel ihn, zugleich zum Zeichen und zur Strafe für den Zweifel, mit Stummheit bis zur Zeit der Geburt belegt. Später erhält die Mutter des Johannes, noch ehe sie Mutter wird, von Maria, welcher inzwischen ebenfalls die Verkündigung ihrer bevorstehenden Mutterschaft geworden ist, einen Besuch, wobei das Kind in ihrem Leibe vor Freude aufhüpft, welcher Freude die Mutter diesen Ausdruck giebt: »Wie widerfährt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?« Ihr wird also hierbei die Offenbarung, daß die sie besuchende Maria den »Herrn« bereits un-

ter ihrem Herzen trage; ja noch mehr: das Kind, das sie selbst unter ihrem Herzen trägt, empfindet das schon. Wenn irgend etwas, so trägt wohl diese Erzählung den Stempel der Mythe an sich, und wir brauchen uns nicht mit abermaliger Abweisung der sogenannten natürlichen Erklärung aufzuhalten, welche man auch bei dieser Erzählung versucht hat. Später kommt ja der Mann Jesus zu dem Manne Johannes an den Jordan, und dieser freuet sich über diesen Besuch. Das ist hier schon den ungebornen Kindern zugeschrieben.

Nun aber auch die Geburt Jesu selbst und seine erste Kindheitsgeschichte ist hier bei Lukas in ganz andrer Art erzählt. Von dem Sterne und den Weisen und Herodes und dem Kindermord und der Flucht nach Aegypten nebst Rückkehr von da — keine Spur. Es geht vielmehr, was das Letztere betrifft, Alles ganz friedlich und gefahrlos von Statten. Ein Engel in Begleitung der Menge der himmlischen Heerschaaren erscheint den auf dem Felde bei ihren Heerden des Nachts wachenden Hirten und verkündigt ihnen die so eben geschehene Geburt, worauf sie nach dem bezeichneten Hause gehn und das Kind wirklich finden und von der ihnen durch die Engel über das Kind geschehenen Offenbarung erzählen. Von diesen Hirten und ihrer Engelserscheinung ist wieder bei Matthäus keine Spur. Dann, nach acht Tagen, stellen bei Lukas die Eltern das Kind im Tempel dar und bringen das vorschriftsmäßige Opfer. Da tritt der alte Simeon herzu, preist sich glücklich, daß er vor seinem Tode noch das Heil seines Volkes gesehen, wie ihm der Geist verheißen habe, und deutet der Maria die große Zukunft ihres Kindes im Voraus an. Also auch er weiß die Geschichte des Knaben voraus. Ebenso thut eine alte Prophetin, Hanna, die auch gerade im Tempel ist. Von diesen beiden Personen und ihrer Weissagung, von der ganzen Darstellung im Tempel — abermals bei Matthäus keine Spur, der innern Bedeutung nach dagegen vertreten Simeon und Hanna, nebst den Hirten, die Stelle der Weisen bei Matthäus: diese kündigen hier, jene verkündigen dort die geschehene Geburt und ihre Bedeutung. Beide Schriftsteller haben wesentlich dasselbe beabsichtigt, nur verschiedene Mittel der Ausführung angewendet, verschiedene Dichtungen zur Verkörperung ihrer Idee geschaffen. Wirklich geschehen ist auch von dem, was Lukas erzählt, ohne Zweifel nichts.

In Einem Punkte treffen beide Evangelien zusammen, weichen aber auch wieder, genau besehen, in Bezug auf denselben bedeutend von einander ab. Wir müssen dabei noch besonders verweilen. Sie

lassen nämlich beide die Geburt Jesu in Bethlehem geschehen, bringen aber seine Eltern in verschiedener Weise dahin. Bei Lukas wohnen Joseph und Maria ursprünglich in Nazareth, und reisen nur bei Gelegenheit der Schatzung nach Bethlehem, ihren Stammort, und da wird Jesus während ihres vorübergehenden Aufenthalts geboren. Nachher kehren sie in ihren eigentlichen Wohnort Nazareth zurück. Bei Matthäus dagegen ist von dieser Schatzung und der zum Behuf derselben unternommenen Reise keine Spur. Die Eltern wohnen vielmehr ursprünglich in Bethlehem, und ziehen erst nach ihrer Rückkehr aus Aegypten, aus Furcht vor dem neuen Könige Archelaus, nach Nazareth, das nicht zu seiner Herrschaft gehört. Das geht sehr unzweifelhaft aus den zwei Umständen hervor, daß erstlich offenbar bei Matthäus Bethlehem als ursprünglicher Wohnort vorausgesetzt ist, und daß zweitens bei der Rückkehr aus Aegypten ausdrücklich bemerkt ist, Joseph habe aus Furcht vor dem Sohne und Nachfolger des Herodes sich gescheuet, wieder nach Judäa, worin Bethlehem lag, zu gehen, und sei, nachdem er eine göttliche Weisung im Traum erhalten, nach Galiläa und daselbst in die Stadt Nazareth gezogen, auf daß die angeführte prophetische Weisung dadurch erfüllet würde. Es heißt im Matthäus (2, 21—23): »Da stand er auf (in Aegypten) und nahm das Kind und seine Mutter mit sich, und kam ins Land Israel. Da er aber gehört, daß Archelaus über Judäa herrschte anstatt Herodes, seines Vaters, fürchtete er sich, dahin zu gehen. Und da er eine göttliche Weisung im Traume erhalten, zog er in die Gegend von Galiläa. Und er kam, und wohnte in der Stadt, die da heißet Nazareth, auf daß der Ausspruch der Propheten erfüllet würde: »Er wird Nazaräer heißen.« Bei Lukas dagegen heißt es: »Im sechsten Monat aber (nach Verkündigung der Geburt des Johannes) ward der Engel Gabriel von Gott gesandt in eine Stadt in Galiläa, mit Namen Nazareth, zu einer Jungfrau« (1, 26); —— und dann wieder: »Es zog aber auch Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, nach Judäa in die Stadt Davids, die da heißet Bethlehem, darum, daß er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um sich aufschreiben zu lassen mit Maria« (2, 4); —— und weiter: »Und als sie Alles vollendet hatten, nach dem Gesetz des Herrn, kehrten sie zurück nach Galiläa in ihre Stadt Nazareth« (2, 39). Es ist nichts klarer und unzweideutiger, als dieser Widerspruch zwischen den beiden Evangelien, und dennoch haben die gläubigen Theologen den Widerspruch in Abrede gestellt und die beiden Berichte durch allerlei

Künste in Einklang bringen wollen, sowie sie dasselbe auch in Bezug auf die vorhin betrachteten Erzählungen versucht haben. Es ist zum Erstaunen, und der schlichte Mensch wird dergleichen Unternehmungen kaum für möglich halten. Und dennoch ist es geschehen und geschieht noch heute. Dem Gläubigen kommt es ja nicht einfach und unbedingt auf Wahrheit, sondern auf Behauptung und Beweis seiner Voraussetzung an, daß die Bibel lauter Wahrheit und folglich keine Widersprüche enthalte. Diese seine gläubige Voraussetzung und das Verlangen, sie um jeden Preis festzuhalten, verblendet ihn gegen Alles, auch wenn es so klar ist wie das Sonnenlicht.

Welcher von beiden Evangelisten wird nun aber Recht haben in der Sache. Beide haben Recht darin, daß sie Jesum in Nazareth aufwachsen lassen; Lukas hat Recht darin, daß er Jesu Eltern von je her in Nazareth wohnen läßt, und Matthäus darin Unrecht, daß sie ursprünglich in Bethlehem gewohnt haben sollen; beide haben Unrecht darin, daß sie Jesum in Bethlehem geboren werden lassen. So sehr Letzteres an und für sich möglich wäre, so liegt doch das Mythische dieser Angabe, und der Entstehungsgrund davon zu sehr auf der Hand. Jesus sollte ein Nachkomme Davids sein, denn der Messias sollte ja von David abstammen, und Jesum hielt man für den Messias. Als Messias wurde er, wie wir gesehen haben, ohne Weiteres »Sohn Davids« genannt. Um diese Herkunft nachzuweisen, fertigte man die beiden Geschlechtsregister an, die beide keinen geschichtlichen Grund haben; und aus demselben Interesse ließ man Jesum in Bethlehem geboren werden, wo ja David geboren war. Der erste Evangelist nahm zu diesem Zwecke ohne Weiteres an, die Eltern Jesu hätten ursprünglich dort gewohnt, und ließ sie dann aus Gründen der Sicherheit, und auf göttliche Weisung, und um der Erfüllung eines vermeintlichen prophetischen Ausspruchs willen nach Nazareth ziehn, wo sie, wie nun einmal feststand, wirklich gewohnt hatten. Der dritte Evangelist dagegen ließ sie zu diesem Zweck durch die Schatzung nach Bethlehem gelangen, und sowohl vorher als nachher in Nazareth wohnen. Auch die Schatzung, welche nach seiner Erzählung sie dahin führt, hat zu dieser Zeit nicht wirklich stattgehabt, sondern erst zehn Jahre später.

Der Glaube, daß Jesus der »Sohn Gottes« und daß er der »Sohn Davids« sei, in Verbindung mit dem Verlangen, dies anschaulich zu machen und nachzuweisen und überhaupt die Geburt desselben möglichst mit überirdischer Glorie zu umgeben, — das ist

die Quelle, aus welcher sämmtliche Erzählungen beider Evangelien über Herkunft, Geburt und erste Jugend Jesu geflossen sind. Sie sind als Dichtungen einem großen Theile nach schön und sinnreich, aber geschichtliche Wahrheit enthalten sie in keiner Beziehung.

Der Leser wird gesehen haben, daß in diesen Geburts- und Jugendgeschichten Jesu überall die Engel eingreifen. Wir begegnen ihnen also auch im Neuen Testamente, wie wir ihnen im Alten begegnet sind. In den hier betrachteten Erzählungen klärt bei Matthäus ein Engel den Joseph über den Zustand seiner Verlobten auf; dann weist ihn einer an, nach Aegypten zu fliehen; eben so nachher, in sein Vaterland zurückzukehren. Bei Lukas kündigt ein Engel dem Zacharias die bevorstehende Geburt seines Sohnes Johannes an; er bezeichnet sich selbst als den »Engel Gabriel, der vor Gott stehet«, sowie der Engel, welcher den Tobia geleitet, sich schließlich so zu erkennen giebt: »Ich bin Raphael, Einer von den sieben heiligen Engeln, welche die Gebete der Heiligen überbringen und hineintreten vor die Herrlichkeit des Heiligen« (Tob. 12, 15). Derselbe Engel Gabriel verkündigt dann der Maria die bevorstehende Geburt Jesu, und ein ungenannter Engel den Hirten die so eben geschehene, indem er zugleich in seiner Begleitung eine Menge der himmlischen Heerschaaren hat. Später wird nach bestandener Versuchung Jesus von Engeln bedient, und bei seinem Seelenleiden in Gethsemane stärkt ihn ein Engel, sowie dann ihrer auch bei seiner Auferstehung und Himmelfahrt thätig sind. Auch sonst noch werden in den Evangelien, und auch hie und da in den Briefen Engel erwähnt. Bei Johannes sagt Jesus zu neugewonnenen Jüngern, von nun an würden sie die Engel Gottes herauf und herabsteigen sehen auf des Menschen Sohn. Er vergleicht die Auferstandenen mit den Engeln. Ein Engel bewegt das heilkräftige Wasser des Teiches Bethesda. Die Engel sind nach der biblischen Vorstellung Vermittler zwischen Gott und den Menschen, seine Boten, die Vollstrecker seines Willens. Wenn Gott auch, namentlich im Neuen Testamente, Allgegenwart zugeschrieben wird, so tritt diese doch meistens zurück hinter der Vorstellung, daß er im Himmel throne und von da herab die Erde regiere. Er wird als König der Welt gedacht, und dem, was von ihm gesagt wird, liegt meist diese Vorstellung zu Grunde. Ein König aber hat Diener, Boten, die er aussendet, die seine Befehle vollstrecken; sie stehen unter ihm, sind geringer als er, aber doch mit einem Theile seiner Macht ausgerüstet, mit einem Theile seiner Herrlichkeit angethan. Das sind in dieser Vorstellung bei Gott die Engel.

— Bei Matthäus erscheinen dem Joseph die Engel stets im Traume, während sie bei Lukas offenbar im Wachen wahrgenommen werden. So finden wir also auch die Träume, durch welche sich im Alten Testamente Jehovah dem Jakob, dem Pharao, den Propheten und Andern offenbart, im Neuen Testamente in demselben Sinne wieder. Träume haben etwas Seltsames, Wunderbares; sie bringen auffallende, überraschende Bilder; der Träumer fragt sich oft, woher nur dieser Traum kommen möge; der Traum erscheint ihm, weil er ihn nicht will und sucht, am wenigsten als seine eigne Thätigkeit. Daher der Glaube, den Joseph ausspricht: »Träume kommen von Gott.« »Träume sind Schäume«, sagt richtiger Göthe; sie sind Schäume von dem siedenden Kessel des menschlichen Seelenlebens. Der Schaum aber ist das Luftigste und Unbrauchbarste, was der Kessel hervorbringt.

Etwas Neues aber, neben jenen uns schon aus dem Alten Testamente bekannten Vorstellungen, stößt uns gleich hier im Anfange des Neuen Testamentes auf. Es sind das die häufigen Anführungen von Weissagungen des Alten Testaments, welche hier in Erfüllung gegangen wären. »Das Alles aber geschah, auf daß der Ausspruch des Herrn durch den Propheten erfüllet würde«, — so oder ähnlich weist der Evangelist oft auf alttestamentliche, namentlich prophetische Stellen zurück. Es ist für den Standpunkt der neutestamentlichen Anschauung in höchstem Grade bezeichnend, wie in diesen Zurückweisungen das Alte Testament gedeutet wird. Wir erwähnten schon die Stelle des Jesaia (7, 14): »Siehe, die Jungfrau wird schwanger werden, und einen Sohn gebären, uud man wird seinen Namen Emanuel nennen, das ist verdolmetschet: Gott mit uns!« — welche eben mit den obigen Worten, als durch die Geburt Jesu in Erfüllung gegangen, eingeführt wird (Matth. 1, 22). Hier kann sich der Leser nun leicht überzeugen, daß in dieser Stelle des Jesaia gar nicht von einem Messias, der nach Jahrhunderten geboren werden solle, und überhaupt nicht von einem Messias die Rede ist, sondern von einer ganz nahe bevorstehenden Geburt ohne solch große Bedeutung. Der Leser gehe das ganze Stück Jes. 7, 1 — 16 durch. Er wird finden, daß der Zusammenhang folgender ist. Zur Zeit des Königs Ahas von Juda ziehn die Könige von Syrien und Israel mit Heeresmacht heran, um Jerusalem einzunehmen und an des Ahas Stelle einen andern König einzusetzen. Als die Kunde davon zuerst nach Jerusalem zu den Ohren des Ahas kommt, »da bebte sein Herz und das Herz seines Volkes, wie die Bäume des Waldes vor dem Winde erbeben«. Da nun geht im Auftrage Je-

hovah's Jesaia dem Ahas auf einem öffentlichen Wege entgegen, und verkündigt ihm in dessen Namen, daß das Vorhaben der feindlichen Könige ihnen nicht gelingen werde, und daß er sich also nicht fürchten solle. Dann fordert er ihn auf, sich ein Zeichen von Jehovah zu erbitten, daß dies wirklich geschehen werde. Der König weigert sich, dies zu thun, da er Jehovah nicht versuchen wolle. Das verweist ihm der Prophet und spricht dann (14—16): »Darum wird der Herr selbst euch ein Zeichen geben. Siehe, die Jungfrau wird schwanger werden, und einen Sohn gebären, und seinen Namen nennen Immanuel. Milch und Honig wird er essen, bis er lernt, das Böse verwerfen und das Gute erwählen. Denn ehe der Knabe lernt, das Böse verwerfen und das Gute erwählen, wird das Land verödet sein, vor dessen zwei Königen dir grauet.« Ein Zeichen soll dem Ahas dieser Knabe sein. So konnte er also nicht nach Jahrhunderten geboren werden sollen, sondern seine Geburt ist offenbar eben als ganz nahe bevorstehend gedacht. Es soll ein Knabe geboren werden, und ehe er in das Alter kommt, wo ein Kind Gutes und Böses unterscheiden lernt, sollen die Länder der jetzt mit Verwüstung drohenden Feinde selbst verwüstet und die Gefahr damit abgewendet sein. Man wird den Knaben »Gott mit uns« nennen, weil man bei seiner Geburt die Rettung schon vor sich sehen wird. Milch und Honig soll er essen zum Zeichen, daß in den verwüsteten Ländern Syrien und Israel, bei zerstörtem Ackerbau, dann nichts andres zu haben sein werde, als die Erzeugnisse der Heerden und Bienen. Das hebräische Wort übrigens, das hier mit dem deutschen Worte »Jungfrau« übersetzt ist, bedeutet nur eine mannbare junge Dirne, ganz abgesehen von dem Nebenbegriffe der Keuschheit, den wir mit dem deutschen Worte zu verbinden pflegen, ja sogar, wie es scheint, abgesehen davon, ob sie verheirathet ist oder nicht. Das Wort vereinigt in sich die Bedeutung der deutschen Ausdrücke »Jungfrau« und »junge Frau«, es bezeichnet eine junge Weibsperson, und der Prophet meint damit wahrscheinlich seine eigne Frau, oder auch irgend eine zufällig anwesende. Es ist also hier von einer wunderbaren jungfräulichen Geburt ganz und gar nicht die Rede.

Dieses Beispiel kann es dem Leser schon klar machen, in welcher Weise das Neue Testament alttestamentliche Stellen, als durch seine eignen Erzählungen erfüllt, bezeichnet. Wir wollen indeß auch die übrigen vermeintlichen Weissagungen, welche in der Geburt und Jugendgeschichte Jesu erwähnt werden, kurz besprechen. Matth. 2, 5 erklären die Schriftgelehrten dem Herodes, daß der Christus in Bethlehem

geboren werden solle, und berufen sich dabei auf eine Stelle des Propheten Micha (5, 1), in welcher die Hoffnung auf einen König aus Davids Stamm ausgesprochen wird, der das Volk mit Hülfe Jehovah's retten und glücklich regieren werde. Sie lautet beim Propheten: »Du aber, Bethlehem Ephrata, zu klein, um unter Juda's Geschlechtsorten zu sein, aus dir geht mir hervor, der Herrscher sein soll über Israel, deß Ursprung von Alters her, aus der Vorzeit Tagen.« Da handelt es sich allerdings um einen Retter, einen Messias, aber um einen in nicht ferner Zeit erwarteten König. Und es ist nicht gesagt und gemeint, daß er in Bethlehem geboren werden, sondern nur insofern aus Bethlehem hervorgehen werde, als er aus der, aus Bethlehem stammenden Familie Davids sei. Daß aber der Prophet ihn aus Davids Familie erwartet, wie das auch andre Propheten thun, kommt daher, daß diese Familie die eben regierende legitime Herrscherfamilie war, in Verbindung damit, daß deren Stammvater David der bedeutendste König gewesen war und deshalb man sich den erhofften königlichen Retter nach seinem Vorbilde dachte. — Matth. 2, 15 heißt es dann nach Erzählung der Flucht nach Aegypten: »Und er blieb daselbst bis zum Tode des Herodes, auf daß der Ausspruch des Herrn durch den Propheten erfüllet würde, der da spricht: Aus Aegypten rief ich meinen Sohn.« Unter dem aus Aegypten gerufenen Sohne Gottes ist hier also Jesus verstanden. Man sehe nun aber die Stelle des Propheten Hosea (11, 1), welche hier gemeint ist, an. In dem ganzen Capitel spricht er vom Abfall Israels von Jehovah, von der Strafe, die es dafür durch feindliche Völker, namentlich die Assyrer, erdulden, und zuletzt von der Rettung, die endlich doch kommen werde, — das sich immer wiederholende Thema der Propheten. Er fängt diese Vorhaltung so an: »Da Israel jung war, liebt' ich es, und aus Aegypten rief ich meinen Sohn.« Es ist klar, und der ganze weitere Verlauf bestätigt es, daß hier der Sohn, von welchem Jehovah sagt, daß er ihn aus Aegypten gerufen habe, eben das Volk Israel ist, das er nach Darstellung des 2. Buches Mosis durch Mosen aus Aegypten zu sich in die Wüste an seinen heiligen Berg Sinai rief, um es von da in das den Vätern gelobte Land einzuführen, und dort in seiner Mitte im Tempel zu Jerusalem Wohnung zu nehmen. Die Stelle hat also auch nicht einmal auf einen Messias Bezug. — Bei Erzählung des bethlehemitischen Kindermords heißt es (Matth. 2, 17): »Da ward der Ausspruch Jeremia's, des Propheten, erfüllt, der da spricht: Geschrei ward zu Rama gehört, Aechzen und Weinen und

bittere Klage. Rahel weinte über ihre Kinder, und wollte sich nicht trösten lassen, weil sie dahin sind.« In Capitel 30 und 31 spricht Jeremia von den bevorstehenden Drangsalen des Volks, der Verwüstung und Wegführung, verheißt aber dann Rettung und Rückkehr. Man lese das Letztre besonders von Anfang des 31. Capitels an bis zu Vers 15, welcher die vom Evangelisten hier angeführte Stelle enthält. Vers 15 — 17 heißt es: »So spricht Jehovah: Ein Geschrei wird zu Rama gehört, Aechzen, Weinen, bittere Klage. Rahel weint über ihre Söhne; sie will sich nicht trösten lassen über ihre Söhne, weil sie dahin sind. So spricht Jehovah: Wehre deiner Stimme das Weinen und deinen Augen die Thränen, denn deine Arbeit soll belohnt werden, spricht Jehovah; sie kehren aus dem Lande des Feindes. Es ist Hoffnung für deine Zukunft, spricht Jehovah; es kehren die Söhne zu ihrer Grenze.« Der Prophet läßt in dichterischer Darstellung den Geist der Stammmutter Rahel, deren Grab nach 1. Sam. 10, 2 in der Nähe von Rama war, über das Unglück ihrer Kinder, der weggeführten Israeliten, weinen und klagen, und tröstet sie dann mit der Verheißung, daß dieselben aus der Gefangenschaft zurückkehren würden. Eine Beziehung auf einen Kindermord, der Jahrhunderte später geschehen solle, ist also in diesen Worten ganz und gar nicht enthalten. — Am Schlusse der Kindheitsgeschichte im Matthäus heißt es endlich: »Und er kam, und wohnte in der Stadt, die da heißt Nazareth, auf daß der Ausspruch der Propheten erfüllt würde: Er wird Nazaräer heißen.« Nun wurde Jesus wirklich, wenigstens nach seinem Tode, von den Juden der Nazarener genannt, und es wäre also zunächst seltsam, wenn sich eine solche Stelle in den Propheten fände. Wir suchen indeß vergeblich nach ihr. Wie aber ist das zu erklären, und was mag der Evangelist dabei vor Augen gehabt haben? Man kann darüber nur Vermuthungen hegen, von denen wir die zwei allein beachtenswerthen anführen wollen. Im Hebräischen heißt ein Geweiheter Gottes, wie Simson und Samuel, ein Nasir. Zu Simsons Mutter sagt der Engel von ihrem Sohne, er solle ein Geweiheter (also ein Nasir) Gottes sein von Mutterleibe an. Möglich, daß durch Mißverständniß das Wort Nasir vom Evangelisten oder Andern vor ihm für Bezeichnung eines Menschen aus Nazareth genommen worden wäre. Oder eine andre Vermuthung! Im Jesaia (11, 1) heißt es in Bezug auf den künftigen königlichen Retter aus Davids, des Sohnes Isai's, Stamm: »Und es kommt ein Reis vom Stamme Isai's, und ein Sproß aus seiner Wurzel

bricht hervor.« Stellt man nun das Wort »Sproß« mit dem Namen Isai zusammen, also »Sproß Isai's«, so heißt das hebräisch: **Nezer Jischai.** Daraus könnte nun **Nazoraios** (wie im griechischen Neuen Testamente für Nazarener steht) ebenfalls gemacht sein. Das wäre nun freilich auf beide Art ein starkes Stück von Mißverständniß, indeß es mag wohl so sein, und die letztre Erklärung gründet sich sogar auf die Meinung der Hebräisch verstehenden Judenchristen zur Zeit des Kirchenvaters Hieronymus (im vierten Jahrhundert nach Christo), welche dieser in seinen Schriften überliefert hat. Es ist das wenigstens noch Alles, was sich in den Propheten auffinden läßt. Die gänzliche Unsicherheit von dergleichen Anführungen der Evangelien kann wohl durch kein Beispiel besser gezeigt werden. Uebrigens enthält sich derselben das Evangelium des Lukas in der Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu ganz.

So beginnt das Evangelium also mit einer Verherrlichung der Geburt und des Herkommens Jesu, welche sich in zwei verschiedenen Formen ausgeprägt hat. Sie sind beide religiös-poetische Produkte der ersten christlichen Zeit, während der Eingang des vierten Evangeliums vom fleischgewordenen Worte mehr religiös-philosophischer Natur ist, das zweite aber eines solchen Eingangs ganz entbehrt.

---

26. Johannes der Täufer.

(Matth. 3. Marc. 1, 1—11. Luk. 3, 1—22. Joh. 1.)

Jene drei Evangelien gehen nach Ausführung dessen, was sie jedes in seiner Weise über Geburt und Herkunft Jesu geben, auf Johannes den Täufer über; das zweite beginnt gleich mit ihm. Eine Erzählung über seine Geburt hat das dritte noch vor der Jesu, und in derselben Art wie diese, gegeben; die übrigen lassen ihn gleich öffentlich auftreten.

In allen vier Evangelien wird Johannes der Täufer als Vorläufer Jesu aufgeführt. Er sagt in allen vieren behufs seiner eignen Unterscheidung von Jesus, er selbst taufe mit Wasser, nach ihm aber komme ein Größerer, der werde mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen; er selbst sei nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzu-

lösen, Sklavendienste bei ihm zu verrichten. Das vierte läßt ihn selbst mit vielem Fleiß und Umständlichkeit ausdrücklich erklären, daß er nicht Christus sei, und sagt von ihm, nicht er sei das Licht gewesen, sondern nur bestimmt, von dem Lichte zu zeugen, damit Alle durch ihn glauben sollten. Der Verfasser mag dabei wohl Leute im Auge gehabt haben, welche den Johannes für den Christus hielten, die Johannesjünger, welche in der Apostelgeschichte erwähnt werden. Es wird mehrmals gesagt, daß das Volk ihn für den wiedergekommenen Elias gehalten habe; bei Johannes aber erklärt er selbst, daß er der nicht sei, und bei Lukas sagt der, seine Geburt verkündende Engel Gabriel von ihm, er werde im Geiste und in der Kraft des Elia vor dem Herrn hergehen, während Jesus sagt, er sei der Elia, wenn sie es annehmen wollten. Es ist das also nur als Vergleichung gemeint. Elia erscheint in der Erzählung des Alten Testaments als der bedeutendste unter allen Propheten. Es werden von ihm eine Menge Wunderthaten und Wunderschicksale großartigster Natur erzählt, und er eifert im höchsten Feuer für Jehovah gegen götzendienerische und verbrecherische Könige. Daher wohl die Vorliebe des Volks für ihn und die Erwartung, ein solcher müsse erst wiederkommen und dem Christus Bahn machen. — Sämmtliche Evangelien vereinigen sich aber darin, ihn für die »Stimme« zu erklären, welche bei Jesaia rufe: »Bereitet den Weg des Herrn; machet eben seine Pfade.« Diese Stelle befindet sich gleich im Anfange des falschen Jesaia (40, 3). Dieser hebt so an: »Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Sprechet Jerusalem Muth ein, und thut ihr kund, daß vollendet sei ihr Kampf, bezahlt ihre Schuld, daß sie empfängt aus Jehovah's Hand das Doppelte für Alles, was sie gebüßt. Eine Stimme ruft: In der Wüste bereitet den Weg Jehovah's, ebnet in der Steppe eine Straße für unsern Gott! Jedes Thal werde erhöhet, und jeder Berg und Hügel erniedrigt; es werde die Anhöhe zur Ebene, und die Abstürze zum Blachfeld! Denn es offenbaret sich die Herrlichkeit Jehovah's, und es siehet alles Fleisch zumal, daß Jehovah's Mund geredet.« Der Prophet redet hier von der Rückkehr der Israeliten aus dem Lande der Wegführung am Euphrat und Tigris in das Land der Väter, welche Rückkehr damals auf des Königs Cyrus Erlaubniß unternommen wurde. Der Weg ging durch die Wüste mit mancherlei Hindernissen. Der Prophet läßt eine Stimme anbefehlen, man solle den Weg durch dieselbe ebnen, damit die Israeliten bequem und ungehemmt ihn zurücklegen könnten. Die Stimme ist die Stimme

Jehovah's oder die innere Stimme des Propheten oder der Prophet selbst, mit Einem Worte: eine dichterische Vorstellung. Wieder poetisch auf Johannes den Täufer sie anzuwenden, dagegen kann man nichts haben; aber sie als eine Weissagung auf ihn zu nehmen, besteht schon nicht mit dem offenbaren Zusammenhange.

In den drei ersten Evangelien tritt Johannes der Täufer als strenger Buß- und Sittenprediger in der Weise der alten Propheten auf; wogegen im vierten ihm einzig die Hinweisung auf Jesus in den Mund gelegt wird, welche in jenen nur neben dem Uebrigen läuft. Man vergleiche diese beiden verschiedenen Darstellungen, und man wird einen höchst bedeutenden Unterschied zwischen ihnen finden. Man vergleiche überhaupt das vierte Evangelium mit den drei ersten, und man wird finden, daß dieser Unterschied durch und durch geht.

Johannes faßt seine ganze Predigt in die Worte zusammen: »Aendert euren Sinn« (so müssen wir statt »Thut Buße« wörtlich übersetzen), »denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!« Als Zeichen dieser Sinnesänderung bietet er den zu ihm Kommenden die Taufe an. Auch Jesus kommt, um sich taufen zu lassen. Johannes wehrt ihm anfangs, indem er sagt: »Ich habe nöthig, mich von dir taufen zu lassen, und du kommst zu mir?« Jesus erwiedert, er solle es nur zulassen, denn so zieme es sich, Alles, was recht sei, zu erfüllen. Da tauft ihn Johannes. Und als nun Jesus wieder aus dem Wasser steigt, thut sich der Himmel auf, und der Geist Gottes steigt in Gestalt einer Taube auf ihn herab, und eine Stimme ruft vom Himmel: »Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!« Dies Alles steht mit dem früher Erzählten allerdings nicht in Einklang. War Jesus schon vom heiligen Geiste g e z e u g t, so brauchte derselbe nicht erst bei der Taufe auf ihn herabzusteigen; und war Jesus der Sohn Gottes in jenem Sinne, das fleischgewordene »Wort«, das von Ewigkeit bei Gott, ja Gott selbst gewesen, das in die Welt gekommene Licht, welches Alles erleuchtet, so eignete sich für ihn die Taufe nicht, welche ausdrücklich »die Taufe der Sinnesänderung« genannt wird, das Zeichen der Sinnesänderung war, und an den Leuten vollzogen wurde, nachdem sie zuvor ihre Sünden bekannt hatten. Hat Jesus sich wirklich derselben unterzogen, so ist das nur so denkbar, daß er, wenn er übrigens vielleicht noch so hoch von sich dachte, sich doch eine solch übermenschliche und uranfängliche Würde und Göttlichkeit nicht zuschrieb, sondern sich eben als Menschen ansah. Außerdem wäre sie ja für ihn eine Unwahrheit und ein die Menge

über ihn irreführender Schein gewesen. Es sind das eben zwei verschiedene Vorstellungen von dem Verhältnisse Jesu zum heiligen Geiste. Die eine war die, daß Jesus von ihm erzeugt und dadurch seines Wesens theilhaftig sei; die andre die, daß derselbe in seinem Mannesalter bei der Taufe auf ihn herabgekommen sei. Beide Vorstellungen sind dann zusammengestellt und wir sehen auch hier in gewisser Form die natürliche und übernatürliche Ansicht von Jesu Wesen mit einander in Streit, welcher Streit durch die Evangelien ganz hindurchgeht. Das Dogma hat ihn nachher so fixirt, daß es sagt: Christus ist wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch. —

Eine auffallende Verschiedenheit findet sich hier noch zwischen dem ersten Evangelium und dem vierten. Bei jenem kennt Johannes den zu ihm kommenden Jesus, und will ihn deshalb nicht taufen; bei diesem dagegen erkennt er ihn erst durch das Herabsteigen des heiligen Geistes auf ihn, was doch erst nach der Taufe geschieht. Der Täufer sagt im vierten Evangelium (1, 31): »Und ich kannte ihn nicht; aber daß er Israel offenbar würde, darum kam ich, mit Wasser zu taufen. Ich habe den Geist geschauet, wie er herabstieg gleich einer Taube vom Himmel, und auf ihm blieb. Und ich kannte ihn nicht; aber der mich sandte, zu taufen mit Wasser, der sprach zu mir: Auf wen du siehest, den Geist herabsteigen und auf ihm bleiben, der ist's, der mit dem heiligen Geiste taufet. Und ich habe es gesehen und bezeuget, daß dieser der Sohn Gottes ist.« Die beiden andern Evangelisten haben über diesen Punkt nichts.

Der heilige Geist oder der Geist Gottes kommt, nach allen vier Evangelien, »gleich einer Taube«, aus dem geöffneten Himmel herab. Das kann bildlich gemeint sein; nur nicht bei Lukas, welcher sagt: »In leiblicher Gestalt, gleich einer Taube.« Dies ist die sinnlichste Vorstellung vom heiligen Geiste, die sich in der ganzen Bibel Alten und Neuen Testaments sonst nicht mehr so findet. Ein Vogel ist als Sinnbild oder Verkörperung des heiligen Geistes gewählt, weil er fliegt und vom Himmel sich herabsenkt, — gerade die Taube aber, als Sinnbild der Reinheit und wegen ihres schnellen und schwebenden Fluges. Außerdem galt die Taube im Morgenlande überhaupt als heiliger Vogel. Auch das Alte Testament hat das Seine zu dieser Erzählung beigetragen. Man denke z. B. an den über den Wassern schwebenden Geist Gottes bei der Schöpfung. — Der Himmel thut sich auf. Wir finden also auch hier die schon bei Gelegenheit der Schöpfung besprochene Vorstellung von der Gestalt und dem

Wesen des Himmels. Daß aber Gott vom Himmel herabruft, ist einer von den wenigen Fällen im Neuen Testamente, wo derselbe so ganz persönlich und in bestimmten Worten redend erscheint. Es geschieht das noch bei der Verklärung in wesentlich denselben Worten, und im vierten Evangelium bei andrer Gelegenheit, wo die Stimme ruft: »Ich habe dich verklärt, und will dich abermals verklären.« Jene Worte aber, welche die Stimme bei der Taufe vom Himmel herabruft, sind aus der Stelle beim falschen Jesaia (42, 1) entnommen: »Siehe, mein Knecht, den ich aufrecht halte, meinen Auserwählten, an dem meine Seele Gefallen hat! Ich lege meinen Geist auf ihn; das Recht soll er den Völkern verkünden.«

Johannes wird bekanntlich, nach der Erzählung des Matthäus und Markus, von Herodes wegen der Herodias ins Gefängniß geworfen und hingerichtet. Vom Gefängniß aus sendet er zwei seiner Schüler zu Jesus, und läßt ihn fragen: »Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?« Man hat natürlich sehr bald den Widerspruch gefühlt, in welchem diese Frage mit alle dem steht, was früher in den Evangelien von dem Verhältnisse beider Männer erzählt ist. Der heilige Geist war bei der Taufe in leiblicher Gestalt auf Jesus herabgekommen; eine Stimme vom Himmel hatte gerufen: »Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe;« im Mutterleibe schon hatte Johannes vor Freuden gehüpft, als in demselben Zustande der Herr zu ihm gekommen war; mit Fingern hatte er auf Jesum als auf das Lamm Gottes gezeigt, als auf den, dessen Ankunft er voraus verkündigt, und den er nun als den Erwarteten an dem bei der Taufe auf ihn herabsteigenden und auf ihm bleibenden Geiste, nach Gottes ihm gewordener Offenbarung, erkannt habe. Und nun auf einmal diese Frage! Nun auf einmal Zweifel, ob Jesus der sei, der da kommen solle! Die Ausleger haben gesagt, der entmuthigende Eindruck der Gefangenschaft habe diese Zweifel in des Johannes Seele erzeugt. Freilich kann dieser Einfluß stark wirken, doch — müssen wir hinzusetzen — nur bei schwachen Menschen, und Johannes wird sonst keineswegs in solchem Lichte geschildert. Er war draußen in der Wüste, trug ein härenes Gewand, und aß Heuschrecken und wilden Honig. Und die Zweifelbotschaft macht nach der Erzählung auch keineswegs auf Jesus einen derartigen Eindruck, daß er ihn deshalb für einen Schwächling gehalten hätte. Sobald die Boten des Johannes fort sind, spricht er im Gegentheil zu seiner Umgebung die bekannten Worte: »Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste,

zu sehen? Ein Rohr vom Winde bewegt? Oder was seid ihr hinausgegangen, zu sehen? Einen Menschen mit weichen Kleidern angethan? Sehet, die weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige! Aber was gingt ihr denn hinaus, zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, auch noch mehr als einen Propheten; denn dieser ist es, von welchem geschrieben stehet: Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, der dir den Weg bereiten wird.« Er bezeichnet ihn dann als den Größten unter allen vom Weibe Geborenen, und nennt ihn den Elias, der da kommen solle. Dies Zeugniß klingt anders, als jene Entschuldigungen mit dem niederdrückenden Einflusse der Gefangenschaft. Und nun nehme man hinzu, wie fest nach jenen göttlichen Mittheilungen in Johannes die Ueberzeugung hätte stehen müssen, daß Jesus der Messias sei. Auch hier bleibt ein Widerspruch in den Berichten der Evangelien stehen. Johannes kann entweder jene Offenbarungen nicht empfangen, oder er kann nachher nicht gezweifelt haben. Beides zusammen ist unmöglich. Freilich giebt es noch andere Erklärungsversuche. So soll Johannes durch jene Botschaft nur seinen Jüngern haben Gelegenheit geben wollen, sich selbst von Jesu Messiaswürde durch seine Antwort und etwa durch die Thaten, die sie von ihm sehen würden, zu überzeugen, ohne daß er selbst im Geringsten gezweifelt hätte. Oder er soll den zögernden Jesus haben an seinen Beruf erinnern und zum entschiedeneren Auftreten reizen wollen. Damit steht es aber nicht viel besser. Wie konnten die Jünger des Johannes zweifeln, da sie doch durch ihren Meister jene Offenbarungen kennen mußten? und wie konnte dieser meinen, daß der Messias, der Sohn Gottes, einer Erinnerung an seinen Beruf bedürfe?

Es soll natürlich nicht im Entferntesten hier etwas wider des edeln Johannes Ueberzeugungsstärke geredet werden. Wir glauben ja nicht, daß demselben wirklich solche Offenbarungen geworden wären, und können uns deshalb auch nicht über seine Frage wundern oder uns gar aufgefordert finden, sie zu entschuldigen. Hat sie Johannes wirklich gethan, so drückt sie wohl weniger einen aufsteigenden Zweifel, als eine aufsteigende Hoffnung des Gefangenen aus, daß der, nach dem er so lange ausgesehen, in diesem Jesus nun wirklich gekommen sei, was er bis dahin nicht gedacht und noch weniger gewußt hatte. Jesus mochte erst nach des Johannes Gefangennehmung öffentlich aufgetreten sein und dessen Stelle, wenn auch in andrer Form, eingenommen haben. Das wird sogar im Evangelium des Matthäus angedeutet,

indem es da Cap. 4, V. 12 — 17, heißt: »Da aber Jesus gehöret, daß Johannes überliefert war, entwich er nach Galiläa, und verließ Nazareth und kam und wohnte zu Kapernaum. — — Von da an begann Jesus zu verkündigen und zu sagen: ändert euren Sinn, denn das Himmelreich ist nahe!« Er setzt also nach Johannes Verhaftung zunächst die Verkündigung desselben fort. Als Johannes das und was man sonst von Jesus sagte und erzählte, im Gefängniß vernahm, mochte er auf den Gedanken kommen, daß vielleicht dieser Jesus der gehoffte Messias sei, und sich darüber Gewißheit verschaffen wollen.

27. Versuchung Jesu.

(Matth. 4, 1—11. Mark. 1, 12—13. Luk. 4, 1—13.)

Nachdem Jesus bei der Taufe mit dem heiligen Geiste ausgerüstet worden und durch die Stimme des Vaters vom Himmel für den geliebten Sohn erklärt worden ist, wird er »vom Geiste in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden«. Drei Versuchungen hat er zu bestehen. Er ist vom vierzigtägigen Fasten hungrig: da sagt ihm der Teufel: »Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden.« Jesus lehnt das ab, indem er sich auf eine Stelle des Alten Testaments beruft: »Der Mensch lebt nicht von Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.« In dieser Stelle (5 Mos. 8, 3) ist an das Manna in der Wüste erinnert, und gesagt, Gott habe es den Israeliten gegeben, damit sie erführen, daß der Mensch nicht allein von Brod lebe, sondern von Allem, was durch den Mund Gottes gehe, von ihm geschaffen werde. Wir haben ja gesehn, wie auch das Volk Israel der Sohn Jehovah's genannt wird. Dieser Sohn Jehovah's wurde damals auch in der Wüste versucht durch das Manna, das ihm statt Brodes gegeben wurde, — versucht, wie es in jener Stelle heißt, »auf daß Jehovah erführe, wie du gesinnet seist, ob du seine Gebote beobachten werdest oder nicht« (V. 2). Israel bestand aber die Versuchung nicht, indem es über das Manna murrete und Fleisch verlangte. Hier der persönliche Sohn Gottes dagegen besteht die Versuchung, indem er sich zufrieden erklärt mit Allem, was Gott schaffe und gebe. — »Alsdann nimmt ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt, und stellt ihn auf die Zinne des Tempels und sagt

zu ihm: »Bist du Gottes Sohn, so wirf dich hinab, denn es stehet geschrieben: Seinen Engeln wird er gebieten deinethalben, und auf den Händen werden sie dich tragen, daß du nicht etwa an Steine stoßest deinen Fuß.« Diese Stelle der Psalmen (91, 11. 12) redet von dem Schutze, den Gott den Frommen angedeihen lasse. Jesus weist auch diese Versuchung ab. Da »nimmt ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und sagt zu ihm: »Dies Alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.« Hätte der Verfasser die Kenntniß von der Kugelgestalt der Erde gehabt, so müßte er sich diesen Ueberblick über alle Reiche der Welt wunderhaft vorgestellt haben; da er sie aber nicht hatte, sondern die Erde ohne Zweifel für eine Fläche hielt, so mag er sich vorgestellt haben, daß es Berge gebe, von denen man sie ganz und gar zu übersehen vermöge. Jesus weist auch das ab mit den Worten der Schrift: »Den Herrn, deinen Gott, sollst du anbeten und ihm allein dienen« (5 Mos. 6, 13). Er ruft ihm zu: »Weiche von mir, Satan!« und statt des Letztern kommen Engel herbei und dienen ihm.

So ist die Darstellung bei Matthäus. Lukas erzählt die Sache im Ganzen ebenso, Markus erwähnt blos ganz kurz, daß Jesus in der Wüste vom Satan versucht worden sei, ohne die Versuchungen näher anzugeben. Er sei da unter den Thieren gewesen, und die Engel hätten ihm gedient, fügt er hinzu. Im Evangelium Johannis dagegen ist die ganze Versuchungsgeschichte nicht erzählt und nicht erwähnt, vielmehr wandelt dort statt dieses seines einsamen Aufenthalts in der Wüste Jesus eine geraume Zeit in der Gegend am Jordan, wo Johannes tauft, und erwirbt sich aus der Zahl der Schüler des Täufers eigene Jünger. Auch dieser Aufenthalt am Jordan schließt merkwürdiger Weise, gerade wie die Versuchungsgeschichte bei den drei andern, mit Engeln, indem nämlich Jesus zu Nathanael spricht: »Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen, und die Engel Gottes hinauf- und herabsteigen auf den Menschensohn« (Joh. 1, 51). Die Versuchung Jesu durch den Teufel mag wohl dem Verfasser des vierten Evangeliums zu der idealen Siegeshoheit, in welcher er Jesus stets darstellt, nicht gepaßt haben; desto besser aber der Dienst der Engel, welcher an jene Erzählung sich knüpfte.

Wie ist nun die Erzählung von der Versuchung Jesu entstanden?

In hohem Grade auffallen muß uns der Umstand, daß hier das Wunderthun als eine Versuchung des Teufels dargestellt und von

Jesu abgewiesen wird. Es werden doch sonst eine so große Menge von Wunderthaten von ihm erzählt, und sie werden ganz besonders als ein Zeichen seiner Göttlichkeit behandelt, — und hier ist die Aufforderung dazu eine Teufelsversuchung! Wozu der Teufel versucht, das muß doch etwas Böses sein, — das Wunderthun Jesu ist ja aber etwas Gutes! In der That, es läßt sich nicht wohl begreifen, wie Jemand, der daran glaubte, daß Jesus Wunder gethan habe, die Aufforderung dazu dem Teufel als eine an ihn gebrachte Versuchung in den Mund legen konnte. Speiste Jesus in der Wüste die Tausende seiner Zuhörer durch ein Wunder, — warum sollte er nicht auch sich selbst in derselben Lage so geholfen haben? Machte er den Hochzeitsgästen zu Kana aus Wasser Wein, — warum nicht sich aus Steinen Brod, bei weit dringenderm Bedürfniß? Schuf er mit seiner Wunderkraft im Maule eines Fisches die Münze, welcher er gerade bedurfte, warum abermals nicht in der Wüste eine Stillung für seinen Hunger, den ein vierzigtägiges Fasten hervorgebracht? An einem Zwecke fehlte es hier gewiß doch nicht, wenn es auch bei dem Herablassen von der Zinne des Tempels an einem solchen fehlen konnte. Daß aber Jesus etwa wirklich andere Speise genossen habe, etwa Heuschrecken und wilden Honig wie der Täufer, davon steht nichts da; im Gegentheil ist das ziemlich durch die Bemerkung ausgeschlossen, daß die Engel ihm gedient, d. h. ihm Speise gebracht hätten. Es war ja also doch wunderbare Speise, die er genoß; warum sollte es eine Teufelsversuchung für den Sohn Gottes sein, sich als solcher die Speise gleich selbst zu schaffen, ohne auf die Hülfe der Engel zu warten? — Daß der Gedanke an die Herrschaft über alle Reiche der Welt auch als eine Teufelsversuchung behandelt wird, das kann uns weniger wundern. Denn zwar gehört nach den Evangelien diese Herrschaft dem Christus, aber es ist doch auch in ihnen als Thatsache erzählt, daß sie ihm bei seinem bereits geschehenen Erscheinen und Wandel auf Erden nicht zugefallen sei, — sie soll ihm erst in der Zukunft der Dinge werden, wenn er zum zweiten Mal erscheint, wenn er wiederkommt. So konnte es also wohl als eine Versuchung des Teufels angesehen und dargestellt werden, daß er sie sich schon jetzt, bei seinem ersten Erscheinen, wo er nach dem Willen des Vaters in Knechtgestalt auf Erden habe wandeln sollen, aneignen solle. Das Wunderthun dagegen wird ja in den Evangelien nicht erst in jene Zukunft versetzt, sondern als in unzähligen Fällen schon vorgekommen erzählt.

Man kann, wie schon gesagt, kaum annehmen, daß Jemand diese Mythe von der Versuchung Jesu gedichtet, der zugleich vorausgesetzt hätte, daß Jesus in der Weise, wie es die Evangelien erzählen, Wunder gethan. Man mache die Probe. Würde Jemand, der, ohne sonst die evangelischen Erzählungen zu kennen, diese Versuchungsgeschichte läse, nicht jedenfalls daraus entnehmen, daß Jesus also keine Wunder gethan; ja, würde er es nicht eben für den Kern dieser Erzählung nehmen, daß er keine gethan? und würde er sich nicht sehr wundern, wenn Jemand ihm dann doch solche Wunderthaten von Jesus erzählen wollte? würde er nicht geradezu demselben widersprechen und ihm entgegen halten, Wunder zu thun, dazu habe ja nur der Teufel Jesum verlocken wollen, dieser habe es aber abgewiesen? Gerade wie der, welcher die dritte Versuchung liest, wenn er es nicht schon weiß, mit Recht schließen wird, Jesus habe also die Weltherrschaft nicht besessen. Und eine andere Probe! Daß Jesus bei seinen Lebzeiten die Weltherrschaft nicht besessen hat, steht allgemein fest. Gesetzt nun aber, er hätte sie besessen, — hätte da wohl Jemand darauf kommen können, das Anerbieten derselben als eine Versuchung dem Teufel in den Mund zu legen? Sie wäre ja dann nach der religiösen Anschauung Gottes Wille gewesen, gerade wie doch das Wunderthun Jesu nach den Evangelien wirklich Gottes Wille gewesen ist.

Die Entstehung dieser Versuchungsgeschichte läßt sich darum kaum anders vorstellen, als daß sie von Jemand ausgegangen sei, der eben so wenig von wirklichen Wundern Jesu, als von einer bei Lebzeiten besessenen Weltherrschaft desselben gewußt, der vielmehr gemeint habe, Jesus habe eben so wenig Wunder gethan, als er König gewesen sei, der aber doch die Erwartung und Anforderung gekannt, daß der Messias Wunder thun und König sein solle, der aber diese Erwartung und Anforderung für falsch gehalten, und zugleich wohl auch habe darstellen wollen, daß allerdings diese hergebrachte Erwartung und Anforderung als eine Versuchung an Jesus herangetreten, aber eben von ihm siegreich überwunden worden sei, wodurch er sich gerade, statt jener zauberischen Wunderhülfe, die wahre Hülfe Gottes erworben habe. Erst wenn man einen solchen Grund und Boden und einen solchen Verfasser annimmt, kann man sich die Entstehung dieser Mythe klar vorstellen, und wird sie überhaupt zu etwas Klarem und Bestimmtem, gewinnt sie erst wirklichen Sinn, der sich bis dahin in ihr gar nicht auffinden läßt. An der Spitze einer langen Reihe von Wunderthaten Jesu ist sie ganz unbegreiflich, während sie dagegen an der

Spitze eines Evangeliums, das Jesum nur menschlich und ohne Wunder darstellte, — als einen Menschen, der in Wahrheit »ward gleich wie ein andrer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erfunden«, und der, »ob er wohl hätte mögen Freude haben, Knechtsgestalt annahm und das Kreuz erduldete,« der also weder göttlicher Wunderthäter noch König gewesen sei, — ihre klare, volle und große Bedeutung haben, und ganz und gar an ihrem Orte sein würde.

Diese Erzählung von der Versuchung Jesu ist aber nicht die einzige Stelle im Neuen Testament, die sich mit den Berichten von seinen Wunderthaten nicht reimen läßt; es giebt deren noch mehr. So zunächst in den Evangelien die vom Zeichen des Propheten Jona. Bei Matthäus (12, 38 — 42) heißt es folgendermaßen: »Da hoben etliche der Schriftgelehrten und Pharisäer an und sagten: Lehrer, wir wollen von dir ein Zeichen sehen. Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Das böse und ehebrecherische Geschlecht verlangt ein Zeichen; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden, als das Zeichen Jona's, des Propheten. Denn gleichwie Jona im Bauche des Wallfisches war drei Tage und drei Nächte, also wird der Menschensohn im Herzen der Erde sein drei Tage und drei Nächte. Die Männer von Ninive werden im Gericht auftreten mit diesem Geschlecht und es verdammen, denn sie thaten Buße auf die Predigt Jona's, und siehe, mehr als Jona ist hier. Die Königin des Südens wird im Gericht aufstehen mit diesem Geschlecht und es verdammen, denn sie kam von den Enden der Erde, um die Weisheit Salomo's zu hören, und siehe, mehr als Salomo ist hier.« Hierin sagt Jesus, kein Zeichen werde diesem Geschlechte gegeben werden, als das des Propheten Jona. Das Zeichen des Jona ist nach dieser Stelle bei Matthäus sein Verweilen im Bauche des Fisches, und dieses Zeichen werde, ist die Meinung, Jesus durch sein Verweilen in der Erde bis zur Auferstehung, oder genau genommen eben durch die Auferstehung selbst geben. Die Auferstehung solle also das einzige Zeichen sein, das Jesus diesem Geschlechte gebe. Das ist doch der unzweifelhafte Sinn dieser Stelle. Folglich hat Jesus nach seinen eignen Worten keine Wunder gethan. Wollte man vielleicht dagegen vorgeben, er meine nur, daß »diesem Geschlechte« der Schriftgelehrten und Pharisäer kein Zeichen außer der Auferstehung gegeben werden solle, so ist dreierlei zu erwiedern, nämlich erstens, daß ja nach dem Berichte der Evangelien gerade die Auferstehung einzig von den Jüngern gesehen worden, also jenem Geschlecht am Allerwenigsten ein Zeichen gewesen ist, daß ferner dagegen

andre Wunderzeichen allerdings vor den Augen der Pharisäer und Schriftgelehrten vorkommen, und daß endlich in der Parallelstelle bei Lukas (11, 29 — 32) Jesus diese Worte nicht einmal zu Pharisäern und Schriftgelehrten sagt, sondern zu Volkshaufen, vor dem doch nach den evangelischen Berichten die meisten der Wunderthaten Jesu geschehn. Es bleibt also der unverkennbare Sinn dieser Stelle, wenn sie überhaupt einen haben soll, der, daß Jesus außer seiner Auferstehung keine Wunder gethan habe.

Was nun aber die Auferstehung selbst betrifft, so kommt noch hinzu, daß nach derselben Stelle bei Lukas unter dem Zeichen des Propheten Jona sie gar nicht einmal zu verstehen ist. Da heißt es nämlich einfach: »Als aber das Volk herzuströmte, fing er an und sagte: Das ist ein böses Geschlecht: es verlangt ein Zeichen, aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden, als das Zeichen des Propheten Jona. Denn so wie Jona ein Zeichen war den Niniviten, so wird es auch der Menschensohn diesem Geschlechte sein. Die Königin des Südens wird im Gerichte aufstehn mit den Menschen dieses Geschlechts und sie verdammen, denn sie kam von den Enden der Erde um Salomo's Weisheit zu hören, — und siehe, mehr als Salomo ist hier. Die Männer von Ninive werden im Gericht auftreten mit diesem Geschlecht und es verdammen, denn sie thaten Buße auf die Predigt Jona's, — und siehe, mehr als Jona ist hier.« Da wird also das Zeichen Jona's gar nicht auf die Auferstehung gedeutet, und es selbst nicht vom Verweilen im Fischbauche verstanden. Das im Buche Jona erzählte Verschlungenwerden und Wiederausgespieenwerden des Propheten war ja auch den Niniviten eben so wenig ein Zeichen gewesen als den Schriftgelehrten und Pharisäern die Auferstehung, weil sie es eben so wenig sahen, indem Ninive weit vom Meere entfernt lag. Nach dem Zusammenhange bei Lukas ist das Zeichen des Propheten Jona vielmehr sein Wort, seine Predigt an die Niniviten, in Folge welcher dieselben Buße thaten. Nur dieses Zeichen, ist hier gemeint, solle auch von Jesus dem Geschlechte seiner Zeit gegeben werden, — sein Wort, seine Predigt, sei Alles, was sie von ihm empfangen würden. Sie möchten in der Aufnahme dieses Zeichens hinter den Niniviten nur nicht zurückbleiben, welche es geglaubt und darauf sich gebessert hätten.

Stammen irgend welche Aussprüche der Evangelien wirklich von Jesu her, so möchte dieser, wie Lukas ihn giebt, von ihm sein. Daß an ihn die Anforderung gemacht wurde, Wunder zu thun, lag in seiner Stellung, und daß er diese Anforderung abweisen und auf seine

Predigt verweisen mußte, lag in der Natur der Dinge. Daß er sich hierbei gar wohl mit Jona verglichen haben könnte, liegt auch sehr nahe. Die Predigt des Jona an die Niniviten lautet: »Noch vierzig Tage, so geht Ninive unter!« Auch Jesus drohte Jerusalem, nach der Erzählung der Evangelisten, mit dem Untergange, wie es die Propheten vor ihm gethan. In dieser Abweisung der Wunderforderung scheint ein Stück aus der wirklichen Geschichte Jesu uns aufbewahrt zu sein. Auch sonst noch in den Evangelien treffen wir ja die Zeichenforderung an. Noch einmal geschieht sie von Pharisäern und Sadducäern (Matth. 16, 1—4). Da antwortet Jesus: »Wenn es Abend ist, so sagt ihr: Es giebt schönes Wetter, denn der Himmel ist roth; — und des Morgens: Heute giebt es Sturm, denn der Himmel ist roth und trübe. Ihr Heuchler! die Gestalt des Himmels verstehet ihr zu beurtheilen, die Zeichen der Zeit aber nicht?« Dann werden sie mit denselben Worten wie dort auf das Zeichen des Propheten Jona verwiesen, aber ohne irgend welche Andeutung, worin dasselbe bestehe. Und bei der Kreuzigung fordern ebenfalls seine Feinde: »Steige herab vom Kreuze, so wollen wir dir glauben.«

Diese Zeichenforderung mochte nicht allein an Jesus selbst bei seinen Lebzeiten, sondern auch später an seine Apostel und an seine Anhänger überhaupt gestellt werden. Die ersten Christen mochten hie und da alsbald von ihrem Meister Wunderthaten erzählen und sich auch selbst solcher Kräfte rühmen. Da trat nun wohl die Herausforderung hervor, doch dergleichen vor aller Augen zu verrichten.

Wir finden in diesem Betracht eine sehr merkwürdige Stelle bei Paulus (1. Kor. 1, 22), wo der Apostel sagt: »Die Juden fordern Zeichen, und die Griechen fragen nach Weisheit; wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit, den Berufenen selber aber, Juden sowohl, als Griechen, Christum, Gottes Kraft und Gottes Weisheit.« Was ist der Sinn dieser Stelle? Die Griechen forderten von Allen, die etwas lehren wollten, schulgemäße Weisheit, Philosophie, weil sie selbst diese Weisheit, in einer Reihe von Philosophen und Philosophenschulen, sehr ausgebildet hatten und an sie gewöhnt waren; die Apostel vermochten aber dieser Anforderung nicht zu entsprechen, sondern ihre Lehre von dem gekreuzigten Christus, als dem Sohne Gottes und dem Erlöser der Welt und der Summe aller Weisheit, erschien den Griechen als Thorheit. Ebenso forderten die Juden, wie sie durch die alttestamentlichen Berichte von ihren Propheten gewöhnt

waren, Zeichen, Wunder, wenn sie eine neue Lehre, die mit besondern Ansprüchen auftrat, anerkennen sollten; aber auch dieser Forderung konnte nicht entsprochen werden, vielmehr mußte ihnen ein gekreuzigter Christus verkündigt werden statt eines allmächtigen und siegreichen Wunderthäters, wie sie in ihrem Christus zu sehen verlangten, und sie mußten sich mit dem Zeichen des Jona, der Predigt begnügen. Auch diese Stelle in dem Briefe des Apostels läßt sich mit den Wundererzählungen der Evangelien nicht vereinigen. Hatte Jesus diese Wunder wirklich gethan, so konnte Paulus nicht so sprechen; und thaten auch die Apostel Wunder, wie von ihnen erzählt wird, so konnte er auch nicht so sprechen: vielmehr würde er dann in beiden Beziehungen auf jene Wunder haben hindeuten, die höhnische Forderung durch Bericht und eigne That beschämen und Alle, die es sahen, zum Glauben bekehren müssen, ebenso wie er ohne Zweifel seine Philosophie den Griechen vorgetragen hätte, wenn er Philosoph gewesen wäre.

Wir begegnen hier zum ersten Mal im Neuen Testamente dem Teufel. Auch im Alten Testamente haben wir ihn gefunden, doch tritt er da nur einige Male auf, während er im neuen überall zu finden ist. Die alttestamentliche Forschung lehrt, daß die Israeliten früher den Glauben an den Teufel nicht hatten, sondern denselben erst in der Gefangenschaft von den Persern erhielten. Die alten Israeliten schrieben, so weit sie Jehovahdiener waren, Alles dem Jehovah zu, auch das Schlimme, selbst die Versuchung und Reizung der Menschen zum Bösen, indem sie annahmen, daß er sie entweder damit prüfen, oder, daß er sie im Zorn zu noch größerer Sünde verleiten wolle, um sie dann um so sicherer und strenger bestrafen zu können. So versucht Gott Abraham, indem er ihm die Opferung seines Sohnes anbefiehlt; so verstockt er das Herz Pharao's, um ihn nachher desto ärger züchtigen zu können; so verleitet er den David zur Volkszählung, um ihn und das Volk nachher dafür zu bestrafen. In der sogenannten babylonischen Gefangenschaft traten aber die Juden später mit den Persern in Verkehr. Diese glaubten an zwei Weltwesen, ein gutes und ein böses, Ormuzd und Ahriman, welche mit einander im Kampfe stünden. Das nahmen die Juden auf, und so bildeten sie ihren Satan, der denn in den Schriften des Alten Testaments, welche nach der Gefangenschaft erschienen sind, auftritt. Ihm wird nun das Böse

und Schlimme, Versuchung und Verstockung u. s. w. zugeschrieben, und dem Jehovah abgenommen. Bis zur Zeit des Neuen Testaments bildete sich dieser Glaube bei den Juden noch immer mehr aus, und so erscheint er in diesem weit mehr und stärker, als im Alten. Er ist hier der Gegner des Messias, der seiner Wirksamkeit und seinem Reiche überall Abbruch zu thun, den Gläubigen zu schaden und sie zu verführen strebt, und denn auch hier es mit dem Messias selbst beim Beginne seines öffentlichen Auftretens versucht.

Der Glaube an den Teufel ist in der protestantischen Welt ziemlich selten geworden. Die Protestanten pflegen es als eine persönliche Sonderbarkeit ihres Luther anzusehn, daß er so lebhaft an den Teufel glaubte, — eine Sonderbarkeit, die man ihm bei seiner sonstigen Tüchtigkeit zu Gute halten müsse. Sie können sich aber leicht überzeugen, daß jener Glaube der des Neuen Testamentes ist, und Luther also nur consequent war, wenn er diesen Glauben theilte. Daß nun gar Jesus an den Teufel geglaubt haben solle, erscheint ihnen unglaublich und ganz unmöglich. Warum? Weil sie selbst nicht daran glauben, und sie sich Jesum wie sich selbst vorstellen. Die Evangelien schreiben ihm aber natürlich diesen Glauben zu, da sie ihn ja selbst haben, und es läßt sich nicht absehn, was in jener Zeit und in jenem Volke, wo man sich einmal allgemein das Böse in dieser Form vorstellte, so Erschreckliches oder auch nur Unwahrscheinliches dabei ist. Zu einem Bilde, wie aufgeklärte Gläubige sich von Jesus zu machen pflegen, wo er aus seiner Zeit und seinem Volke herausgerissen und zu einem idealen Menschen unsrer Zeit und unsres Volks, d. h. wieder eben nach der Anschauung Jener, gemacht, und ihm von seiner Zeit kaum mehr als die Kleidung und der Wohnort gelassen wird, — zu einem solchen Bilde paßt dieser Glaube freilich nicht. Das Bild ist aber eben unwahr, und nur eins von den vielen Bildern, welche die Christen nach ihrer eignen verschiedenen Denk- und Sinnesweise sich von ihm entwerfen.

Wie schlimm ist aber für den Offenbarungsglauben der oben angeführte Umstand, daß die Juden ihren Teufel erst in der Gefangenschaft von den Persern empfangen haben sollen. Und doch ist derselbe in der That außer Zweifel. So ist ja etwas in die offenbarte Lehre Alten und Neuen Testaments von Außen, von einem fremden, nicht der göttlichen Offenbarung gewürdigten Volke hereingekommen, — und man kann doch nicht etwa sagen, daß es etwas Unbedeutendes wäre. Ist diese Lehre wahr, wie kommen dann die

Perser zu ihrem Besitz und die Juden zu ihrem Mangel? wie ist es dann möglich, daß das Volk mit göttlicher Offenbarung sie von dem ohne dieselbe empfing? Oder ist sie falsch, wie ist es dann möglich, daß sie in die geschriebene Offenbarung hineingerieth? — Es ist dieser Umstand eine ganz besonders einleuchtende Erinnerung daran, daß Judenthum und Christenthum keineswegs außer Zusammenhang mit andern Religionen liegen, sondern vielmehr zum Theil sogar aus ihnen entstanden sind.

Die schon öfter erwähnte sogenannte natürliche Erklärung nimmt an, dieser Versuchungsgeschichte liege doch ein besondrer Vorfall zum Grunde, der nachher nur ausgeschmückt und in das Wunderhafte umgewandelt sei. Den Teufel macht sie zu einem bösen Menschen, etwa einem Pharisäer, welcher Jesum habe versuchen oder gewinnen wollen; und diesen läßt sie wirklich vierzig Tage in der Einsamkeit der Wüste verweilen. Der Leser blicke aber ein Wenig ins Alte Testament zurück; dort wird er manche Bausteine zu dem Gebäude dieser Erzählung finden. Auch Mose ist, und sogar zweimal, vierzig Tage einsam auf dem wüsten Sinai (2 Mos. 24, 18. 34, 28), redet da mit Jehovah und empfängt Gebote und Gesetze; und auch er fastet diese Zeit über: »Brod aß er nicht, und Wasser trank er nicht.« Ebenso ist Elia vierzig Tage fastend in der Wüste: »Und er stand auf und aß und trank, und ging durch Kraft selbiger Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis an den Berg Gottes Horeb« (1 Kön. 19, 8). Auch Elia wird dabei von einem Engel, früher einmal von Raben, bedient und mit Speise versehen. Das Volk Israel, von dem es hieß: »Aus Aegypten rief ich meinen Sohn,« verweilt sogar vierzig Jahr in der Wüste, wo es auch in der Art fastet, daß es kein gewöhnliches Brod und kein Fleisch, sondern nur Manna ißt, und wo es auch versucht wird. Es war natürlich, daß man später in den jüdisch-christlichen Kreisen auch den Messias einen solchen Aufenthalt in der Wüste bestehen ließ, da man ja so gern im Alten Testamente Vorbilder und Weissagungen auf ihn suchte und fand. Was aber insbesondre die Zeit von vierzig Tagen betrifft, so war sie theils in den angeführten alttestamentlichen Beispielen schon gegeben, theils kommt überhaupt die Zahl Vierzig im Alten Testamente sehr häufig vor; sie ist eine sogenannte runde Zahl, welche überall angewendet wird, wo man eine Zahl von ohngefähr dieser Größe setzen will, ohne daß man die richtige weiß oder daß überhaupt die Erzählung geschichtlichen Grund hat. 40 Jahr ist Othniel Richter; 80 Jahr, also zweimal 40

Ehud; 40 Jahr hat das Land durch Debora's und Baraks Sieg Ruhe vor den Feinden; 40 Jahre ebenso zur Zeit Gideons; 40 Tage jährlich preisen die Töchter Israels Jephtha's geopferte Tochter; 40 Söhne hat der Richter Abdon und diese reiten auf 40 Eseln; 40 Jahr dient Israel den Philistern vor Simsons Auftreten; 40 Jahr richtet Eli Israel; 40 Tage fordert Goliath die Israeliten heraus; 40 Jahre regiert David; 40 Tausend Reiter der Syrer fallen gegen David; 40 Jahre regiert Salomon; 40 Tausend Gespanne hat er zu seinen Kriegswagen; 40 Ellen ist der salomonische Tempel vorn breit. Dies sind Beispiele nur aus einem Theile des Alten Testaments, die sich noch sehr vermehren lassen. So sind auch noch andere Zahlen als runde in dieser Art gebraucht, namentlich die Zahlen Sieben und Siebzig. 7 Jahr dient Israel den Midianitern; 7 Jahr richtet Ebgan Israel; 7 Hundert auserlesene Männer stellt die Stadt Gibea im Kriege des Stammes Benjamin mit den übrigen Stämmen, und im ganzen Heere des Stammes sind 7 Hundert linke Schleuderer; 7 Tage wartet Saul mit dem Heere zu Gilgal vergebens auf Samuel; 7 Monat ist die Lade Gottes bei den Philistern; 7 Tage lebt Bath-seba's Sohn; 7 Hundert Wagen erbeutet David von den Syrern; 7 Jahr von den 40 Jahren seiner ganzen Regierung regiert er in Hebron; 7 Jahr wird am salomonischen Tempel gebaut; das Fest der Weihe des salomonischen Tempels dauert »7 Tage, 7 Tage, 14 Tage« (1 Kön. 8, 65); 7 mal sendet Elia seinen Diener auf den Berg Carmel, um nach dem Meere zu blicken; 7 Tausend sind übrig in Israel, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben; 70 Söhne hat Gideon; 77 Aelteste von Succoth straft Gideon; 70 Seckel Silbers geben die Bürger von Sichem dem Abimelech, womit er schlechte Leute dingt, um mit ihrer Hülfe seine Brüder umzubringen; außer seinen vierzig Söhnen hat Abdon dreißig Enkel, zusammen 70 an der Zahl, auf 70 Eseln. Das sind Beispiele gerade aus der Zeit der Richter und der ersten Könige, die eben so gut in den andern Zeiten aufzufinden sind, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen lassen will. Diese Beispiele werden hinlänglich zeigen, daß solche biblischen Zahlen weit davon entfernt sind, als geschichtlich begründet angesehen werden zu können. Wir finden ihrer auch im Neuen Testamente, und werden gelegentlich auf sie aufmerksam machen.

Fast überflüssig ist es wohl, noch besonders zu erwähnen, daß kein Mensch 40 Tage lang ohne Nahrung sein kann; selbst eine Woche lang hält er es nicht aus. Nun hat man freilich gesagt, der Aus-

druck »Fasten« bedeute hier nur Enthaltung von gewöhnlicher Nahrung; indeß bei Mose und Elia ist diese Bedeutung offenbar ausgeschlossen, da es von jenem heißt, er habe die vierzig Tage kein Brod gegessen und kein Wasser getrunken, und von diesem, er sei vierzig Tage durch die Kraft der zuvor genossenen Speise bis an den Horeb gegangen. Und sollte nun der Messias weniger geleistet haben? Dieses Fasten aller drei Personen ist ohne Zweifel als **Wunder** angesehn, und dabei kommt es dann auf längere oder kürzere Zeit nicht an.

---

28. Die Bergpredigt.

(Matth. 5—7. Vergl. Luk. 6, 17—49.)

Nach der Versuchungsgeschichte wird bei Matthäus erzählt, daß Jesus nach des Johannes Verhaftung zurück nach Galiläa gegangen, und hier von Nazareth nach Kapernaum gezogen sei, woselbst er zwei Brüderpaare, Petrus und Andreas, und Jakobus und Johannes, am See Genezareth von ihrer Beschäftigung bei ihrem Fischergewerbe hinweggerufen habe, um sie zu »Menschenfischern« zu machen. Dann habe er heilend und lehrend ganz Galiläa durchzogen, und es sei ihm eine große Menge Volks aus allen Theilen des Landes gefolgt. Da sei er denn auf den Berg gestiegen und habe zu den um ihn versammelten Jüngern gesprochen.

Die Rede, welche Jesus hier hält, ist die sogenannte Bergpredigt. Liest man dieselbe von Anfang bis Ende aufmerksam durch und achtet man dabei auf den Inhalt und die Aufeinanderfolge der einzelnen Theile desselben, so wird man unzweifelhaft zu dem Ergebniß kommen, daß es sehr unwahrscheinlich sei, daß Jesus diese Rede wirklich so als ein Ganzes gehalten habe. Es sind nämlich in derselben eine solche Menge verschiedener Gegenstände behandelt, wie Niemand in einer Rede zusammenfaßt, am wenigsten aber Jemand, der irgend zu reden weiß, oder der auch nur fühlt, daß es bei jeder Rede darauf ankomme, irgend einen bestimmten Gedanken durchzuführen. Spräche Jemand vor einer Versammlung eine Menge noch so guter einzelner Sprüche oder Stücke, die aber dem Inhalte nach in keinem Zusammenhange miteinander ständen, so würde das jedenfalls sehr verfehlt und unzweckmäßig sein, weil die Hörer den einen Gedanken immer über den folgenden vergessen, und keiner ihnen recht klar werden,

keiner sich ihnen recht einprägen würde. Es kommt auch schon von selbst nicht leicht Jemand darauf, so zu sprechen, am wenigsten Jemand, der solch sinnvolle Gedanken hat, wie die Bergpredigt enthält. Einestheils solche Gedanken haben, und dann anderntheils sie so unzweckmäßig in einem mündlichen Vortrage immer einen hinter dem andern hersagen, — das verträgt sich nicht. Wir haben die Bergpredigt vielmehr als eine Zusammenstellung von einzelnen Aussprüchen anzusehn, welche Jesu zugeschrieben wurden, sei es nun mit Recht oder mit Unrecht. Die Zusammenstellung hat der Verfasser des Evangeliums gemacht, mag er einen Grundstock dazu schon vorgefunden und ihn nur bereichert, oder mag er die Zusammenstellung ganz ursprünglich und selbstständig gemacht haben. Sämmtliche Evangelisten geben niemals Reden Jesu ohne sie in einen geschichtlichen Zusammenhang einzufügen. So wollte auch der Verfasser des ersten Evangeliums, den wir nicht kennen, so wenig als die der andern, nicht sagen: »Hier stelle ich eine Anzahl Aussprüche Jesu zusammen, die er bei verschiedenen, uns nicht mehr bekannten Veranlassungen gesprochen hat.« Es paßte das nicht in die ganze Anlage seiner Schrift. Er bildete vielmehr daraus eine Rede, so gut es gelingen wollte, und stellte Jesum zu dem Zwecke auf einen Berg, gleichsam eine erhabene Rednerbühne. Hatte nicht auch Gott durch Mose sein Gesetz von einem Berge herab gegeben? Wie natürlich, daß auch die Erfüllung dieses Gesetzes von einem Berge herab gegeben wurde!

Solcher Reden Jesu, welche nur vom Evangelisten zusammengestellt, aber nicht in diesem Zusammenhange wirklich gehalten sein können, oder bei denen dies doch wenigstens sehr unwahrscheinlich ist, kommen noch mehrere vor, so die Gleichnisse vom Himmelreiche im dreizehnten Capitel des Matthäus, die Aufträge an die Jünger im zehnten, die Rede gegen die Pharisäer im drei und zwanzigsten, die gehäuften Gleichnisse vor seiner Gefangennehmung.

Es findet sich zu der Bergpredigt allerdings eine Parallele im Evangelium des Lukas: die im sechsten Capitel desselben gegebene Feldpredigt Jesu. Statt daß nämlich im Matthäus es im Anfange heißt: »Da er aber das Volk sah, stieg er auf den Berg; und er setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm,« — heißt es bei Lukas (6, 17): »Und er stieg herab mit ihnen (nämlich mit seinen Jüngern), und trat auf einen ebenen Platz.« Dort also steigt er auf den Berg und setzt sich; hier steigt er herab vom Berge auf eine Ebene und steht. Die Feldpredigt bei Lukas hat fast lauter Aussprüche, die auch

in der Bergpredigt bei Matthäus enthalten sind, aber bei weitem nicht alle, da sie nicht den dritten Theil so lang ist; und dann lauten dieselben in beiden manchmal sehr verschieden. Auch beginnen und schließen beide Reden mit denselben Aussprüchen. Viele Stücke der Bergpredigt giebt dagegen Lukas bei andern Gelegenheiten. Auch die Feldpredigt ist eine Zusammenstellung wie die Bergpredigt. Einer der Evangelisten hat sie vom andern entnommen und entweder jener vermindert oder dieser vermehrt, oder sie haben sie beide aus einer dritten gemeinsamen Quelle, dieselbe Thätigkeit daran übend, geschöpft. Das zweite und vierte Evangelium haben weder eine dieser Reden als Ganzes, noch finden sich die einzelnen Sprüche derselben in ihnen zerstreut bei andern Gelegenheiten vor. — Wir betrachten nun den Inhalt der Bergpredigt der Reihefolge nach, indem wir ihn mit dem, was Lukas giebt, bei vorkommenden wichtigen Verschiedenheiten vergleichen.

Den Anfang machen die sogenannten Seligpreisungen. »Selig die Armen am Geiste, denn ihr ist das Himmelreich!« Wer die Armen am Geiste seien, wird sehr verschieden erklärt. Mir däucht, wenn man ohne vorgefaßte Meinungen und Absichten die Stelle ansieht, so kann man diesen Ausdruck nur ganz einfach von den Ungelehrten verstehn. Die Christen der ersten Jahrhunderte machten die Erfahrung, daß die Gelehrten am Wenigsten geneigt waren, ihrem Glauben beizutreten, und daß gerade sie im Gegentheil die meisten Einwürfe dagegen erhoben. Die Schriftgelehrten werden ja in Pausch und Bogen stets als Gegner Jesu genannt. Wir haben auch schon eine Stelle aus den Briefen des Apostel Paulus angeführt (1 Kor. 1, 22), worin dieser tadelnd bemerkt, daß die Griechen nach Weisheit fragten, und dagegen der von den Aposteln verkündigte gekreuzigte Christus ihnen ein Aergerniß wäre. Er fährt dann so fort: »Denn sehet eure Berufung an, Brüder: nicht viele Weise nach dem Fleische, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme, sondern das Thörichte der Welt hat Gott auserwählt, auf daß er die Weisen beschäme, und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, auf daß er das Gewaltige beschäme, und das Geringe der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, und das, was nichts ist, damit er das, was etwas ist, zu nichte mache.« Dieses »Thörichte der Welt«, das Gott auserwählt hat, das sind »die Armen am Geiste«, welche darum selig gepriesen werden, weil ihr das Himmelreich sei, während »die Weisen nach dem Fleisch«, die Reichen am Geiste, es nicht erlangen. — Wir finden auch im Matthäus selbst noch eine Stelle, worin derselbe Ge-

danke ausgesprochen ist. Jesus sagt (11, 25): »Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses verborgen vor Weisen und Klugen, und es den Unmündigen offenbart hast.« Hier sind wieder die »Unmündigen« dieselben, wie dort die »Armen am Geiste«.

Bei Beurtheilung dieses Ausspruchs der Bergpredigt und der damit verglichenen andern Stellen, kommt Alles darauf an, in welcher Beziehung darin die Ungelehrtheit oder das Wenigwissen der Gelehrtheit und dem Vielwissen vorgezogen wird. Soll überhaupt das Wissen, die Wissenschaft, die Bildung, der Geistesreichthum, verworfen werden, oder gilt der Satz nur einer gewissen Art davon, und welcher dann? Die Verwerfung des Wissens überhaupt findet sich in der Geschichte des Christenthums allerdings stark genug vor; alles das Wissen ist darin von je verworfen worden, welches dem Glauben nachtheilig war, und diese Verwerfung tritt ja gerade heutzutage mit erneueter Keckheit hervor im katholischen und protestantischen Jesuitismus, mag er das geistliche oder weltliche Kleid tragen. Wenn wir uns freilich in jene Zeit des Lebens Jesu und der Entstehung der Evangelien zurückversetzen, so finden wir da eine Afterwissenschaft, die ein bloßer Schein, eine Sammlung von unnützen Notizen und ein Gebäude von Sophismen, von Trugschlüssen war. Es war dies die Wissenschaft der Schriftgelehrten, der Theologen jener Zeit. Diese war allerdings wenig werth, und kein ächtes Wissen. Dennoch machte sie sehr große Ansprüche, blendete die Menge und verhärtete ihre Inhaber gegen wirkliche Einsicht, gegen einfache praktische Wahrheit. Diese Schriftgelehrten waren Jesu hauptsächlichste Feinde, und sie und ihre Scheinweisheit konnte er also und konnte Paulus mit jenem Wort im Auge haben. Etwas Andres ist es allerdings, wenn die heutigen Nachbeter Jesu und der Apostel sich selbst ganz in derselben Stellung und in demselben Rechte der Wissenschaft unsrer Tage gegenüber zu befinden wähnen, und meinen, sie könnten nun ebenso das Wissen schelten und sich mit ihrer »Thorheit vor der Welt« brüsten. Sie müssen sich mit ihrem Schelten gegen sich selbst wenden, denn ihr angebliches Wissen trägt jetzt den Charakter von jenem, welches damals Jesu entgegenstand. — Freilich gab es natürlich auch einen verständigen Zweifel, welcher den Dogmen der Christen, den übernatürlichen Lehren, dem Wunderglauben derselben entgegen trat. Auch gegen diesen könnten die beiden evangelischen Worte, sowie das Wort des Paulus, gerichtet sein.

Gleich hier zeigt sich nun aber ein bedeutender Unterschied zwischen Lukas und Matthäus. Jener fängt seine Feldpredigt auch mit den Seligpreisungen an, hat aber nicht alle, die sich bei Matthäus finden, und die er hat, lauten anders. Er redet z. B. hier nicht von »Armen am Geiste«, sondern einfach von »Armen«. »Selig, ihr Armen! denn euer ist das Himmelreich!« Das dritte Evangelium zeigt überhaupt eine besonders starke Vorliebe für die Armen. Nun entscheide Jemand, wie Jesus wirklich gesagt habe, — ob er die »Armen am Geiste«, oder die »Armen« selig gepriesen! Wenn Beides in der Wirklichkeit auch oft zusammenfällt, so schließt es doch einen großen Unterschied ein. Es wird schwerlich Jemand ausmachen, ob das erste oder das dritte Evangelium die von Jesus gesprochenen Worte ihm richtig in den Mund legt; es wird folglich auch Niemand ausmachen, ob Jesus sie in der einen oder andern Form überhaupt wirklich gesprochen habe. Man kann das eben nicht wissen. Was im Evangelium steht, das sehen wir, denn wir haben's vor uns; was aber Jesus wirklich gesprochen habe, das läßt sich im Einzelnen nie mit Sicherheit behaupten, weil klar ist, daß er Vieles nicht gesprochen hat, was ihm zugeschrieben wird. Klar aber ist das eben vor Allem durch die verschiedene Gestalt, in welcher es von den Evangelisten so oft gegeben wird.

Bei Matthäus heißt es weiter: »Selig, die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.« Lukas hat statt dessen: »Selig, die ihr jetzt weinet! denn ihr werdet lachen!« Es war eine Vorstellung der Zeit, daß jeder Mensch im andern Leben das Gegentheil von dem empfangen werde, was er hier gehabt. Darum heißt es bei Lukas im Gegensatz zu den Seligpreisungen gleich weiter: »Wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin! Wehe euch Gesättigten, denn ihr werdet hungern! Wehe euch, die ihr jetzt lachet, denn ihr werdet trauern und weinen! Wehe euch, wenn die Menschen Gutes von euch reden, denn solchergestalt haben ihre Väter den falschen Propheten gethan!« Denselben Glauben finden wir namentlich auch in der Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus (Luk. 16, 19—31), wo Abraham zu Ersterm sagt, als er in der Hölle nach Linderung der Qual verlangt: »Kind, bedenke, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus hingegen Böses; nun wird dieser getröstet, du aber gepeinigt.« Diese Erwartung ist natürlich unter gedrückten Menschen entstanden, welche einestheils nach einer Ausgleichung ihres jetzigen Leidens verlangten,

anderntheils den Reichthum, die Hohheit, das Glück stets für den Ausfluß von Trug, Gewaltthat und Raub ansahen, und somit als Schuld anrechneten, was sie freilich nicht selten wirklich sind. Jener Spruch ist ein Beispiel dafür, wie die Bibel auch von solchen Richtungen als Autorität gebraucht werden kann, welche keineswegs mit dem Bestehenden in Einklang sind. »Selig seid ihr Armen, denn das Himmelreich ist euer! Aber wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin; wehe euch, die ihr lachet, denn ihr werdet weinen!« — das sind doch in der That für die Reichen gefährliche Worte, und es wäre nichts natürlicher, als daß sie ein aufständischer Communismus oder Socialismus, vor dem die Reichen sich doch so sehr fürchten, auf seine Fahnen schriebe, ganz besonders, wenn er bibelgläubig wäre. Auch die andern, oben erwähnten Stellen, bieten sich zu einem solchen Gebrauche dar, sowie noch andere, hier nicht erwähnte, und überhaupt der Ursprung des Christenthums aus dem Volke und sein erstes Verhalten in demselben. Die bestehenden Gewalten mögen sich in Acht nehmen, daß nicht einmal der Offenbarungsglaube, den sie so geflissentlich zu erhalten suchen, gegen sie selbst ausschlägt, wozu er sehr wohl fähig ist, wie ja auch die Geschichte, und selbst die gegenwärtige Erfahrung, reichlich gelehrt haben.

»Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Land ererben,« heißt es weiter. Dieser Spruch ist aus Psalm 37 entnommen. Darin heißt es: »Entrüste dich nicht über die Bösewichter, beneide nicht die Ungerechten! Denn wie Gras welken sie schnell, und wie grünes Kraut verdorren sie« (V. 1. 2); — — aber »die auf Jehovah hoffen, die besitzen das Land. Noch kurze Zeit, und nicht mehr ist der Frevler; du achtest auf seine Stätte, und er ist nicht mehr. Und die Elenden besitzen das Land, und ergötzen sich an reichem Glück« (V. 9—11). Dem Juden war der ruhige Besitz des Landes Kanaan das höchste Glück, das Jehovah den Seinen giebt, die ihm gehorchen. Hier in der neutestamentlichen Stelle ist diese Hoffnung wahrscheinlich auf das künftige Erbe der Frommen und Duldenden im Reiche Gottes übertragen, das doch auch mehr oder weniger äußerlich, irdisch verstanden wurde, gerade wie später den Jüngern verheißen wird, daß ihnen ihr Verlust an Häusern, Aeckern u. s. w. in der zukünftigen Welt reichlich wiedergegeben werden solle. Dann möchte statt »Land« hier vielmehr »Erde« zu übersetzen sein, da ja die Christen erwarteten, daß die ganze Erde ihnen, den »Gläubigen«, den »Auserwählten«, den »Heiligen«, als

Erde und Herrschaft zufallen werde. Man achte auf die neue Sekte der Mormonen in Amerika, welche in der That ächten Glauben hat. Auch sie erwarten für sich den Besitz der ganzen Erde und die Herrschaft über alle Völker. Die »Sanftmüthigen« aber sind der Gegensatz zu den Trotzigen, Uebermüthigen, welche jene unterdrücken.

»Selig, die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden!« Lukas hat statt dessen: »Selig, ihr Hungernden, denn ihr werdet gesättigt werden!« Hier ist also von leiblichem Hunger, dort von geistigem die Rede, gerade wie bei den »Armen« im Anfange. Die Sättigung in beiden Fällen soll eintreten im zukünftigen Reiche Gottes, welches nach urchristlicher Vorstellung ebensowohl leibliche als geistige Güter denen bringt, welche derselben hier entbehrt haben. — »Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit finden! — nämlich im zukünftigen Gericht beim Beginn des Reiches. — »Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!« — eben auch einst im Reiche Gottes. »Selig die Friedfertigen, denn sie werden Söhne Gottes heißen!« — weil Gott selbst Frieden und Liebe im zukünftigen Reiche herstellen wird. »Selig, die verfolgt werden um Gerechtigkeit willen, denn ihr ist das Himmelreich! Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen, und euch allerlei Böses nachsagen um meinetwillen! Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel! Denn so haben sie die Propheten verfolgt, die vor euch waren.« Im zukünftigen Himmelreiche soll auch das Leiden, welches die Christen um ihres Glaubens willen zu tragen haben, ausgeglichen und ihnen ihre Treue gelohnt werden. Ueberall ist hier die Ausgleichung in ein Jenseitiges, Zukünftiges, in der Phantasie Erhofftes gesetzt. Die gegenwärtige Welt- und Lebensanschauung weist den Menschen in sein Inneres, auf seine That und auf die vorliegende Wirklichkeit.

Darauf werden die Jünger Jesu »das Salz der Erde« und »das Licht der Welt« genannt. Sie sollen nun ihren Salzgehalt bewahren und ihr Licht leuchtend erhalten. Dann geht die Rede auf das Verhältniß Jesu zu Gesetz und Propheten über. Er sei, sagt er, nicht gekommen, sie aufzulösen, sondern zu erfüllen. Auf diesen Punkt werden wir später noch zurückkommen. Es werden dann eine Anzahl solcher Gesetzeserfüllungen aufgeführt (5, 21—48), indem immer das, was zu den Alten gesagt sei und was dagegen Jesus sage, in Gegensatz gestellt wird.

Zu den Alten ist gesagt: »Du sollst nicht tödten!«. Jesus aber verbietet auch schon, dem Bruder zu zürnen und ihn zu schelten, und

erklärt beides der schärfsten Strafe werth. Ebenso ist zu den Alten gesagt: »Du sollst nicht ehebrechen!« Jesus sagt dagegen: »Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr in seinem Herzen.« So wird also hier nicht allein die äußere Uebelthat verworfen, sondern auch schon die innere Regung, aus welcher dieselbe entstehen kann. — Dann wird statt des bloßen Gebots, daß der Mann, welcher sein Weib entlassen wolle (was damals im freien Belieben des Mannes stand), ihr ordnungsmäßig einen Scheidebrief gebe, vielmehr die Ehescheidung überhaupt verworfen; und ebenso der Eid, statt des bloßen Verbots des Meineids und Eidbruchs. Die katholische Kirche scheidet darum mindestens nicht vollständig; beide aber, katholische und protestantische, kommen dem Verbote des Eides nicht nach. Die Staatstheologen haben sich deshalb bemüht, das unbedingte Verbot alles Schwörens aus dieser Stelle wegzuschaffen; es steht aber nun einmal unzweifelhaft klar hier, und diese Versuche können nichts weiter wirken, als auch hier zu zeigen, wie diese Leute um ihrer Zwecke willen sich nicht scheuen, auch der offenbarsten Wahrheit entgegen zu treten. Wenn aber auch gegen den Eid bedeutende sittlich-praktische Gründe sprechen und wir deshalb das hier enthaltene Verbot desselben hochachten werden, so können wir doch die Gründe, welche hier für dieses Verbot angeführt sind, nicht ebenso anerkennen. Daß der Himmel Gottes Thron, die Erde seiner Füße Schemel, Jerusalem eines großen Königs Stadt und Niemand im Stande wäre, sein Haar weiß oder schwarz zu machen, das wird als Grund angegeben, weshalb man nicht bei diesen Gegenständen schwören solle. Der nicht klar ausgesprochene Sinn ist wohl der, daß diese Dinge heilig wären, und durch Berufung auf sie entheiligt würden, nach der Vorstellung der Juden, daß heilige Namen wenig oder nicht genannt werden dürften, weshalb sie z. B. den Namen ihres Gottes nie so aussprachen, wie er eigentlich lautet, nämlich Jahveh, sondern mit Setzung andrer Vokale ihn in Jehovah verwandelten, was auch im Alten Testamente durchgängig geschehen ist. Unsre sittlich-praktischen Gründe liegen dagegen hauptsächlich darin, daß durch den Eid ein Unterschied in unserm Worte gemacht und dadurch leicht Geringschätzung des gewöhnlichen Worts hervorgebracht werden kann.

Nach dem Verbote des Eides folgt ein andres, das von noch weit bedeutenderm Gewicht ist. Es lautet vollständig so: »Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, und Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß man dem Bösen nicht widerstehen soll; sondern

wer dir einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar; und dem, der mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel; und wer dich nöthigt eine Meile, mit dem gehe zwei; dem, der dich bittet, gieb; und dem, der von dir borgen will, weise nicht ab« (5, 38 — 42). Auch an dieser Stelle haben die Erklärer natürlich ihre Kunst viel versucht. Der gläubige Christ findet sich ja hier in die Verlegenheit gestellt, entweder sich zu etwas zu entschließen, was er nicht mag und kann, oder ein Gebot, welches im Evangelium enthalten und sogar nach dessen Bericht von Jesus ausgesprochen ist, zu verwerfen. Man hat gesagt, das sei Alles nicht eigentlich, sondern nur bildlich zu nehmen. Es solle damit nur von Rache und von übermäßigem Eifer für das eigne Recht, sowie von Hartherzigkeit abgemahnt, und dagegen Milde, Geduld, möglichstes Tragen von Ungerechtigkeiten und Wohlthätigkeit anempfohlen werden. Dann wäre aber wieder nicht recht abzusehn, warum das nicht gesagt, sondern vielmehr das Tragen des Unrechts, z. B. der Mißhandlung, Beraubung und Knechtung, ohne alle Bedingung anbefohlen, und der Widerstand gegen das Böse ohne alle Bedingung verworfen ist. Es wäre doch eine wunderliche Art zu lehren, wenn man sagte: »Wenn dir Jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, so biete ihm den linken auch dar,« dabei aber zu meinen: nein, man solle sich nicht mißhandeln lassen, — oder zu sagen: »Wenn dir Jemand deinen Rock nehmen will, so laß ihm auch den Mantel,« dabei aber zu meinen: nein, man solle sein Eigenthum gegen ungerechte Angriffe schützen. Wenn man Jemandem rathen will, nicht zu eifrig jede kleine Beleidigung zurückzuweisen und nicht zu eifrig für sein Eigenthum zu rechten, sondern in Dingen, auf die nicht zu viel ankommt, lieber nachzugeben, so wird man ihm doch nicht sagen, er solle sich ruhig von Jedermann ins Gesicht schlagen und ebenso von Jedermann die Kleider nehmen lassen. Wenn man nicht dem Verfasser einen gänzlichen Mangel an Ueberlegung beimessen will, so kann man seine Worte nicht füglich so erklären, sondern muß sie ernst nehmen. Es ist auch gar nicht so undenkbar, daß Jemand im Ernste jene Forderungen stelle, wie man zu meinen pflegt. Es hat von je Menschen gegeben, die es sich zur Aufgabe machten, so zu handeln, Alles ruhig hinzunehmen, was ihnen zugefügt würde und »die Rache Gott zu überlassen«. Aber freilich in der Ausführung sind sie doch gewöhnlich in gewissen Fällen hinter diesem Grundsatze zurückgeblieben. Ja, bis zu einem gewissen Grade läßt sich Alles tragen; über diesen Grad hinaus will es aber nicht mehr

gehn. Gewöhnlich kommt es nicht so weit; der öffentliche Schutz läßt es nicht dahin kommen; unter dessen Flügeln mag ein Einzelner ein gutes Maaß von dem ausführen können, was da geboten ist. Wo aber dieser Schutz ausbleibt, würde es doch nicht möglich sein, ohne alsbald zu Grunde zu gehn. Würde es bekannt, daß Jemand sich Alles, oder mindestens die Kleider, ohne Widerstand nehmen ließe, so würde er bald kein Kleid eine Woche lang tragen, und da er die weggenommenen sich doch immer wieder ersetzen müßte, mit seinen Mitteln bald am Ende sein. Gäbe Jemand ohne Weiteres dem, der ihn bäte, und borgte er ebenso dem, der es verlangte, so würde es noch weit schneller damit gehn. Unbedingt muß Jemand, der das thun will, sich sofort entschließen, Bettler zu werden oder jedenfalls von den Unterstützungen Andrer zu leben. Nun ist die Richtung, welche die höchste Vollendung darein setzt, nichts zu besitzen, und Alles zu dulden, Bettler zu sein, allerdings in der Welt, namentlich im Christenthum, — doch auch in andern Religionen, wie in der indischen, — zum Vorschein gekommen. Noch heute giebt es ja Bettelorden in der katholischen Christenheit. Und man erinnere sich doch an die evangelische Erzählung, nach welcher Jesus einem reichen Jünglinge auf dessen Frage, was ihm noch fehle, die Antwort giebt, wenn er vollkommen sein wolle, so möge er Alles, was er habe, verkaufen und es den Armen geben, und dann ihm nachfolgen, — ihm, der bei einer andern Gelegenheit zu Einem, welcher sich zu dieser Nachfolge erbietet, sagt, er selbst habe nicht, wo er sein Haupt hinlege. Bei jener Gelegenheit sagt Jesus zu dem Jünglinge, er werde, wenn er Alles weggebe, einen Schatz im Himmel haben. Das hängt mit der schon erwähnten Vorstellung von der Ausgleichung der irdischen Verhältnisse im Himmel zusammen. Dort werden lachen, die hier weinten, weinen, die hier lachten, dort werden selig sein die Armen, unselig die Reichen, herrschen die hier Gedrückten, dienen, die hier herrschten. Man denke doch ferner überhaupt an die »christliche Duldung«, deren Anpreisung und Forderung ja in der christlichen Kirche auf das Höchste getrieben worden ist. Die »freiwillige Armuth« ist ja eine christliche Vollkommenheit. Wie will man es nun rechtfertigen, wenn man behauptet, die obige Forderung, »dem Bösen nicht zu widerstehen«, sei nicht so streng, nicht so wörtlich zu nehmen! Man kann das nur aus praktischen Gründen und aus vorgefaßten Meinungen behaupten, nicht aber, wenn man einfach und ohne Vorurtheil nach dem Inhalte der Stelle fragt und überhaupt die Bibel eben als eine Sammlung von

Schriften alter Zeiten liest und zu verstehen sucht. Auf jene willkürliche Erklärung kann man nur kommen, wenn man vergißt, daß jedes Buch, und so auch die Bibel, einer bestimmten Zeit angehört, wenn man sie behandelt, als wäre sie in und für die gegenwärtige Zeit geschrieben, als wäre sie ein Buch, welches für alle Zeiten vollkommene Wahrheit und Anweisung fürs Leben enthielte, wenn man also das Interesse hat, die Gebote und Regeln derselben so zurecht zu erklären, daß sie noch anerkannt und befolgt werden können, als wären sie eben erst geschrieben. Weil jene Regel nicht ausführbar ist, ohne das Leben nach unsern Begriffen zu zerstören, so soll es nun nicht möglich sein, daß sie in wörtlichem Sinne in der Bibel stehe, und sie muß nun durch alle Gewalt verrenkt und umgeformt werden. Darin wird man so lange fortfahren, bis man das Fortschreiten des menschlichen Geistes erkennt, und sich entschließt, auf eigenen Füßen zu stehen. Der höher gebildete Geist unsrer Zeit fordert zwar keineswegs, bei der geringsten Unbill, die Einem widerfährt, um sich zu schlagen und zu schelten oder sich für Ungerechtigkeit überhaupt zu rächen; aber er fordert, daß Niemand seine Persönlichkeit aufgebe, sich zum Spielball der Bosheit und des Uebermuthes, und zum Ruhekissen für Trägheit und Raubsucht hergebe, sondern sich behaupte und allerdings dem Bösen widerstehe, damit es weder über ihn noch über Andre die Oberhand gewinne. Das ist männliche und überhaupt menschliche Tugend, die allein das Leben recht gestalten kann. Wenn dich Jemand schlägt auf den rechten Backen, so halte ihm die Hand fest, damit er dich nicht auch auf den linken schlage und weiter mißhandle; und wenn dir Jemand den Rock nimmt, der dein ehrliches Eigenthum ist, so thue ebenso; und wenn dich Jemand zu seinen Zwecken gewaltthätig mißbraucht, so wehre dich dagegen; und wenn Jemand dich bittet oder dir abborgen will, so siehe erst zu, ob er der Güte werth ist, und schätze deine Mittel und deine Verpflichtung gegen die Deinen. Widerstehe dem Bösen und fördre das Gute! —

Gleich nach der eben betrachteten Stelle folgt die nicht minder bekannte von der Feindesliebe. »Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deine Feinde hassen. Ich aber sage euch: liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, und betet für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet; denn er läßt seine Sonne aufgehn über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.« — Die Liebe des Nächsten findet sich

3 Mos. 19, 18 anempfohlen, wogegen die Empfehlung des Hasses gegen den Feind im Alten Testament nicht ausdrücklich ausgesprochen ist. Der Haß gegen Volksfeinde mindestens ist aber darin jedenfalls dem Sinne nach enthalten, und die Rabbinen mochten ihn wohl ausdrücklich folgern. — Was nun die hier empfohlene Liebe gegen Feinde betrifft, so wird sie häufig für ganz unmöglich erklärt. Sollte damit nur das vorher empfohlene Dulden alles Unrechtes wieder gemeint sein, und die Liebe gegen den Feind eben in diesem Dulden bestehen oder doch sich nothwendig durch dasselbe äußern, so könnten wir allerdings auch diese Liebe nicht anerkennen. Betrachten wir aber diesen Ausspruch unabhängig von jenem, so werden wir in gewissem Sinne denselben vollkommen anerkennen müssen. Der Beleidigte und ungerecht Behandelte vermag über sein eigenes, persönliches Verhältniß zu dem Beleidiger und Ungerechten hinwegzusehn, und den Letzteren einfach als diesen Menschen ins Auge zu fassen. Da findet er vielleicht an ihm mancherlei Gutes; er findet, wenn er den Gründen seines ungerechten Verhaltens nachspürt, vielleicht, daß dabei Irrthum, oder vorgefaßte Meinung, oder Einfluß Anderer, oder körperliche Zustände, oder niederdrückende Verhältnisse u. s. w. mehr als eigentliche Bosheit im Spiele sind. Und wenn selbst die letztere entschieden vorhanden wäre, so wird er doch den Feind auch in diesem Falle bei ruhigem Blute als einen geistig Unglücklichen ansehen müssen, in welchem das gute Menschenwesen, das doch allein den Menschen glücklich machen kann, durch Verkehrtheiten niedergehalten ist. Er kann ihn also bemitleiden, und Mitleid ist Liebe. Man kann das menschliche Wesen als solches lieben, und jeden einzelnen Menschen, soweit er daran Theil hat, und weil er jedenfalls die Keime davon in sich trägt. In vielen Fällen wird diese Liebe zwar eben nur die Gestalt des Mitleids haben, des Mitleids mit der mangelnden Entwickelung des Feindes; aber eben Mitleid schließt ja die Liebe in sich ein, Mitleid ist ohne Liebe unmöglich. Darum ist das Wort von der Feindesliebe ein großes Wort. — Eine weichliche Stimmung gegen den Feind, oder gar ein innerlichst unwahres, erzwungenes, erkünsteltes Lieben des Feindes, wie dasselbe bei den Leuten mit gemachter Christlichkeit oft auftritt, wollen wir aber damit keineswegs gutgeheißen haben; da ist ein natürlicher, kräftiger Haß in der That besser. Die gesunde und wahre Feindesliebe beruht auf verständiger Einsicht in das Seelenleben der Menschen und in die Verwicklungen und Einflüsse des äußeren Lebens. Sie schließt kräftigen Widerstand gegen

das Unrecht nicht aus, sondern erfordert ihn vielmehr. Schon die gesunde Feindesliebe wird uns bestimmen müssen, eben das Unrecht, das der Feind thut, nicht so ohne Weiteres hinzunehmen, damit wir den Ungerechten in seiner Verirrung nicht bestärken, sondern ihn womöglich heilen. Thäten wir jenes doch, so würden wir den Schlechten in der Regel nur immer schlechter machen; wie z. B. unverständiges Almosengeben nur Bettler erzieht, so würde das Dulden aller Ungerechtigkeit nur Räuber und Mörder und Unterdrücker erziehn. Liebe also deinen Feind um des Bessern willen, das in ihm ist, und um seiner allgemein menschlichen Anlage willen, die so edle Keime in sich trägt; wünsche ihm auch alles Gute, aber dieser Wunsch sei tief und verständig, bestärke ihn deshalb nicht in seinem Unrecht und seiner Rohheit, sondern weise beide zurück mit Gerechtigkeit und Vernunft, damit er durch dich an diese erinnert werde, und sie gewappnet finde und achten lerne. — Sonne und Wolken aber können wir bei unserem Verhalten gegen den Bösen nicht zum Muster nehmen, wie es in den Worten geschieht: »denn er läßt seine Sonne aufgehn über die Guten und die Bösen, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte«. Sonne und Regen unterscheiden den Bösen nicht vom Guten, weil sie nicht Geist sind, der Mensch aber unterscheidet. Und sagt doch auch dasselbe Evangelium, jene gleiche Behandlung der Guten und Bösen durch Gott wieder vereinend, daß er dieselben einst von einander scheiden und jene in ewiges Feuer werfen werde, eine Strenge, die wir noch gar nicht einmal wollen. Die »Vollkommenheit« besteht weder darin, daß man keinen Unterschied in der Behandlung zwischen Guten und Bösen mache, noch darin, daß man den Bösen unbedingt verwerfe; sondern darin, daß man das Böse als Mangel an Entfaltung oder als Verirrung erkenne, ihm die Herrschaft wehre, und den, der damit behaftet ist, zum Guten zu führen suche. —

Hierauf geht die Bergpredigt zu den bekannten Warnungen vor der Uebung von Wohlthätigkeit, Gebet und Fasten um der Ehre willen über. Man soll beim Almosengeben nicht vor sich her posaunen lassen, beim Beten sich nicht an die Straßenecken oder in die Synagogen stellen, beim Fasten nicht kläglich aussehn, um bemerkt zu werden; sondern man soll das alles im Verborgnen thun. Die, welche damit prahlten, hätten »ihren Lohn dahin«, denen aber, die ihre »Gerechtigkeit« im Verborgnen übten, werde Gott, der es auch da wahrnehme, vergelten. Es wird hier der Lohn, welchen Gott gebe, ent-

gegengesetzt dem, welchen die Menschen durch ihr Lob geben, und jener empfohlen und verheißen. Immer also doch ein Lohn von außen her! Der höhere sittliche Geist der Gegenwart setzt den wesentlichen und höchsten Lohn des Guten in das innere Bewußtsein, in die Sache selbst. Dieser Unterschied liegt im ganzen Standpunkte. Jene Warnungen gehören übrigens jedenfalls zu dem Trefflichsten, was das Neue Testament bietet, und sind darum bei allen den Christen, welche den sittlichen Gehalt desselben vorzugsweise ergreifen, besonders beliebt. — In die Warnung vor dem Beten um der Leute willen ist auch die vor dem vielen Plappern bei demselben eingeschlossen, welches heidnisch sei und überflüssig, weil Gott so schon wisse, wessen der Betende bedürfe. Daran schließt sich als Beispiel, wie man beten solle, das sogenannte Vaterunser. Dieses Gebet lehrt bei Lukas (11, 1) Jesus seine Jünger auf deren ausdrücklichen Wunsch bei einer ganz andern Gelegenheit; es fehlen bei ihm auch einige Theile desselben, welche Matthäus mehr hat. Daß dieses Gebet wirklich von Jesus herrühre, dafür kann natürlich keinerlei Sicherheit gegeben werden, — abgesehen von der geschichtlichen Unsicherheit der Evangelien überhaupt, eben auch wegen der Verschiedenheit bei beiden Evangelisten nach Inhalt und Anlaß, und weil es in den beiden andern Evangelien ganz fehlt, was sich in der That schwer begreifen ließe, wenn Jesus dieses Gebet wirklich seinen Jüngern wörtlich gelehrt hätte. Sollen die zwei Evangelisten dasselbe nicht gekannt, oder sollen sie es der Aufnahme nicht werth geachtet haben?

Bisher konnte allenfalls noch ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen der Bergpredigt angenommen werden; von nun an aber hört er doch jedenfalls unverkennbar auf. Das Stück Cap. 6, 19—34 hat indeß wieder für sich einen zusammenhängenden Inhalt, nur daß derselbe von V. 22 und 23 durchbrochen ist, welche von dem innern Lichte des Geistes sprechen, ohne anzugeben, was sie unter demselben verstehen. V. 19—21 wird vor dem Sammeln irdischer Schätze gewarnt, welche unsicher wären, und dagegen das Sammeln von himmlischen empfohlen, welche die entgegengesetzte Eigenschaft hätten; auch wird als Grund jener Warnung noch angeführt, daß da, wo des Menschen Schatz, auch sein Herz wäre. Das Schätzesammeln in seiner eigentlichen Bedeutung ist jedenfalls eine verwerfliche Sache, aber freilich nicht das Erwerben großen Besitzes durch rechtschaffene und verständige Thätigkeit, und dessen Verwendung zu immer größerem Betrieb nützlicher Arbeit und überhaupt vernünftiger,

Allen heilbringender Zwecke. Ein solcher Unterschied ist hier nicht gemacht, vielmehr ist dieser Spruch ohne Zweifel auf dem Boden allgemeiner Geringschätzung oder vielmehr Verwerfung irdischer Güter erwachsen. Eine Anschauung, welche das wahre Leben erst in den Himmel setzt, ist auch nur folgerecht, wenn sie menschliche Dinge überhaupt verwirft, und namentlich Besitzthum nur als Reiz ansieht, das wahre Leben im Himmel zu vergessen. Erst wenn die Erde als Heimath des Menschen erkannt ist, widerfährt ihrem Leben und ihren Gütern die richtige Schätzung.

»Niemand kann zweien Herren dienen; — — ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.« Ist unter Gott der Inbegriff alles menschlich Guten, und unter Mammon Habsucht und Geiz verstanden, so ist das wahr. Den gewöhnlichen Dienst Gottes weiß aber eine große Menge der Dienenden sehr gut mit dem Dienste Mammons zu vereinigen, ja übt ihn sogar nur des letztern wegen.

Nun folgt in diesem Zusammenhange zuletzt die Mahnung, nicht zu sorgen für Nahrung und Kleidung, wobei als Beispiel auf die Vögel und auf die Lilien verwiesen wird, welche Gott nähre und kleide, ohne daß sie arbeiten wie die Menschen, was er ja dann doch vielmehr diesen thun werde, da sie doch viel mehr wären als jene. »Trachtet aber am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und das Alles wird euch zufallen. So sorget nun nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen; jeder Tag hat genug an seiner eigenen Plage.« Ebenfalls ein allbekanntes Wort, daß indeß auch nur in großer Beschränkung genommen werden darf. Von der »Sorge« im strengen Sinne des Worts, wo sie Angst und Unruhe in sich schließt, werden wir abmahnen, nicht aber vom vorschauenden Bedenken und vom tüchtigen Thun, denn ohne das ist der Mensch jedenfalls schlimmer dran als Vögel und Blumen. Wir werden nicht schlechthin von der Sorge abmahnen und zum Glauben ermuntern, sondern zur Thätigkeit und Ueberlegung ermahnen, damit die Sorge nicht trotz aller Abmahnung komme. Vom Himmel kommt Sonnenschein und Regen, aber auch Sturm und Ungewitter, Dürre und Nässe, Hitze und Kälte, nach der allgemeinen Regel der Jahreszeiten, im Besondern und Einzelnen aber um deine Saaten, Häuser, Wege, Reisen und Arbeiten sich nicht kümmernd. Siehe nun zu, Mensch, daß du das Eine nutzest, das Andre meidest; arbeite, denke, halte zu Rathe, sei wacker und werde nicht müde, so thust du mindestens das Deine, die

Sorge dir fern zu halten. Und wenn sie doch einmal kommt, so greife lieber zu größerer Thätigkeit als zur Klage, und laß dich nicht niederdrücken von schweren Gedanken, sondern vertraue und hoffe.

»Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! — — warum siehest du den Splitter in deines Bruders Auge, und den Balken in deinem Auge wirst du nicht gewahr?« — — Wieder ein bekanntes Wort. Das Urtheilen über andre Menschen können wir uns nicht abschneiden lassen; wir würden sonst den Unterschied zwischen Gut und Böse, Vernünftig und Thöricht verlieren. Aber nicht hart und nicht mit Lust sollen wir unser Urtheil fällen, nicht aus dem Richten uns ein Geschäft und eine Freude machen; und dann vor allen Andern uns selbst richten, gegen uns selbst am Strengsten sein, und uns selbst bessern, wenn wir Andre besser haben wollen.

Hierauf etwas über das Gebet. »Bittet, so wird euch gegeben werden; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan werden. Denn wer bittet, der empfängt; und wer suchet, der findet; und wer anklopfet, dem wird aufgethan. Oder welcher Mensch ist unter euch, der, wenn ihn sein Sohn um Brod bäte, ihm einen Stein, oder wenn er ihn um einen Fisch bäte, ihm eine Schlange geben würde? Wenn nun ihr, die ihr böse seid, wisset gute Gaben zu geben euren Kindern, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.« Ebenso ist in demselben Evangelium (21, 22) gesagt: »Alles, was ihr irgend erbitten möget im Gebet mit Glauben, werdet ihr erhalten.« Ebenso im Evangelium des Markus (11, 24): »Was ihr irgend im Gebet erbittet, glaubet, daß ihr es erhaltet, so wird es euch werden.« Und im Evangelium des Lukas steht geschrieben (11, 5): »Wer von euch hätte einen Freund, und ginge zu ihm um Mitternacht, und spräche zu ihm: Freund, leihe mir drei Brode; denn mein Freund ist von der Reise zu mir gekommen, und ich habe nichts, ihm vorzusetzen; und Jener antwortete von innen und spräche: Mache mir keine Ungelegenheit; schon ist die Thür verschlossen, und die Kinder sind mit mir zu Bette, ich kann nicht aufstehen und es dir geben. Ich sage euch: wenn er auch nicht aufstände und es ihm gäbe, darum weil er sein Freund ist, so würde er doch wegen seiner Zudringlichkeit aufstehen, und ihm geben, was er bedarf. Und so sage ich euch: Bittet, so wird euch gegeben« u. s. w. Es wird in diesen Stellen dem Gebete des Gläubigen ohne Beschränkung und Bedingung Erhörung seines Gebetes zugesagt. Es ist psychologisch merkwürdig, daß sich

ein solcher Glaube der alltäglichen Erfahrung gegenüber auch nur einen Tag erhalten kann. Das, was der Gläubige bittet, geschieht doch nur zu häufig nicht. Er sagt dann, es müsse doch nicht Gottes Wille sein, und dergleichen. Hier aber ist ja doch eben ohne alle Beschränkung dem Gebete Erhörung zugesagt. Es ist auch in der That gar keine Erhörung, wenn auf das Gebet nur das geschehen soll, was so schon Gottes Wille ist, was er also auch ohne das Gebet gethan haben würde. Dann wirkt ja das Gebet nichts; aber hier ist doch jedenfalls ihm eine Wirkung, und zwar eine ganz unbegrenzte zugeschrieben. Der Glaube an die Wirksamkeit des Gebets kommt überhaupt in unauflöslichen Widerspruch mit der Lehre von der Allwissenheit, Allweisheit, Allgüte und Allmacht. Wie kann die Bitte eines Menschen auf das Thun eines solchen Wesens einwirken? Dann müßte der Mensch in seiner Bitte ja diesem allwissenden Wesen etwas sagen, was es noch nicht gewußt, diesem allweisen Wesen eine Einsicht eröffnen, die es noch nicht gehabt, oder dieses allgütige Wesen zu etwas Gutem bestimmen, was es nicht schon für sich selbst gewollt hätte. Nur wo die Götter, wenn auch erhaben, doch nicht vollkommen gedacht werden, steht jener Glaube an die Wirksamkeit des Gebets mit dem Glauben an ihr Wesen nicht in Widerspruch. Wir kommen hierauf im folgenden Capitel noch einmal zurück.

Eine ausgezeichnete praktisch-sittliche Regel enthalten die Worte: »Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut auch ihr ihnen; denn das ist das Gesetz und die Propheten.« Manche haben darin sogar die Summe des ganzen Christenthums gefunden; doch ist dieser Gedanke dem Neuen Testamente nicht einmal eigenthümlich, und das Christenthum hat theils noch ganz andre damit nicht zusammenhängende sittliche Regeln, theils ist es bei weitem nicht allein Sittlichkeit, sondern vor Allem Glaube.

In den folgenden Worten von der engen und weiten Pforte wird die Erlangung des Heils auf Wenige beschränkt. »Gehet ein durch die enge Pforte; denn weit ist die Pforte, und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind, die auf demselben eingehn. Wie eng ist die Pforte, und schmal der Weg, der zum Heile führet, und wenige sind, die ihn finden!« An einer andern Stelle (19, 26) sagt Jesus, bei den Menschen sei die Rettung unmöglich, bei Gott aber seien alle Dinge möglich. Und ein ander Mal (Luk. 13, 23) antwortet er auf die Frage: »Herr, es sind wohl Wenige, die gerettet werden?« dies: »Ringet, einzugehen durch die enge Pforte! denn Viele,

sag' ich euch, werden suchen einzugehn, und es nicht vermögen.« — Die Aufgabe, zur voll entwickelten Menschlichkeit zu gelangen, ist sicherlich eine große. Eine so bestimmte Grenze zwischen Eingegangenen und Nichteingegangenen vermögen wir aber nicht zu setzen.

Dann kommt noch die bekannte Warnung vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern kämen, innerlich aber reißende Wölfe wären, und die man deshalb an ihren Früchten erkennen sollte; woran sich noch der Spruch schließt von denen, welche »Herr, Herr!« zu ihm sagten, aber den Willen des himmlischen Vaters nicht thäten und deshalb nicht ins Himmelreich kommen würden. Sittliche Proteste gegen das einseitige Pochen auf den Glauben, welche von der Partei in der Christenheit, welche die Sittlichkeit voranstellt, gegen die andre gebraucht werden, die dem Glauben den ersten Platz einräumt. Die Wölfe in Schafskleidern und die Herr-Herr-Sager sind sprichwörtlich geworden, und sie sind in der That, wie es scheint, ein unsterbliches Geschlecht, das vorzugsweise auch jetzt in allen Gestalten sein Wesen treibt.

Einen sehr passenden Schluß der Bergpredigt macht das Gleichniß von dem klugen Mann, der sein Haus auf einen Felsen, und dem thörichten, der es auf Sand bauete. Auch hier wird das »Thun« der Rede Jesu empfohlen und als höchste und beglückendste Klugheit bezeichnet. Der Evangelist will offenbar in der Bergpredigt eine Zusammenstellung der wesentlichsten christlichen Gebote geben, und so wird dieselbe auch jetzt noch angesehen und im Unterrichte gebraucht. Sie enthält in der That viel höchst anerkennenswerthe Sätze, besonders wenn wir manche der Schroffheit und Unbedingtheit entkleiden, in der sie auftreten. Daß sie aber nicht unsrer Zeit, sondern eben auch einer vergangenen angehört, wird dem Leser klar geworden sein.

---

29. Die Wunder.

Nachdem das Evangelium Matthäi Jesum die Bergpredigt hat halten lassen, geht es zu Erzählungen von Wunderthaten desselben über. In allen vier Evangelien ziehen sich diese Thaten durch Jesu öffentliches Leben hindurch, am Sparsamsten im vierten. Im Alten Testamente haben wir den Mose und dann die Propheten Elia und Elisa als hauptsächliche Wunderthäter gefunden; im Neuen ist

es Jesus, dann aber auch, durch ihn mit Kräften dazu ausgerüstet, die Apostel. Die von Jesu erzählten Wunderthaten sind in den Evangelien überall so zerstreut, daß wir sie, wollen wir uns nicht zu sehr wiederholen, in eine Betrachtung über diesen Gegenstand überhaupt zusammenfassen müssen.

Ueberblicken wir dieselben zuerst nach den Wirkungen, die von ihnen erzählt werden, so bestehen sie vor Allem in Krankenheilungen. Jesus heilt Lahmheit, dürre Glieder, Gichtbrüchigkeit, Aussatz, Blindheit, Taubheit, Stummheit, Fieber, Blutfluß, Mondsucht, Verwundung und allerlei andere Leiden. Und von diesen Uebeln sind es nicht etwa leichte Formen, von deren Heilung uns erzählt wird, sondern im Gegentheil besonders schwere und langwierige, was öfters geflissentlich hervorgehoben ist. Der am Teiche Bethesda Geheilte ist acht und dreißig Jahre lang krank gewesen; das blutflüssige Weib leidet seit zwölf Jahren; der Blinde im Evangelium Johannis ist blind geboren. Dazu kommen noch die Besessenen. Das sind theils leiblich theils geistig Kranke, oder beides zusammen. Besonders auffallende Krankheiten und geistige Leiden, wie Wahnsinn und Schwermuth, wurden dem Teufel und seinen Untergeistern, den Dämonen, zugeschrieben. Man glaubte, daß ein oder mehre solcher Dämonen oder bösen Geister in den Leidenden gefahren wären, ihn bewohnten und seinen Zustand hervorbrächten. Natürlich! Hatte man einmal einen Teufel, hatte man einmal die Welt in zwei Reiche getheilt, und jedem derselben seinen besondern Herrn gegeben, so mußte dem Herrn der guten Welt, Gott, alles Gute und Heilsame, dem Herrn der bösen, dem Teufel, alles Böse und Verderbliche zugeschrieben werden. Zu dem Letztern gehören nun offenbar alle Leiden Leibes und der Seele. Früher, als man einen Teufel noch nicht hatte, hatte man auch diese dem Jehovah beigemessen. Saul ist besessen von »einem bösen Geiste von J e h o v a h« (1 Sam. 16, 14. 23. 18, 10). Später aber wurde dies Sache des Teufels. Es ist sehr wohl möglich, daß namentlich Geisteskranke selbst sich für besessen gehalten haben. Der Geisteskranke hat ja immer ein Gefühl, oft bestimmtes Bewußtsein von seinem Zustande. Sein Geistesleben kann ihm dann leicht als ein Doppelleben, sein Geist als Doppelgeist, als zwei Geister erscheinen, von denen der eine sein ursprünglich eigner, der andre ein fremder eingedrungener sei, der jenen beherrsche, die kranken Erscheinungen in ihm hervorbringe, die verkehrten Gedanken hege, die unsinnigen Worte rede. Nach dem evangelischen Glauben haben diese Dämonen einen Obersten, den Beelzebul, den eigentlichen

Teufel oder Satan, der sie aussendet und wieder zurückrufen kann. Ihre eigentliche Wohnung haben sie in der Wüste, wo sie aber unstet umher irren, sich nach einer Wohnung in einem Menschen sehnend. Darum kehren sie öfter in den Menschen, aus welchem sie kurz zuvor ausgetrieben waren, in verstärkter Anzahl zurück, wo es dann mit ihm ärger wird als zuvor. Diese bösen Geister liegen natürlich als Untergebene des Teufels in Kampf mit Jesus, der als der Sohn Gottes das Reich des Guten, das Reich Gottes, zu fördern strebt, während sie für das Reich des Teufels wirken. Sie kennen deshalb Jesum und scheuen sich vor ihm, weil sie wissen, daß sie ihm jedesmal unterliegen, wenn er es unternimmt, sie aus dem von ihnen besessenen Menschen auszutreiben. Darum reden sie ihn öfters an, wenn er sich nahet, und sagen, daß sie ihn kennten, er sei der Sohn Gottes; sie sagen, es sei vorzeitig, daß er sie jetzt schon austreibe. Der Evangelist hat dabei ohne Zweifel die Vorstellung, daß ja noch zu seiner Zeit, also lange nach diesen einzelnen Austreibungen durch die Macht Jesu, der Teufel und seine Dämonen ihr Wesen trieben, und erst bei der Wiederkunft Jesu, wenn er sein Reich wirklich aufrichte, die volle Besiegung des Teufels und seiner Genossen eintreten werde, also jene Austreibungen nur vereinzelte Vorläufer der noch zu erwartenden allgemeinen Katastrophe seien. Der Glaube an böse Geister ist also auf das Vollständigste im Neuen Testamente enthalten.

Und welcher Art sind nun die Mittel, durch die Jesus diese Heilungen bewirkt? Das Wesentliche an den letztern ist eben, daß sie nicht durch natürliche Mittel, wie sie die Aerzte anwenden, vollbracht worden, sondern durch wunderbare Einwirkung. Man hat freilich auch diese Heilungen natürlich erklären wollen, d. h. man hat angenommen, Jesus habe sie alle wirklich vollbracht, nur durch natürliche Mittel, die man aber nicht bemerkt, oder wieder vergessen, und an deren Stelle die Phantasie der Zuschauer und Erzähler Wundereinwirkungen gesetzt habe; aber die evangelischen Erzählungen sagen davon nichts, sondern es ist klar, daß sie Wunder erzählen wollen. Das Mittel, welches noch am Ehesten wie medicinische Einwirkung aussehen könnte, ist die Behandlung des Blindgebornen bei Johannes (5, 1) mit Speichel. Jesus spuckt auf die Erde, macht einen Teig, und streicht denselben ihm auf die Augen, worauf der Blinde nach weiter von Jesus erhaltener Weisung sich im Teiche Siloa wäscht und seine Sehkraft sogleich wieder erhält. Da hat man denn vermuthet, es möge nicht eigentliche Blindheit, sondern nur eine Be-

deckung des Auges mit Grind und dergleichen gewesen sein, welche durch die Einweichung mit dem Speichel aufgelöst und durch das Waschen weggeschafft worden wäre. Das sind aber ganz bodenlose Vermuthungen. Freilich, wäre die Geschichte als wirklich geschehen verbrieft, so müßten wir nach einer solchen natürlichen Erklärung suchen; sie ist das aber ganz und gar nicht, eben so wenig als irgend eine von den Wundererzählungen, und wir haben die entschiedensten Gründe, sie vielmehr als eine Dichtung, welcher nichts Geschichtliches zu Grunde liege, anzusehn. Der Evangelist bezeichnet den Blinden als einen Blind geborenen, gerade um die Blindheit als eine recht tiefsitzende und als eine solche zu bezeichnen, welche ärztlichen natürlichen Mitteln nicht weiche, und um recht unzweifelhaft zu machen, daß Jesus sie durch übernatürliche Kräfte bewirkt habe. Der Speichel Jesu soll auch nicht eine Art natürlichen Mittels sein, sondern er soll als der Speichel Jesu nur der Träger jener übernatürlichen Kräfte sein, wie es sonst seine Hand oder der Saum seines Kleides ist. — Ganz nahe verwandt mit dem hier erwähnten Verfahren Jesu ist ein andres, das er nach Markus (7, 32) bei einem Taubstummen anwendet. Es heißt da: »Und nachdem er ihn vom Volke weg bei Seite genommen, legte er seine Finger in seine Ohren, und berührte spuckend seine Zunge.« Auch hier sind seine Finger und sein Speichel als Träger höherer Kräfte angesehn.

Eins der gewöhnlichsten Mittel, durch welche Jesus nach der evangelischen Erzählung Kranke heilt, ist Berührung derselben mit seiner Hand. Er rührt die Augen der Blinden an, er berührt das abgehauene Ohr des Kriegsknechts, er faßt die fieberkranke Schwiegermutter des Petrus bei der Hand, und wenn erzählt wird, daß Kranke zur Heilung zu ihm gebracht worden seien, ist den Bringenden oft die Bitte in den Mund gelegt, er möge die Hände auf sie legen. In diesem Falle geschieht die Berührung mit seinem Wissen und ist eine That seines Willens; andre Male aber ist sie eine von seiner Seite unwillkürliche. Die Kranken, wie z. B. das blutflüssige Weib, rühren seines Kleides Saum, oder vielmehr die Quaste an, welche der Jude als Abzeichen seiner Nationalität unten am Kleide trug, und werden dadurch sofort gesund. Sie thun das ohne sein Wissen, er aber fühlt dabei, daß eine Kraft von ihm ausgeht.

Mit der thätigen Berührung des Kranken ist meist auch das Wort Jesu verbunden. »Ich will; sei gereinigt!« — sagt er zu dem um Heilung bittenden Aussätzigen. »Stehe auf, nimm dein Bett,

und gehe nach Hause!« — sagt er zu dem Gichtbrüchigen. »Ephata!« (thue dich auf!) — sagt er zu dem Taubstummen. »Strecke deine Hand aus!« — sagt er zu dem Manne mit der dürren Hand. Doch fehlt auch zuweilen das Wort, wie bei der Schwiegermutter des Petrus und bei dem Kriegsknechte, dem Petrus das Ohr abgehauen hat. Das Wort wird auch nicht immer zu dem Kranken selbst gesprochen, sondern auch, wenn derselbe nämlich abwesend ist, nur zu den Seinigen, die Heilung also in die Ferne gewirkt. Als der Hauptmann von Kapernaum für seinen gichtbrüchigen Knecht bittet, sagt Jesus, er wolle kommen und ihn gesund machen. Der Hauptmann antwortet, daß dies gar nicht nöthig sei, sondern wie er selbst seinen Soldaten nach Belieben befehlen könne und diese das Befohlene auf sein Wort ausführten, so brauche ja auch Jesus nur ein Wort zu sprechen. Da sagt Jesus: »Gehe hin, und wie du geglaubt hast, so geschehe dir.« »Und«, heißt es dann, »sein Knecht ward gesund in derselben Stunde«. Ebenso verhält es sich mit der Tochter des kananäischen Weibes. Der Wille Jesu ist in diesen Fällen ohne Zweifel als die heilende Kraft angesehen, wie denn ja auch das Wort der Ausdruck des Willens ist. »Ich will es; sei gereinigt!« — läßt ihn ja eben auch der Evangelist sagen. Bei der Berührung ohne sein Wissen und Willen kann aber nur eine in seinem Körper liegende und durch die Kleider ausströmende Kraft als das die Heilung Bewirkende angesehen sein.

Sein Wille also und sein Körper vollbringen von seiner Seite her die Heilungen. Die wirkende Macht liegt aber nach der Darstellung der Evangelien nicht allein in Jesus, sondern auch in den Kranken, welche geheilt werden. Es ist der Glaube, der in ihnen das Wunder wirkt. »Glaubst du, daß ich dir Solches thun kann?« — fragt Jesus gelegentlich die Kranken, und auf ihre bejahende Antwort sagt er dann: »Dir geschehe nach deinem Glauben.« So auch ohne die vorhergehende Frage. »Dein Glaube hat dir geholfen,« sagt er zu dem blutflüssigen Weibe.

Doch die Heilungen von Krankheiten sind nicht die einzigen Wunderwirkungen, welche Jesus in den Evangelien hervorbringt. Zunächst schließen sich die Todtenerweckungen an. Es kommen ihrer drei in den Evangelien vor, die Auferweckung der Tochter des Jairus, die des Jünglings von Nain, und die des Lazarus. Die erste ist in den drei ersten Evangelien (Math. 9, 18. 19. 23 — 26. Mark. 5, 21 — 24. 35 — 43. Luk. 8, 41. 42. 49 — 56), die zweite nur im dritten (Luk. 7, 11 — 17), die dritte nur im vierten (Joh. 11, 1 — 44) zu finden.

Jairus, ein Synagogenvorsteher, bei Matthäus ein unbenannter Vorsteher, bittet Jesum, zu ihm zu kommen, da seine Tochter gestorben sei, die Hände auf sie zu legen und sie wieder lebendig zu machen. Bei Markus und Lukas ist sie noch nicht todt, sondern nur schwer krank, so daß der Vater für sie besorgt ist; während aber Jesus mit ihm nach seinem Hause geht, kommen Leute und berichten ihren unterdeß erfolgten Tod. Als Jesus ins Haus tritt, treibt er zuerst die lärmende Trauergesellschaft hinweg, indem er sagt: »Das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft,« was von den Anwesenden verlacht wird. Dann ergreift er das Kind bei der Hand, ruft ihm auch nach Markus und Lukas einige Worte zu, und es steht lebendig auf. — Der Jüngling von Nain, einziger Sohn seiner verwittweten Mutter, wird zu Grabe getragen. Jesus begegnet dem Leichenzuge vor dem Thore der Stadt. Er spricht zur Mutter: »Weine nicht!« — und darauf zu dem todten Jüngling: »Jüngling, ich sage dir, stehe auf!« »Da setzte sich der Todte in die Höhe und fing an zu reden, und er gab ihn seiner Mutter.« — Die Schwestern des Lazarus, Maria und Martha, mit denen Jesus befreundet ist, lassen ihm sagen, daß ihr Bruder krank sei. Jesus sagt seinen Jüngern gleich, daß diese Krankheit nur zu seiner Verherrlichung dienen werde, und macht sich erst nach zwei Tagen während welcher Lazarus stirbt, dahin auf. Er läßt, nachdem der Todte bereits vier Tage in seinem Felsengrabe gelegen und die Verwesung schon begonnen hat, das Grab öffnen und ruft hinein: »Lazarus, komm heraus!« worauf derselbe in der That lebendig aus dem Grabe hervorgeht.

Doch nicht blos Kranken und Todten hilft Jesus durch seine Wunderkräfte, sondern auch den Lebenden und Gesunden. Er speist die Hungrigen in der Wüste. Die zwei Speisungen Tausender mit wenigen Broden und Fischen sind bekannt. Einmal sind es fünf Brode und zwei Fische unter fünftausend Mann ohne die Weiber und Kinder, wovon zwölf Körbe übrig bleiben (Matth. 14, 15. Mark. 6, 35. Luk. 9, 12. Joh. 6, 5). Ein ander Mal sind es sieben Brode und wenige Fische unter viertausend Mann ohne die Weiber und Kinder, wovon sieben Körbe übrig bleiben (Matth. 15, 32. Mark. 8, 1). Ebenso verschafft Jesus einmal das mangelnde Getränk durch seine Wunderkraft. Er macht anf der Hochzeit zu Kana, als es an Wein zu fehlen beginnt, Wein aus Wasser (Joh. 2, 1). — So hilft er auch einmal dem Mangel an Fischen ab. Petrus hat lange vergeblich gearbeitet, ohne etwas zu fangen. Da befiehlt ihm Jesus, nochmals sein Netz

auszuwerfen, und siehe da, dasselbe zerreißt von der Last des reichen Fanges. Ein ander Mal (Matth. 17, 24—27) fehlt es an der Münze zur Tempelsteuer. Jesus befiehlt dem Petrus, seine Angel in das Wasser zu werfen, indem er verheißt, der erste Fisch, welcher anbeiße, werde in seinem Maule die nöthige Münze, einen Stater, etwa 5 Sgr., haben. Wiederum ein ander Mal (Matth. 21, 17—22) sucht Jesus, als er hungrig ist, auf einem Feigenbaum am Wege zur Stillung seines Hungers Früchte, findet aber keine. Da verflucht er den Baum, daß nie wieder Früchte auf ihm wachsen sollten, und er verdorret wirklich. Aber auch Wind und Wasser gehorchen ihm. Er schläft einmal auf dem Schiffe bei einer Fahrt über den See Genezareth (Matth. 8, 23—27). Da erhebt sich ein gefährlicher Sturm, so daß die Jünger, die bei ihm sind, den Untergang fürchten, und ihn erschreckt aufwecken. Er steht auf, bedroht den Sturm, und es wird sogleich ganz still. Ein ander Mal wieder geht er auf dem Wasser des Sees. (Matth. 14, 22—23). Die Jünger sind vorausgefahren; da sehen sie ihn auf einmal in der Nacht unweit des Schiffes gehen. Petrus will zu ihm, versinkt aber; Jesus zieht ihn aus den Fluthen empor, und steigt mit ihm in das Schiff.

Die Mittel zu all diesen Wirkungen sind eben auch Berührung, Wort, Glaube, oder es ist darüber weiter nichts bemerkt.

Als was haben wir nun diese Wunder anzusehn? — Wie schon oben berührt wurde, haben wir es hier nicht etwa mit natürlichen Begebenheiten zu thun, die nur durch Auffassung und Darstellung der Erzähler in ein wunderbares Licht gestellt, aber doch noch daraus nach ihrem wirklichen Verlauf zu erkennen wären. Ein Theil der Ausleger hat die Sache so angesehn. Da sollte denn Jesus tiefe ärztliche Kenntnisse und überhaupt tiefe Kenntnisse der Natur gehabt und dieselben zur Heilung von allerlei Kranken angewendet haben. Die Plötzlichkeit der Wirkungen, wie sie gewöhnlich berichtet wird, sollte ein Zusatz, eine Ausschmückung der Sache sein, während in Wirklichkeit dieselben nur allmälig vor sich gegangen wären. Oder in manchen Fällen, wie z. B. bei den Aussätzigen, sollte Jesus nur die bereits wesentlich geschehene Genesung erkannt und ins Licht gestellt haben; in andern wieder, wie z. B. bei dem Blindgebornen und den Gichtbrüchigen, sollte die Krankheit nur fälschlich für so schlimm gehalten worden sein, in Wahrheit aber nur in einem geringen Uebel bestanden haben, das nach Beseitigung der Einbildung der Kranken sich als wesentlich beseitigt alsbald gezeigt hätte. So z. B. sollte Jesus die Aussätzigen nur für rein *erklärt* haben, weil sie wirklich bereits rein

gewesen; Lahme und Gichtbrüchige sollte er nur ermuthigt haben, ihre Kräfte zu gebrauchen, wie der Arzt oft dem Kranken, der lange darnieder gelegen hat, bei eintretender Genesung den Muth zum Aufstehn erst einflößen muß; die Blinden, auch der Blindgeborene, sollten nur an leichten äußern Verdeckungen des Auges durch Geschwüre und Unreinigkeit gelitten haben, von denen sie denn durch Speichel oder Waschung oder Berührung befreit worden wären; ebenso sollte es sich mit den Tauben verhalten, und die Stummheit nur in Einbildung und Entmuthigung begründet gewesen sein. — Ebenso sah man den Hergang bei den andern Wundergeschichten an. Die erweckten Todten nahm man für Scheintodte. Die Speisungen von Tausenden mit wenig Broden und Fischen erklärte man dadurch, daß die Meisten etwas, und Viele Ueberfluß an Nahrungsmitteln bei sich gehabt, und diese denen, die nichts gehabt, durch Jesu Beispiel bestimmt, davon mitgetheilt hätten. Auf der Hochzeit zu Kana sollte Jesus den Wein gekauft und der Gesellschaft zum Besten gegeben haben. Beim Fischfange des Petrus hätte er nach dieser Erklärungsweise nur seinen Scharfblick in Erkennung fischreicher Stellen bewährt. Die Tempelmünze hätte Petrus durch Verkauf des gefangenen Fisches gelöst. Der Feigenbaum wäre nur verdorrt, weil er schon im Verdorren begriffen gewesen. Bei dem Sturme hätte Jesus den Jüngern nur Muth eingesprochen, und der Wind wäre eben auch schon in Abnahme gewesen. Bei jener nächtlichen Seefahrt aber wäre er nicht auf, sondern am Wasser, auf dem nahen, der Dunkelheit wegen von denen im Schiffe nicht gesehenen Ufer gegangen.

Nun, diese natürlichen Vorfälle wären freilich an und für sich alle recht wohl möglich; es folgt daraus aber noch nicht, daß sie wirklich der geschichtliche Grund der evangelischen Wundererzählungen wären. Daß die Evangelisten nicht solche natürliche Vorfälle erzählen wollen, sondern vielmehr übernatürliche Thaten Jesu im Sinne haben, das kann wohl zunächst von gesunden Sinnen nicht verkannt werden, obgleich doch auch diese Verkennung vorgekommen ist. Sie heben oft genug hervor, daß das vorliegende Leiden recht tief gesessen und von recht langer Zeit sich hergeschrieben habe; sie bezeichnen die auferweckten Todten recht bestimmt als wirklich todt, und Johannes läßt den Lazarus sogar schon vier Tage im Grabe liegen und bereits riechen; bei all den Wundergeschichten ist überhaupt meist recht geflissentlich hervorgehoben, wie sehr die Zuschauer über diese Thaten Jesu in Erstaunen gerathen seien.

Nun wäre es freilich an und für sich recht wohl möglich, daß solch natürliche Vorfälle für Wunder genommen oder dafür ausgegeben würden, und es kann nicht behauptet werden, daß es nicht zuweilen geschehen wäre. Indeß, daß die evangelischen Wundergeschichten überhaupt so entstanden wären, folgt daraus abermals nicht, und ist durchaus nicht wahrscheinlich. Man denke nur, daß es schon ein wunderbarer Zufall wäre, wenn Jesus während seiner kurzen öffentlichen Laufbahn dreimal Scheintodte wieder aus dem Leben erweckt hätte, was doch auch unter den sachkundigen Aerzten selten einem einmal in seinem Leben geschieht. Und so muß auch bei den andern Wundern der Zufall bei dieser Erklärungsweise so sehr in Anspruch genommen werden, daß in der That fast Zufallswunder dabei herauskommen. Auch wird die Urtheilskraft der Zuschauer dabei auf eine gar zu niedrige Stufe gestellt.

Weit natürlicher als diese Art natürlicher Erklärung ist es dagegen, als eigentliche Quelle dieser Wundergeschichten Ideen, Gedanken anzunehmen, wenn auch Aeußerliches dabei hie und da geholfen haben kann. Der Mensch wird sich allmälig einer gewissen Erhabenheit über die Natur, einer gewissen Herrschaft über sie bewußt. Sie liegt in seinem Geiste und zeigt sich in seinem Thun. Er wünscht aber, daß diese Beherrschung der natürlichen Verhältnisse eine vollkommene, unbegrenzte werden möge. Der thatkräftige und strebsame Mensch forscht, versucht und arbeitet, diese Herrschaft immer mehr auszubilden. Der Phantasiemensch träumt und schwärmt von dieser Herrschaft, und da die Phantasie keine Grenzen hat, so stellt er sich jene unbegrenzt vor. Geistig besonders überlegenen Personen schreibt er diese Herrschaft zu. Sie haben sie auch in der That mehr als Andre; nur nicht in der grenzenlosen, gesetzlosen, wunderbaren Weise, wie sie ihnen angedichtet wird. Die Menschheit ist in der That durch ihre geistigen und körperlichen Anlagen zur Beherrschung der Natur berufen, und diese Beherrschung im höchsten Sinne des Worts ist ihr eigentliches Ziel. Sie besteht aber nicht in Aufhebung der Naturgesetze, sondern in Leitung und Benutzung derselben; und sie ist nicht eine fertige Begabung, sondern muß von ihr allmälig durch lange Mühen, durch immer größere Erkenntniß und immer vollkommnere That erworben werden. Sie wird nie Zeit und Raum beseitigen, sie wird aber deren hemmenden Einfluß immer mehr verringern. So wird man nie wirklich Todte auferwecken; man wird aber den Tod immer mehr auf sein natürliches Gesetz zurückführen, seinen Eintritt

normaler machen. Man wird nie Krankheiten durch ein Wort oder eine Berührung oder den bloßen Willen in einem Nu beseitigen; man wird aber dieselben immer mehr in ihren Ursachen und ihrem Verlaufe erkennen lernen, und immer mehr die Mittel, sie zu vermeiden, oder wieder zu beseitigen, in seine Gewalt bekommen. Nie wird man mit wenig Broden Tausende sättigen, und aus Wasser Wein machen, oder Geld zaubern; man wird aber der Erde immer mehr Frucht abgewinnen und alle Bedürfnisse befriedigen lernen. Nie wird man den Sturm durch Drohungen stillen oder, wie man da ist, über die Meere hingehen; aber man wird die Schifffahrt, und wäre es allenfalls sogar die in der Luft, mehr und mehr verbessern, und dadurch Wind und Wellen beherrschen. Man wird nie durch den bloßen Willen in die Ferne wirken; aber man hat bereits gelernt, durch den elektro-magnetischen Draht in wenig Augenblicken durch weite Länder hin seinen Willen kund zu geben.

Jenes Verlangen, die Natur zu beherrschen, und der Wunsch, sogleich und unbedingt es zu können, hat den Wunderglauben ursprünglich geschaffen und die Wundererzählungen hervorgebracht. Manche Wirkung, die man sah, hielt man allerdings für wunderbar, weil man den Hergang nicht verstand; es traten auch Wunderthäter auf, die, theils in Selbsttäuschung Wunder zu thun meinten, theils in Täuschung Andrer sie zu thun vorgaben; einmal an Wunder glaubend, setzte man sie auch bei ausgezeichneten Menschen, welche auch sonst übermenschliche Kräfte zu haben schienen, voraus und suchte sich dieselben dann vorstellig zu machen; oder man erfand auch Erzählungen von angeblich geschehenen Wundern mit Bewußtsein und Absicht, um dadurch den eigenen Glauben in den Augen Andrer zu erhärten. Man beobachte nur im gegenwärtigen und alltäglichen Leben die Entstehung von Erzählungen wunderbarer Vorhersagungen, Errettungen und Bestrafungen und dergleichen, man steige in das niedre Gebiet des Kartenlegens, der Ahnungen, der Hexerei und ähnlichen Aberglaubens herab, und man wird auch darin wesentlich dieselbe Thätigkeit in ihren verschiedenen Aeußerungen und Antrieben finden. Insbesondere nun das religiöse Interesse ist überall mehr oder weniger der Phantasie hingegeben, und daß es sich keineswegs immer rein und wahrhaft erhält, lehrt auch die tägliche Erfahrung. Auch die Menge der ersten Christen hat aus Menschen bestanden, welche von Irrthümern und Leidenschaften nicht frei waren. Daß auch sie eine Menge unwahrer Erzählungen über Jesu Leben und Thaten zu Tage gefördert haben,

erkennt auch der Orthodoxe an, indem er den Inhalt der nicht in die Sammlung der neutestamentlichen Schriften aufgenommenen sogenannten apokryphischen Evangelien als Fabel verwirft. Natürlich sind nun aber die Wundererzählungen von sehr verschiedenem Werth, je nach dem Sinne, den sie haben oder nicht haben, sowie nach der Ausführung.

Wenn wir insbesondre von den neutestamentlichen Wundern reden, so sind sie hervorgegangen aus der hohen Idee von Jesus als dem Messias und dem Sohne Gottes. Man war ja schon aus dem Alten Testamente her gewohnt, daß die Männer Gottes, wie Mose und die Propheten, Wunder verrichtet haben sollten. Wie viel mehr mußte man von dem Messias, der höher sein sollte als sie alle, solche Thaten voraussetzen. Jedem Gläubigen mußte das von vornherein feststehen, und da konnte es nicht fehlen, daß die dichtende Phantasie alsbald ergänzte, was die Wirklichkeit nicht geben konnte. Daß Jesus aber trotz des nothwendigen Mangels an Wundern, die man doch vom Messias erwartete, schon von Zeitgenossen als Messias anerkannt wurde, zeugt für die Größe seiner Persönlichkeit. Daß dies aber doch eben nur von einer geringen Zahl geschah, mag eben vorzugsweise in jenem Mangel seinen Grund gehabt haben.

Die dichtende Phantasie wurde in der Ausführung der Wunderthaten Jesu vom Alten Testament unterstützt. Da lagen die Vorbilder dazu. Auch Elia und Elisa hatten nach dessen Erzählung Todte auferweckt und Kranke geheilt. Auch Mose hatte das Volk in der Wüste mit Manna gespeist und mit Wasser aus dem Felsen getränkt, und jene Propheten hatten den Oelkrug und das Mehlfaß der Wittwe unversieglich gemacht. Auch das Volk Gottes war zweimal in wunderbarer Weise Meer und Fluß passirt, wenn auch durch das Wasser hindurch, während Jesus darüber hinweggeht oder den Sturm zum Schweigen bringt. Auf der andern Seite scheint der Glaube an wunderbare Krankenheilungen gerade damals bei den Juden ganz besonders geherrscht zu haben.

Doch wir haben noch die beiden Kräfte näher zu betrachten, denen eigentlich die Wunderwirkungen Jesu, besonders seine Heilungen und Todtenerweckungen, zugeschrieben werden. Die eine wird allein in ihn gesetzt, die andre auch in die Geheilten und die sonst dabei Betheiligten. Nicht blos die Orthodoxie oder überhaupt der Supranaturalismus, sondern auch der Rationalismus hat hierauf einem Theile nach die Erklärung jener Erzählungen gebaut. Die eine ist die persönliche Kraft Jesu, die andre der Glaube.

Jesus legt die Hände dem Kranken auf, er spricht, er will. Das sind, nach der evangelischen Erzählung, die Mittel zu seinen Wirkungen. Die Orthodoxie sagt, es sei seine »göttliche Kraft« gewesen, welche Alles gewirkt habe. Der Rationalismus, wenn auch nicht in allen seinen Gliedern, sagt, außerdem, daß dabei manche Selbsttäuschung der Zuschauer stattgefunden, habe Jesus eine besonders starke magnetische Kraft besessen, und vermittelst dieser gewiß manche Krankheit geheilt, wenn auch freilich keine Todten auferweckt, auch wohl Blinde, Aussätzige u. s. w. nicht gerade in einem Augenblicke sehend oder rein gemacht. Man weiß, wie viel Gewicht in jetziger Zeit hie und da auf die magnetische Kraft, welche manchen Menschen beiwohnen soll, auf den sogenannten thierischen Magnetismus gelegt wird. Es wird uns gerade jetzt wieder eine Menge von Wunderdingen von der Wirksamkeit dieser Kraft erzählt, die freilich, näher angesehen, jedenfalls meist in das Gebiet des Aberglaubens und leichtfertiger Phantasterei gehören. Auch eine bedeutende Heilkraft wird derselben beigemessen. Es treten von Zeit zu Zeit und hie und da Menschen auf, welche eine solche magnetische Heilkraft in besonders hohem Grade zu besitzen versichern, und dieselbe an allerlei Leidenden ausüben. Der gewöhnliche Gang dabei ist dieser, daß anfangs viel Aufhebens davon gemacht wird, in nicht langer Zeit aber die Sache wieder still wird. Nun soll keineswegs geleugnet werden, daß die in jedem Menschen vorhandene Lebenskraft, je gesunder und frischer sie ist, desto mehr, durch Berührung, oder auch schon durch bedeutende Nähe, auf den Organismus eines andern Menschen, namentlich eines leidenden, besonders auf einen einzelnen leidenden Theil günstig, belebend und stärkend einwirken könne, und gewiß oft einwirke; allein diese Einwirkung hat ihr Maß, und über dieses wird in den Erzählungen davon und in dem Glauben daran meistens weit hinausgegangen. Schwache Glieder werden bekanntlich dadurch gestärkt, daß sie längere Zeit wiederholt in den Bauch eines frisch geschlachteten, noch warmen Thieres gesteckt werden. Die Wärme allein oder auch nur die feuchte Wärme allein thut es da nicht; sonst könnte man es bequemer haben, und bedürfte des Thieres nicht. Es ist vielmehr das ganze warme thierische Leben, was da kräftigend auf den lahmen Arm einwirkt. Die Schwäche oder Lahmheit des Armes darf aber ein gewisses Maß nicht überschreiten, wenn sie Heilung durch dieses Mittel erfahren soll, ja in den meisten Fällen wird man sich mit Linderung des Leidens begnügen müssen. So ist es auch mit der Einwirkung der mensch-

lichen Lebenskraft auf ein leidendes Glied oder den leidenden Organismus eines Andern. Sie ist vorhanden, aber sie ist begrenzt, ja offenbar ziemlich eng begrenzt, auch in denen, welche in ganz besonders hohem Grade die »magnetische Kraft« besitzen oder besitzen sollen. Das lehrt die Erfahrung, wenn sie durch nüchterne Beobachtung gewonnen wird; das lehrt schon die Erfahrung, daß doch von diesen oft so ausschweifend gepriesenen und empfohlenen Kräften so wenig sichre und feststehende Resultate, oder vielmehr von großer Bedeutung gar keine, zum Vorschein kommen, und die Sache immer in einem ungewissen Dämmerlichte sich hält, und gewöhnlich am Ende spurlos wieder verschwindet.

Diese magnetische Kraft soll nun, nach der Meinung Vieler, auch Jesus in besonders hohem Grade besessen und mit besonders großem Erfolge zur Heilung von Kranken angewendet haben. Nun, es ist gar nicht unmöglich, daß dem so sei; aber auch bei ihm würde dieselbe doch nur unter denselben Bedingungen wirksam gewesen sein, und eben auch das Maß des menschlichen Wesens nicht überschritten haben. Die schwere Hautkrankheit des Aussatzes kann dadurch unmöglich plötzlich vertrieben, das blindgeborne Auge unmöglich plötzlich sehend geworden, der Taubstumme unmöglich sofort zum Hören und Reden befähigt, der Gichtbrüchige unmöglich sofort zum Tragen seines Bettes, von dem er bisher nicht aufzustehen vermochte, gekräftigt, eine abgestorbene Hand unmöglich in einem Augenblicke der gesunden gleich gemacht worden sein. Ueberhaupt möchten solch tief gewurzelte Leiden an jene »magnetischen« Einwirkungen sich wenig kehren, auch wenn sie längere Zeit versucht würden. Ob Jesus diese, magnetisch genannte Heilkraft in besonderm Grade besessen und überhaupt ausgeübt habe, darüber können und wollen wir mit Niemand streiten. Es handelt sich uns hier nicht um das, was vielleicht Andres gewesen sein könnte, sondern um das, was in den Evangelien geschrieben steht, in ihnen uns als Bericht wirklich vorliegt. Wir haben es überhaupt weit weniger, und hier gar nicht, mit Jesu wirklicher Persönlichkeit zu thun, als vielmehr mit den Schriften, welche von ihm erzählen. Jene Persönlichkeit ist schwer zu erkennen, diese Schriften aber haben wir in Händen. Es handelt sich uns also hier auch um die Wunder Jesu, wie sie erzählt werden. In dieser Gestalt allein sind sie Wunder, während sie nach jener Erklärung Natürlichkeiten wären. Die Wunder aber, wie sie erzählt werden, sind **Unmöglichkeiten**. —

Die Unmöglichkeit liegt, abgesehen von der Bewirkung derselben durch Berührung, Wort, Willen, vorzüglich auch in der Plötzlichkeit. Es ist das so ziemlich bei allen den genannten Leiden der Fall; das Aeußerste von Undenkbarkeit findet aber wohl bei der Heilung des Taubstummen statt. Nachdem gesagt ist (Mark. 7, 32 — 37), Jesus habe demselben die Finger in die Ohren gelegt und die Zunge mit Speichel benetzt und gerufen: Ephatha! d. i. thue dich auf! heißt es weiter: »Und alsbald that sich sein Gehör auf, und das Band seiner Zunge löste sich, und er redete ordentlich.« — Beim Taubstummen ist die Stummheit nicht ein Fehler der Zunge, sondern eine Folge der Taubheit. Der Taubgeborne hört Andre nicht sprechen; darum lernt er selbst nicht sprechen: er ist stumm, weil er taub ist, oder vielmehr: er ist eigentlich nicht stumm, sondern er ist taub und hat deshalb nicht reden gelernt. Würde nun einem Taubstummen das Gehör in einem Augenblicke wieder gegeben, so würde er deshalb doch noch nicht sofort auch sprechen können. Er würde sogar erst bestimmt hören, gehörte Laute bestimmt unterscheiden, Worte verstehen lernen müssen, ehe er unternehmen könnte, sie nachzusprechen. Der Taubstumme kennt die menschlichen Worte gar nicht, weder ihren Klang noch ihre Bedeutung; er hat noch gar nicht ordentlich denken gelernt, weil man das nur durch Andre lernen kann, diese aber ihre Gedanken uns hauptsächlich durch die Sprache mittheilen. Dem Taubstummen, wenn er nicht etwa in einer Anstalt unterrichtet ist, ist mit der Sprache auch die Gedankenwelt der Menschen größtentheils fremd. Sein Leiden besteht also nicht blos in einem körperlichen Uebel, sondern in Folge davon im Mangel an geistiger Entwickelung, sowie an Uebung und Fertigkeit im Hören und Reden. Dieser Mangel kann unmöglich in einem Augenblicke, oder auch nur in kurzer Zeit gehoben werden. Wären die Ohren des Taubstummen von Geburt an nur dick verklebt gewesen, und sie würden ihm plötzlich geöffnet, so würde er nun erst die Fähigkeit zum Hören haben, sowie einen Menschen, dem von Geburt an die Augen zugebunden gewesen wären, wenn sie ihm als Erwachsenen von der Binde befreiet würden, damit für den Augenblick auch nur die Fähigkeit zum Sehen wiedergegeben oder vielmehr frei geworden sein würde. Dieser würde vom Lichte geblendet sein, und es würden ihm die Gestalten wie ein Chaos durcheinander schwimmen; er würde sich erst allmälig an das Licht gewöhnen und die verschiedenen Gegenstände bestimmt von einander unterscheiden lernen müssen. Ebenso würde Jener nur chaotische Töne vernehmen, die

ihn, wenn sie stark und mehrfach sich hören ließen, betäubten; erst allmälig würde er sie bestimmt von einander unterscheiden, und erst allmälig würde er die menschliche Sprache verstehen, und ebenso erst allmälig sie nachsprechen lernen. Sollte ein Taubstummer in einem Augenblick zum ordentlichen Hören und Sprechen gebracht werden, so müßte man ihm in einem Augenblick eine Welt geistigen Lebens, eine Menge bestimmter Gedanken, eine Fülle von Sprachkenntniß eingießen, und eine Hör= und Sprechfertigkeit anzaubern können, welche beide nur durch lange Uebung erworben werden. Der Verfasser hat die Natur der Taubstummheit nicht gekannt; sie schien ihm nur in körperlichen Mängeln zu bestehen, in einem Verschlossensein der Ohren und einem Gebundensein oer Zunge. Wollte man es aber auch mit der Uebersetzung der griechischen Worte ganz streng nehmen, und sagen, der Verfasser rede nur von einem »Tauben und Schwersprechenden«, so wäre damit nicht viel gebessert, sondern die Schwierigkeit höchstens dem Grade nach ein wenig gemildert.

Eben so unmöglich sind, abgesehen von den Heilungen, die andern Wunder. Ein Todter wird nicht wieder lebendig; wird er es, so war der Tod nur Schein. Tod ist eben das gänzliche Erlöschen des Lebensprincips, das den Organismus zu diesem Organismus macht. Und wenn sogar die Verwesung bereits begonnen hat, so ist dieser Zeitpunkt sicherlich nun eingetreten, denn es machen sich nun andre, von jenem bisher fern gehaltene, den bisherigen Organismus auflösende Kräfte in ihm geltend. — Nicht minder kann aus Wasser nimmermehr Wein gemacht werden. Denn wenn auch im Weine die Stoffe, welche das Wasser bilden, mit enthalten sind, so gehören doch auch noch andre dazu, und zu Wein werden kann die Verbindung derselben nur durch das Gewächs und dann durch den Gährungsprozeß, welcher künstlich hinzugebracht wird. — Desgleichen sind durch kein Mittel fünftausend Männer mit einigen Broden und Fischen zu sättigen, wenn sie wirklich hungrig sind; und auf keine Weise kann bloßes Wort oder Wille einen Baum verdorren machen, oder eine Münze schaffen, oder den Sturm stillen, oder auf dem Wasser gehn.

Die andre wunderwirkende Kraft, von der wir noch zu sprechen haben, ist der Glaube. Er wird bei den Heilungen einestheils in dem, welcher die Heilung empfängt, ja sogar in den Angehörigen, anderntheils in dem, welcher die Heilung übt, als nothwendig zum Gelingen im Neuen Testament gefordert. Jesus fragt, bevor er die Heilung unternimmt, die Kranken, ob sie glaubten, daß er ihnen das

Verlangte thun könne, und auf ihre bejahende Antwort sagt er, daß ihnen nach ihrem Glauben geschehen möge. Die Angehörigen des Kranken fordert er auf, sich nicht zu fürchten, sondern zu glauben. Und einmal ist bemerkt, er habe in seiner Vaterstadt nicht viele Zeichen gethan, »um ihres Unglaubens willen«. Daß nun der Glaube, d. h. die ruhige Zuversicht auf Genesung und namentlich auch auf den Arzt, zur wirklichen Genesung des Kranken von großer Wichtigkeit sei, ist eine anerkannte Sache. Zuversicht, Vertrauen, ist das Gegentheil von Furcht und Angst, und übt auch den entgegengesetzten Einfluß. Furcht und Angst drückt auch den Körper, der von Geist und Gemüth in hohem Grade abhängig ist, nieder; und ebenso wirkt dagegen Vertrauen und Zuversicht kräftigend und erhebend auch auf den Körper ein. Die Angst macht das Blut stocken oder bringt es in heftige Aufregung, versetzt die Glieder in Zittern, lähmt die Eingeweide, bleicht in manchen Fällen das Haar, kann für immer lähmen, sogar den Tod herbeiführen. Ebenso kann im Gegentheil neue Zuversicht einen Kranken gesund machen, einen dem Tode Nahen über die Klippe des Lebens hinwegführen. »Fürchte dich nicht; glaube nur!« — ist darum eine gute Mahnung an alle Kranke, wenn irgend nach verständiger Einsicht noch Hoffnung ist. Und auch Vertrauen oder Angst der Angehörigen ist für die Genesung des Kranken nichts weniger als gleichgültig. Die Stimmung seiner Umgebung wird auf ihn mehr oder weniger übergehn, die Angst seiner Angehörigen wird ihn anstecken, das Vertrauen derselben auch ihn beseelen. Darum ist eine erste Regel für Angehörige von Kranken, ihre Besorgniß zu bemeistern und die Zuversicht oder Hoffnung auf einen guten Ausgang auch schon in sich selbst, und dadurch im Kranken, zu erhalten, mindestens so lange das mit der verständigen Einsicht sich verträgt. Eine verzweifelnde Umgebung kann den Kranken tödten, eine vertrauende, hoffende, ruhige, ermuthigende kann ihn heilen. Darum ist natürlich auch die Stimmung des Arztes auf den Kranken von großem Einfluß, denn dieser ist ja doch in Bezug auf sein Leiden ihm die höchste Autorität. Das ruhige Vertrauen des Arztes ist die halbe Arznei, und das unruhige zweifelnde Verhalten desselben ist halbes Gift. Lieber keinen Arzt in vielen Fällen, als einen, der kein Vertrauen hat. Nicht allein aber um der gemüthlichen Einwirkung auf den Kranken willen bedarf der Arzt eines zuversichtlichen, festen, ruhigen Wesens, sondern auch der klaren Erkenntniß des Uebels und sicherern Auffindung und Anwendung des Heilmittels wird dieses Wesen förderlich sein, — natürlich unter

der Voraussetzung, daß es in Einklang mit Verstand und Kenntniß, mit Sorgfalt und Wachsamkeit steht. Dem Glauben in diesem Sinne des Worts ist demnach allerdings eine große heilende Kraft beizumessen; aber auch diese hat ihre natürlichen Grenzen, sie ist nicht grenzenlos, wie das Neue Testament sie annimmt. In vielen Fällen wird aller Glaube im Kranken, in den Angehörigen und im Arzte nichts zur Genesung helfen; er wird die Auflösung nicht hemmen, wenn einmal der Lebenskeim tödtlich getroffen ist, er wird aber auch festsitzende, dauernde Leiden nicht beseitigen, er wird überhaupt den Gang der Natur nicht ändern, sondern nur den Reiz zu schlimmern Wendungen fernhalten, und die sich wieder erholende Natur unterstützen können. Das ist viel, aber die Allmacht ist es nicht. Ein überspannter Glaube wird sogar verderblich einwirken, weil er die verständige Einsicht in die Lage der Dinge und die verständige und beharrliche Anwendung der natürlichen Heilmittel stören muß.

Doch nicht allein der Krankheit gegenüber wird dem Glauben im Neuen Testamente Wunderkraft beigemessen, sondern sie wird auf alle Gegenstände ausgedehnt. Der Glaube thut im Neuen Testamente überhaupt Wunder, nicht blos an Kranken, sondern auch an Pflanzen und an den unorganischen Elementen, an Wind und Wasser, an Erde und Steinen. Der Glaube vermag nach dem Neuen Testamente mit Einem Worte Alles. Wir erinnern hier wieder an die Verfluchung des Feigenbaums (Matth. 21, 17—22. Mark. 11, 11—14. 19—24). Jesus geht des Morgens von Bethanien nach Jerusalem. Da ihn hungert, geht er auf einen Feigenbaum zu, der am Wege steht, um sich Feigen zu pflücken, findet aber nur Blätter. Da sagt er zu dem Baume: »Nie mehr komme von dir Frucht in Ewigkeit!« Am andern Morgen, als er wieder vorübergeht (nach Matthäus dagegen auf der Stelle), bemerken die Jünger, daß der Baum bis in die Wurzel verdorret ist, und machen Jesum darauf aufmerksam. Auf ihre Verwunderung antwortet er: »Wahrlich, ich sage euch: So ihr Glauben habt und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht nur das mit dem Feigenbaum thun; sondern so ihr zu diesem Berge sprechet: Hebe dich und wirf dich ins Meer, so wird es geschehen. Und Alles, was ihr irgend erbitten möget im Gebet mit Glauben, werdet ihr erhalten.« Bei Markus lautet diese Antwort: »Habet Glauben zu Gott! denn wahrlich, ich sage euch: Wer irgend zu diesem Berge spricht: Hebe dich und wirf dich ins Meer! und nicht zweifelt in seinem Herzen, sondern glaubt, daß das, was er sagt, geschieht, dem wird werden,

was er sagt. Darum sage ich euch: Was ihr irgend im Gebet erbittet, glaubet, daß ihr es erhaltet, so wird es euch werden.« Das ist jedenfalls das Ungeheuerste, was vom Glauben gerühmt und was ihm zugemuthet werden kann.

Daß aber hier nicht etwa bildlich geredet sei, liegt doch zu klar am Tage, als daß es ein vernünftiger und ehrlicher Mensch behaupten könnte. Man braucht nach dieser Stelle die Redensart »der Glaube versetzt Berge« in bildlichem Sinne. Das kann man thun, aber hier ist offenbar von wirklichen Bergen und vom wirklichen ins Meer Versetzen die Rede. Jesus hat eben durch sein Wort einen Feigenbaum verdorren gemacht; und nun sagt er zu den erstaunten Jüngern: Wenn ihr Glauben habt, so werdet ihr nicht allein das auch vermögen, sondern ihr werdet durch euer Wort Berge ins Meer stürzen können. Das soll bildlich geredet sein? Eine solche Annahme ist ganz absurd. In dieser Art bildlich zu reden, wird doch in der That keinem einigermaßen vernünftigen Menschen einfallen; sondern auf den Einfall einer solchen Erklärung kann nur die Verlegenheit kommen. Der Feigenbaum ist doch offenbar nicht bildlich gemeint; warum soll es denn auf einmal der Berg sein. Die Evangelisten meinen ganz einfach, daß der Glaube eine unbedingte Herrschaft über die Natur habe, und also z. B. Bäume verdorren machen und Berge ins Meer werfen könne.

Wie es freilich möglich ist, das zu meinen, erscheint räthselhaft. Von einem Menschen, der früher gelebt hat, oder auch von einem gleichzeitig lebenden, kurz von einem Andern, kann man leicht, wenn einmal die Einsicht in die Unmöglichkeit fehlt, glauben, er habe solche Dinge zu vollbringen vermocht; aber von sich selbst so etwas annehmen, da man sich doch jeden Augenblick vom Gegentheil überzeugen kann, das scheint unmöglich, und doch sehen wir es an den beiden Evangelisten, welche diese Erzählung bringen. Die Sache mag folgendermaßen zu erklären sein. Man nehme einen Menschen an, welcher, wie die beiden Evangelisten, dem Glauben so große Macht zutraut. Dieses Zutrauen steht mit der Wirklichkeit so sehr in Widerstreit, daß Jeder, der es hegt, doch daneben in seiner eignen Seele zugleich den Zweifel daran haben muß. Er hat ja eine solche Wundermacht des Glaubens nie gesehen, weder an Andern noch an sich selbst; die Berge dagegen stehen vor seinen Augen so fest da, und er hat es oft genug erfahren, daß er nicht einmal einen Stein von einigen Centnern vom Flecke zu bringen vermochte. So lange er nun jene Glaubensmacht sich nur so im Allgemeinen in seiner Phantasie vorstellt, kann dieser

Zweifel allenfalls so ziemlich schweigen, und der phantastische Glaube die Oberhand haben. Sobald aber der Gläubige den Gedanken faßt, er wolle es doch einmal versuchen, ob es ihm gelinge, vermöge des Glaubens so große Dinge zu thun, so tritt ihm die Wirklichkeit der Natur zu stark vor die Seele, als daß nicht der verborgene Zweifel sich mehr hervordrängen sollte. Schon wenn er denkt, nur einen Versuch zu machen, so liegt ja darin der Zweifel, denn wenn man einer Sache gewiß ist, so macht man keinen Versuch mit ihr. Der Gläubige wird also einen solchen Versuch schon nicht leicht wirklich unternehmen, und thäte er es doch und erkennte er dann, daß er nichts vermöchte, so würde er das nicht auf die Unmöglichkeit der Sache, nicht auf die Schwäche des Glaubens überhaupt, sondern nur auf die Schwäche seines eignen Glaubens schieben. »Ich nur (und ebenso wohl die meisten anderen Menschen) habe nicht so starken, nicht den rechten Glauben, denn ich zweifelte ja,« würde er sich sagen, »wer ihn aber in vollem Maße hat und nicht zweifelt, dem wird es gelingen.«

So etwa wird man es sich zu erklären haben, wie es möglich sei, daß ein Mensch, daß z. B. die zwei Evangelisten, dem Glauben in jedem Glaubenden so große Macht zuschreiben konnten, ohne doch von ihrer Erfahrung irgend darin unterstützt zu werden. Will aber Jemand hartnäckig die Behauptung festhalten, daß die Bibel das Wort Gottes, lautere, ewige, unfehlbare Wahrheit sei, so kann man ihm die Aufforderung entgegenstellen, er solle denn auch Wunder thun, denn dem Glauben sei ja nach diesem Worte Gottes Alles möglich, und es werde dazu ja nicht einmal ein besonders hohes Maß erfordert, sondern nur das allergeringste Maß, nur soviel als ein Senfkorn (Matth. 17, 20). In Wahrheit aber weicht die Natur, weichen Berge und Wälder dem Glauben nicht, wenn er nur befiehlt, sondern allein dann, wenn er die Augen und Arme und Beine in Bewegung setzt; der That, der Arbeit weichen sie allein.

So verhält es sich mit dem Bericht, wie die zwei Evangelisten ihn geben. Etwas Andres ist es, wenn man fragt, was vielleicht diese Geschichte von dem unfruchtbaren Feigenbaum ursprünglich gewesen sein könne. Von den Evangelisten ist sie nicht bildlich gemeint und nicht als Bild gegeben, sondern als wirkliche Geschichte. Möglicher Weise aber könnte sie wohl ursprünglich ein Bild gewesen sein. Man vergleiche die Stelle Lukas 13, 6—9, welche so lautet: »Er sagte aber dieses Gleichniß: Es hatte Jemand einen Feigenbaum, der in seinem Weinberge gepflanzt war; und er kam und suchte Frucht

darauf, und fand keine. Da sprach er zum Winzer: Siehe, drei Jahre komme ich und suche Frucht auf diesem Feigenbaume und finde keine; haue ihn weg; warum macht er auch noch das Land unfruchtbar! Er aber antwortete und sagte zu ihm: Herr, laß ihn noch dieses Jahr, bis ich um ihn gegraben und gedüngt habe, ob er vielleicht Frucht bringe; wo nicht, so haue ihn dann ab.« Da ist auch ein Feigenbaum, auf welchem der Herr Frucht sucht und keine findet, und den er deshalb zum Abhauen, wie dort zum Verdorren verurtheilt. Hier ist der Feigenbaum wirklich als Bild gemeint: das Ganze ist ein Gleichniß. Jesus hat vorher den Juden mit dem Untergange gedroht, wenn sie sich nicht besserten. Der Feigenbaum bedeutet also das jüdische Volk. Man vergleiche damit das Gleichniß von den bösen Winzern, welche dem Herrn des Weinbergs die Frucht nicht geben wollen, sondern seine Knechte verjagen und steinigen, seinen Sohn aber tödten, und denen dafür ebenfalls mit Untergang gedroht wird (Mtth. 23, 33—45). Man vergleiche ferner das Bild des Jesaia vom Weinberge seines Freundes, welcher statt guter Trauben Heerlinge bringt und dessen Zerstörung deshalb ebenfalls in Aussicht gestellt wird (Jes. 5, 1). Ueberall ist das jüdische Volk oder die Stadt Jerusalem, als Mittelpunkt desselben, gemeint. Aus jenem Gleichnisse vom Feigenbaum bei Lukas kann wohl die Erzählung von der Verfluchung des Feigenbaumes bei Matthäus und Markus entstanden sein, anfangs eben auch als Gleichniß, dann aber in eine Wunderthat Jesu umgeformt. Das aber ist unsere Vermuthung, und nicht etwa die Meinung der beiden Evangelisten. Ueberhaupt kann auch dies ein Weg sein, auf welchem manche Wundererzählungen entstanden sind, nämlich also der, daß sie anfangs Gleichnisse, überhaupt Bilder gewesen, und dann zu wirklichen Begebenheiten gemacht worden wären.

Nun noch ein Wort über Zweck und Erfolg der Wunder. Was hatten die Wunder für einen Zweck? was hatten sie für einen Erfolg? Wir können mit dem letztern beginnen.

Es ist mehrmals gesagt, daß Jesu Jünger in Folge der von ihm vollbrachten Wunder an ihn geglaubt hätten. So z. B. nach der Verwandlung des Wassers in Wein. Und ebenso wird der Glaube der Menge öfter als Erfolg der Wunder bezeichnet. Nun in der That, man sollte meinen, wenn Jesus wirklich nicht allein die einzeln erzählten Wunder vollbracht, sondern auch das ganze Land so mit Wundern erfüllt hätte, wie die Evangelien sagen, so müßte alles Volk, so müßten auch die Schriftgelehrten und Pharisäer und Sadducäer ihm gläubig

zu Füßen gefallen sein. Wie oft ist nach Erzählung eines einzelnen Wunders hinzugefügt, das Volk habe außerdem noch eine Menge von allerlei Kranken zu ihm gebracht und er habe sie alle geheilt, zum freudigen Erstaunen der zuschauenden Menge! Und gegen den Schluß des vierten Evangeliums heißt es (20, 30): »Viel nun noch andre Zeichen that Jesus vor seinen Jüngern, welche nicht geschrieben sind in diesem Buche,« — und ganz am Schluß: »Es sind auch noch viele andre Dinge, die Jesus gethan hat; und so sie eins nach dem andern aufgeschrieben würden, glaube ich, würde nicht einmal die Welt selbst die Bücher fassen, welche zu schreiben wären.« — Und trotz alle dem neben dem Glauben so viel Unglauben! In demselben Evangelium wird fortwährend den Juden der Unglaube zum Vorwurf gemacht. In den andern Evangelien werden die Städte Chorazin, Bethsaida und Kapernaum gescholten, weil sie trotz der in ihnen geschehenen vielen Wunder nicht Buße gethan hätten. Als die Hohenpriester und Pharisäer die Kunde von der Auferweckung des Lazarus erhalten, bestimmt sie das zu nichts als zu dem Beschlusse, Jesum zu tödten. Und trotz aller erprobten Wunderkraft lassen sie ihn greifen, da sie doch eigentlich hätten fürchten müssen, er werde ihre Versuche dazu durch dieselbe Kraft vereiteln, und so nun noch mehr verherrlicht werden; das Volk ruft: »Kreuzige, Kreuzige!« über den Wunderthäter, und die Pharisäer und Schriftgelehrten gehen kopfschüttelnd an seinem Kreuze vorüber und fordern ihn auf, vom Kreuze zu steigen, wenn sie an ihn glauben sollten. In der That, hätten sie nicht dessen gewärtig sein müssen von ihm nach so großen vorhergegangenen Thaten? Und auch nach seinem Tode und nach seiner Auferstehung ist die Zahl der Gläubigen eine geringe, und nimmt nur sehr langsam zu. — Wenn man sich in die Berichte der Evangelien von den zahllosen Wunderthaten Jesu versetzt und sich dieselben lebhaft als wirklich geschehen vorstellt, so ist es in der That unbegreiflich, wie dabei all der Unglaube möglich gewesen sein soll. Der Erfolg hätte bei einer solchen Menge solcher Wunderzeichen ein ganz andrer sein müssen.

Freilich sagt man, das sei aber gar nicht der Zweck der Wunder Jesu gewesen; der Glaube an ihn hätte nicht auf sie, sondern auf seinen Geist und sein Wort gegründet werden sollen. Dem widersprechen aber die Evangelien selbst an vielen Stellen. Am Schlusse der Erzählung von der Hochzeit zu Kana heißt es: »Diesen Anfang seiner Zeichen machte Jesus zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine

Herrlichkeit; und seine Jünger glaubten an ihn.« Vor der Auferweckung des Lazarus, als Jesus die erste Kunde von dessen Krankheit erhält, sagt er zu seinen Jüngern: »Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung Gottes, auf daß der Sohn Gottes dadurch verherrlicht werde.« Von da an wartet er noch zwei Tage, ehe er sich auf den Weg zu Lazarus macht, so daß er ihn schon seit vier Tagen im Grabe liegend und schon im Beginn der Verwesung findet, — offenbar, damit eben der Tod desselben ihm Gelegenheit gebe, Gott und sich selbst zu verherrlichen, das heißt doch nichts Andres, als eben seine Herrlichkeit, seine Hoheit und Würde zu beweisen, damit man an sie glaube. Und dann in der vorhin schon erwähnten Stelle gegen Ende des vierten Evangeliums (20, 30. 31) heißt es weiter: »Diese (Zeichen nämlich) aber sind geschrieben, auf daß ihr glaubet, daß Jesus ist der Christus, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.« Auch verweist Jesus selbst Johannes den Täufer, als dieser ihn fragen läßt, ob er der sei, der da kommen solle, oder ob sie eines Andern warten müßten, in seiner Antwort auf seine Wunder und auf seine Predigt, als Zeichen, an denen er ihn zu erkennen vermöchte. »Saget dem Johannes wieder, was ihr sehet und höret. Blinde sehen und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Todte stehen auf und Arme erhalten frohe Botschaft.« Und was hätte denn jenes Schelten der Städte, in welchen die meisten Wunder geschehen wären, und die dennoch nicht Buße gethan hätten, für einen Sinn, wenn nicht eben die Wunder zur Buße führen sollten!

Zwar kommt im Widerspruch hiermit auch wieder öfters vor, daß Jesus den Geheilten die Ausbreitung der Sache verbietet, aber das kann den deutlichen Sinn jener Stellen nicht aufheben. Es giebt nun eben solche Widersprüche in den Evangelien; haben wir doch gesehen, daß sogar der Widerspruch gegen die Erzählung seiner Wunderthaten überhaupt in denselben auch seinen Platz hat. Vielleicht hat jene Angabe es erklärlich machen sollen, warum die Masse des jüdischen Volkes thatsächlich nichts von Jesu Wundern gewußt. Es stehet fest, daß neben andern Zwecken der Wunder Jesu, namentlich auch dem unmittelbaren der Hülfe für Leidende, auch ganz vorzugsweise die Offenbarung seiner Herrlichkeit und die Bewirkung des Glaubens als Zweck derselben von den Evangelisten angesehen wird. Die in den Evangelien selbst bezeugte Erfahrung, daß dieser Zweck in so sehr geringem Maße erreicht worden ist, wird aber zugleich zu einem

Zeugniß gegen die Wirklichkeit der Wunder für den, der solchen Zeugnisses noch bedarf.

Es kommt noch hinzu, daß doch gegenwärtig das Zeugniß der Wunder eben so sehr erforderlich wäre als je. Es wird ja, und mit Recht, so viel über Unglauben geklagt, es wird ja der Sturz des Christenthums sogar besorgt. Die in den Evangelien erzählten Wunder sind doch aber vor so langer Zeit geschehen, und nur schriftlich bezeugt, und selbst die Gläubigen müssen doch wenigstens so viel bekennen, daß gar mancher Anlaß zu Zweifeln an ihnen da sei. Es wäre demnach nichts angemessener, als daß wieder einmal neue Wunder sichtbar vor aller Welt gegeben würden. Und in den Evangelien selbst ist ja Jedem, der da glaubt, das allerhöchste Maß von Wunderkraft beigemessen, wie wir gesehen haben; es würde also dazu einer neuen Sendung vom Himmel gar nicht bedürfen. Die katholische Kirche ist, wie in Vielem, so auch hierin konsequenter als die protestantische: sie hat oder erzählt noch heute ihre Wunder. Wunderthätige Marien= und andere Heiligenbilder, Erscheinungen der Maria und dergleichen, sind uns ja noch ganz kürzlich berichtet worden. Gewiß, das ist Konsequenz. Sind vor 1800 Jahren Wunder geschehen, so müssen auch ferner deren geschehen sein und heute noch geschehen, zumal den Gläubigen, wie gesagt, die Wunderkraft verheißen ist. Die alten Wunder aber glauben und die neuen belächeln, ist widersinnig. Mit sich selbst in Einklang ist nur der, der entweder beide glaubt oder beide nicht glaubt.

---

30. Jesus und die Schriftgelehrten.

Vermischt mit den vielen Wundergeschichten begegnen wir in den Evangelien einer Menge von Erzählungen, in welchen Jesus mit den Schriftgelehrten und Pharisäern und Sadducäern feindlich zusammenstößt. Die Pharisäer und Sadducäer waren Parteien der Schriftgelehrten, welche wieder zu einander in Gegensatz standen. Sie unterschieden sich namentlich darin, das die Erstern außer dem Alten Testamente auch noch die Ueberlieferungen, die Traditionen, d. h. die Erklärungen und Zusätze angesehener Schriftgelehrten, als verbindlich anerkannten, während die Zweiten sich auf die Schriften des Alten Testaments beschränkten. Die Pharisäer legten dann auf Beobachtung

all der unzähligen Satzungen einen sehr hohen Werth, während die Sadducäer mehr auf die moralische That sich bezogen zu haben scheinen, und dabei die Lehre von der Unsterblichkeit verwarfen, eben weil sie in den kanonischen Büchern des Alten Testaments nicht enthalten ist.

Wir wollen diese verschiedenen Streitigkeiten Jesu mit den Schriftgelehrten, Verwandtes zusammenstellend, näher betrachten.

Bei der ersten, welche Matthäus (9, 1) erzählt, handelt es sich um die Vergebung der Sünden. Es wird ein Gichtbrüchiger, auf einem Bette liegend, zu Jesus gebracht. Da er seinen und seiner Begleiter Glauben sieht, sagt er zu dem Kranken: »Sei getrost, Kind! deine Sünden sind dir vergeben.« Da sprechen einige anwesende Schriftgelehrten bei sich selbst: »Dieser lästert.« Bei den beiden folgenden Evangelisten ist noch der Grund hinzugefügt, weshalb jene Rede eine Lästerung sei, nämlich der, daß die Sündenvergebung allein Gott zustehe. Da aber Jesus ihre Gedanken sieht — natürlich auch auf wunderbare Weise, indem er das Innere durchschaut — heilt er den Kranken zum Erweise, daß er allerdings Macht habe, auf Erden Sünden zu vergeben.

Anderwärts wird das Vergeben der Sünden entschieden gefordert. Jedermann kennt die Frage des Petrus: »Wie oft muß ich meinem Bruder vergeben? ist's genug sieben Mal?« und die Antwort Jesu darauf: »Ich sage dir, nicht sieben Mal, sondern siebenundsiebzig Mal.« Da ist aber nur das Vergeben persönlicher Beleidigung, persönlich erfahrenen Unrechts gemeint, während es sich hier um die göttliche Vergebung und den Erlaß der Strafe handelt. Jenes menschliche Vergeben wird zwar als eine Pflicht des Christen sehr stark empfohlen, aber es wird doch seinem Gewichte nach als weit unbedeutender behandelt als das göttliche Vergeben: jenes wird mehr als persönlich und gemüthlich, dieses mehr als wesentlich behandelt. Die Schriftgelehrten sprechen hier Jesu und dem Menschen überhaupt die Macht und Befugniß ab, diese eingreifende, das Wesen betreffende Vergebung zu gewähren; während sie dagegen das Evangelium zwar nicht allen Menschen, aber doch Jesu, als dem Menschensohne, zuerkennt.

Nun ist es richtig, wenn ein Mensch ein persönlich erfahrenes Unrecht verzeiht, so ist damit das Unrecht selbst noch nicht ausgetilgt; es ist dazu weiter nöthig, daß der, welcher es that, sein Unrecht erkennt, es innerlichst selbst verwirft, und äußerlich mit allen Kräften und nach allen Möglichkeiten wieder gut zu machen strebt. Beides zusammen räumt das Unrecht hinweg, so weit nicht unwiderbringlicher Schaden dadurch angerichtet ist. Ein Ermordeter kann nicht mehr

vergeben, ein gemordetes Leben läßt sich nicht wieder herstellen. Aber auch Siechthum ist nicht zu beseitigen, und in Kummer und Aerger verlebte Zeiten lassen sich nicht zurückführen und in Freude verwandeln. Die Sündenvergebung ist im Neuen Testament noch sehr äußerlich gefaßt, wie ein grundloses Belieben Gottes, abgetrennt von dem innern Wesen und den äußern Folgen des Unrechts, welche nicht so durch eine göttliche freie Gnade zu beseitigen sind. Thue deine Sünden innerlich und äußerlich ab, hebe ihre Folgen nach Möglichkeit auf, und söhne dich durch Beides mit dem Beleidigten aus, so wirst du mehr erlangen, als Beten um Vergebung u. s. w. erreichen kann.

Die Mahnung aber an den Beleidigten, wie sie namentlich in jener Frage und Antwort enthalten ist, daß er vergeben solle, ist zwar in der That eine Forderung humaner Sittlichkeit; doch ist auch hier geltend zu machen, daß das Vergeben eben nicht von einem Belieben abhängig ist, sondern allein auf die Sache sich gründen kann. Der Beleidigte kann so lange nicht gründlich vergeben, als das Unrecht nicht weggeräumt ist. Was sollte es heißen, wenn Vergebung für dauernde und fortgesetzte Schurkerei gefordert würde. Der sie fortgesetzt Uebende bleibt ein Schurke; wie soll ihm also die Schurkerei vergeben werden! Sie steckt ja in ihm, er hält sie ja fest; wie soll denn der davon Betroffene sie als nicht vorhanden betrachten können! Vergeben kann doch nichts andres heißen, als das erfahrene Unrecht als nicht mehr vorhanden betrachten; das geht aber nur dann, wenn es wirklich nicht mehr vorhanden ist. Ohne das ist das Vergeben Selbsttäuschung oder Lüge. Dadurch ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß der Betroffene das Unrecht des Andern möglichst mild ansehe, das Gute, welches der Thäter sonst hat, gehörig als Gegengewicht in die Wagschale lege, und sich nicht persönlich zu hartem Urtheil und zur Vergeltung reizen lasse. Wahrheit und Gerechtigkeit ist dasjenige, was auch in dieser Beziehung dem Unrechte entgegen zu setzen ist; sie steht nicht der ächten Milde und Liebe entgegen, sondern ist Eins mit ihr.

Noch einige Male handelt es sich zwischen Jesus und den Schriftgelehrten um die Sünde. So gleich nach jener Erzählung. Als Jesus, von dem Zöllner Matthäus geladen, mit diesem und dessen Genossen zu Tische sitzt (9, 9), sagen die Pharisäer zu seinen Jüngern: »Warum ißt euer Lehrer mit den Zöllnern und Sündern?« Die Zöllner waren in Diensten der Römer, welche das Land mit Gewalt unterworfen hatten; sie hingen sich also an den Feind. Und dazu kam,

daß sie die Zölle gepachtet hatten, und deshalb das Volk noch stärker drückten, als sie als einfache Beamte gethan haben würden. Sie waren deshalb natürlich ganz besonders, und ohne Zweifel großentheils mit Recht, gehaßt und verachtet, und der Ausdruck »Zöllner« kam daher in die Verbindung mit dem Ausdrucke »Sünder«, in welcher wir hier beide finden. Die Pharisäer machen es Jesu zum Vorwurfe, daß er mit Sündern in so nahen Verkehr sich einlasse, indem sie, als äußerlich gesetzliche und gerechte Leute, ganz besonders viel darauf hielten, daß man sich eben so wenig durch Berührung mit Sündern, als durch Essen verbotener Speisen u. s. w. verunreinige. Jesus antwortet ihnen: »Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Gehet aber hin und lernet, was es heißt: Barmherzigkeit lieb' ich, und nicht Opfer. Denn ich bin nicht gekommen, Gerechte zur Buße zu rufen, sondern Sünder.« Diese Antwort jenem Tadel gegenüber ist wahrhaft edel und schlagend. Der selbst sittlich Schwache und aller Verführung Ausgesetzte muß sich freilich, so lange er so ist, der Berührung mit gefährlichen Elementen lieber enhalten; der Lehrer aber, der zur Sittlichkeit führen will, würde dadurch gerade seinen Beruf verleugnen.

Nach einer Erzählung bei Lukas (7, 36) wird Jesus einmal von einem Pharisäer zu Tische geladen. Da kommt ein Weib aus der Stadt, »die eine Sünderin war«, netzt seine Füße mit ihren Thränen, trocknet sie mit ihrem Haar, küßt sie, und salbt sie mit der Salbe, die sie mitgebracht hat. Der Pharisäer meint bei sich, daß Jesus das leide, wäre ein Zeichen, daß er kein Prophet sei, weil er sonst wissen würde, daß das Weib eine Sünderin wäre. Darauf sagt Jesus: »Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Der Eine schuldete fünfhundert Denare, der Andre funfzig, da sie aber nicht im Stande waren, zu bezahlen, schenkte er es ihnen beiden. Welcher nun von beiden wird ihn mehr lieben?« Der Pharisäer antwortet: »Ich vermuthe, dem er das Meiste schenkte.« Jesus, dieser Antwort beipflichtend, stellt ihn nun in Vergleich mit dem Weibe, der Sünderin. Er, der Pharisäer, sein Wirth, habe ihm kein Wasser angeboten, seine Füße zu waschen, ihm keinen Kuß gegeben, sein Haar nicht mit Oel gesalbt; diese aber habe seine Füße mit Thränen benetzt und geküßt und gesalbt. »Deshalb, sage ich dir, sind ihr viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.« Man sollte vielmehr den ersten Theil dieser Antwort so erwarten: Sie hat viel geliebt, weil ihr viele Sünden vergeben

sind. Die richtige Anwendung obigen Gleichnisses würde es so fordern. Doch findet freilich Wechselwirkung zwischen Liebe und Vergebung statt. Wem von einem Andern viel vergeben wird, der wird ihn darum viel lieben; und wer viel Liebe zeigt, dem wird dafür viel Andres vergeben werden. Die Verbindung, in welche hier die Liebe mit der Vergebung gebracht wird, ist sehr schön. In dem, der für sein Unrecht, nachdem er es aus seinem Innern weggeschafft und im Aeußern möglichst aufgehoben und ausgeglichen, bei den Betroffenen Vergebung gefunden hat, wird die Liebe zu diesem darauf mit großer Gewalt hervorbrechen. Und ebenso wird man geneigt sein, dem, der außerdem viel wahre Liebe zeigt, Fehler und Schwächen darum desto eher zu vergeben, weil sie von jener aufgewogen werden, mehr als einem Harten und Hochmüthigen, der sich aber äußerlich, gesetzlich, nichts zu Schulden kommen läßt.

Eine andre Erzählung von einer Sünderin findet sich im vierten Evangelium (8, 1—11). Als Jesus im Tempel sitzt und lehrt, bringen die Pharisäer und Schriftgelehrten ein im Ehebruche begriffenes Weib, stellen es vor ihn und sagen: »Dieses Weib ist auf frischer That im Ehebruch ergriffen worden. Mose aber hat im Gesetz uns geboten, eine solche zu steinigen. Was sagst du nun?« Jesus schreibt, ohne zu antworten, auf die Erde. Da sie aber um Antwort in ihn dringen, sagt er: »Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.« Während er hierauf sein Schreiben auf der Erde fortsetzt, entfernen sich allmälig die Ankläger, und das Weib steht allein vor Jesus. Da fragt er dieses, ob Niemand sie verdammt hätte, und als sie es verneint, sagt er zu ihr: »So verdamme ich dich auch nicht; gehe hin, und sündige nicht mehr.« — Daß Jesus anfangs nicht antwortet, sondern, sich niederbückend, auf den Boden schreibt, soll ohne Zweifel andeuten, er habe, im Gefühl des Widerstreits zwischen seiner mildern Ansicht und der im Gesetze angeordneten Todesstrafe, der Antwort ausweichen wollen, weil ja eben die Schriftgelehrten nur darauf gelauert hätten, daß er dem Gesetz offen widerspräche, um ihn dann darauf hin als Ketzer anzuklagen, indem sie bei ihm schon nicht vorausgesetzt, daß er sich für Ausführung der Todesstrafe erklären werde. Die nachherige Aufforderung, daß der, welcher sich ohne Sünde fühle, mit Vollstreckung der Todesstrafe beginnen möge, ist dann eine Fortsetzung dieses Ausweichens und zugleich der Uebergang zur praktischen Erledigung. Diese Aufforderung weist darauf hin, daß ja Niemand ohne Fehltritt irgend einer Art sei, und

darum Jeder geneigt sein solle, die Vergehen Andrer mild zu richten. Daß sich durch eine solche Wendung die strengen Gesetzesmenschen, die noch obendrein dem gegnerischen Lehrer eine Falle legen wollen, hätten sollen so ganz abweisen lassen, ist freilich nicht wahrscheinlich. Heut zu Tage wenigstens würde man durch dergleichen bei derartigen Leuten nicht viel ausrichten. Doch, obgleich sich namentlich in Bezug auf den Ausgang manche Einwendung machen läßt, ist doch anzuerkennen, daß sich in dieser Erzählung in sehr sinniger Weise die mildere Ansicht der barbarischen Strafe gegenüber geltend macht.

In einem andern Falle halten die Pharisäer auch wieder in Bezug auf die Ehe das Gesetz Mosis dem Jesus entgegen, indem sie ihn zur Aeußerung seiner etwa anders lautenden Ansicht veranlassen. Die Frage bezieht sich diesmal auf die Scheidung, und lautet: »Ist es einem Manne erlaubt, sein Weib zu entlassen um jeder Ursache willen?« Jesus weist sie auf die mosaische Schöpfungsgeschichte hin, in welcher gesagt sei, daß Mann und Weib ein Fleisch sein würden, und folgert daraus, was nun Gott zusammengefügt habe, das solle der Mensch nicht scheiden. Darauf aber halten sie ihm das Gesetz Mosis entgegen, indem sie sagen: »Warum nun hat Mose geboten, einen Scheidebrief zu geben und sie zu entlassen?« Darauf erwiedert Jesus: »Mose hat euch in Rücksicht eurer Hartherzigkeit erlaubt, eure Weiber zu entlassen; im Anfang aber ist es nicht so gewesen,« woran sich dann die Wiederholung dessen schließt, was schon in der Bergpredigt gegen die Ehescheidung gesagt war. — Das mosaische Gesetz behandelt die Geschlechter ungleich, indem es wohl einen Scheidebrief anordnet, wenn der Mann das Weib entläßt, aber nicht, wenn das Weib den Mann verlassen will. Das Evangelium geht auch hier dem äußern Gesetz gegenüber auf das Innere des Verhältnisses, auf die Sittlichkeit desselben ein. Es erklärt die Scheidung für Ergebniß der Herzenshärtigkeit und für Ehebruch; es will, daß Mann und Weib, die sich einmal verbunden haben, zusammenbleiben sollen. Gewiß ist Scheidung allemal ein Bruch der Ehe, und Hartherzigkeit dabei immer im Spiele; doch kann freilich recht gut beides nur auf der einen Seite liegen, während der andre Theil nur der leidende und weichende oder sich rettende ist. Für gesetzliche Erschwerung der Ehescheidung folgt freilich aus alle dem nichts. — Es knüpft sich hier noch eine Empfehlung der Ehelosigkeit an. Die Jünger sagen, dann sei es besser, gar nicht zu heirathen. Jesus erwiedert darauf, daß dies nicht Alle faßten, sondern nur die, denen es gegeben sei, die Bevor-

zugten, und spricht dann von denen, welche um des Himmelreichs willen freiwillig ehelos blieben. Auch Paulus erklärt sich für die Ehelosigkeit und war selbst, eben so wie Jesus, unverheirathet, während dagegen von Petrus erwähnt wird, daß er auf seinen apostolischen Reisen seine Frau bei sich gehabt habe.

Wie auf Sündenvergebung, so bezieht sich der Zusammenstoß zwischen Jesus und den Schriftgelehrten besonders auch häufig auf das Ceremonialgesetz. Auch hier vertritt Jesus ihnen gegenüber die freiere Anschauung und Behandlung, was ihn vorzugsweise stark mit denselben in Widerstreit gebracht haben mag.

Zuerst handelt es sich um das Fasten. Die hierauf bezügliche Frage wird zwar bei Matthäus (9, 14) den Jüngern Johannes des Täufers, bei Markus (2, 18) aber wenigstens zugleich den Pharisäern, bei Lukas (5, 33) sogar allein diesen in den Mund gelegt. Die Frage, welche Jesu vorgelegt wird, ist die, warum seine Jünger nicht ebenso wie die des Johannes und der Pharisäer zu fasten pflegten. Jesus antwortet in drei Gleichnissen. Die Hochzeitleute, sagt er, pflegten doch nicht zu fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen wäre, sondern erst dann, wenn er von ihnen ginge. So, ist die Meinung, werde es auch für seine Jünger nicht jetzt, sondern erst dann zum Fasten Zeit sein, wenn Jesus nicht mehr bei ihnen wäre. Das Fasten ist hier allein als ein Akt der Trauer behandelt, und auf Zeiten und Anlässe der Trauer beschränkt. Es ist das eine von der religiösen abweichende Auffassung dieses Gebrauches. Er gilt nach jener mehr als Uebung in der Frömmigkeit und als gottgefälliges Werk, während er hier nur als natürliche Folge und Aeußerung einer Gemüthsstimmung behandelt ist. Sonach scheint er in diesen Worten als religiöser Gebrauch gänzlich verworfen werden zu sollen. Bestätigt wird das auch noch durch die beiden folgenden Gleichnisse in der Antwort Jesu. Jesus sagt, es sei nicht zweckmäßig, ein altes Kleid mit neuem Tuche auszubessern, weil der Riß bald nur ärger werde; zu ergänzen ist ohne Zweifel, es sei besser, ein neues Kleid zu machen. Desgleichen sei es nicht zweckmäßig, neuen Most in alte Schläuche zu fassen, weil jener diese sonst zerreiße; sondern man müsse neuen Most in neue Schläuche fassen. Unter dem alten Kleide und den alten Schläuchen sind ohne Zweifel die alten Religionsformen, hier also insbesondre das Fasten, zu verstehen, und unter dem neuen Tuche und besonders dem neuen Weine das neue Religionswesen. Dieses könne also die alten Formen nicht mehr brauchen, sondern man müsse neue aufstellen; und

man könne das alte Wesen nicht durch einige neue Zuthaten wieder brauchbar machen, sondern es gelte, ein neues Wesen zu gründen. Diese beiden Gleichnisse verrathen bereits ein bestimmtes Bewußtsein darüber, daß das Christenthum etwas andres sei als das Judenthum, nicht das wahre, ächte Judenthum, wofür es sich anfangs hielt. Dieses Bewußtsein konnte natürlich nur allmälig reifen, sowie auch in jetziger Zeit die neue Weltanschauung nur allmälig zu dem Bewußtsein kommt, daß sie kein Christenthum mehr sei.

Eine der trefflichsten Stellen der Evangelien ist die Erörterung zwischen Jesus und den Pharisäern über das Händewaschen (Matth. 15, 1—20). Sie legen ihm nämlich die Frage vor: »Warum übertreten deine Jünger die Satzungen der Aeltesten? Denn sie waschen ihre Hände nicht, wenn sie essen.« Jesus antwortet: »Warum übertretet denn ihr das Gebot Gottes um eurer Satzung willen? denn Gott hat geboten und gesagt: Ehre den Vater und die Mutter, und: wer Vater oder Mutter flucht, der soll den Tod leiden. Ihr aber sagt: Wer zum Vater oder zur Mutter spricht: Opfer sei, was dir von mir zu Gute kommen könnte, der mag auch seinen Vater oder seine Mutter nicht ehren. Und so habt ihr das Gebot Gottes entkräftet um eurer Satzung willen.« Er setzt also der Uebertretung der Satzung der Aeltesten, welche die Pharisäer seinen Jüngern zum Vorwurf machen, eine andere, schwerere Uebertretung, eine Uebertretung des »Gebotes Gottes« entgegen, welche die Pharisäer sich selbst zu Schulden kommen ließen. Das »Gebot Gottes« ist nämlich das Gesetz Mosis, die »Satzung der Aeltesten« dagegen ist das, was die Rabbinen hinzugefügt haben. Die Pharisäer erklärten es, nach den Worten Jesu, für wichtiger, daß Jemand opfere, als daß er seine Eltern unterstütze, und also für wohlgethan, wenn er, um desto mehr Opfer bringen zu können, seinen Eltern eine Unterstützung entzöge; während sie dagegen ein großes Vergehen daraus machten, wenn Jemand sich vor dem Essen nicht wusch. Dieses Waschen sollte aber nicht eine Maßregel der Reinlichkeit nach unsern Begriffen sein, sondern nur verhindern, daß der Essende nicht die Speise und dadurch sich selbst religiös verunreinige, wenn er zuvor etwas, nach mosaischem Gesetz Unreines berührt habe; es handelt sich dabei nicht um körperliche Reinlichkeit, sondern um äußerlich-religiöse Reinigkeit, also um etwas Wesenloses. Freilich sind die gebotenen religiösen Waschungen der Juden ursprünglich auf wirkliche Reinlichkeit berechnet, dann aber zu religiösen Ceremonien und bloßem Scheine entleert worden. Wenn Jemand um der Rein-

lichkeit willen sich regelmäßig vor oder nach dem Essen wäscht, so kann man nichts dagegen haben, sondern es namentlich bei gewissen Beschäftigungen nur billigen; nur zur Pflicht für Alle soll er es nicht machen, weder in religiösem Sinne, noch im Sinne körperlicher Reinlichkeit. Es ist aber das Schicksal aller religiösen Ceremonien, daß sie überschätzt werden. Das ist heutzutage noch gerade ebenso wie damals. Wie viele eifrige Christen verzeihen unendlich eher moralische Fehler als die Vernachlässigung der religiösen Gebräuche; und ganz besonders ist der Geistliche in Gefahr, in diesen ungeistigen Sinn zu verfallen.

Jesus sagt denn bei dieser Gelegenheit zum versammelten Volke: »Nicht, was in den Mund eingehet, entweihet den Menschen; sondern was aus dem Munde herauskommt, das entweihet den Menschen.« Die Pharisäer aber, welche an dieser Lehre Aergerniß nehmen, bezeichnet er als blinde Blindenleiter, welche mit den von ihnen Geführten gemeinsam in die Grube fielen.

In dieser Erzählung ist noch klarer und entschiedener der leeren Aeußerlichkeit religiöser Gebräuche die wesenhafte Sittlichkeit und Innerlichkeit entgegengesetzt. Hätte das Christenthum solche Anschauungen bei seiner Entwickelung zu Grunde gelegt, so möchte diese eine andre gewesen sein; statt dessen versank es tief in Werk- und Glaubens-Heiligkeit.

Eine eben so treffliche Doppelerzählung finden wir in den drei ersten Evangelien (Matth. 12, 1 — 14) über die Sabbatsruhe. Diese ist im mosaischen Gesetz mit größter Strenge anbefohlen und in größter Härte ihre Uebertretung selbst mit dem Tode bedroht. Ein Mann, der am Sabbat Holz liest, wird auf Jehovah's Befehl gesteinigt. Die Rabbinen gingen in der Bestimmung dessen, was als Arbeit und folglich als Entheiligung des Sabbats gelten sollte, immer weiter. Hier erklären die Pharisäer sogar schon das dafür, wenn die Jünger Jesu im Vorübergehn einige Aehren ausraufen, um die Körner zu essen; und ebenso, wenn Jesus einen Kranken heilt. Er hält ihnen zuerst zwei Beispiele von Verletzung heilig geachteter Dinge vor, welche die Pharisäer selbst schwerlich als Schuld anrechnen konnten. David nimmt auf seiner Flucht vor Saul, da es ihm an Brod mangelt, die Schaubrode aus dem Heiligthum, welche nach dem Gesetz doch nur die Priester essen durften. Und die Priester arbeiten in ihrem Beruf am Sabbat, vom Gesetz sogar dazu beauftragt. Es folge hieraus, ist die Meinung, daß doch dergleichen religiöse Satzungen

nicht als Höchstes, nicht als unverletzlich angesehen werden könnten. So sollten sie denn auch die Jünger nicht anklagen, daß sie ihren Hunger an den Aehren stillten. Die Ankläger werden abermals auf das Wort des Hosea verwiesen: »Barmherzigkeit lieb' ich, und nicht Opfer«, und die Antwort Jesu schließt mit dem Satze: »denn der Menschensohn ist auch Herr des Sabbats«. In Bezug auf das Heilen am Sabbat aber verweist er darauf, daß doch Jeder auch am Sabbat sein in eine Grube gefallenes Schaf wieder herausziehn werde, ein Mensch aber viel mehr sei als ein Schaf. Das bedeutsamste Wort aber in dieser Verhandlung finden wir bei Markus (2, 27): »Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen.« Dem strengen Religiösen ist die Verehrung Gottes der Mittelpunkt aller Dinge; ihr wird das Wohl des Menschen nachgesetzt und, wenn nöthig, geopfert. So muß vor Allem der Sabbat gehalten werden, mag auch der Mensch darunter leiden oder zu Grunde gehn. Der Mensch mag eher frieren und hungern am Sabbat, als an demselben die geringste Arbeit thun, ja er mag sich eher vom Feinde abschlachten lassen, als das Schwert zu seinem Schutze ziehn, denn Gott kommt eher als der Mensch. Der human Gesinnte dagegen, welcher das Wohl des Menschen als oberste Richtschnur anerkennt, sagt: der Sabbat, wie alle gottesdienstliche Einrichtung, muß weichen, so bald er dem Wohle des Menschen nicht mehr dient, sondern es hindert.

An diese Stücke schließt sich dem Inhalte nach die Erörterung der Frage, welches das größte Gebot sei, die bei Matthäus (22, 34) als eine Versuchung Jesu von Seiten der Pharisäer, bei Markus aber (12, 28) als eine wohlgemeinte Frage eines Schriftgelehrten behandelt wird. Für die beiden größten Gebote erklärt Jesus das, Gott zu lieben über Alles, und das andre, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, in welchen beiden das ganze Gesetz und die Propheten begriffen seien. Der wohlmeinende Schriftgelehrte erkennt diese Antwort als richtig an und fügt hinzu, das sei besser als Opfer, worauf Jesus ihm sagt, daß er nicht weit vom Reiche Gottes sei. Die beiden, als die hauptsächlichsten bezeichneten Gebote stehen 5 Mos. 6, 4. 5. und 3 Mos. 19, 18. Die Hervorhebung des Gebotes der Liebe aus der Masse von Ceremonialgesetzen ist sehr anerkennenswerth. Selbst daß die Pflichten gegen Gott als Liebe zu ihm zusammengefaßt werden, ist eine Erhebung über die Aeußerlichkeit der Gottesverehrung, welche sich dort findet; ganz besonders verdienstlich aber ist, daß das Gebot

der Nächstenliebe, welches in jener Masse fast verschwindet, ans Licht gestellt wird. Freilich ist damit noch keineswegs der Mensch an die oberste Stelle gesetzt, sondern immer erst an die zweite, und es fragt sich dann immer wieder, was denn die Liebe zu Gott von dem Menschen fordere. Diese Frage kann all' jene Aeußerlichkeiten als Pflichten gegen Gott wieder zurückführen, und unter diesen Liebespflichten kann die Liebe gegen den Menschen wieder ganz und gar verkümmern, ja in Haß verkehrt werden, denn — Gott kommt eher als der Mensch, die Liebe zu jenem eher als die zu diesem. Dieser und ähnliche Sprüche haben denn auch das Christenthum nicht vor den fürchterlichsten Barbareien gegen den Menschen geschützt. Aus fanatischer Liebe zu seinem Gott hat der Gläubige von je her den Menschen grausam verfolgt, wenn dieser nicht dieselbe Liebe gegen denselben Gott bewies, weil er nicht an ihn glaubte. Zur reinen Humanität **kann** der Glaube nicht gelangen, denn der Glaube setzt immer etwas **über** den Menschen.

Unter den verfänglichen Fragen, welche die Pharisäer Jesu vorlegen, findet sich auch Eine politischer Natur; es ist die, ob es Recht sei, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht. Die Römer hatten Land und Volk mit Gewalt unterworfen. Es war natürlich der Wunsch verbreitet, wieder frei zu werden. Die Pharisäer setzen bei Jesu ebenfalls diesen Wunsch voraus, schon weil er ein Jude war, und dann noch insbesondre, weil er Gefühl mit den Leiden des Volks zeigte und die Stellung eines Propheten hatte. Sie hoffen, er werde die Frage verneinen, so daß sie ihn bei den Römern anklagen könnten, und sie könnten möglicher Weise auch so gerechnet haben, daß er, wenn er die Frage bejahe, im Gegentheil beim **Volke** verlieren, also jedenfalls, er möge antworten, wie er wolle, auf der einen Seite Schaden leiden werde. Wie bekannt, läßt sich Jesus in dieser Erzählung eine Münze bringen, mit welcher die Abgabe an die Römer bezahlt zu werden pflegte. Er verweist auf das darauf befindliche Bild des römischen Kaisers und sagt: »So gebt denn dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.« Einen moralischen Grund für Bejahung jener Frage konnte das Bild des Kaisers natürlich nicht abgeben; man wird um des aufgezwungenen Gepräges willen einem Volke das Recht nicht absprechen wollen, einem andern gegenüber, welches dasselbe unterdrückt hat, seine Selbstständigkeit wieder zu erlangen. Die Hinweisung auf das Bild enthält nur eine Hinweisung auf den thatsächlichen Zustand, und hat Jesus diese Antwort wirklich gegeben, so mag er auch nichts Andres im Sinne gehabt haben. Die

Antwort enthielte dann eine Ausweichung. Die Frage ist, ob es recht sei, die Abgabe an den Kaiser zu geben; die Antwort sagt nur, man solle sie geben, weil derselbe Herr im Lande sei. Bei dieser Erklärung ist übrigens das Geschick, womit der gelegten Falle wenigstens nach der einen Seite hin ausgewichen wird, nicht zu verkennen.

Zwei andre Fragen, welche zwischen Jesus und den Schriftgelehrten zur Erörterung kommen, sind einzig darauf berechnet, den Gegner in Verlegenheit zu setzen. Die eine geht von den Sadducäern aus und verlangt Entscheidung, welchem von sieben verstorbenen Brüdern ein Weib, das deren Gattin der Reihe nach gewesen sei, bei der Auferstehung gehören werde. Die Frage soll wohl zugleich einen Spott auf den Auferstehungsglauben enthalten, welchen die Sadducäer nicht theilten. Jesus sagt, in der Auferstehung werde es keine Ehe geben, sondern die Auferstandenen würden ohne Geschlecht, gleich wie die Engel sein. — Die andere Frage wird umgekehrt von Jesu selbst den Pharisäern vorgelegt, und hat denselben Zweck. Er fragt, wie es denn zu vereinigen sei, daß der Christus einestheils Davids Sohn sein solle, und anderntheils doch von David selbst im Psalm »Herr« genannt werde. Die Gefragten bleiben die Antwort schuldig.

Anderwärts bestreiten die Gegner Vollmacht und Würde Jesu, die er sich selbst beilegt, oder ihm von andern beigelegt wird. Einmal erklären sie, er treibe die Teufel nur mit Hülfe des Obersten derselben aus. Ein ander Mal verlangen sie, er solle die Kinder zum Schweigen bringen, welche ihn als »Sohn Davids« ausriefen. Und dann fragen sie ihn, aus welcher Vollmacht er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treibe.

Außer den, auf alle ihm vorgelegten versuchenden Fragen gegebenen Antworten greift Jesus aber die Gegner auch noch direkt an. Theils thut er das in einigen Gleichnissen, wie dem von zwei Söhnen und dem von den bösen Weingärtnern, theils haben wir im Matthäus ein ganzes Capitel (23) voll schärfster Angriffe auf sie, welche Matthäus hier wieder nach seiner Gewohnheit zu einer Rede zusammengestellt hat. In diesen Angriffen ist eine große Energie entwickelt, und der Feind mit rasch folgenden Schlägen niedergeschmettert. Ihre Heuchelei ist es besonders, was schonungslos ans Licht gezogen wird, und außerdem ihre Habsucht, Aeußerlichkeit und Sophisterei. Er bezeichnet sie als übertünchte Gräber, als Söhne derer, welche die Propheten getödtet hätten, und drohet ihnen, auf die Stadt Jerusalem allmälig übergehend, mit Untergang. Diese Rede kommt dem Be-

deutendsten bei, was die Propheten des Alten Testamentes in der Weise geben. Griff Jesus auf diese Art seine Gegner an, so war er freilich für den Untergang reif.

---

31. Jesu Tod.

(Matth. 26 und 27. Marc. 14 und 15. Luk. 22 und 23. Joh. 13 bis 19.)

Die Erzählung vom Tode Jesu und allen den ihm vorausgehenden und ihn begleitenden Umständen fängt bei Matthäus damit an, daß Jesus ihn seinen Jüngern voraussagt. Auch schon früher wird ihm eine solche Vorausverkündigung öfter in den Mund gelegt, und nicht blos bei Matthäus, sondern auch bei den andern Evangelisten. Auch Zeit und Art, ja sogar solche Nebendinge, wie das Verspotten und Verspeien, das ihn dabei treffen solle, wird bereits angekündigt. Er bezeichnet seinen Tod als vorher verkündigt in der Schrift und nothwendig, damit sie erfüllet werde.

Ist es wohl möglich, daß Jesus seinen Tod wirklich so vorher gesagt habe?

Im Allgemeinen läßt sich die Möglichkeit durchaus nicht in Abrede stellen, daß er einen solchen Ausgang vermuthet hätte. Er stand im Gegensatz zu der herrschenden Priesterschaft und den Schriftgelehrten. Diese hielten vor Allem auf ihre Gottesdienste und ihre todte Gelehrsamkeit, und gründeten auf Beides ihren Einfluß und Unterhalt; er dagegen legte allen Werth auf die Gesinnung und innere Frömmigkeit, bekämpfte das äußerliche Wesen der Priester und Schriftgelehrten, stellte ihre Heuchelei und Scheinweisheit vor dem Volke bloß, und gefährdete so wahrscheinlich in immer steigendem Maße ihr Ansehn und ihre Herrschaft. Daß sie das nicht so fort und fort unthätig über sich ergehen lassen, vielmehr, wenn jene Besorgniß immer größer wurde, auch allenfalls vor dem Aeußersten sich nicht scheuen würden, lag wohl sehr nahe. Und hatte Jesus bisher in dem entfernter liegenden Galiläa vorzugsweise gewirkt, so kam er nun nach Jerusalem, dem Mittelpunkte der Priesterschaft, und zwar zu einer Zeit, wo das bedeutendste Fest der Juden eine große Menschenmenge dorthin führte und ihm also Gelegenheit bot, auf dieselbe einzuwirken. Es lag also die Befürchtung ganz nahe, daß es da einen Kampf zwischen dem Propheten von Nazareth und den geistlichen Machtha-

dern geben werde, und es wäre an sich möglich, daß Jesus einen unglücklichen Ausgang vermuthet hätte, ohne doch sich dadurch abschrecken zu lassen, nach Jerusalem zu gehen und wider das verderbte Religionswesen aufzutreten.

Doch freilich, daß er seinen Tod mit Sicherheit voraus gewußt hätte, das ist nicht wohl möglich. Es läßt sich ein solcher Ausgang mit Sicherheit ja eigentlich nie berechnen. Dagegen ist es sehr wohl denkbar, wie man darauf gekommen wäre, ihm ein solches Vorauswissen zuzuschreiben. Daß der Sohn Gottes von einem unerwarteten unglücklichen Ausgange sollte überrascht, daß er überhaupt wider seinen Willen sollte ergriffen und hingerichtet worden sein, während er statt dessen einen glorreichen Sieg über seine Feinde erwartet hätte, — das stimmte so gar nicht mit jener übermenschlichen Würde, daß man es nicht annehmen konnte. Jesus wäre ja sonst gar zu sehr wie ein andrer Mensch erschienen, der unglücklichen Ereignissen und der Vereitelung seiner Pläne unterworfen ist. Der überirdische Glanz wäre damit von seiner Person so ganz verwischt worden, wenn auch eine rein menschliche Hoheit darunter keineswegs leiden würde. Darum können die ersten Christen gar wohl, nach Erholung von dem ersten Schrecken und nachdem sie sich in ihrem Glauben an ihn von Neuem befestigt, ohne Weiteres und in gutem Glauben vorausgesetzt haben, Jesus habe sicherlich sein Ende voraus gewußt und sich demselben mit voller Willensfreiheit preisgegeben. Es wäre dies möglich, ohne daß die Jünger irgend welche Andeutung in dieser Beziehung früher aus seinem Munde empfangen hätten; aber es ist, wie schon bemerkt, bei der Lage, in welcher er sich den Machthabern gegenüber befand, eben so gut möglich, daß er allgemeine, unbestimmte Andeutungen über das ihm drohende Geschick gelegentlich gegeben hätte.

Freilich streitet die Darstellung der Evangelien in einem Punkte wie der mit der letzten Annahme. Die Jünger Jesu zeigen sich nach derselben so sehr überrascht von seinem Tode, daß da keine Spur mehr von jenen Vorhersagungen zu sehen ist. Wäre das mit solch allgemeinen Andeutungen, wie wir sie als möglich annehmen, allenfalls zu vereinigen, so steht es dagegen in entschiedenem Widerspruch mit dem Bericht der Evangelien von den so sehr bestimmten, genauen und häufigen Vorhersagungen, welche Jesus von seinem nahen Kreuzestode gegeben haben soll. Am Wahrsten mag sich wohl die allgemeine Stimmung der Jünger nach demselben in den Worten der zwei Jünger von Emmaus ausgedrückt finden: »**Weißt du nicht, was in**

diesen Tagen in Jerusalem geschehen ist? wie Jesum, den Nazaräer, einen Propheten, mächtig in Wort und That, unsre Hohenpriester und Obern zur Todesstrafe überliefert und gekreuzigt haben? — »wir aber hofften, daß er Israel erlösen würde«. Jünger, die so sprachen, konnten nichts von seinen Vorhersagungen wissen, durch welche er nicht allein Alles, was geschehen werde, auf das Bestimmteste bezeichnet, sondern wobei er auch die Nothwendigkeit davon zur Erlösung Israels ausgesprochen haben sollte.

Am ersten Tage des Passahfestes wird Jesus (Matth. 26, 17) von seinen Jüngern gefragt, wo sie denn das Passahmahl bereiten sollten. Er sagt zu ihnen, sie möchten nur zu einem Gewissen in der Stadt gehen und ihm sagen, daß er es in seinem Hause einnehmen wolle. Sie thun es und bereiten das Essen. Bei Lukas sagt er dagegen: »Siehe, wenn ihr in die Stadt gekommen seid, so wird euch ein Mann begegnen, der einen Wasserkrug trägt; folgt ihm in das Haus, wo er hingeht, und sprecht zu dem Herrn des Hauses: der Meister sagt dir: wo ist die Herberge, wo ich das Passah mit meinen Jüngern essen kann? Und er wird euch ein großes Gemach, mit Polstern belegt, zeigen; daselbst bereitet es zu.« Und dann heißt es: »Sie gingen nun hin, und fanden, wie er ihnen gesagt hatte, und bereiteten das Passah.« Man hat diesen Vorgang dadurch zu erklären gesucht, daß man angenommen, Jesus habe schon zuvor mit dem Hausherrn Abrede getroffen; doch findet sich auch nicht die geringste Andeutung, welche zu einer solchen Annahme berechtigen könnte. Es ist das im Gegentheil offenbar ein wunderhafter Vorgang, gerade wie das Herbeiholen des Esel-Füllens, auf welchem Jesus in Jerusalem einreitet. Da sendet er auch, wie hier bei Lukas, zwei Jünger und sagt ihnen, sie möchten nur in den Flecken Bethphage gehn, da würden sie eine Eselin mit ihrem Füllen angebunden finden, die sollten sie ablösen und zu ihm bringen, und wenn Jemand etwas dazu sagte, so sollten sie nur erwiedern: »Der Herr bedarf ihrer,« so würde derselbe nichts mehr dagegen haben. Das Vorherwissen Jesu von dem Füllen wie von dem den Wasserkrug tragenden Manne ist ohne Zweifel in beiden Fällen als höheres wunderhaftes Wissen, und das Zulassen der Herren in beiden Fällen als höhere wunderhafte Einwirkung auf ihren Willen gemeint. In einer so mit Wundern ausgestatteten Lebensgeschichte versteht sich das von selbst, da nirgends die geringste Spur vorhanden ist, daß es

anders gemeint wäre, und die einfache Erzählung jene Auffassung aufdrängt. Wir haben ein solches Kennen entfernter Verhältnisse z. B. auch beim Fischzuge des Petrus und beim Zusammentreffen Jesu mit Nathanael. Dort weiß Jesus, daß an einer gewissen Stelle viele Fische sind; hier hat er den abwesenden Nathanael in der Ferne unter einem Feigenbaum gesehen.

Am Abend geht Jesus mit den Zwölfen zu dem bereiteten Passahmahle. Da sagt er denselben, daß ihn Einer von ihnen seinen Feinden überliefern werde, und bezeichnet, auf dessen eigene Frage, endlich den Judas Ischarioth als den Verräther. So weiß er also auch diesen Umstand voraus. Auch dies wäre an und für sich ganz wohl möglich; doch freilich ist es eben so gut möglich, daß auch diese Angabe aus dem schon oben besprochenen Bestreben der ersten Christen geflossen wäre, von ihrem Gottessohne den Vorwurf abzuwenden, er sei wie ein andrer Mensch einem unerwarteten Geschicke unterlegen. Und mußte dieser Vorwurf nicht vorzugsweise auch dahin gehen, daß er sich sogar in einem seiner nächsten Schüler so arg getäuscht und unwissend eine Schlange an seinem Busen gepflegt habe? Einem Menschen kann das begegnen; aber auch dem eingebornen Sohne Gottes? Freilich, wenn man einmal annahm, daß der Tod Jesu im göttlichen Plane läge und von Jesus selbst voraus gewußt worden sei, so nahm man dasselbe vom Verrathe des Judas an. Nach dem vierten Evangelium soll Jesus denselben sogar von Anfang an voraus gewußt haben. Da wird denn Judas nur zu einem Werkzeuge gemacht. Wie unnatürlich eine solche Anschauung ist, leuchtet dem unverdorbenen Gefühle wohl ein. Daß durch natürliche Verkettung der Dinge eine schlechte That auch heilsame Folgen haben kann, ist etwas ganz andres, als wenn angenommen wird, daß die bewußte Berechnung einer Allmacht einen Menschen so als Werkzeug zu ihren Plänen benutzt.

Was der Antrieb zum Verrathe des Judas gewesen sei, hat man viel gefragt. Man hat ihn vom Vorwurfe des gemeinen Verbrechens zu befreien gesucht, indem man z. B. annahm, er habe nur dem Zaudern Jesu ein Ende machen und ihn durch den Angriff seiner Feinde dazu drängen wollen, sich als König zu proklamiren, indem er gehofft habe, seine etwaige Gefangennehmung werde sofort einen Aufstand des Volkes und dadurch seine Befreiung nach sich ziehen. Man kam darauf durch die Mittheilung des ersten Evangeliums, daß Judas, als er die Verurtheilung Jesu gesehen, sich erhenkt habe. Diese Mittheilung beruht aber nur auf sehr schwachen Füßen, da die

andern Evangelien nichts davon melden. Alle Evangelien geben an, daß Judas Geld von den Priestern empfangen habe. Das ist nach ihnen der Grund zum Verrath, und alle andern Vermuthungen sind aus der Luft gegriffen. Freilich wendet man ein, 30 Silberlinge, d. i. 20 bis 25 Thaler, wären doch ein gar zu niedriger Preis, um eine so schwarze That zu erklären; indeß auch die Angabe dieser Summe findet sich nur bei Matthäus, während die andern Evangelien blos unbestimmt von Geld reden, das sie ihm gegeben hätten, und sie ist überdem offenbar aus einer alttestamentlichen Stelle, Sacharja 11, 12. 13 (nicht Jeremia, wie der Evangelist fälschlich sagt), genommen. Da werden auch 30 Silberlinge oder Seckel Silbers gezahlt, und dann in den Tempel geworfen. Wie viel Judas wirklich empfangen hat, wissen wir nicht. Aus der angeführten Prophetenstelle ist auch die Geschichte vom Ankaufe des Töpferackers für das wieder hingeworfene Blutgeld entstanden. Dort sagt nämlich Jehovah zum Propheten, er solle die 30 Seckel in den Schatz des Hauses Gottes werfen. Das hebräische Wort aber, welches »Schatz« bedeutet, kann, je nachdem man die in der hebräischen Schrift ursprünglich nicht mit verzeichneten Vokale in diesem Worte so oder anders annimmt, auch für »Töpfer« genommen werden, so daß also dort stünde, der Prophet habe die 30 Seckel in das Haus Jehovah's geworfen »für den Töpfer«, statt daß richtig zu übersetzen ist: »in den Schatz«. In der Apostelgeschichte ist aber die Verwendung des empfangenen Geldes und das Ende des Judas ganz anders erzählt. Da heißt es nämlich (1, 18), er habe dafür sich ein Grundstück gekauft, sei aber, von einer Höhe stürzend, umgekommen. Das steht in offenbarem Widerspruche mit der Angabe des ersten Evangeliums, daß Judas Reue gefühlt, deshalb das Geld zurückgegeben und sich erhenkt, und dann die Priesterschaft dafür einen Acker zum Begräbnißplatze für Fremde angekauft habe.

Auch daß Petrus ihn in dieser Nacht dreimal verleugnen werde, soll Jesus demselben vorausgesagt haben, sowie allen Jüngern, daß sie erschrocken ihn verlassen würden. Daß eine so bestimmte Vorhersagung nicht möglich ist, brauchen wir wohl nicht weiter auszuführen. Die heilige Dreizahl erinnert zum Ueberfluß auch noch an den mythischen Charakter dieser Erzählung, welcher möglicher Weise, aber auch nur dies, die Thatsache zum Grunde liegen kann, daß Petrus in jener Nacht seinen Lehrer wirklich, wenn auch nur einmal, verleugnet hätte.

Bei dem letzten Passahmahle Jesu geschieht auch die sogenannte Einsetzung des Abendmahles. Die Einsetzungsworte werden in den drei ersten Evangelien etwas verschieden angegeben, namentlich hat nur das erste den Zusatz: »zur Vergebung der Sünden«, und nur das dritte den: »Solches thut zu meinem Gedächtniß.«

Der bedeutendste Unterschied aber zwischen den Evangelien in Bezug auf das Abendmahl ist der, daß nur die drei ersten überhaupt davon erzählen, während im vierten desselben gar nicht Erwähnung geschieht. Wie sollen wir diesen letztern Umstand erklären? Auch hier wieder haben Ausleger gesagt, Johannes erzähle die Einsetzung des Abendmahles nicht, weil schon die drei andern sie erzählt hätten. Wir haben diese Auskunft schon früher gewürdigt und können auch hier wieder nicht anders annehmen, als daß der Verfasser des vierten Evangeliums von jener Einsetzung durch Jesus entweder nichts gewußt, oder daß er die Nachricht davon für unwahr gehalten habe. Beides muß freilich dem kirchlich-christlichen Leser sehr bedenklich erscheinen. Hat ein Evangelist das Abendmahl nicht von der Einsetzung Jesu abgeleitet, so wird diese Einsetzung dadurch jedenfalls zweifelhaft; und wäre nun dieser Evangelist sogar der Apostel Johannes, was er freilich in Wahrheit nicht ist, so wäre es doch ganz unmöglich, daß jene Einsetzung wirklich durch Jesus geschehen. Wer auch der Verfasser des vierten Evangeliums gewesen sein mag, so viel scheint gewiß, daß er jene Einsetzung des Abendmahls durch Jesus nicht angenommen haben, und daß dieselbe überhaupt in den christlichen Kreisen, in denen er lebte, nicht angenommen gewesen sein könne. Und doch ist das in der That fast unbegreiflich, wenn man jene Einsetzung nun einmal als geschehen wirklich voraussetzt, da man meinen sollte, es könnte dann die Kunde von der Entstehung dieses Gebrauches unmöglich einem Christen, und nun gar einem Evangelienschreiber, verborgen geblieben sein. Wir würden in der That mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Erzählung der drei Evangelien von der Einsetzung des Abendmahls durch Jesus selbst am Vorabende seines Todes für unbegründet annehmen können, wenn nicht der Apostel Paulus in seinem ersten Briefe an die Korinther (11, 23) dieselbe doch auch berichtete. Denn, obgleich er nicht dabei gewesen, sondern vielmehr damals und noch nachher ein Gegner Jesu gewesen war, so war er doch noch ein Zeitgenosse der Apostel und mit ihnen persönlich bekannt, während mit den Verfassern der Evangelien das wahrscheinlich nicht der Fall gewesen ist. Somit stand Paulus der Quelle nahe. Indeß ist es den-

noch sehr wohl möglich, daß schon damals die Einsetzung des Abendmahls in manchen christlichen Kreisen fälschlich Jesu selbst zugeschrieben, und diese Annahme von Paulus ohne weitere Prüfung, da sie ihm zu Ohren kam, für wahr gehalten worden wäre. Es könnte gar wohl sein, daß die nähern Schüler Jesu nach seinem Tode, wenn sie nun ohne ihn, wie früher mit ihm, beim Mahle gesessen, Brod und Wein herumgereicht hätten, wie früher immer Er gethan, sich dabei anfangs unwillkürlich seiner erinnert, und dann absichtlich an dieses Brod= und Weinaustheilen die Erinnerung an ihn geknüpft, geradezu eine Gedächtnißfeier daraus gemacht, und dieselbe auch auf die hinzukommenden Gläubigen übertragen hätten. Aus der Erzählung nun, daß sonst Jesus in der Mitte der Seinen immer, und ganz besonders am letzten Abende so gethan, wäre dann die entstanden, daß er ausdrücklich eine solche Feier angeordnet, und die damit verknüpfte Deutung derselben auf seinen Leib und sein Blut selbst gegeben hätte, während beides, Gedächtnißfeier und Deutung von Brod und Wein, Werk der Apostel gewesen wäre. So könnte der erst später zur Gemeinde tretende Paulus die Sache empfangen und angenommen haben. Dies scheint sogar entschieden das Natürlichste zu sein. Es ist natürlicher, und ohne Zweifel doch auch schöner, daß die Hinterbliebenen dem Geschiedenen ein Gedächtniß stiften, als daß er selber bei seinen Lebzeiten es thue und den Seinen es anbefehle. Es ist zumal ganz unnatürlich, daß Jesus dieses Gedächtniß selbst gestiftet haben sollte, wenn wir nicht annehmen wollen, daß er seinen Tod ganz bestimmt voraus gewußt habe. Somit hängt diese Einsetzung des Abendmahls durch Jesus mit der bestimmten Voraussage seines nahen Todes so zusammen, daß jene ohne diese doppelt unwahrscheinlich ist.

Wie man darauf gekommen sei, gerade das Austheilen und gemeinsame Genießen von Brod und Wein zu einer Gedächtnißfeier Jesu zu machen, ist oben angegeben. Es bot sich das in der Erinnerung an ihn unwillkürlich dar. Wie man aber darauf gekommen sei, Brod und Wein auf Leib und Blut Jesu zu deuten, ist nicht so einfach. Das Brod wird freilich gebrochen und der Leib wenigstens getödtet; der Wein fließt im Becher, das Blut des Getödteten fließt auch; und — kann man allenfalls noch hinzusetzen — Brod und Wein nähren und stärken den Leib des Genießenden, wie der Geist des Geschiedenen den Geist der Seinen genährt und gestärkt hatte. Aber das Alles reicht noch nicht aus, die Entstehung einer solchen

Deutung von Brod und Wein auf Leib und Blut zu erklären, — zu erklären, wie man auf die Idee gekommen sei, Leib und Blut sinnbildlich zu genießen.

In unserer Zeit und unserm Volke würde man darauf sicherlich nicht kommen. Es gehört dazu nothwendig der Gebrauch des Opfers. Der Leib des Opferthieres wird getödtet und zerstückelt, und sein Blut wird vergossen, und zwar den Menschen zu Gut. Opferfleisch aß man, und Opferblut haben, wenn auch nicht die Juden, wenigstens nicht nach dem mosaischen Gesetz, doch andre Völker, und vor der Geltung des sogenannten mosaischen Gesetzes auch sie selbst getrunken. Jesus wird bekanntlich in manchen Stellen des Neuen Testaments als Opfer für das ganze Volk oder für alle Menschen angesehn. So kam man darauf, den Genuß des Brodes und Weines zu seinem Gedächtniß als einen Genuß des Leibes und Blutes dieses Opfers, das als allumfassendes und ewig ausreichendes galt, anzusehn. Daß man aber hier Leib und Blut eines Menschen, und nicht eines Thieres, der Idee nach hat, kann um so weniger auffallen, wenn wir uns des Opfers des Abraham und des Jephtha nach Zeugniß des Alten Testaments erinnern.

Die orthodoxe Abendmahlslehre aber, entweder daß beim Abendmahle Brod und Wein in Leib und Blut Christi verwandelt werde, oder daß der Genießende in, mit und unter Brod und Wein den wahren Leib und das wahre Blut Christi empfange, ist in der Darstellung der Evangelien ganz und gar nicht enthalten. Brod und Wein sind hier offenbar Sinnbilder. Die Bedeutung des »Sakramentes« ist überhaupt erst von der Orthodoxie hinzugebracht, welche, Bild und Poesie nicht verstehend, dieselben in starre Satzung verknöchert hat.

Statt der Einsetzung des Abendmahls hat das vierte Evangelium die Fußwaschung (13, 1—17), von welcher wieder bei den andern keine Spur ist. Jesus steht vom Mahle auf, legt das Oberkleid ab, umgürtet sich mit einem leinenen Tuche, gießt Wasser in ein Becken, wäscht den Jüngern nach der Reihe die Füße und trocknet sie ihnen mit dem Tuche. Als er an Petrus kommt, will dieser es von Jesus nicht dulden; da dieser aber sagt, wenn er sich die Füße von ihm nicht waschen lasse, so habe er keinen Theil an ihm, so läßt er es zu. Als er mit Allen fertig ist, erklärt Jesus diese Handlung folgendermaßen: »Ihr nennt mich Lehrer und Herr, und redet recht, denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Lehrer, eure Füße gewaschen

habe, so sollt auch ihr einander die Füße waschen. Denn ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit, so wie ich euch gethan habe, auch ihr thut. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Knecht ist nicht größer als sein Herr, noch der Bote größer, als der ihn gesandt hat. Wenn ihr das wißt, selig seid ihr, wenn ihr es thut.« Im weitern Verlaufe der Jesu hierbei in den Mund gelegten langen Rede heißt es dann später (V. 34): »Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch einander liebet; so wie ich euch geliebet, sollt auch ihr euch einander lieben. Daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt.«

Gewiß ist diese Fußwaschung ein bedeutsames Sinnbild, dem des Gedächtnißmahles vollkommen an die Seite zu stellen. Wie kommt es nun, daß man dasselbe nicht ebenso zum Sakramente gemacht und als stehende religiöse Uebung »nach Einsetzung des Herrn« gefeiert hat? — Man wird sagen, die Weisung, daß die Jünger eben so thun sollten, wie hier der Herr gethan, sei nur bildlich von Liebesübung zu verstehen, aber nicht eigentlich vom wirklichen Waschen der Füße. Mag sein, aber wenn man die Worte: »das ist mein Leib,« »das ist mein Blut«, mit Hinweisung auf Brod und Wein gesprochen, eigentlich nehmen konnte, warum nahm man dann nicht auch hier bei der Fußwaschung die Worte: »Wenn ich euch die Füße gewaschen habe, so sollt auch ihr euch untereinander die Füße waschen; ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr auch thut, wie ich euch gethan,« ebenso eigentlich? Bekanntlich haben die Könige von Frankreich sonst alljährlich zwölf armen alten Männern die Füße gewaschen; warum thun es nicht alle Christen untereinander? Es wäre das gewiß ein sehr eindringliches Symbol der Gleichheit aller Christen. — Der Grund dafür mag ein dreifacher sein. Einmal hat das hier von Jesus angewandte Symbol zu wenig Mystisches; es bezieht sich so gerade und einfach auf das praktisch-sittliche Leben, und giebt dadurch nicht sowohl der Phantasie Nahrung als es vielmehr That verlangt. Und dann würde schon die Vollziehung der bloßen symbolischen Handlung oft oder meist eine gewisse Selbstverleugnung, eine Ueberwindung widerstrebender Gefühle fordern. Dies ist freilich auch bei dem gemeinsamen Trinken aus demselben Kelche der Fall, doch nicht in so augenfälliger unmittelbarer Weise. Endlich aber würde allerdings diese Ceremonie weit umständlicher und in vielen Verhältnissen weit schwieriger auszuführen sein. Man hätte sich dann dabei ähnlich helfen müssen, wie bei der Taufe, die man aus einem Untertauchen des

ganzen Menschen zu einem leichten Besprengen der Stirn umgewandelt hat. Die Wiedertäufer haben die ursprüngliche schriftgemäße Form der Taufe wieder hergestellt, und taufen im Winter zwischen dem Eise im Flusse; wie kommt es, daß sie nicht auch die Fußwaschung, die doch eben so schriftgemäß und weit leichter ins Werk zu setzen ist, einführen? Ihre Anerkennung als Sakrament oder überhaupt religiöser Gebrauch ist nicht hergebracht.

Wir bezweifelten oben ganz entschieden, daß Jesus das Abendmahl als einen fort und fort zu übenden Gebrauch eingesetzt habe. Was werden wir in diesem Betracht von der Fußwaschung der Jünger halten, die hier von Jesus erzählt wird? Der Gläubige nimmt sie natürlich als wirklich geschehen an, und der Orthodoxe muß sie als geschehen annehmen, — beide aus dem Grunde, weil sie geschrieben steht. Wir aber können sie nicht als wirklich geschehen ansehn, weil sie, abgesehen von allem Uebrigen, in drei Evangelien nicht geschrieben steht. Ist es möglich, daß die Zwölfe diese Handlung Jesu mit ihrer so bedeutsamen Erläuterung, gethan am letzten Abende ihres Zusammenseins mit ihm, zur Nachfolge für alle Zukunft ihnen ernstlichst empfohlen, vergessen und nicht vielmehr im Gedächtniß der Gemeinde erhalten hätten? Das ist wohl undenkbar. Und doch müßte es geschehen sein, wenn drei Evangelisten einen solchen Vorfall nicht erzählen sollten.

Nach Beendigung des letzten Mahles geht Jesus mit seinen Jüngern zur Stadt hinaus auf das Gut Gethsemane. Dort fängt er in Erwartung der nahenden Leiden an zu zittern und zu zagen, und betet wiederholt (wieder dreimal) um Enthebung von denselben, wenn es möglich wäre. Im dritten Evangelium ist hinzugefügt, was die andern nicht haben, es sei ihm ein Engel erschienen und habe ihn gestärkt, und sein Angstschweiß sei wie Blutstropfen zur Erde gefallen.

Von dieser Todesangst Jesu auf Gethsemane findet sich im vierten Evangelium keine Spur. Im Gegentheil erscheint er dort erhaben über alles Seelenleiden. Als die Häscher kommen, tritt er ihnen ruhig entgegen und giebt sich ihnen selbst zu erkennen. Ebenso hat dieses Evangelium keine Spur von einem Leiden Jesu am Kreuze, nichts von dem Rufe: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen,« nichts von einem Schreien Jesu und dergleichen. Jesus giebt sich in diesem Evangelium dem ihm von Gott bestimmten, zur Erfüllung der Schrift nöthigen Leiden mit größter Seelenruhe hin, ver-

liert keinen Augenblick die Haltung des über alles Leiden erhabenen Gottessohnes. Es läßt sich nicht leugnen, daß dies eine folgenrechtere Durchführung des göttlichen Charakters ist, welchen das Neue Testament Jesu verleihet, als ein Zittern und Zagen bei den drei andern Evangelisten, welches mit dem Wesen eines wunderthätigen, die ganze Natur beherrschenden, selbst Todte auferweckenden Gottessohnes nicht in Einklang steht. Die andern Evangelisten haben in diesem Zittern und Zagen Jesu, wie bei mancher andern Gelegenheit, der Wirklichkeit ihren Tribut gezahlt, indem sie die Darstellung Jesu als übermenschlichen Wesens damit durchkreuzten und daran erinnerten, daß er in der That doch ein Mensch gewesen sei. Ob Jesus wirklich in Gethsemane gezittert und gezagt, können wir trotz dem nicht mit Sicherheit wissen, zumal wir ja auch nicht wissen, ob er wirklich seine bevorstehende Gefangennehmung gewußt habe, und er sie schwerlich mit solcher Bestimmtheit gekannt hat, wie die Evangelien berichten. So wie das vierte Evangelium ihm ein völlig ruhiges und sicheres Benehmen zuschreibt, um ihn als den über alles Irdische erhabenen Gottessohn darzustellen, so könnten im Gegentheil die Andern ihm das Zittern und Zagen beigemessen haben, um das Leiden recht stark zu schildern, welches der Sohn Gottes um der Menschen willen auf sich genommen habe.

Wir haben nun in der evangelischen Erzählung noch die Gefangennehmung, die Verurtheilung und die Kreuzigung Jesu vor uns. Sämmtliche Evangelien erzählen sie, und zwar in den gröbsten Grundlinien übereinstimmend, dagegen in einer Menge von einzelnen Zügen bedeutend von einander abweichend. Manche dieser Züge haben alle vier, manche nur einige, manche nur einer. In manchen Punkten widersprechen sie sich geradezu, in andern lassen sie sich doch nicht miteinander vereinigen. Mitunter steht auch ein Evangelium mit sich selbst in Widerspruch. Wir haben ja diese Verhältnisse auch bisher schon gefunden. Wir wollen, zum Belege dafür, die Evangelien in den bedeutendsten dieser einzelnen Züge mit einander vergleichen, und bei einigen derselben, welche unserer Betrachtung noch andre Seiten darbieten, ein wenig verweilen.

Nach Markus hat Judas mit den Häschern verabredet, er wolle Jesum küssen und ihnen denselben dadurch bezeichnen, und so thut er auch, ohne daß Jesus etwas darauf erwiedert. Bei Lukas ist von einer solchen Verabredung nichts zu lesen, doch aber küßt Judas Jesum,

und Jesus spricht zu ihm: »Judas, mit einem Kusse verräthst du den Menschensohn?« Bei Matthäus findet sich ebenso die Verabredung, als der Kuß; auch spricht Jesus darauf zu Judas, nur ganz andre Worte, als bei Lukas, nämlich diese: »Freund, wozu kommst du?« Johannes hat gar nichts von dem Kusse. Statt daß bei den übrigen Evangelisten Judas Jesum den Häschern kenntlich macht, macht sich bei ihm Jesus selbst kenntlich, indem er zum Garten von Gethsemane heraus denselben entgegen geht, sie fragt, wen sie suchten, und sich dann als den Gesuchten bezeichnet.

Markus sagt einfach: »Einer aber von den Umstehenden zog das Schwert, und schlug nach dem Knechte des Hohenpriesters, und hieb ihm das Ohr ab,« — weiter nichts. Lukas dagegen erzählt, die Begleiter Jesu hätten ihn gefragt, ob sie mit dem Schwerte dreinschlagen sollten, und es hätte sofort einer von ihnen dem Knechte des Hohenpriesters das rechte Ohr abgehauen, und Jesus hätte darauf gesagt: »Laßt sie doch so ferne machen« (wie Luther die unklaren Worte übersetzt), und dann das Ohr durch Berührung geheilt. Nach Matthäus zieht, ohne vorhergehende Frage an Jesum, »Einer von denen, die bei Jesu waren«, sein Schwert, und haut dem Knechte des Hohenpriesters das Ohr ab, worauf Jesus sagt: »Stecke dein Schwert an seinen Ort! denn alle, die das Schwert ergreifen, kommen durch's Schwert um. Oder meinst du, daß ich nicht jetzt kann meinen Vater bitten, und er mir mehr als zwölf Legionen Engel zusenden wird? Wie soll aber die Schrift erfüllt werden? Denn so muß es geschehen. Von einer Heilung des Ohres ist nichts berichtet. Nach Johannes ist es Petrus, der das Ohr abhaut, und der Knecht heißt Malchus; Jesus sagt aber zu Petrus: »Stecke das Schwert in die Scheide! Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?« Man sieht, wie jeder der drei Evangelisten außer Markus die Sache anders bearbeitet hat.

Noch eines besonders auffallenden Zuges bei Johannes müssen wir hier erwähnen. Während nämlich bei den anderen Evangelisten Jesus *gewaltsam* ergriffen wird, obgleich er seine Gefangennehmung voraus weiß, tritt er bei Johannes im Gegentheil, wie schon erwähnt, den Häschern entgegen und überliefert sich ihnen freiwillig, wobei dieselben vor Schrecken zu Boden stürzen. Es heißt dort wörtlich so: »Jesus nun, *der Alles wußte, was ihm begegnen sollte*, ging hinaus und sprach zu ihnen: wen suchet ihr? Sie antworteten ihm: Jesum von Nazareth. Jesus sagt zu ihnen: ich bin es! Judas

aber, der ihn überlieferte, stand auch bei ihnen; als er nun zu ihnen sprach: Ich bin es! wichen sie zurück und fielen zu Boden. Wiederum nun fragte er sie: Wen suchet ihr? Sie aber sprachen: Jesum von Nazareth! Jesus antwortete: Ich habe es euch gesagt, daß ich es bin.« Von diesem Vorfall haben die andern drei Evangelisten, obgleich er doch sehr bedeutend erscheinen mußte, kein Wort. Es wäre ebenso unbegreiflich, wie sie ihn nicht erzählt haben könnten, wenn sie ihn gekannt und geglaubt hätten, als, wie sie ihn nicht gekannt haben sollten, wenn er wirklich sich ereignet hätte. Es leuchtet ein, daß die ganze Erzählung eine Dichtung ist, welche die göttliche Hoheit Jesu, seine Uebermacht und seine Seelenruhe bei der Verhaftung in hellstes Licht stellen sollte.

Wir kommen nun zum Verhöre Jesu im Hause des Hohenpriesters. Die Verläugnung durch Petrus ist schon oben erwähnt. Es kommt hier nun hauptsächlich auf die Anklage gegen Jesus und den Grund seiner Verurtheilung an. Markus erzählt, die Hohenpriester und das ganze Synedrium hätten Zeugniß wider Jesus gesucht, um ihn zum Tode zu bringen, aber keins gefunden, weil die vorgebrachten Zeugnisse nicht übereingestimmt hätten. Einige hätten dann wider ihn gezeugt, sie hätten ihn sagen hören: »Ich will diesen mit Händen gemachten Tempel abbrechen und binnen drei Tagen einen andern, nicht mit Händen gemachten, aufbauen;« aber auch hierin hätten sie nicht übereingestimmt, wie denn Markus selbst auch diese Aussage als falsch bezeichnet. Jesus habe hierauf trotz der Frage des Hohenpriesters, was er dazu sage, nichts geantwortet. Da habe ihm denn dieser die Frage vorgelegt: »Bist du der Christus, der Sohn des Hochgelobten?« und Jesus habe geantwortet: »Ich bin es; und ihr werdet den Menschensohn sitzen sehen zur Rechten der Majestät und kommen mit den Wolken des Himmels.« Da habe der Hohepriester, sein Kleid zerreißend, geantwortet: »Was haben wir noch Zeugen nöthig? — ihr habt die Lästerung gehört. Was meinet ihr?« und sie hätten Alle ihn des Todes schuldig erkannt. — Bei Lukas dagegen wird Jesu sofort die Frage vorgelegt, ob er der Christus sei, worauf er antwortet: »Wenn ich es euch sage, so glaubet ihr nicht; und wollte ich auch fragen, so würdet ihr mir nicht antworten, noch mich lossprechen. Von nun an wird der Menschensohn sitzen zur Rechten der Majestät Gottes.« Da hätten sie Alle gesagt: »Du bist also der Sohn Gottes?« und er hätte geantwortet: »Ja, ich bin es.« Von der Beschuldigung in Bezug auf das Abbrechen des Tempels ist bei Lukas nichts zu

finden. Bei Matthäus ist der Bericht wesentlich ebenso, wie bei Markus. Der Hohepriester bezeichnet die Erklärung Jesu, daß er der Christus, der Sohn Gottes sei, zur Rechten der Majestät sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen werde, für Lästerung. — Bei Johannes wird Jesus vom Hohenpriester nach seinen Jüngern und seiner Lehre gefragt, also wieder ganz anders, als bei den drei ersten Evangelisten. Jesus antwortet: »Ich habe frei geredet vor der Welt, ich habe allezeit gelehrt in der Synagoge und im Tempel wo alle die Juden zusammen kommen, und im Verborgenen habe ich nichts geredet: — was fragst du mich? Frage die, die es gehört haben, was ich zu ihnen geredet; diese wissen, was ich gesagt habe.« Darauf habe ein Gerichtsdiener Jesu ins Gesicht geschlagen, weil er dem Hohenpriester so ungebührlich antworte, worauf Jesus erwiedert: »Habe ich Unrecht geredet, so beweise, daß es Unrecht sei; wenn aber recht, was schlägst du mich?« So ist also bei Johannes — denn gleich hierauf wird Jesus zu Pilatus geführt — von einer Frage und Antwort über die Christuswürde Jesu, ebenso wie von einer Anklage wegen der Aeußerung über das Tempelabbrechen, gar nichts berichtet.

Jesus wird darauf, nach Bericht sämmtlicher Evangelien, vom Hohenpriester zum römischen Landpfleger Pilatus geschickt, vor diesem angeklagt und von ihm verhört. Bei Markus fragt ihn Pilatus, ob er der »König der Juden« sei, was von ihm bejahet wird, worauf er auf weitere Fragen nicht mehr antwortet, so daß sich Pilatus darüber verwundert. — Bei Lukas dagegen ist die Anklage der Priester gegen Jesum ausdrücklich aufgeführt, nämlich so: »Diesen haben wir gefunden als Einen, der das Volk verführt und ihm wehret, dem Kaiser Steuer zu geben, indem er sagt, er sei König Christus.« Pilatus fragt ihn darauf: »Bist du der König der Juden?« worauf Christus einfach antwortet: »Du sagest es.« Darauf heißt es in der Erzählung des Lukas sofort weiter: »Pilatus sprach nun zu den Hohenpriestern und dem Volke: Ich finde keine Schuld an diesem Menschen.« Wie unmöglich ist diese Antwort! Jesus ist eben vor Pilatus angeklagt worden, er gebe sich für den König der Juden aus, verführe das Volk und halte es ab, dem Kaiser die Steuer zu bezahlen; — Pilatus hat ihn darauf selbst gefragt, ob er wirklich der König der Juden sei, — und Jesus hat darauf ohne Umschweife »Ja« geantwortet; — und auf diese Anklage und dieses Bekenntniß des Angeklagten soll Pilatus nun geantwortet haben: »Ich finde keine Schuld an diesem Menschen.« Jene Anklage und jenes Bekenntniß

lauteten auf Hochverrath, und der Vertreter des Kaisers, gegen welchen dieser Hochverrath ging, soll in Folge desselben den Angeklagten und Geständigen für schuldlos erklärt haben! Ein in sich mehr widersprechender Bericht kann nicht gedacht werden. — Die Sache ist in sich selbst unmöglich. Die Frage ist nur, wie es möglich gewesen sei, daß der unbekannte Verfasser des Evangeliums etwas Derartiges niederschrieb. Wir können uns dies etwa auf folgende Art erklären. Er hatte die zwei Notizen, Jesus sei angeklagt worden, daß er sich zum König der Juden aufwerfe, und die andere, Pilatus habe ihn für unschuldig erklärt. Die erste ist ohne Zweifel richtig, die zweite aber kann sehr leicht aus dem Bestreben der ersten Christen entstanden sein, den Juden alle Schuld der Hinrichtung Jesu zuzuschreiben und also zu dem Zwecke, den römischen Landpfleger möglichst davon zu entbinden. Es wird darum in allen Evangelien von diesem nur berichtet, er habe dem Drängen der jüdischen Hohenpriester den Angeklagten endlich preisgegeben. Der Verfasser des Evangeliums stellte diese beiden Umstände, jene Anklage und diese verhältnißmäßige Unbetheiligtheit des Pilatus, hier so widersprechend zusammen, wie wir es gesehen haben.

Johannes hat, um das lossprechende Urtheil des Pilatus zu begründen, dagegen erzählt, Jesus habe mit Pilatus eine längere Unterredung über seine jüdische Königswürde gehabt und ihm dabei erklärt, daß sein Reich nicht von dieser Welt, daß er vielmehr in die Welt gekommen sei, um die Wahrheit zu bezeugen, und daß diejenigen auf seine Stimme hörten, also gewissermaßen seine Unterthanen ausmachten, die von der Wahrheit wären, worauf dann Pilatus erklärt habe, daß er keine Schuld an ihm finde. Bei Lukas aber ist beim ersten Verhöre des Pilatus dergleichen nicht erzählt, erst bei einem zweiten Verhöre, nachdem er Jesum inzwischen zu Herodes geschickt hat, läßt Lukas ihn sagen: »Ihr habt diesen Menschen zu mir gebracht, als mache er das Volk abwendig; und siehe, nachdem ich ihn in eurer Gegenwart verhört (wovon jedoch nicht das Geringste erzählt ist), habe ich an diesem Menschen keine Schuld gefunden, deren ihr ihn anklaget. Aber auch nicht Herodes; denn ich habe euch an ihn gewiesen, und siehe, es ist von ihm nichts verübt worden, was des Todes würdig wäre.«

Darauf versucht Pilatus, Jesum auf die Weise zu retten, daß er die Juden nach einer am Osterfeste geltenden Gewohnheit fragt, welchen von den Gefangenen sie los haben wollten, ob den Barrabas,

welcher wegen Aufruhrs und Mordes gefangen saß, oder Jesus. Das Volk wählt jenen und verlangt, daß er Jesum kreuzigen lasse, worauf Pilatus ihn geißeln läßt und den Soldaten zur Kreuzigung überliefert. Bei Lukas wesentlich eben so; dreimal, nach der heiligen Zahl, macht dort Pilatus den Versuch. Matthäus bringt zu dem Allen noch zweierlei hinzu: Zuerst nämlich läßt er das Weib des Pilatus, während er auf dem Richterstuhle sitzt, zu ihm senden und ihm sagen, daß er doch »mit diesem Gerechten« nichts zu schaffen haben möge, denn sie hätte in vergangener Nacht um seinetwillen viel im Traume erlitten. Zweitens läßt er den Pilatus, als er endlich den Anklägern nachgiebt, Wasser nehmen und sich vor dem Volke die Hände waschen, und sagen: »Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten; ihr möget zusehen!« — worauf das Volk antwortet: »Sein Blut komme auf uns und auf unsere Kinder!« In beiden Erzählungen sehen wir, wie schon früher, alle Schuld der Hinrichtung Jesu den Juden beigemessen, während Pilatus als nur widerwillig nachgebend dargestellt ist.

Bei Johannes fragt Pilatus die Juden, welche Jesum zu ihm führen: »Welche Klage bringt ihr gegen diesen Menschen?« — worauf sie antworten: »Wenn dieser kein Verbrecher wäre, so hätten wir ihn dir nicht überliefert,« worauf Pilatus wieder sagt: »Nehmet ihr ihn und richtet ihn nach euerm Gesetz,« — worauf die Juden abermals sprechen: »Uns ist nicht erlaubt, Jemand hinzurichten.« Daß auf diese Weise eine Unterredung zwischen Anklägern und Richter nicht geschehen kann, ist wohl nicht nöthig, aus einander zu setzen. — Dennoch weiß Pilatus nun auf einmal, man weiß nach bisheriger Darstellung nicht woher, wessen Jesus angeklagt ist, indem er ihn fragt: »Bist du der König der Juden?« Später läßt das vierte Evangelium den Pilatus fast endlose Versuche machen, die Juden von dem Wunsche, daß Jesus hingerichtet werden möchte, abzubringen. Es berichtet, wie schon bemerkt, mehrfache Unterredungen zwischen Jesus und Pilatus, in Widerspruch zu der Bemerkung bei den andern Evangelisten, daß Jesus außer einem kurzen: »Du sagst es«, dem Pilatus weiter nicht geantwortet habe.

Es folgt darauf bei Markus die bekannte Verspottung Jesu durch die römischen Soldaten, welche Lukas dagegen durch die Soldaten des Herodes und durch diesen selbst geschehen läßt.

Nach dem, was die Evangelisten über den gegen Jesus geführten Prozeß berichten, scheint es unzweifelhaft, daß er deshalb zum Tode

verurtheilt worden ist, weil er sich für den Christus und für den König der Juden ausgegeben habe. Ob die Bezeichnung als »König der Juden« nicht vielleicht nur eine anklägerische Erklärung des Ausdruckes »Christus« gewesen sein könne, um der Sache dadurch einen politischen Anstrich zu geben und die Römer zu seiner Verurtheilung zu bewegen, — oder ob Jesus wirklich sich als König der Juden bezeichnet habe, möchte sich schwer entscheiden lassen. Darüber wohl noch später. — Die Anklage, daß er gesagt habe, er könne oder sie möchten den Tempel abbrechen, und er wolle dann in drei Tagen einen neuen bauen, wird von den Evangelisten für falsch erklärt. Es ist jedoch wohl möglich, daß dieses Wort eine kühne Aeußerung Jesu in sich schlösse, womit er hätte sagen wollen, der Tempel und Gottesdienst, auf den die jüdischen Priester einen so hohen Werth legten, als wenn ohne denselben gar nicht zu bestehen sei, sei wohl zu entbehren und sein Sturz werde kein Unglück sein, müsse im Gegentheil erfolgen und er selbst werde an die Stelle desselben ein neues Religionswesen setzen, welches mehr im Innern der Menschen seine Stätte habe und solch äußerer Zurichtungen, Gebäude und Ceremonien nicht bedürfe. Es wäre dies ein großes und bedeutsames Wort Jesu und würde von einem großartigen Bewußtsein über sein Unternehmen zeugen. Freilich ist es überhaupt schwer, wenn nicht unmöglich, zwischen dem, was Jesus selbst gedacht, gewollt und geredet hat, und dem, was Andre nach ihm gedacht und ihm in den Mund gelegt haben, sicher zu unterscheiden und zu einem klaren Bilde von ihm zu kommen. Es könnte jener Ausspruch vielleicht nur einen Gedanken der Christen enthalten, der ihnen späterhin aufgegangen wäre, als sie sich nun vom Judenthume ausgestoßen fanden, und sahen, daß ihr Religionswesen in der That etwas anderes geworden sei, als der Tempeldienst dargeboten habe. Daß die Evangelien eine Menge solcher späteren Christen-Gedanken zu Christus-Gedanken gemacht und Jesu in den Mund gelegt haben, ist nicht zu bezweifeln.

Von dem, was weiter noch über die Kreuzigung selbst erzählt ist, wollen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch das Wichtigste hervorheben. Alle vier Evangelisten erzählen, es seien mit Jesus, ihm zur Rechten und Linken, zwei Räuber gekreuzigt worden. Johannes sagt von denselben weiter nichts. Matthäus und Markus sagen, sie hätten beide in die Verspottung, welche die Umstehenden, namentlich auch die Hohenpriester und Schriftgelehrten, gegen Jesus

geübt, eingestimmt. Lukas dagegen läßt nur den einen in diesen Hohn einstimmen und dagegen den andern diesen dafür schelten und sagen: »Fürchtest du Gott nicht, da du doch in gleicher Strafe bist? und zwar wir gerecht, denn wir empfangen den Lohn für das, was wir gethan, dieser aber hat nichts Unrechtes gethan.« Darauf wendet derselbe sich sogar an Jesus mit der Bitte: »Gedenke meiner, Herr, wenn du zu deinem Reiche kommst,« worauf Jesus ihm antwortet: »Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.«

Dies ist eins von den sogenannten sieben Worten Jesu am Kreuze, welche aber nicht etwa von Einem Evangelisten oder gar Allen vollständig mitgetheilt werden, sondern vielmehr zerstreut, das eine in diesem, das andre in jenem enthalten sind. Eins der hauptsächlichsten ist dies, daß Jesus gerufen haben soll: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.« Es sind dies die Anfangsworte des zweiundzwanzigsten Psalms, weshalb um so zweifelhafter ist, ob er sie wirklich gesprochen habe, oder ob sie ihm nur eben aus diesem Psalme zugeschrieben worden sind. Johannes hat, aus oben angeführten Gründen, diesen Schmerzensruf natürlich nicht. Er läßt ihn nur beim Sterben ruhig sagen: »Es ist vollbracht.« Nur ein Wort am Kreuze legt er ihm noch in den Mund, aber keines des Schmerzes und der Bedürftigkeit, sondern im Gegentheil der Sorge für fremdes Wohl, indem er nämlich seine am Kreuze stehende Mutter dem »Jünger, den er liebte«, zur Versorgung zuweist. Lukas läßt Jesum am Schlusse beim Verscheiden ausrufen: »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.« Markus läßt ihn nur einen Schrei thun. So auch Matthäus.

Aber auch noch von Wundererscheinungen beim Sterben Jesu erzählen die Evangelien. Von Mittag 12 bis Nachmittag 3 Uhr liegt eine Finsterniß über dem ganzen Lande, indem die Sonne verdunkelt wird; der Vorhang im Tempel zerreißt mitten entzwei. Matthäus fügt hinzu, die Erde habe gebebt und die Felsen wären zerrissen, die Gräber hätten sich aufgethan und viele Leiber der entschlafenen Heiligen seien aufgestanden, in die heilige Stadt gekommen und Vielen erschienen. Die Evangelisten lassen in dieser Weise auch die Natur trauern und beben über das Ungeheure, was da geschieht, die Hinrichtung des Sohnes Gottes. Am Sinnigsten von dem Allen möchte das Zerreißen des Tempelvorhanges sein. Vielleicht liegt dieser Angabe der Gedanke zu Grunde, daß durch den Tod Jesu das innere Wesen des Judenthums den Blicken bloßgelegt, das bisher

verborgene Allerheiligste desselben, vor welchem der Vorhang war, geöffnet worden sei, so daß man nun hätte hineinschauen und es verstehen können und es aufgehört hätte, ein unnahbares Heiligthum zu sein. Es würde dies an den Ausspruch des Apostel Paulus erinnern, daß die Juden beim Lesen des Alten Testaments die »Decke Mose's« vor ihrem Angesicht hätten, so daß sie dasselbige nicht verstünden, daß nun aber durch den Tod Christi die Decke Mose's hinweggenommen wäre und die Gläubigen mit unverhülltem Angesicht in das Alte Testament hineinschauten. Doch freilich sind wir auch hier nicht gewiß, ob wir nicht vielleicht dem Evangelisten etwas unterschieben, woran er nicht gedacht hat; es kann sein, daß dieses Zerreißen des Vorhanges wesentlich nichts andres sein soll, als das Zerreißen der Felsen, — daß es blos ein Erbeben und eine Trauer über den Tod des Sohnes Gottes dem Tempel, als dem größten Heiligthume, beimessen soll.

Wieviel aber auch von all den einzelnen Umständen, welche die Evangelisten bei ihrer Erzählung der letzten Lebenszeit und des Todes Jesu berichten, nicht wirkliche Geschichte sein mag, das Einfache bleibt stehen, daß Jesus von Nazareth gekreuzigt worden, daß er in dem Unternehmen, an die Stelle der Aeußerlichkeit und Heuchelei Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit zu setzen, den Märtyrertod von der herrschenden Priesterschaft erduldet hat. Dieses Einfache ist genug, diesen Tod als groß und ewigen Gedächtnisses würdig erscheinen zu lassen, den, der ihn litt, unter die Helden der Menschheit einzureihen, und uns beim Lesen der verschiedenen Berichte mit hoher Achtung und Verehrung zu erfüllen.

---

32. Auferstehung Jesu.

(Matth. 28. Mark. 16. Luk. 24. Joh. 20. 21.)

Die Auferstehung Jesu findet sich ebenfalls in allen vier Evangelien, jedoch in eben so bedeutenden oder noch viel bedeutenderen Abweichungen. Wir wollen damit beginnen, die verschiedenen Berichte mit einander zu vergleichen.

Am Morgen des ersten Tages der neuen Woche kommen einige Weiber zum Grabe. Nach Markus sind es die drei: Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und die Salome. Bei Lukas ist

zuerst nur überhaupt von »Weibern« die Rede, »welche mit ihm von Galiläa gekommen waren«; weiter unten werden als drei unter ihnen genannt: jene beiden Marien und Johanna. Bei Matthäus sind es nur die beiden Marien. Bei Johannes ist es allein Maria Magdalena. — Der Zweck ihres Kommens ist bei Markus Jesu Salbung, bei Lukas desgleichen, bei Matthäus kommen sie nur, um »die Gruft zu sehen«, bei Johannes ist gar kein Grund angegeben. — Das Grab ist durch einen Stein geschlossen. Bei Markus, Lukas und Johannes finden die Weiber ihn bereits weggewälzt, bei Matthäus dagegen geschieht ein großes Erdbeben und ein Engel des Herrn steigt herab vom Himmel, sein Anblick gleich dem Blitze und sein Gewand weiß wie Schnee; er wälzt den Stein von der Thür und setzt sich darauf. — Auch bei den Andern findet sich eine Engelserscheinung. Bei Markus sehen die Weiber, als sie in das Grab hineintreten, einen Jüngling in einem weißen Gewande zur Rechten sitzen, bei Lukas stehen zwei Männer in strahlenden Kleidern da, bei Johannes findet später die eine Maria zwei Engel in weißen Kleidern im Grabe sitzend, den einen zu Häupten, den andern zu Füßen des früher hier gelegenen Leichnames Jesu, der nun aber, nach der Angabe sämmtlicher Evangelien, nicht mehr vorhanden ist. — Die Engel kündigen nun den Weibern die geschehene Auferstehung an; bei Markus sind die Worte des »Jünglings«: »Entsetzet euch nicht! Jesum suchet ihr, den Nazarener, den Gekreuzigten: er ist auferstanden, er ist nicht hier. Siehe, hier ist die Stätte, wo sie ihn hingelegt hatten. Doch gehet und sprechet zu seinen Jüngern und zu Petrus: Er gehet vor euch voraus nach Galiläa; daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.« Bei Lukas sagen die »zwei Männer«: »Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, sondern er ist auferstanden. Erinnert euch, wie er zu euch geredet, da er noch in Galiläa war, und gesagt: es muß der Menschensohn überliefert werden in die Hände sündiger Menschen, und gekreuzigt und am dritten Tage auferstehen.« Bei Matthäus lauten die Worte des »Engels« beinahe gerade wie bei Markus. Bei Johannes fragen die »zwei Engel« die Maria nur: »Weib, was weinest du?« und sie antwortet: »Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.« — Das Benehmen der Weiber nach der gehabten Erscheinung ist ebenfalls verschieden, ja direkt widersprechend angegeben. Bei Markus heißt es, sie wären in Schrecken vom Grabe geflohen und hätten aus Furcht Niemand etwas von der Sache gesagt. Bei

Lukas dagegen heißt es: »Und sie kehrten zurück vom Grabe und verkündigten dieses Alles den Elfen und allen den Uebrigen.« Auch bei Matthäus ist gesagt, sie wären eilend gelaufen mit Furcht und großer Freude, es seinen Jüngern zu verkündigen. Eben so verkündigt bei Johannes Maria Magdalena dem Petrus und »dem anderen Jünger, welchen Jesus lieb hatte«, daß sie das Grab offen und leer gefunden habe.

Matthäus hat hier eine besondere Erzählung eingefügt, welche bei den anderen Evangelisten nicht zu finden ist. Sie reicht zurück bis in die Geschichte der Kreuzigung. Als nämlich der Leichnam in das Grab gelegt ist, kommen die Hohenpriester und Pharisäer zu Pilatus und sagen zu ihm, »jener Betrüger«, Jesus, habe bei seinen Lebzeiten gesagt, nach drei Tagen werde er auferstehen. Damit nun die Jünger nicht etwa in dieser Zeit seinen Leichnam stöhlen, und das Volk glauben machten, er wäre auferstanden, und so der letzte Betrug größer würde, als der erste, möge er doch drei Tage lang eine Wache vor das Grab legen. Pilatus willfahret dieser Bitte, es wird eine Wache vor das Grab gestellt und der Stein versiegelt. Als denn nun der Engel vom Himmel kommt und unter großem Erdbeben den Stein hinwegwälzt, beben die Wächter und sind wie todt vor Schrecken. Es gehen einige von ihnen in die Stadt zu den Hohenpriestern und erzählen denen Alles; diese versammeln den Rath und bestechen nach gemeinsamem Beschlusse die Soldaten mit reichlichem Geld, daß sie sagen sollen, die Jünger wären bei Nacht gekommen, während sie geschlafen, und hätten den Leichnam gestohlen. Sie versprechen ihnen dabei, beim Landpfleger sie der Strafe für ihren Mangel an Wachsamkeit schon zu überheben. Die Soldaten thun, wie ihnen geheißen ist, »und so verbreitete sich,« heißt es bei Matthäus, »diese Rede unter den Juden bis auf den heutigen Tag«. — Bei den anderen Evangelisten ist, wie gesagt, von dieser Geschichte keine Spur, und doch müßte dieselbe eine ganz offenkundige gewesen sein und das allgemeinste Aufsehen erregt haben. Es ist kein Zweifel, daß dieselbe unhistorisch ist. Unter den Juden ging die hier erwähnte Sage, der Leichnam Jesu sei von den Jüngern gestohlen. Dies setzten jene der Sage der Christen von der Auferstehung Jesu entgegen. Um dieselbe nun als eine böswillige Erfindung darzustellen, erzählte man von christlicher Seite diese Geschichte von der Wache am Grabe und von deren Bestechung durch die Priester.

Die anfangs von den Engeln nur verkündigte Auferstehung Jesu bestätigt sich denn nun auch durch mehre Erscheinungen desselben. Auch diese werden bei den Evangelisten sehr verschieden und sehr widersprechend erzählt. Bei Markus erscheint der Auferstandene zuerst der Maria Magdalena, dann zweien von »denen, die mit ihm gewesen waren«, während sie über Feld gehen, und endlich zum dritten und letzten Male »den Elfen selbst, als sie zu Tische lagen«. Bei Lukas erscheint er zuerst jenen Zweien unterwegs, dann, ohngefähr zu derselben Zeit, dem Petrus, dann den Elfen und den Zweien gemeinschaftlich. Bei Matthäus erscheint er zuerst den zwei Marien, indem er ihnen auf ihrem Rückwege vom Grabe begegnet, dann zum zweiten Male den Elfen auf einem Berge in Galiläa, wohin er sie beschieden hatte. Bei Johannes erscheint er zuerst der Maria Magdalena im Garten beim Grabe, dann »den Jüngern«, als sie aus Furcht vor den Juden bei verschlossenen Thüren versammelt sind, und endlich wieder den Jüngern am See von Tiberias, als dieselben fischen. Wir sehen also, daß die Evangelien selbst in Bezug auf Personen und Orte, denen und wo der Auferstandene erschienen sein soll, nicht einig sind, ja sich zum Theile geradezu widersprechen. So z. B. findet die letzte Erscheinung bei Matthäus auf einem Berge in Galiläa statt, bei Johannes dagegen am See Tiberias in Galiläa und bei Lukas in Bethanien bei Jerusalem. Und während bei Matthäus und Markus die Jünger geradezu nach Galiläa gewiesen werden, wo sie mit dem Auferstandenen zusammentreffen würden, weist sie bei Lukas Jesus selbst gerade im Gegentheil an, daß sie in Jerusalem bleiben sollten, bis sie ausgerüstet worden wären mit Kraft aus der Höhe, d. h. bis zur Ausgießung des heiligen Geistes, und es ist auch nach seiner letzten Erscheinung noch ausdrücklich bemerkt, daß sie in Jerusalem geblieben wären und den Tempel fleißig besucht hätten. So denken sich also die einen von den Evangelisten die Jünger in der ersten Zeit nach der Kreuzigung überhaupt in Jerusalem bleibend, die andern dagegen in ihre Heimath nach Galiläa zurückgekehrt. Welch ungeheurer Widerspruch, der so recht deutlich zeigt, wie so gar nicht daran zu denken ist, daß Apostel diese Evangelien verfaßt hätten.

Die meisten Erscheinungen sind nur ganz kurz angegeben, nur einige sind weiter ausgeführt. So erzählt Lukas die Erscheinung, welche die Zwei auf dem Wege haben und welche bei Markus nur ganz kurz angegeben ist, sehr ausführlich. Es sind dies die bekannten

»Jünger von Emmaus«. Jesus erklärt ihnen nach der Schrift die Nothwendigkeit, daß er habe leiden müssen, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen, wie überhaupt die Evangelien sich ganz besonders angelegen sein lassen, die Nothwendigkeit des Leidens und Sterbens Christi aus dem Alten Testamente zu erweisen. Es ist dies durch das Verlangen der Christen hervorgebracht, den Einwurf der Juden gegen und ihre eigene Verwunderung über den Tod ihres Messias zu widerlegen und denselben im Gegentheil in eine Bestätigung der Messiaswürde zu verwandeln. Bei Johannes sind alle Erscheinungen sehr ausführlich erzählt, und zwar ganz abweichend von den Uebrigen. Besonders ist die letzte am See Tiberias weit ausgesponnen. Der vierte Evangelist flicht hier die Erzählung der andern Evangelien vom reichen Fischzuge des Petrus ein. Jesus steht am Ufer, während die Jünger fischend im Bote sind, und fragt, ob sie nichts zu essen hätten. Er ißt dann wirklich mit ihnen, indem er zuvor am Lande auf einem Kohlenfeuer Fische und Brod bereitet hat; und dann hat er mit dem Petrus eine ausführlichere Unterredung mit der dreimal wiederholten bekannten Frage, ob er ihn lieb habe, womit der vierte Evangelist die Verleugnung des Petrus andeutungsweise von Neuem zur Sprache bringt. Bei der zweiten, vom vierten Evangelisten erzählten Erscheinung des Auferstandenen, wird die bekannte Geschichte vom ungläubigen Thomas eingeflochten, welche die übrigen Evangelisten ebenfalls nicht haben. Die Kunde von der Auferstehung Jesu fand keineswegs bei allen Christen Glauben, wie die Evangelien selbst, und wie auch Paulus, wenigstens in Bezug auf die allgemeine Auferstehung, bezeugt. So wie nun dem Unglauben der Juden, z. B. durch jene Erzählung von der Wache am Grabe und der vom Speerstich, entgegen getreten werden mußte, so ist hier in der Erzählung vom ungläubigen Thomas dem Unglauben unter den Christen selbst entgegen getreten. In Thomas sind die ungläubigen Christen in einer Person zusammengefaßt; sie sollen durch die Erzählung geschlagen und beschämt werden, daß er durch seine Hände und sein Gesicht überzeugt worden sei. Der Evangelist läßt Jesum allen Ungläubigen zurufen: »Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben!«

Sehr verschieden ist auch die Art und Weise, in welcher die Evangelisten den Auferstandenen erscheinen lassen. Nach dem einen, wie wir gesehen haben, ißt er mit den Jüngern, läßt sich von ihnen anfühlen, zum Zeichen, wie er selbst sagt, daß er kein Geist, sondern Fleisch und Bein sei. Bei andern warnt er, ihn nicht anzufassen,

erscheint und verschwindet plötzlich, tritt sogar durch verschlossene Thüren ein; auch erkennen ihn die Seinen oftmals gar nicht, wenn er auch nahe bei ihnen ist und mit ihnen redet; gelegentlich, wie bei den Jüngern von Emmaus, sind sogar beide Erscheinungsarten mit einander verbunden, indem er erst mit ihnen ißt und dann doch verschwindet. Man hat sich also, wie man sieht, seine Natur nach der Auferstehung bald mehr geisterhaft, bald völlig körperlich und menschlich vorgestellt.

Auch die von dem Auferstandenen zu seinen Jüngern zuletzt geredeten Worte werden sehr verschieden angegeben. Bei Matthäus lauten sie: »Mir ist alle Gewalt verliehen im Himmel und auf Erden. Gehet hin und bekehret alle Völker und taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, indem ihr sie lehret, Alles zu halten, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.« — Bei Markus lauten sie: »Gehet hin in alle Welt und verkündiget das Evangelium allen Menschen. Wer da glaubet und getauft wird, der wird gerettet werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden. Und diese Zeichen werden die, so glauben, begleiten: — in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen aufheben und, wenn sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden. Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden genesen. — Bei Lukas lauten dieselben: »Das sind die Reden, die ich euch gesagt, als ich noch bei euch war, daß Alles erfüllet werden müsse, was in dem Gesetz Mosis und in den Propheten und Psalmen von mir geschrieben steht.« Dann folgt die Bemerkung, er habe ihnen den Sinn der Schrift aufgeschlossen und weiter gesagt: »Also stehet es geschrieben und also mußte Christus leiden und von den Todten auferstehen am dritten Tage und auf seinen Namen Buße und Vergebung der Sünden verkündigt werden unter allen Völkern, anfangend von Jerusalem. Ihr nun seid deß Zeugen, und siehe, ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch; ihr aber bleibt in der Stadt Jerusalem, bis daß ihr ausgerüstet worden seid mit Kraft aus der Höhe. — Im Johannes findet sich bei der letzten Erscheinung des Auferstandenen ein solch letztes Wort an die Gesammtheit der Jünger gar nicht, sondern nur die schon vorhin berührte Unterredung mit Petrus, wobei er ihm die Weisung giebt, seine Schafe zu weiden. Doch findet sich bei der zweiten Erscheinung ein solches Wort an Alle. Es lautet: »Friede sei mit euch! Wie mich der Vater

gesandt hat, so sende ich euch.« Darauf haucht er sie an und sagt dabei: »Empfanget den heiligen Geist. Wem ihr die Sünden erlasset, dem sind sie erlassen. Wem ihr sie behaltet, dem sind sie behalten.«

Dem Leser kann wohl die Langwierigkeit der hier gegebenen Vergleichung der evangelischen Berichte von der Auferstehung etwas beschwerlich geworden sein; sie wird aber, wenn er mit Aufmerksamkeit ihr folgte, sicherlich ihm eine klare Anschauung von der Natur dieser Berichte gegeben und die Einsicht in ihm begründet haben, daß wir in denselben in der That nicht auf dem Boden der Geschichte, sondern auf dem der Dichtung stehen. Diese verschiedenen und in sich widersprechenden Angaben und Erzählungen von den Erscheinungen des Auferstandenen, die die Jünger gehabt haben sollen, können mit einander durchaus nicht in Einklang gesetzt werden, so viel es auch die nicht unbedingt nach Wahrheit forschenden, sondern gläubigen Theologen versucht und natürlich auch behauptet haben. Im gewöhnlichen Unterricht und der gewöhnlichen Predigt ist es herkömmlich, all diese verschiedenen Geschichten der verschiedenen Evangelisten, so sehr sie einander meistens ausschließen, zusammen zu stellen und daraus eine beliebige Kette zu formiren, als stünden sie alle friedlich und in vollem Zusammenhange hinter einander in einem und demselben Buche. Man merke aber wohl, sie stehen in vier Büchern und nicht in einem, wovon jedes für sich allein die Geschichte der Auferstehung, wie überhaupt des Lebens und Sterbens Jesu erzählen will. Jedes will diese Geschichte ganz und voll geben, so weit der Verfasser sie zu wissen meint und wie er sie ansieht.

Was aber wird die geschichtliche Wahrheit bei der Sache sein? Das wollen wir noch mit Einigem betrachten.

Daß der Glaube an die Auferstehung Jesu schon zu den Zeiten der Apostel geherrscht habe, sehen wir aus den Briefen des Apostels Paulus. Die Evangelien können uns darüber keine Gewißheit geben, weil sie erst später geschrieben sind. Mindestens die vier ersten Briefe des Apostels Paulus sind aber ohne allen Zweifel wirklich von diesem Apostel selbst geschrieben, und diese reden von der Auferstehung Jesu und legen sogar das allergrößte Gewicht auf dieselbe. Der Glaube an sie also ist vorhanden gewesen; das steht fest. Wie ist er nun entstanden?

Wir haben schon bei Gelegenheit der Jesu beigemessenen Todtenerweckungen gesagt, daß, wo wirklicher Tod eingetreten sei, eine

Wiederbelebung unmöglich stattfinden könne. Darum ist es natürlich, daß von jeher diejenigen, welche dieses Naturgesetz kannten und anerkannten, an einen Scheintod Jesu dachten, aus welchem er wieder erwacht wäre. Man hat dies namentlich auch damit begründen wollen, daß diese Vermuthung theilweise durch die Evangelien selbst unterstützt werde, indem sie z. B. die Zeit, welche Jesus am Kreuze gehangen habe, als eine verhältnißmäßig kurze angeben, auch bemerken, daß sich namentlich Pilatus über den so frühen Tod Jesu verwundert habe, — ferner der vierte Evangelist, obgleich er sonst besonders eifrig ist, den wirklich eingetretenen Tod zu versichern, doch auch wieder sagt, man habe den zwei Schächern vor der Kreuzesabnahme die Beine gebrochen, damit sie nicht etwa wieder aufleben möchten, bei Jesus aber dies unterlassen, weil er schon völlig todt gewesen sei. Man hat demnach gemeint und viele meinen es noch, Jesus sei in dem kühlen Felsengrabe von seiner Ohnmacht wieder erwacht, unter irgend welchen Umständen aus demselben hervorgegangen und habe dann noch einige Zeit in der Verborgenheit mit seinen Jüngern zusammengelebt, bis er in Folge der erfahrenen Martern und Mißhandlungen endlich doch gestorben sei.

Auch durch diese Erklärung des Herganges werden jene einzelnen Erzählungen einem Theile nach doch für Dichtung erklärt. Wir können dagegen nicht umhin, sie alle unter diesen Begriff zu stellen. Jener angebliche Scheintod und das Erwachen aus demselben ist zwar an und für sich natürlich sehr wohl möglich; indeß scheint die evangelische Erzählung und der ganze Glaube an die Auferstehung Jesu, im Vergleich mit der ganzen Art und Weise der Evangelien, doch leichter ohne eine solche Annahme zu erklären, indem man statt derselben als Quelle dieses Glaubens blos die Phantasie der ersten Christen annimmt.

Auch Paulus glaubt, wie wir sahen, an die Auferstehung Jesu. Er sagt darüber (1 Kor. 15, 3—8) Folgendes: »Ich habe euch nämlich als das Vornehmste mitgetheilt, was mir auch mitgetheilt worden, daß Christus gestorben ist für unsere Sünden, nach der Schrift, und daß er begraben und daß er auferwecket worden am dritten Tage nach der Schrift, und daß er dem Kephas erschienen, sodann den Zwölfen. Hierauf erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von welchen die meisten noch jetzt leben, einige aber auch entschlafen sind. Hierauf erschien er dem Jakobus, sodann allen Aposteln. Zuletzt von Allen — — erschien er auch mir.«

Hier haben wir eine fünfte Angabe darüber, wem der Auferstandene erschienen sei. Keins der vier Evangelien stimmte darin mit den anderen überein, und so auch wieder Paulus mit keinem von ihnen. In keinem der vier Evangelien ist von einer Erscheinung die Rede, die dem Petrus, von keiner die dem Jakobus, von keiner, die fünfhundert Brüdern auf einmal geschehen sei. Merkwürdig ist auch, daß Paulus gar keins von den Weibern erwähnt, denen nach den Evangelien der Auferstandene gerade vorzugsweise und zuerst erschienen ist.

Nun also Paulus sagt, daß auch ihm selbst der Auferstandene erschienen wäre. Das ist das einzige Zeugniß, welches wir von einem wirklichen Zeitgenossen, welcher selbst eine Erscheinung gehabt zu haben meint, übrig haben, da weder das erste Evangelium vom Apostel Matthäus, noch das vierte vom Apostel Johannes geschrieben ist. Paulus giebt in jener Stelle weiter gar nicht an, wie jene Erscheinung des Auferstandenen, die er gehabt, gewesen sei. Wir werden jedoch sicherlich nicht irren, wenn wir dieselbe Erscheinung in einer anderen Stelle seiner Briefe ebenfalls gemeint finden. Es heißt nämlich im zweiten Briefe an die Korinther (12, 1): »Mich zu rühmen frommet mir freilich nicht, denn ich komme jetzt auf Gesichte und Offenbarungen des Herrn. Ich weiß von einem Bekenner Christi, der vor vierzehn Jahren (ob im Leibe, ich weiß es nicht, oder ob außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott weiß es) entrücket ward bis in den dritten Himmel. Und ich weiß von demselbigen Menschen, daß er (ob im Leibe oder außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott weiß es) entrücket ward in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.« Wer ist dieser Mensch, der vor vierzehn Jahren diese Offenbarungen hatte? Es ist nach dem offenbaren Zusammenhange der Apostel selbst. Und ebenso kann wohl schwerlich ein Zweifel obwalten, daß Paulus hier von jener ihm gewordenen Erscheinung des Auferstandenen redet. Dieselbe Sache ist auch in der Apostelgeschichte erzählt. Da heißt es (9, 3): »Als er aber reisete, geschahe es, daß er nahe an Damaskus kam. Und plötzlich umstrahlte ihn ein Licht vom Himmel, und nieder zur Erde fallend, hörte er eine Stimme, die zu ihm sagte: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? — Er sprach: Wer bist du, Herr? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Doch mache dich auf und gehe hinein in die Stadt, so wird dir gesagt werden, was du thun sollst. Die Männer aber, die mit ihm reisten, standen sprachlos und hörten zwar die Stimme, sahen aber Niemand. Saulus stand nun

auf von der Erde, da er aber seine Augen aufthat, sahe er Niemand, und ihn an der Hand geleitend, führten sie ihn hinein nach Damaskus. Und er konnte drei Tage lang nicht sehen, und aß und trank nicht.« Darauf wird ein Jünger in Damaskus, Namens Ananias, vom Herrn durch ein Gesicht zu Paulus gesendet, durch welchen denn die völlige Bekehrung des künftigen Apostels erfolgt. Derselbe Vorfall ist in der Apostelgeschichte noch zweimal (22, 6. 26, 12) und zwar nach der Darstellung derselben von Paulus selbst erzählt. Es findet sich in diesen Erzählungen besonders Ein sehr auffallender Widerspruch. In der ersten nämlich ist gesagt, die Begleiter des Paulus hätten zwar die Stimme gehört, aber Niemand gesehen; in der zweiten sehen sie umgekehrt zwar das Licht, hören aber keine Stimme.

Die Vergleichung jener beiden Stellen im ersten und zweiten Briefe an die Korinther mit dieser dreimal gegebenen Erzählung in der Apostelgeschichte und den Erzählungen von der Auferstehung in den Evangelien ist im höchsten Grade lehrreich und ganz geeignet, uns über das eigentliche Wesen der Auferstehung Jesu ins Klare zu setzen. — Der Apostel sagt: Der auferstandene Christus sei ihm erschienen. Die Art und Weise dieser Erscheinung erkennen wir aus der anderen Stelle, wo er von den ihm vor vierzehn Jahren gewordenen Gesichten und Offenbarungen spricht. Er sei entrückt worden bis in den dritten Himmel, — er habe unaussprechliche Worte gehört, — er wisse nicht, ob er dabei in oder außer dem Leibe gewesen: — das ist es, was er über die Art dieser Gesichte sagt. Es ist also bei ihm von keiner körperlichen, mit leiblichen Augen sichtbaren Erscheinung des Auferstandenen die Rede, sondern eben nur von einem »Gesicht«, einer Erscheinung vor der Phantasie, die der Apostel freilich, wie man überhaupt damals that, und noch jetzt Viele thun, für eine wesenhafte, außer dem Schauenden wirklich vor sich gehende Erscheinung hält. — Wie aber erscheint die Sache nur bei fremden Berichterstattern? Das sehen wir an der Apostelgeschichte und den Evangelien. Während der Apostel von unaussprechlichen Worten redet, die er gehört, weiß der Verfasser der Apostelgeschichte diese Worte ganz genau anzugeben; während der Apostel sagt, er wisse nicht, ob er in oder außer dem Leibe gewesen sei, weiß jener zu berichten, daß auch seine Begleiter die Sache wahrgenommen; während der Apostel von einer Entrückung in den dritten Himmel oder in das Paradies redet, spricht jener von einem Lichte, das die Reisenden in der Nähe von Damaskus gesehen hätten, erzählt er von

einer Blindheit, die den Apostel befallen, wovon dieser nichts erwähnt. Weiter ist es höchst belehrend, daß dieselbe Apostelgeschichte in ihren drei oben angeführten Berichten über diesen Vorfall sich so selbst widerspricht, wie wir gesehen haben. Es geht namentlich auch hieraus recht deutlich hervor, wie solche Berichte mehr oder weniger das Produkt des Schriftstellers sind.

Wie nun aber Paulus die ihm selbst gewordene Erscheinung des Auferstandenen ansieht, so setzt er sie ohne Zweifel auch bei den Andern voraus, so daß er, wenn er von denselben redet, eben nichts als »Gesichte«, keineswegs solch sinnliche Erscheinungen, wie die Evangelien sie geben, im Sinne hat. Die späteren Berichterstatter nun, welche die Evangelien verfaßt, zusammengestellt, weitergeschrieben und verändert haben, haben dann wieder, wie es dort der Verfasser der Apostelgeschichte gemacht, aus den Gesichten solch sinnliche Erscheinungen gebildet, und zum Theil wahrscheinlich in der Sage schon vorgefunden.

Der eigentliche Grund aller jener Auferstehungsscenen liegt darum ohne Zweifel einzig in solchen »Gesichten«. Irgend welche Anhänger Jesu schaueten ihn nach seinem Tode in ihrer Phantasie. Er hatte einen so gewaltigen Eindruck in ihrer Seele hinterlassen, so große Hoffnungen, deren Erfüllung durch seinen Tod durchbrochen schien, in ihnen begründet, daß es ihnen in Gefühl und Gedanken wie unmöglich erschien, daß er durch seine unerwartete Hinrichtung so auf einmal und ganz und gar hinweggenommen sein und Alles, was sie auf ihn gebaut, damit zerstört sein sollte. Geht es uns nicht gelegentlich auch noch ebenso? Haben nicht auch jetzt noch Hinterbliebene oft genug Erscheinungen ihrer Verstorbenen? Und doch leben wir in einer weit nüchterneren Zeit und jene Verstorbenen haben den Hinterbliebenen nicht die große Bedeutung, die Jesus für die Seinen hatte. Der mächtig aufgeregten Phantasie seiner Anhänger, welche in ihm einen göttlichen Propheten, ja einen Sohn Gottes und das Reich Gottes schon im Beginnen sah, mußte es ein Geringes sein, alsbald nach dem ersten niederschmetternden Schrecken den geliebten Lehrer und göttlichen Meister wieder lebendig zu schauen, ihn in der Nähe zu fühlen, Geistererscheinungen von ihm zu haben. Charakteristisch ist auch in den Evangelien dabei, daß es in ihnen allen gerade Frauen sind, welche zuerst ihn sehen, dann es den Anderen verkündigen, anfangs keinen Glauben finden, bis denn später auch Andere ihn sehen. Wohl zu beachten ist es auch, daß überhaupt in den Evangelien und in den Briefen öfters von solchen die Rede ist, welche die Auferstehung

Christi bezweifelt hätten. Vom ungläubigen Thomas haben wir schon gesprochen. Paulus eifert (1. Kor. 15) wider die unter den Christen, welche überhaupt an keine Auferstehung glaubten, und zeigt ihnen, daß ja dann auch Christus nicht auferstanden sein könne. Mit diesem Nichtglauben verwandt ist das Nichterkennen des Auferstandenen von Seiten seiner nächsten Schüler, welches in den Evangelien oftmals berichtet wird. Alles dieses zeigt, eine wie unsichere, von den ersten Christen verschieden aufgefaßte, zum Theil sogar entschieden bezweifelte Sache die Auferstehung Jesu war.

Auf diese Weise haben wir uns die Erzählungen von derselben zu erklären, und nicht durch die Annahme eines Scheintodes und Erwachens aus demselben. Diese ganz einfache Thatsache, nach welcher ja doch die Jünger Jesum leiblich lebendig und unzweifelhaft vor sich gesehen und mit ihm vierzig Tage lang, wie die Apostelgeschichte nachträglich die Zeit bestimmt (wieder die so oft vorkommende Vierzig), verkehrt hätten, hätte doch schwerlich diese Masse einander widersprechender und durchkreuzender Geschichten zur Folge haben können, während ihre Bildung nach unserer oben ausgeführten Ansicht sehr erklärlich ist, ja unvermeidlich war.

In dem Glauben an die Auferstehung Jesu haben die ersten Christen ihre unerschütterliche Zuversicht auf die Unvertilgbarkeit des wesentlichen Geistes, den sie in ihm geschauet hatten, bekundet und in ihrer Weise, vermöge der schauenden Phantasie, gestaltet. Das ist die innere Bedeutung dieser Geschichten.

33. Die Himmelfahrt Jesu.

(Mark. 16, 19. Luk. 24, 50 und 51. Apostelgesch. 1, 9 — 11.)

Mit der Auferstehung hängt die Himmelfahrt Jesu nahe zusammen. Bei Markus heißt es: »Der Herr nun, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward aufgenommen in den Himmel und setzte sich zur Rechten Gottes.« Bei Lukas: »Und er führte sie hinaus gen Bethanien, und seine Hände aufhebend, segnete er sie; und es geschahe, nachdem er sie gesegnet, schied er von ihnen und ward aufgehoben in den Himmel.« Das sind die beiden kurzen Berichte, welche wir darüber in den Evangelien finden. Die Apostelgeschichte weiß die

Sache schon ausführlicher zu erzählen. Es heißt da: »Und da er Solches gesprochen, ward er vor ihren Blicken aufgehoben, und eine Wolke nahm ihn weg aus ihren Augen. Und als sie emporblickten gen Himmel, während er hinwegging, siehe, da standen zwei Männer neben ihnen in weißem Gewande, die sprachen: Ihr galiläischen Männer, was steht ihr da und sehet zum Himmel? Dieser Jesus, der aufgenommen ist von euch in den Himmel, wird so kommen, wie ihr ihn sahet zum Himmel gehen.« Hier ist also auf einmal gesagt, daß es vor den Augen der Jünger geschehen sei, wovon wenigstens bei Markus noch durchaus nichts zu finden ist, — dann, daß ihn eine Wolke hinaufgehoben habe, — und endlich sind die zwei Männer in weißen Kleidern und ihre Rede ganz neu hinzugefügt.

Der Verfasser der Apostelgeschichte ist aber derselbe, welcher auch das Evangelium des Lukas verfaßt hat. Er erweitert also hier seinen eignen frühern Bericht, und das nicht blos in Bezug auf die Himmelfahrt, sondern auch in Bezug auf die Auferstehung. Das, was er nun in der Apostelgeschichte über die Auferstehung giebt, weicht sehr bedeutend ab von dem, was er im Evangelium über dieselbe Sache erzählt. In diesem nämlich weiß er nur von drei Erscheinungen zu berichten, ohne die geringste Andeutung, daß außer diesen noch mehr vorgekommen wären; in der Apostelgeschichte dagegen (1, 3) sagt er, daß er sich den Jüngern »darstellte lebend nach seinen Leiden in mancherlei Erweisung, indem er vierzig Tage hindurch ihnen erschien und redete vom Reiche Gottes«, womit doch unzweifelhaft öftere Erscheinungen gemeint sind. Ebenso giebt er die Worte Jesu, die er bei seiner letzten Erscheinung gesprochen, in der Apostelgeschichte (1, 4—8) ganz anders an, als im Evangelium, wie der Leser durch eigene Vergleichung sich überzeugen mag. Dies ist ein besonders augenfälliges Beispiel, wie wenig wir in solchen neutestamentlichen Berichten geschichtliche Wahrheit voraussetzen können, wie sehr dagegen die Verfasser dieser Schriften die Dinge, die sie erzählen, selbst schriftstellerisch gestaltet haben. Es kann dies durch nichts klarer werden, als eben dadurch, daß ein und derselbe Verfasser in zwei verschiedenen Schriften (ja, wie wir in Bezug auf des Paulus Bekehrung sahen, in derselben Schrift) dieselbe Sache verschieden darstellt.

Stimmten die vier Evangelien in Bezug auf die Auferstehung trotz aller Verschiedenheit ihrer einzelnen Erzählungen doch mindestens darin überein, daß sie dieselbe alle erzählten, so findet sich in ihnen in Beziehung auf die Himmelfahrt auch nicht einmal diese Ueber=

einstimmung. Markus und Lukas sind die beiden einzigen, welche sie in den im Anfang gegebenen kurzen Worten berichten; Matthäus und Johannes dagegen haben von ihr auch nicht einmal eine Andeutung. Das Evangelium des Matthäus endet mit den Worten, die der Auferstandene bei seiner letzten Erscheinung geredet haben soll, welche so schließen: »Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.« Man schiebe dem Verfasser nur nicht etwa auch hier wieder unter, er habe von der Himmelfahrt nichts gesagt, weil schon zwei andere Evangelien sie berichtet hätten. Warum hätte er denn die paar Worte zu schreiben und damit seinem Evangelium den gehörigen Abschluß zu geben unterlassen, während er doch ein ganzes Kapitel auf die Erzählung der Auferstehung verwendet, welche ja sogar drei andere Evangelien ausführlich genug beschrieben haben? — warum hätte er denn so ausführlich über den letzten Abend, die Gefangennehmung, Verhör, Verurtheilung und Kreuzigung berichtet, da doch die anderen drei Evangelien ebenfalls schon das Alles sehr ausführlich gegeben? — warum hätte er denn eine solche Menge von Wunderthaten und Reden Jesu gebracht, welche die anderen auch schon bringen? — warum hätte er sich nicht darauf beschränkt, blos das zu erzählen, was die Anderen nicht haben? Es ist nichts klarer, als daß jene Meinung nur ein ganz leeres Vorgeben, eine willkürliche Erfindung ist, um damit der Wahrheit auszuweichen. Der wahre Grund, weshalb Matthäus und Johannes die Himmelfahrt nicht berichten, kann wiederum nur der sein, daß sie entweder nichts von ihr wissen, oder sie nicht glauben. Matthäus zeigt ganz deutlich, daß er eine andere Vorstellung davon hat, wo der Auferstandene geblieben sei. Er meint nämlich, auch nach den erzählten Erscheinungen sei der Auferstandene gegenwärtig bei den Seinen, und werde es bleiben bis ans Ende der Welt. Jene zwei anderen Evangelisten dagegen haben die Frage, wo er denn geblieben sei, dahin beantwortet, er sei hinauf in den Himmel zu Gott gegangen, von wo er zur rechten Zeit, eben beim Ende der Welt, wenn er sein Reich aufrichten werde, wieder herabkommen werde zu den Seinen. Der vierte Evangelist setzt ohne Zweifel dasselbe voraus, obgleich er es nicht so ausdrücklich wie Matthäus sagt, sondern seine Erzählung mit den Berichten über die Erscheinungen des Auferstandenen plötzlich abbricht. Freilich reden die letzten Worte Jesu bei ihm von einem »Kommen« desselben, und er mag sich ihn auch zu Gott gegangen gedacht haben. Von einer solchen bestimmten Himmelfahrt aber weiß er unbedingt nichts.

Sollen wir nun etwa noch davon reden, ob die erzählte Himmelfahrt Jesu überhaupt denkbar sei? Es wäre das wohl eine überflüssige Sache. Wer etwa noch an den alten biblischen Himmel glaubt, der oben über der Erde ist, in welchem Gott auf seinem Throne sitzt, mit den Engeln und Seligen um ihn, und von wo aus derselbe auf die Erde herniederschaut und sie und die Welt regiert, der kann auch glauben, daß Jesus dort hinaufgefahren sei; und warum nicht auch am Ende das, daß es sichtbar geschehen, und daß eine Wolke, von Gott zu dem Zwecke gesendet, ihn hinaufgeführt habe. Wer aber weiß, daß diese Art von Himmel nicht vorhanden ist, daß der Himmel aus der unermeßlichen Welt besteht, daß auch die Erde, ein Stäubchen im Verhältniß zu der Unermeßlichkeit, in diesen Himmel und dieses Weltall mitten hinein gehört, — wer es weiß, daß das Leben der Welt selbst in ihrer ganzen Unermeßlichkeit inne wohnt u. s. w., wie dies Alles die fortgeschrittene wissenschaftliche Forschung und Erkenntniß lehrt, wer ferner die Thätigkeit der menschlichen Phantasie und ihre Schöpfungen im Alterthume kennt, und ihnen einigermaßen nachzugehen im Stande ist, der wird auch diese Erzählungen nach dem Allen zu würdigen wissen.

---

34. Die Wiederkunft Christi.

Die Geschichte Jesu endet nicht, wie wir schon sahen, mit seinem Tode; es folgt vielmehr noch Auferstehung und Himmelfahrt. Aber auch mit dieser Auffahrt zum Vater ist sie noch nicht geschlossen; vielmehr folgt nun seine Wiederkunft, die freilich nicht als schon geschehen erzählt, sondern erst in Aussicht gestellt wird.

Die Erwartung derselben geht durch das ganze Neue Testament hindurch. Schon da, wo im Anfange der Apostelgeschichte die Himmelfahrt ausführlicher erzählt wird, sagen die zwei himmlischen Männer in weißen Gewändern zu den Jüngern: »Dieser Jesus, der aufgenommen ist von euch in den Himmel, wird so wieder kommen, wie ihr ihn sahet hingehen in den Himmel.« Ganz besonders ist diese Wiederkunft auch in den Evangelien in verschiedenen Stellen, kürzer oder ausführlicher, in Aussicht gestellt. Sagt doch schon Johannes der Täufer: »Er hält seine Wurfschaufel in seiner Hand und wird

seine Tenne reinigen und seinen Weizen sammeln in den Speicher die Spreu aber verbrennen mit unauslöschlichem Feuer.« Das kann der Evangelist doch nur meinen von seiner Wiederkunft. Außerdem ist meistens Jesu selbst die Vorherverkündigung in den Mund gelegt. So spricht er gegen den Schluß der Bergpredigt von »jenem Tage«, an welchem Viele zu ihm »Herr! Herr!« sagen und sich auf das, was sie Alles in seinem Namen gethan, berufen, denen er aber dann erklären würde, daß er sie niemals gekannt habe. So sagt er in dem Gleichniß von dem guten und dem schlechten Samen (Matthäus 13, 41), der Menschensohn werde am Ende der Welt seine Engel aussenden, und die Uebelthäter durch sie in den Feuerofen werfen lassen, woselbst sie weinen und mit den Zähnen knirschen, während dagegen die Gerechten im Reiche ihres Vaters wie die Sonne leuchten würden. So sagt er ferner (Matth. 19, 27): »Der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln und dann wird er einem Jeglichen vergelten nach seinem Thun.« So antwortet er dem Petrus auf die Frage, was den Jüngern denn dafür werden würde, daß sie Alles verlassen hätten und ihm nachgefolgt wären: »Ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, werdet bei der Wiederherstellung, wenn der Menschensohn sitzet auf dem Throne seiner Herrlichkeit, auch sitzen auf zwölf Thronen und die zwölf Stämme Israels richten.« Am letzten Abend sagt er zu seinen Jüngern: »Ich werde von nun an nicht mehr trinken von diesem Gewächse des Weinstocks bis zu jenem Tage, wo ich es mit euch neu trinke im Reiche meines Vaters.« Und zu dem ihn verhörenden Hohenpriester, gegen den er sich als Sohn Gottes bekannt hat, sagt er: »Von nun an werdet ihr den Menschensohn sitzen sehen zur Rechten der Majestät und kommen auf den Wolken des Himmels.« Am bestimmtesten und ausführlichsten aber redet er von seiner Wiederkunft bei der Gelegenheit, wo er mit seinen Jüngern vom Tempel auf den Oelberg geht, und sie ihn auf das gewaltige Gebäude aufmerksam machen. Diese Stelle und die Parallelen dazu finden wir Matth. 24 u. 25, Markus 13. Luk. 17, 22—37. 21, 5—36. Er sagt bei Matthäus: es werde von diesem Tempel nicht ein Stein auf dem andern gelassen werden, seiner Wiederkunft und dem Ende der Welt aber würden Kriege und Kriegsgerüchte, Hungersnoth, Seuchen und Erdbeben vorausgehen, und es würden viele falsche Christi und Propheten zuvor kommen und Viele irre führen, dabei würde ungeheure Drangsal über die Seinen kommen, an heiliger Stätte würde, wie Daniel

gesagt habe, der Gräuel der Verwüstung stehen, und es würde Alles eilig sich auf die Flucht begeben müssen. Die Sonne würde verfinstert werden, Mond und Sterne würden ihren Schein verlieren und erbeben, dann würde das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, so wie der Blitz aufgehet von Aufgang und scheinet bis zum Niedergange. Der Menschensohn würde auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit erscheinen, und seine Engel würden mit lautem Posaunenschall die Auserwählten versammeln von den vier Winden. Dies Alles aber würde ganz unerwartet kommen, weshalb sie wachen möchten. Es schließen sich dann hieran die bekannten Gleichnisse von dem treuen und klugen Knecht, der das, was ihm sein Herr übertragen, gut verwaltete, — und das von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen, von denen jene Oel in ihren Lampen hielten, um den unerwartet kommenden Bräutigam empfangen und mit ihm zur Hochzeit eingehen zu können, — so wie das von den verschiedenen Talenten oder Pfunden, welche die Knechte, die sie empfangen hatten, so verschieden verwalteten, — und endlich das von den Schafen und Böcken, die von einander gesondert werden, wobei es heißt: »Wenn aber der Menschensohn gekommen ist in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, alsdann wird er sitzen auf dem Throne seiner Herrlichkeit, und es werden vor ihm versammelt werden alle Völker, und er wird sie scheiden von einander, wie der Hirt die Schafe scheidet von den Böcken,« worauf die ersteren das »Reich ererben werden, das ihnen seit Gründung der Welt bereitet ist,« die andern dagegen »in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist,« weichen müssen.

Wie in den Evangelien, so findet sich auch in den Briefen Mancherlei über die Wiederkunft Christi. So im ersten Briefe des Paulus an die Korinther, wo er (Kap. 15) von der Auferstehung der Todten und Christi ins Besondere redet. Da heißt es denn auch (V. 23): »Ein Jeder aber in seiner Ordnung: als Erstling Christus, hierauf die, welche Christo angehören, bei seiner Zukunft; sodann das Ende, wenn er das Reich Gott dem Vater übergeben, wenn er alle Herrschaft und alle Macht und Gewalt vernichtet haben wird. Denn er muß herrschen, bis er alle seine Feinde legt unter seine Füße. Als letzter Feind wird vernichtet der Tod. — — Wenn ihm aber Alles unterworfen ist, dann wird sich selbst der Sohn unterwerfen dem, der ihm Alles unterworfen, auf daß Gott Alles in Allem sei.« Dann setzt der Apostel auseinander, wie sie in geistigen Leibern auferstehen

würden und sagt dann noch: »Siehe, ich sage euch ein Geheimniß: Alle werden wir zwar nicht sterben, Alle aber verwandelt werden, im Nu, im Augenblick, bei der letzten Posaune.« Im ersten Briefe an die Thessalonier (4, 15) heißt es: »Dies nämlich sagen wir euch nach dem Worte des Herrn, daß wir, die Lebenden, welche übrig bleiben auf die Zukunft des Herrn, den Entschlafenen nicht vorausgehen werden. Denn der Herr selbst wird unter einem gegebenen Zeichen, unter dem Rufe des Erzengels und unter der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel und die Todten in Christo werden zuerst auferstehen. Alsdann werden wir, die übriggebliebenen Lebenden, zugleich mit ihnen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in die Luft; und also werden wir allezeit bei dem Herrn sein.« Im zweiten Briefe des Petrus (Kap. 3) ist »der Tag des Herrn« so beschrieben, daß an demselben die Himmel mit Krachen vergehen, Himmel und Elemente, die Erde und Alles auf ihr zerschmelzen und verbrennen würden, woraus dann ein »neuer Himmel und eine neue Erde hervorgehen werde, worin Gerechtigkeit wohne.« Die Offenbarung Johannis endlich handelt vorzugsweise von jener Zukunft des Herrn in allerlei Bildern der Phantasie, welche großentheils aus dem Alten Testamente, ins Besondere aus Ezechiel und Daniel genommen sind. Wenn wir alles das, was in den angeführten Stellen, und anderswo, von der Zukunft Christi gesagt ist, noch einmal überblicken, so ergiebt sich uns, daß die Vorstellungen von derselben verschieden sind. Sie gestalten und erweitern sich von dem Unbestimmtesten und Einfachsten bis zu dem Ausgeführtesten und Zusammengesetztesten. So ist im Evangelium Johannis nur ganz im Allgemeinen von seinem »Kommen« die Rede, ohne daß die Art desselben irgendwie näher angegeben wäre. Es ist dies damit ebenso ergangen wie mit der Auferstehung und der Himmelfahrt. Da fanden wir auch theils die nur ganz einfache und unbestimmte Bemerkung, er sei auferstanden und vielleicht dabei noch die Angabe, wem er erschienen sei; während dagegen anderswo diese Erscheinungen, freilich in sehr verschiedener Weise, erzählt waren. Und so eben auch mit der Himmelfahrt. Die erste allgemeine und unbestimmte Hoffnung, daß der Gekreuzigte wiederkommen werde, wurde von Anderen durch die eigene Phantasie und mit Hülfe des Alten Testaments in mannigfaltiger Weise ausgebildet. Eine solche Stelle des Alten Testamentes, welche hauptsächlich hierbei gebraucht wurde, ist die im 7. Cap. des Propheten Daniel, wo es (Vers 13) so heißt: »Ich schauete in den nächtlichen Gesichten und

siehe, mit den Wolken des Himmels kam wie eines Menschen Sohn, und gelangte zu dem Betagten« (Gott), »und man brachte ihn vor denselben. Und ihm ward Herrschaft und Herrlichkeit und Königthum gegeben, daß alle Völker und Nationen und Zungen ihm dienen; seine Herrschaft ist eine ewige Herrschaft, die nie vergehet und sein Königthum wird nicht zerstört.« Und gleich weiter (Vers 18) heißt es: »Aber es werden die Heiligen des Höchsten das Reich bekommen und das Reich besitzen in Ewigkeit, in alle Ewigkeit;« — und abermals etwas weiter (Vers 27): »Und Königthum und Herrschaft und Gewalt über alle Reiche unter dem ganzen Himmel wird dem Volke der Heiligen des Allerhöchsten gegeben; sein Reich ist ein ewiges Reich, und alle Herrschaften werden ihm dienen und gehorchen.«

Schon die Propheten des Alten Testamentes hatten ja ein herrliches Reich verheißen, welches Jehovah durch seinen Gesalbten, den Messias oder Christus, errichten und durch welches er seinem auserwählten Volke die Herrschaft über die ganze Erde geben werde. Daß Jesus dieser Gesalbte, und daß durch ihn das Reich Gottes nahe gekommen sei, war ja der Glaube seiner Anhänger. Er war ihnen plötzlich durch seine Hinrichtung genommen und dadurch die an ihn geknüpfte Hoffnung fürs Erste vernichtet worden. Die Sehnsucht und die Hoffnung war aber so mächtig und die Phantasie so zur Hülfe bereit, daß man alsbald an sein Wiederkommen glaubte, zumal man ja an den Gedanken einer Wiederkunft des Elias schon gewöhnt war, und man den Gekreuzigten schon zum Himmel hinauf gegangen glaubte. Jene Stelle im Propheten Daniel von dem auf den Wolken des Himmels kommenden Menschensohne gab dann das Bild dazu. So behauptete sich die Hoffnung auf das Reich Gottes, dessen Eintreten man an die Person Jesu festgeknüpft hatte. So geben die Völker ihre großen Zukunftshoffnungen unter allen Schlägen des Geschickes nicht auf, mögen diese Hoffnungen in der Form der Phantasie oder des denkenden Verstandes, in himmlischen oder in irdischen Bildern, aufgefaßt werden.

Interessant ist es dabei für Erkennung der Natur der gläubigen Phantasie, wenn man sich erinnert, wie ganz dieselben biblischen Stellen das eine Mal von den Juden, das andere Mal von den ersten Christen, wieder ein ander mal von der orthodoxen Kirche, dann wieder von den Protestanten oder irgend welchen Sekten, neuerlichst von der Sekte der Mormonen in Amerika, von jedem Theile immer auf sich selbst und gegen die anderen, angewendet und gedeutet worden sind und zum Theil noch

werden. So gründet noch heute der rechtgläubige Jude auf die oben wiedergegebenen Stellen des Daniel die Hoffnung, daß seinem unterdrückten, geschmäheten und zerstreuten Volke doch einst noch die Herrschaft über die ganze Erde und über alle Völker nach der Verheißung Jehovah's zufallen werde. Die Christen dagegen beziehen dieselben Stellen und die darin enthaltenen Verheißungen wiederum nur auf sich, mit Ausschluß der nicht zum »Herrn« bekehrten Juden. Die gläubigen Katholiken beziehen sie nur auf die katholische Kirche. Die Protestanten haben in dem Babel, welches nach der Offenbarung Johannis am Ende der Tage untergehen soll, wieder das päpstliche Rom verstanden. Die Mormonen am großen Salzsee beschränken wieder jene Verheißungen der Weltherrschaft auf sich selbst und bezeichnen alle die Anderen, Christen, Juden, Mohamedaner, als »Heiden«, welche, soweit sie sich nicht zum Mormonenthum bekehrten, jener Verheißungen verlustig gehen und nur der Drohungen theilhaftig werden würden.

Noch eines schlimmen Punktes für den Glauben müssen wir gedenken. Es ist der, daß ja diese Erwartung der Wiederkunft Christi, mit alledem, was sich daran knüpft, bis heute nicht eingetroffen, und doch in vielen Stellen des Neuen Testamentes in nahe Aussicht gestellt ist. Nirgends wird der Leser den Eindruck empfangen, daß an jenen Stellen von einer irgend fernen Zeit und nun gar etwa von Jahrtausenden die Rede wäre; im Gegentheil erscheint die Sache überall als eine ziemlich nahe bevorstehende, und es wird nicht allein erzählt, daß die ersten Christen sie als nahe bevorstehend angesehen, sondern es wird auch Jesu selbst ausdrücklich in den Mund gelegt, daß die Zeit nahe sei. So giebt er seinen unmittelbaren Jüngern Zeichen an, woran sie selbst merken könnten, daß es »nahe vor der Thüre« sei. »Wahrlich, ich sage euch« (sagt er Matth. 24, 34): »dieses Geschlecht wird nicht vergehen,« bis daß Alles dieses geschehen ist. Selbst Orthodoxe gestehen ein, daß unter »diesem Geschlecht« nur die damals lebenden Menschen verstanden werden könnten. Ebenso sagt Jesus in demselben Evangelium (16, 28), in ausdrücklicher Beziehung auf die zukünftige Erscheinung des Menschensohnes: »Wahrlich, ich sage euch, es sind etliche unter denen, die hier stehen, die nicht den Tod schmecken werden, bis daß sie den Menschensohn haben kommen sehen in seinem Reiche.« Auch in den Briefen finden sich Stellen, in denen der Sprechende voraussetzt, daß er und seine Zeitgenossen diese Ankunft Christi noch erleben würden. Wir haben

sie in anderer Beziehung zum Theil schon angeführt. So heißt es im ersten Briefe an die Thessalonier (4, 15—17): Dies nämlich sagen wir euch nach dem Wort des Herrn, daß wir, die Lebenden, welche übrig bleiben auf die Zukunft des Herrn, den Entschlafenen nicht voraus gehen werden. Denn der Herr selbst wird unter einem gegebenen Zeichen, unter dem Rufe des Erzengels und unter der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel und die Todten in Christo werden zuerst auferstehen. Alsdann werden wir, die übriggebliebenen Lebenden, zugleich mit ihnen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in die Luft,« und im ersten Briefe Petri (4, 7) heißt es: »Das Ende aller Dinge aber ist nahe!«

Es kann nichts klarer sein, als daß in diesen Stellen die Wiederkunft Christi in den Wolken des Himmels als sehr nahe bevorstehend behandelt wird. Daß diese Verheißung nicht eintraf, sahen denn freilich schon damals manche unter den Christen ein, und es wurde nöthig, den Zweifel zu beruhigen und dem Spotte der Feinde entgegen zu treten. So heißt es in dem zweiten Briefe an die Thessalonier (2, 1): »Wir bitten euch aber, Brüder, in Betreff der Zukunft unseres Herrn Jesu Christi und unserer Versammlung zu ihm, daß ihr euch nicht sogleich außer Fassung und in Unruhe versetzen lasset, weder durch Begeisterung, noch durch Lehren, noch durch Briefe, als von uns, als ob der Tag des Herrn nahe bevor stehe. Laßt euch von Niemandem täuschen auf keine Weise; denn so nicht zuvor der Abfall kommt und sich offenbaret der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der sich auflehnt und erhebet wider Alles, was Gott oder anbetungswürdig heißt. — — Und nun, was ihn aufhält, wisset ihr, bis er sich offenbaren wird zu seiner Zeit.« Weit bestimmter aber tritt das angegebene Verhältniß in dem zweiten Briefe Petri (3, 3) hervor, wo es heißt: »Vor allem bedenket, daß in den letzten Tagen Spötter kommen werden, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln nnd sagen: »»Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? denn seitdem die Väter entschlafen sind, bleibet Alles so, wie von Anfang der Schöpfung an.«« Es ist charakteristisch, wie der Verfasser dieses Briefes (beiläufig gesagt: nicht Petrus) diesem Spotte zu begegnen sucht. Er weist darauf hin, daß ja schon einmal, bei der Sündfluth, die Erde zu Grunde gegangen sei, es also auch wieder geschehen könne, und sagt dann, daß ja beim Herrn tausend Jahre wie ein Tag seien, — daß der Herr nicht zögere, sondern nur Geduld habe, damit eben jene Spötter Zeit

hätten, sich zur Buße zu kehren, — daß aber der Tag des Herrn wie ein Dieb in der Nacht kommen werde.

Dieser Satz, daß ja vor Gott tausend Jahre wie ein Tag seien, ist denn auch noch heut zu Tage das Wort, womit sich die Gläubigen über den Widerspruch, in welcher eine fast zweitausendjährige Erfahrung mit jener Verheißung steht, hauptsächlich hinwegzuhelfen suchen. Wie wenig aber dieser Satz den angeführten Stellen gegenüber wirklich ausrichten kann, sieht jeder unbefangene Mensch von selbst ein. Es ist zum Erstaunen, wie es möglich ist, daß es noch Menschen giebt, welche selbst durch solch zwingende Beweise sich nicht dahin bringen lassen, anzuerkennen, daß die Bibel keineswegs über Irrthum erhaben sei.

Die diesen Phantasiegebilden zu Grunde liegende, aber dort nicht klar erkannte Idee ist die, daß das Rechte und Gute, worauf das Heil der Menschheit sich gründet, trotz aller Verfolgung und allen Druckes, trotz Tod der Einzelnen und Hemmung Aller, endlich doch sich Bahn breche und zum Siege gelange. Das ist die auf die Erfahrung sich gründende große Zuversicht derer, welche den Geist im Menschen als ein zu immer höherer Kraft und Klarheit wachsendes Leben und als die, das menschliche Dasein beherrschende Macht erkennen. In den ersten Christen lag mindestens die Ahnung dieser Wahrheit, in so phantastischen Bildern und überschwenglichen Erwartungen sie dieselbe auch in sich trugen, ja, so viel Unreines, so viel von Selbstsucht und Haß sich bei vielen derselben auch eingemischt haben mag.

35. Die Jünger und die erste Gemeinde.

Nach der Erzählung der Evangelien sammelt Jesus alsbald Schüler um sich. Vier sind es, die er zuerst beruft; bei Johannes werden Petrus und Andreas, Philippus und Nathanael, in den ersten Evangelien dagegen statt der beiden Letzteren Johannes und Jakobus genannt. Nathanael kommt in den drei ersten Evangelien gar nicht vor. — Auch die Zeit dieser ersten Berufungen von Schülern ist verschieden angegeben. Bei Matthäus und Markus geschieht sie nach der Versuchung Jesu in der Wüste, welche bekanntlich vierzig Tage lang gedauert haben soll; bei Johannes dagegen geschieht sie bereits während

der Zeit, wo Jesus bei Johannes dem Täufer verweilt, also vor der Versuchung. Sonst wird noch die Berufung eines Jüngers besonders erzählt und zwar eines Zöllners, welcher im ersten Evangelium Matthäus, im zweiten und dritten dagegen Levi genannt wird. Später ist dann erzählt, Jesus habe sich zwölf Jünger ausgewählt und sie Apostel, Gesandte oder Boten, genannt. Im ersten Evangelium findet sich (C. 10) eine ausführliche Instruction für diese Zwölf, während in den zwei folgenden nur wenig davon zu lesen ist. Er rüstet sie dabei mit Wunderkräften aus, verbietet ihnen, Geld bei sich zu führen, eine Tasche mitzunehmen, zwei Röcke zu haben, Schuhe und Stab zu tragen, während in der Parallelstelle bei Markus Schuhe und Stab hingegen anbefohlen sind. Er sagt ihnen große Drangsale und Zwiespalt in den Familien voraus, wodurch sie sich aber nicht abhalten lassen sollen, ohne Furcht das zu verkündigen, was er ihnen aufgetragen habe. Dabei sind diejenigen, welche sie und ihre Verkündigung nicht aufnehmen würden, hart bedroht; sie sollen von denselben hinweggehen und den Staub von ihren Füßen schütteln, — es werde Sodom und Gomorrha am Tage des Gerichtes erträglicher ergehen, als so einer Stadt. Wenn man nun bedenkt, daß die Verkündigung der Apostel zunächst wenigstens in nichts Anderem bestand als darin, daß sie aus dem Alten Testamente in ihrer Art nachzuweisen suchten, daß Jesus der Christus wäre, so wird man gewiß über solche Drohung in Verwundrung sein. Auch anderswo im Evangelium wird ja Jesu ein Weheruf über die Städte Chorazin, Bethsaida und Capernaum in den Mund gelegt (Matth. 11, 20), denen es ebenfalls schlimmer ergehen sollte am Tage des Gerichts als den Städten Tyrus, Sidon und Sodom, weil sie nicht geglaubt hätten. Es hat sich hierin der Zorn der ersten Christen gegen die, welche ihren Glauben verwarfen, Luft gemacht.

Außer diesen Zwölfen läßt Lukas noch siebzig andere Jünger durch Jesus ausgesendet werden, von denen die anderen Evangelien nichts wissen. Diese Siebzig sind vom Evangelisten den siebzig Mitgliedern des Synedriums oder hohen Rathes, oder den siebzig Aeltesten nachgebildet, welche sich Mose in der Wüste zu Gehülfen nimmt, so wie die Zahl der zwölf Apostel jedenfalls von den zwölf Stämmen entlehnt ist. Ob Jesus diese Zwölfzahl seiner Apostel selbst bestimmt hat, oder ob sie erst später von den Aposteln bestimmt worden ist, kann man nicht wissen. — Die Jünger und Apostel Jesu werden nun in den Evangelien als sehr wenig einsichtig dargestellt. Es werden

von ihnen seltsame Fragen und Mißverständnisse erzählt, und es kostet immer viele Mühe, ihnen die einfachsten Dinge begreiflich zu machen. Die Evangelisten scheinen dies gethan zu haben, um im Unterschiede damit die hohe Weisheit Jesu in desto helleres Licht zu stellen. Wären die Jünger wirklich so schwachsinnig gewesen, wie sie in manchen Stellen erscheinen, so würde dadurch ihre Erzählung von den Thaten und Reden Jesu an Glaubwürdigkeit keineswegs gewinnen. Ein Beispiel davon ist folgendes. Jesus sagt zu den Jüngern: »Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadducäer« (Matth. 16, 6). Die Jünger verstehen dies dahin, er wolle ihnen einen Vorwurf machen, daß sie kein Brod mit auf den Weg genommen hätten, und er muß ihnen erst auseinander setzen, daß er mit jenem Sauerteige die Lehre der Pharisäer und Sadducäer meine. Ebenso muß er sie hierbei daran erinnern, daß er ja erst neulich das eine Mal mit fünf, das andere Mal mit sieben Broden Tausende von Menschen gesättigt hätte, und daß sie doch also wegen des Brodes nun endlich ohne Sorge sein könnten.

Dagegen giebt es auch Stellen in den Evangelien, in welchen die Jünger höher gestellt werden. So geschieht das ins Besondere mit Simon Petrus, als er auf die Frage Jesu, für wen sie ihn hielten, ihn für den Christus, den Sohn des lebendigen Gottes erklärt. Da sagt Jesus zu ihm: »Selig bist du, Simon, Jonas Sohn! Denn Fleisch und Blut hat es dir nicht offenbaret, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch, du heißest Petrus (Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben und was du irgend bindest auf Erden, wird auch im Himmel gebunden sein; und was du irgend lösest auf Erden, wird auch im Himmel gelöst sein.« Das sind die »Schlüssel des Himmelreiches«, auf welche der Papst des Petrus und sein eigenes Primat (Oberherrlichkeit), und die protestantische Kirche das »Amt der Schlüssel« ihrer Geistlichen gegründet hat. In der That umfassen jene Worte eine ungeheure Macht, die hier dem Petrus verliehen wird; eine Macht, welche sich über Himmel und Erde erstreckt. Was Wunder, daß die Kirche meinte, diese grenzenlose Macht, von Christo einmal dem Petrus verliehen, könne doch mit des Letzteren Tode nicht wieder von der Erde verschwunden, sondern müsse vielmehr den Gläubigen geblieben und auf einen Nachfolger des Petrus übergegangen sein. Der »Fels«, auf welchen Christus seine Gemeinde gebauet hatte, konnte doch mit des Petrus Abscheiden nicht wieder in den Abgrund

versunken oder zu haltlosem Sande geworden; der Fels, den Christus gelegt, mußte vielmehr ein ewiger sein. Darum natürlich war es, daß später irgend ein Bischof der Christenheit als Stellvertreter des heiligen Petrus diesen ewigen Felsen fort und fort repräsentiren mußte. Es kann dies ebenso gut aus dieser Stelle abgeleitet werden, als die Protestanten manches Andere aus anderen Stellen ableiten; ja es ist sogar diese Ableitung offenbar nur eine Consequenz.

Die eigentliche Geschichte der Jünger und Apostel, und der ersten Gemeinde, welche sich allmälig bildete, ist indeß in der Apostelgeschichte erzählt. Da tritt zuerst eben der Fels, Petrus, auf unter den Jüngern und veranlaßt die Wahl eines neuen Apostels an Stelle des Verräthers Judas. Zwei werden zu dieser Stelle von ihnen gleichsam in Vorschlag gebracht und es wird dann nach Gebet über Beide das Loos geworfen und es trifft den Matthias. So finden wir auch hier das Loosen wieder als ein Mittel, den Willen Gottes zu erkennen. Wir hatten es schon im Alten Testament, wo z. B. die Wahl des Königs Saul vor der Volksversammlung von Samuel durch das Loos bewerkstelligt wird. Nur geht dort das Loosen noch bedeutend weiter: es wird durch dasselbe zuerst der Stamm, dann das Geschlecht, dann die Familie, dann der bestimmte Mann gefunden, freilich nachdem Samuel ihn schon lange zuvor nach Gottes Weisung erwählt und zum Könige in der Stille gesalbt hat.

Der wichtigste Akt in der Apostelgeschichte ist aber die sogenannte Ausgießung des heiligen Geistes (Cap. 2). Am Pfingsttage sind die Jünger sämmtlich einmüthig bei einander in einem Hause. Da braust es plötzlich vom Himmel, als wenn ein gewaltiger Wind daherstürmte, es erscheinen über ihnen Feuerflammen, oder nach anderer Uebersetzung ihre eigenen Zungen erscheinen feurig, der heilige Geist setzt sich auf sie Alle und erfüllt sie und sie fangen an, mit fremden Zungen zu reden, wie es ihnen der Geist eingiebt. Der Lärm von dem Brausen und dem Reden der Jünger wird so stark, daß eine Menge Menschen zusammenläuft. Darunter sind auch viele Juden aus der Zerstreuung, »aus allen Völkern unter dem Himmel«. Diese sind erstaunt, daß sie die Apostel in den verschiedenen Sprachen der Länder reden hören, in welchen sie selbst ihren Wohnsitz hatten, während doch die Apostel alle aus Galiläa wären, andere spotten über die Sache und sagen, sie wären betrunken. Da tritt aber Petrus abermals auf, weiset den Vorwurf der Trunkenheit damit zurück, daß es ja erst Morgens neun

Uhr sei, und erklärt die wunderbare Erscheinung vielmehr damit, daß durch dieselbe ein Ausspruch des Propheten Joel (3, 1—5) in Erfüllung gehe, welcher so laute: »Und es geschieht in den letzten Zeiten, spricht Gott, daß ich von meinem Geiste ausgieße über alles Fleisch: dann weissagen eure Söhne und eure Töchter und eure Jünglinge schauen Gesichte und eure Aeltesten träumen Träume. Und auch über meine Knechte und meine Mägde gieße ich aus in selbigen Tagen von meinem Geiste, daß sie weissagen. Und ich gebe Wunder am Himmel oben und Zeichen auf der Erde unten, Blut und Feuer und Rauchdampf. Die Sonne wandelt sich in Dunkel und der Mond in Blut, bevor der Tag des Herrn kommt, der große und herrliche. Und es wird geschehen, wer den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden.« Er sagt den Juden dann weiter, Gott habe den Jesus von Nazareth, den sie gekreuzigt hätten, auferweckt, ihn zu seiner Rechten erhoben und ihn zum Herrn und Christus gemacht. Und als sie darauf bestürzt fragen, was sie thun sollten, giebt ihnen Petrus den Rath, Buße zu thun und sich auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden taufen zu lassen, wo sie dann die Gabe des heiligen Geistes empfangen würden. In der That treten auch an demselben Tage dreitausend von ihnen durch die Taufe der Gemeinde der Gläubigen bei.

Sieht man nun jene Stelle beim Propheten Joel näher an und liest sie bis zu Ende des Kapitels weiter, so zeigt sich, daß der Prophet dort freilich von einer ganz anderen Zeit redet, nämlich von der, wo die Juden aus der Gefangenschaft zurückkehren, Jerusalem von Neuem der Mittelpunkt des Jehovahdienstes sein werde. Diese nähere Bestimmung hat der Verfasser der Apostelgeschichte weggelassen, weil sie auf die von ihm dargestellten Verhältnisse nicht paßt. In derselben Stelle bei Joel ist auch von einem Gerichte die Rede, welches Gott halten werde; aber es soll eben auch zur Zeit der Rückkehr aus der Gefangenschaft geschehen, und über die Nachbarvölker, welche Israel weggeführt hatten, sich erstrecken, und sogar der Ort, wo es stattfinden soll, ist angegeben, nämlich das Thal Josaphat in der Nähe von Jerusalem. Die Hinweisungen auf das letzte Gericht, auf welche wir bei Gelegenheit der Wiederkunft Christi schon gestoßen sind, sind namentlich auch aus dieser prophetischen Stelle entnommen, freilich eben auch, wie überall, mit freier Umwandelung nach den Zwecken des Verfassers. Will sich Jemand davon eine recht deutliche Vorstellung machen, so lese er das ganze dritte Capitel des Propheten Joel durch

und vergleiche es mit den berührten neutestamentlichen Ausführungen. Es wird ihm durch diese eine Vergleichung deutlich werden, wie solche Hoffnungen der Propheten, die sich auf die Zeit nach der babylonischen Gefangenschaft und auf die Rückkehr aus derselben bezogen, und sich auf das national-jüdische Wesen beschränkten, später von den Christen auf ihre Zeit und ihre Verhältnisse übertragen und auf die christliche Allgemeinheit gedeutet worden sind.

Die von dem Verfasser der Apostelgeschichte angezogene Stelle des Joel werden wir aber als die Quelle anzusehen haben, aus welcher die Erzählung von der Ausgießung des heiligen Geistes entstanden ist. Freilich wird mit den Jüngern einige Zeit nach Jesu Tode eine Umwandlung geschehen sein, sie werden von Niedergeschlagenheit und Verzweiflung zu neuer Zuversicht sich erhoben haben; das wird aber nicht so urplötzlich und bei Allen zugleich und natürlich noch weniger auf so wunderbare Weise geschehen sein. Diese Züge sind vielmehr die Gestalten, welche die spätere Dichtung der Sache gegeben hat. Es ist überhaupt in dieser Erzählung schon das Wesen der ersten Christengemeinde, wie man es sich wenigstens dachte, in einem Bilde dargestellt.

Der Besitz des heiligen Geistes ist nach der Apostelgeschichte das wesentliche Merkmal des Christen und der Christengemeinde überhaupt. Dieser Geist ist nach den Evangelien, wie wir gesehen haben, auf Jesus bei seiner Taufe durch Johannes herabgekommen. Er wird dann von ihm den Seinen verheißen und hier denn wirklich auf dieselben ausgegossen. Dort senkte er sich in Gestalt einer Taube herab, während zugleich eine Stimme vom Himmel herab den Empfänger für den Sohn Gottes erklärte; hier kommt er als ein Brausen vom Himmel. Wie dort auf Jesus, so kommt er auch in der Apostelgeschichte meistentheils auf die Neubekehrten nach der Taufe herab; es kommt jedoch auch vor, daß sie umgekehrt ihn vor der Taufe empfangen. Das Mittel, durch welches ihn die Neubekehrten zu erhalten pflegen, besteht meistens darin, daß die Apostel ihre Hände auf sie legen. Als sich eine Anzahl Samariter bekehrt hat, senden sogar die Apostel von Jerusalem den Petrus und Johannes dahin, um den Bekehrten durch sie den heiligen Geist mittheilen zu lassen. Es kommt sogar vor, daß der Apostel Bekehrte fragt, ob sie schon den heiligen Geist empfangen hätten; und da sie es verneinen, und sagen, daß sie nicht einmal wüßten, was der heilige Geist wäre, ihnen denselben durch Auflegung der Hände ertheilt. Ein ander Mal, namentlich bei der Bekehrung des Hauptmanns Cornelius durch den Petrus, fällt

indeß der heilige Geist, in Folge der Rede des Apostels frei auf ihn und die Seinen herab, ohne vorhergegangene Taufe nicht allein, sondern auch ohne Auflegung der Hände. Von dem heiligen Geiste empfangen denn die Apostel und die Christen überhaupt alle Erkenntniß, sogar ganz äußerliche. Er sagt z. B. dem Petrus, als derselbe oben im Hause betet, daß unten drei Männer stünden, die ihn sprechen wollten. So ist der heilige Geist im Neuen Testamente in verschiedenster Weise aufgefaßt und vorgestellt, bald in sehr geistiger, bald in sehr äußerlicher Art; immer aber wird er von Gott abgeleitet und als eine Macht angesehen, welche von Außen her in den Menschen eingehe. Seine ursprüngliche Quelle ist Gott, die Mittelsperson, durch welche er zu den Gläubigen kommt, meist Jesus, der, wie wir schon erwähnten, im Evangelium Johannis, nachdem er auferstanden ist, ihn den Jüngern durch Anhauchen mittheilt. Es wird dem Leser von selbst die Frage entstehen, wie denn diese Ertheilung des heiligen Geistes durch den Auferstandenen vor der Himmelfahrt mit der eben vorhin betrachteten Erzählung der Apostelgeschichte zu vereinigen sei, nach welcher die Jünger erst später den heiligen Geist in der beschriebenen wunderbaren Weise vom Himmel empfangen. Es ist das ein eben solcher Widerspruch wie der früher schon berührte, daß Jesus den heiligen Geist einestheils erst bei seiner Taufe empfängt, anderentheils aber doch schon in der Jungfrau Maria von ihm erzeugt ist. Es sind das eben verschiedene, einander durchkreuzende Vorstellungen. Die in Bezug auf Jesus fanden wir in ein und demselben Evangelium nicht weit hintereinander, die in Bezug auf die Jünger dagegen vertheilen sich an das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte. Der Verfasser von jenem hat nun eben gemeint, oder darstellen wollen, die Jünger hätten den heiligen Geist unmittelbar vom Auferstandenen erhalten; der Verfasser von dieser dagegen, es sei dies erst später bei der angegebenen Gelegenheit und auf die beschriebene Weise geschehen.

Die Art und Weise, auf welche sich bei dieser Gelegenheit der in die Jünger eingegangene heilige Geist von ihnen aus nun zu erkennen giebt, ist die, daß sie in anderen Zungen reden. Das ist das »Reden mit Zungen«, welches fort und fort den Auslegern ein schweres Kreuz gewesen ist. Die Ausleger haben viele solche Kreuze zu tragen, und es ist sogar bei den Theologen ein stehender Ausdruck geworden, dergleichen Stellen eine crux interpretum, d. h. eben ein »Kreuz der Ausleger«, zu nennen. Freilich haben diese Kreuze größtentheils nur in der Befangenheit der Theologen ihren Grund, während sie vor dem

Auge des unbefangenen Forschers verschwinden. Besonders entsteht das Kreuz oft dadurch, daß sich die Theologen scheuen, etwas als in der Bibel stehend anzuerkennen, was ihnen doch gar zu seltsam vorkommt und also, trotz ihrer Gläubigkeit, doch das Maß derselben überschreitet. So ist es auch hier beim »Reden mit Zungen«.

Dieses Reden mit Zungen kommt auch sonst noch, namentlich beim Apostel Paulus vor. Hier in unserer Stelle der Apostelgeschichte ist es offenbar so gemeint, daß die vom heiligen Geiste Ergriffenen in fremden Sprachen geredet, die sie vorher nicht verstanden hätten. Es liegt die Idee darin, Gott, welcher doch den Aposteln Auftrag gegeben, sein Evangelium allen Nationen zu verkündigen, hätte denselben zu diesem Zwecke dann also auch die Kenntniß der Sprachen aller Nationen mittheilen müssen. Unsere jetzigen Missionäre lernen diese Sprachen mit großer Mühe; das sehen und wissen wir. In jener Wunder dichtenden und Wunder glaubenden Zeit dagegen entband man die christlichen Sendboten dieser Mühe und Arbeit, als einer zu langwierigen und menschlichen Sache, und ließ ihnen die Kenntniß fremder Sprachen plötzlich und mühelos vom Himmel kommen. Es ist das eben das Wunder, welches über alle natürlichen Hindernisse, über alle Mühe und Arbeit hinweg hebt. Die wirkliche Welt gewährt dergleichen nicht; darum setzt es die Phantasie in ihre Welt hinein. Die Gegenwart stellt die Wirklichkeit vor Augen; die Vergangenheit aber kann, so lange man keine Geschichtswissenschaft hat, dem nicht widersprechen, was die spätere Dichtung von ihr erzählt.

Wir vergleichen hiermit nun das, was der Apostel Paulus über das »Reden mit Zungen« sagt. Seine Aeußerungen darüber finden sich zerstreut im 12. bis 14. Kapitel seines ersten Briefes an die Korinther. Er zählt dort unter den mancherlei Gaben des Geistes auch »mancherlei Zungen« auf. Er sagt besonders (Cap. 14, 1 u. ff.) darüber Folgendes: »Befleißiget euch der geistigen Gaben, am meisten aber, daß ihr weissaget. Denn wer mit der Zunge redet, redet nicht den Menschen, sondern Gott; denn Niemand versteht es, sondern er redet im Geiste Geheimnisse. Wer aber weissaget, der redet den Menschen Erbauung und Ermahnung und Trost. Wer mit der Zunge redet, erbauet sich selbst; wer aber weissaget, erbaut die Gemeinde. Ich wollte aber, daß ihr alle mit Zungen redet; mehr aber, daß ihr weissaget, denn größer ist, wer weissaget, als wer mit Zungen redet, es sei denn, daß er es auch auslege, damit die Gemeinde erbauet werde. Nun aber, Brüder, wenn ich zu euch käme mit Zungen redend,

was würde ich euch nützen, wenn ich nicht zu euch redete in Offenbarung oder in Erkenntniß oder in Weissagung oder in Lehre? Ebenso die leblosen Dinge, welche einen Ton geben, sei es Flöte oder Zither, wenn sie nicht bestimmte Töne geben, wie soll mans verstehen, was gespielt wird? Und wenn eine Trompete einen undeutlichen Laut giebt, wer soll sich zum Kriege rüsten? So auch ihr, wenn ihr mit der Zunge keine deutliche Rede gebt, wie soll das Geredete verstanden werden? — ihr werdet in die Lüfte reden. Es giebt z. B. so viele Arten von Sprachen in der Welt, und keine von ihnen ist ohne Bedeutung. Wenn ich nun den Sinn der Sprache nicht weiß, so bin ich für den Sprechenden ein Ausländer und der Redende ist für mich ein Ausländer. So auch ihr, da ihr euch der Geistesgaben befleißigt, so bestrebet euch, zur Erbauung der Gemeinde euch auszuzeichnen. Wer daher mit der Zunge redet, bete, daß ers auslege. Denn wenn ich mit der Zunge bete, so betet mein Geist, mein Verstand aber ist ohne Frucht. Wie aber nun? Ich werde beten mit dem Geiste, werde aber auch beten mit dem Verstande; ich werde lobsingen mit dem Geiste, werde aber auch lobsingen mit dem Verstande. Sonst, wenn du Dank sagst mit dem Geiste, wie soll der, welcher die Stelle des Laien einnimmt, das Amen zu deiner Danksagung sprechen, da er ja nicht weiß, was du redest? Du magst wohl gut danksagen, aber der Andere wird nicht erbauet. Ich danke Gott, daß ich mehr als ihr Alle mit Zungen rede; aber in der Gemeinde will ich lieber fünf Worte mit meinem Verstande reden, damit ich auch Andere belehre, als zehntausend Worte mit der Zunge. — — Wenn nun die ganze Gemeinde zusammengekommen ist, und auch Alle reden mit Zungen, es sind aber auch Unkundige oder Ungläubige hineingekommen, werden sie nicht sagen: Ihr raset? Wenn aber Alle weissagen, und ein Ungläubiger oder Unkundiger kommt hinein, so wird er von Allen gestraft, von Allen gerichtet, das Verborgene seines Herzens wird offenbart; und so wird er auf sein Angesicht niederfallen vor Gott, anbeten und bekennen, daß Gott wirklich in euch ist. — — Wenn aber Jemand mit der Zunge redet, so seien es Zwei oder höchstens Drei und nach einander; und Einer lege es aus. Ist aber kein Ausleger da, so schweige er in der Gemeinde und rede zu sich selbst oder zu Gott. — — Also, Brüder, befleißiget euch des Weissagens, und dem Reden mit Zungen wehret nicht. Alles aber geschehe anständig und mit Ordnung.«

Der aufmerksame Leser dieser Worte wird erkennen, daß in denselben nicht von fremden Sprachen die Rede ist, wo von nun aber

sonst? Es ist nicht zu leugnen, daß es etwas schwer hält, sich von diesem »Reden mit Zungen« eine klare Vorstellung zu machen. Es ist aber nunmehr so gut wie außer Zweifel, daß darunter ein Sprechen in unartikulirten Tönen, selbstgemachten Worten zu verstehen ist. Christen, in der Versammlung von überschwenglichen Gefühlen ergriffen, strebten, denselben einen Ausdruck zu geben, und da sie der wirklichen Rede nicht mächtig waren, machten sie sich in wortähnlichen Tönen Luft, mit denen weder sie selbst einen bestimmten, klaren Sinn verbanden, noch auch natürlicher Weise die Hörer zu verbinden im Stande waren. So seltsam uns dergleichen erscheinen mag, so werden wir uns doch die Möglichkeit der Sache vorstellen können, wenn wir uns in die Stimmung der ersten Christen lebhaft versetzen. Nicht verständiges Denken war es, was sie erfüllte, sondern eine Ueberschwenglichkeit der Phantasie und des Gefühles. Sie meinten die Zeit gekommen, wo alle Weissagungen deß Alten Testamentes in Erfüllung zu gehen begonnen hätten. Der Messias war ihnen gekommen, nun zur Rechten Gottes erhöht, von wo er aber wieder kommen werde, das längst ersehnte Reich aufzurichten. Jeden Augenblick konnte man die Posaune des Erzengels vom Himmel vernehmen, Sonne, Mond und Sterne ihren Schein verlieren, Himmel und Erde sich bewegen sehen. Sie selbst, die Gläubigen, achteten sich erfüllt mit allerlei wunderbaren Kräften, welche der vom Himmel herabkommende heilige Geist verliehe. Sie sahen sich an als Auserwählte und Heilige Gottes, als ganz andere Menschen als die übrigen Menschenkinder. Sie waren voll von Glauben an Wunderereignisse und Wunderthaten, welche geschehen wären und noch geschehen sollten. Und wenn wir nun dabei bedenken, daß ihnen die Verstandesbildung unserer Zeit, und wie sie auch damals schon bei gebildeten Griechen und Römern sich fand, abging, — wenn wir bedenken, daß sie diese Verstandesbildung sogar geringschätzten und dagegen auf religiöse Phantasien und Gefühle allen Werth legten, so kann es uns nicht im Geringsten schwer fallen, in dieses Reden mit Zungen, — ein Ausstoßen von wortartigen Tönen, welche im Einzelnen keinen bestimmten Sinn hatten, sondern nur im Allgemeinen eine überschwengliche Begeisterung ausdrückten, — uns zu versetzen.

Haben wir doch sogar in unserer Zeit Aehnliches erlebt. Die Sekte der Irvingianer bildete sich in England zuerst auf diese Weise, daß in den Predigten Irvings ein Zuhörer plötzlich solche bedeutungslose Worte ausstieß, als Ausdruck überschwenglichen Gefühles. Er

steckte damit bald Andere an und Irving erklärte diese Erscheinung für das Reden mit Zungen, welches in der ersten Christengemeinde als eine Gnadengabe aufgetreten sei. — Man denke doch auch nur überhaupt an die Erscheinungen, die sich in religiösen Sekten unserer Tage, ganz besonders in Nordamerika, zeigen. Wenn Jemand erst Gottesdienste der Methodisten, Shakers und Anderer gesehen hätte, so würde er im Bereiche religiöser Phantasie und religiöser Aeußerung schwerlich etwas noch für unmöglich halten. Der verständige Zuschauer glaubt dort unter Wahnsinnigen zu sein. Der religiösen Phantasie ist, wie im Glauben so in der Ausübung, nichts unmöglich.

Wir sehen aus der vorhin aufgeführten Stelle, daß Paulus das Reden mit Zungen zwar keineswegs ganz verwirft, aber es doch sehr beschränkt wissen will. Namentlich verlangt er, daß es nur dann vor der Gemeinde geübt werde, wenn Jemand da sei, der es auch auszulegen verstehe. Diese Auslegung kann freilich nur eine sehr willkürliche gewesen sein, da jene Art von Aeußerung religiösen Gefühles eigentlich doch nur ganz im Allgemeinen, auf keinen Fall aber nach den einzelnen Tönen gedeutet werden konnte. Die Geistesgabe, welche Paulus besonders ausdrücklich über das Reden mit Zungen stellt, ist die der Weissagung. Einestheils steht sie ihm wohl überhaupt besonders hoch, anderntheils war sie wohl mit jenem Reden mit Zungen am meisten verwandt, indem sie das, was jenes in unverständlicher Weise war, in bestimmten, verständlichen Worten gab. Unter »Weissagen« muß man hier nicht blos Voraussagen zukünftiger Dinge verstehen, sondern in Verbindung damit überhaupt begeistertes Reden. Auch die Propheten des Alten Testamentes verbinden ja beides mit einander und sie sind ohne Zweifel die Vorbilder der Propheten unter den ersten Christen, obgleich wir freilich über die weissagenden Aeußerungen der Letzteren keineswegs so bedeutende großartige Zeugnisse haben, als von denen Jener.

Dies führt uns auf die sogenannten Geistesgaben der ersten Christen überhaupt und in Verbindung damit auf die ganze Art und Weise ihrer religiösen Versammlungen. Schon die Erzählung von dem Pfingstwunder, die wir bereits betrachtet haben, führt uns in eine solche Versammlung einigermaßen ein. Noch weit mehr aber geschieht es durch die drei Kapitel des ersten Briefes des Paulus an die Korinther, aus welchen wir die angeführten Stellen über das

Reden mit Zungen entnommen haben. Der Apostel sagt dort über jene Geistesgaben und über die Gemeindeversammlungen, in denen sie sich namentlich auch äußerten, Folgendes: »Die Gnadengaben sind verschieden, aber es ist derselbe Geist; und die Dienste sind verschieden, aber es ist derselbe Herr; und die Kräfte sind verschieden, aber es ist derselbe Gott, welcher Alles in Allem wirket. Einem Jeglichen aber ist die Aeußerung des Geistes zum Nutzen gegeben: dem Einen wird durch den Geist Rede der Weisheit verliehen, einem Anderen Rede der Erkenntniß nach demselben Geiste, einem Anderen Glauben in demselben Geiste, einem Anderen die Gnadengabe der Heilung in demselben Geiste, einem Anderen Kraftwirkungen, einem Anderen Weissagung, einem Anderen Unterscheidung der Geister, einem Anderen mancherlei Zungen, einem Anderen Auslegung der Zungen. Alles dieses aber wirkt ein und derselbe Geist, der einem Jeden zutheilet, wie er will.« Hierauf vergleicht der Apostel die Christengemeinde mit einem Leibe und zeigt, daß, wie der Leib aus vielen verschiedenen Gliedern bestehe und ihrer Aller bedürfe, so es auch mit den verschiedenen Gaben der Mitglieder der Gemeinde sei. Er bezeichnet die Letzteren dann wieder in folgenden Worten: »Die Einen hat Gott in der Gemeinde zuerst zu Aposteln bestellt, Andere fürs Zweite zu Propheten, fürs Dritte zu Lehrern, dann Wunderkräfte, dann Gaben der Heilung, Hülfleistungen, Verwaltungen, mancherlei Zungen.« Später (14, 26) sagt er: »Wie ist es nun, Brüder? Wenn ihr zusammenkommt, so hat ein Jeder von Euch einen Lobgesang, oder eine Lehre, oder Zunge, oder Offenbarung, oder Auslegung: Alles geschehe zur Erbauung.« Dann sagt er weiter, wie wir zum Theil schon oben wörtlich anführten, es sollten immer nur zwei oder drei nach einander in Zungen reden und Einer es auslegen; ebenso sollten immer nur zwei oder drei Propheten sprechen und die Andern es beurtheilen. »Wenn aber einem Andern«, fährt er fort, »der da sitzet, eine Offenbarung wird, so schweige der Erste. Ihr könnt ja nach einander Alle weissagen, auf daß Alle lernen und Alle ermahnet werden. Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan, denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens.« Darauf sagt der Apostel über die Weiber noch dieses: »Eure Weiber sollen in den Versammlungen schweigen; denn es ist ihnen nicht verstattet, zu reden, sondern gehorsam zu sein, wie auch das Gesetz sagt. Wenn sie aber über etwas belehrt sein wollen, so mögen sie zu Hause ihre Männer fragen; denn es ist unziemlich für die Weiber, in der Versammlung zu reden.«

Wir können uns hiernach ein ohngefähres Bild von den Versammlungen und Erbauungen der ersten Christen machen. Sie hatten keine bestellten Redner, sondern, obgleich vorzugsweise die Apostel und ihre Gehülfen geredet haben werden, wenn gerade in einer Gemeinde ein solcher anwesend war, so hatte doch Jeder das gleiche Recht, und wir sehen aus den angeführten Stellen, daß auch mindestens sehr Viele Gebrauch davon machten. Sie thaten das denn auf verschiedene Weise. Einer redete mit Zungen, ein Anderer legte es vielleicht aus, ein Dritter redete begeistert in prophetischer Weise, ein Vierter sprach mehr ruhig und verständig belehrend, ein Fünfter sang ein Loblied auf Gott und dergleichen. Wie wir nun aus den Ermahnungen des Apostels ersehen, kamen oft diese Ergießungen der gläubigen Begeisterung in solcher Fülle, daß sie einander durchkreuzten, Mehrere zugleich redeten, so Einer den Andern störte und überhaupt Unordnung entstand. Dem Apostel Paulus war zwar jene Art religiöser Begeisterung, wie sie namentlich in dem Reden mit Zungen sich äußerte, keineswegs fremd; — er sagt ja das in jenen Kapiteln ausdrücklich selbst, und er hat uns ja von einer Entzückung bis in den dritten Himmel erzählt, wobei er nicht gewußt habe, ob er noch in seinem Leibe sei, und er hat ja auch im Gesicht den Auferstandenen gesehen; — aber als Schriftgelehrter von Beruf, als Mann des Denkens, wenn auch eben nur in der Weise eines geistvollen jüdischen Schriftgelehrten, geht doch seine Neigung ebenso stark auf Klarheit und Bestimmtheit hin, zu welcher er deshalb auch seine Gemeinden zu führen bestrebt sein mußte.

Noch eine andere Unordnung in den Versammlungen der Gemeinde zu Korinth, von der wir freilich nicht wissen können, ob sie sich auch in andern Gemeinden gezeigt hat, rügt der Apostel in seinem ersten Briefe an jene (11, 17—34). Er sagt dort: »Wenn ihr nun zusammen kommt, so heißt das nicht, das Mahl des Herrn halten; denn ein Jeder nimmt sein eigenes Mahl vorweg beim Essen und der Eine hungert, der andere aber schwelgt. Habt ihr denn keine Häuser, zu essen und zu trinken? oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes und beschämet die, die nichts haben? Was soll ich euch sagen? soll ich euch loben? darin lobe ich euch nicht.« Er spricht hierauf von der Einsetzung des Abendmahls und warnt vor unwürdigem Essen und Trinken des Brodes und Weines, weil der, welcher solche Unwürdigkeit begehe, dadurch sich zum Mitschuldigen an dem Tode Christi mache. »Deshalb sind unter euch viele Kranke und Schwache und

genug schon gestorben,« setzt er hinzu, indem er so schließt: »Daher, meine Brüder, wenn ihr zusammen kommet, zu essen, so wartet auf einander« (oder: »nehmet einander auf,« wie Andere übersetzen). »Wenn Jemand hungert, so esse er zu Hause, damit ihr nicht zum Gericht zusammen kommet.« — Der Zug, welchen Paulus hier an der korinthischen Gemeinde tadelt, wirft kein vortheilhaftes Licht auf die moralische Bildung derselben.

Ein anderer wesentlicher Zug in der ersten Christengemeinde, der sich freilich nur in der zu Jerusalem findet, ist der der Gütergemeinschaft. In der Apostelgeschichte (2, 42) heißt es: »Sie aber hielten an beider Lehre der Apostel und der Gemeinschaft und dem Brodbrechen und dem Gebete. Jede Seele aber kam Furcht an und viele Zeichen und Wunder geschahen durch die Apostel. Alle Gläubigen aber waren beisammen und hatten Alles gemein und die Besitzungen und die Güter verkauften sie und theilten sie unter Alle, wie es gerade Jemand bedurfte. Täglich waren sie einmüthig im Tempel, und zu Hause das Brod brechend, nahmen sie Speise in Fröhlichkeit und Aufrichtigkeit des Herzens, indem sie Gott lobten und beim ganzen Volke Gunst hatten.« Und später (4, 32) heißt es noch einmal: »Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele und auch nicht Einer nannte etwas von dem, was ihm gehörte, sein eigen, sondern es war ihnen Alles gemein. Es war kein Dürftiger unter ihnen, denn so viele unter ihnen Besitzer von Feldern oder Häusern waren, die verkauften sie und brachten den Erlös des Verkauften und legten ihn nieder zu den Füßen der Apostel; und es wurde einem Jeden gegeben, wie er ein Bedürfniß hatte.« Es ist dies ein vollständiger, aber, wie nachher bemerkt wird, freiwilliger Communismus, in seiner Ausführung jedenfalls weit unpraktischer als der in unserer Zeit als System aufgestellte. Dieser Letztere will Gemeinschaftlichkeit des Besitzes und des Genusses; er zehrt aber den Besitz und das Capital nicht auf, sondern erhält es durch die gemeinsame Arbeit, während hier in der jerusalemischen Gemeinde der Besitz verkauft, das Capital vertheilt und verzehrt wird. Ohne Zweifel die Folge hiervon war es, daß später für diese Gemeinde in den andern Gemeinden, namentlich in den auswärtigen, Unterstützungen gesammelt werden mußten. Paulus regt diese Sammlungen zum Oeftern an und befördert das Gesammelte selbst nach Jerusalem. Er macht dafür

geltend, daß jene auswärtigen Gemeinden von der zu Jerusalem ja das geistige Gut des Evangeliums empfangen hätten, ihr also auch wohl von ihren leiblichen Gütern etwas mittheilen könnten. Wie es aber möglich gewesen ist, daß die Christen zu Jerusalem so mit ihrer Habe verfuhren, — diese Frage beantwortet sich wohl aus dem Umstande, daß sie ja die Wiederkunft des Herrn und die damit verbundene Umwandelung der ganzen Welt, nebst Auferstehung und Gericht, neuem Himmel und neuer Erde, überhaupt einer ganz neuen Ordnung der Dinge, verbunden mit einer überschwenglichen Herrlichkeit und Herrschaft der Gläubigen, als nahe bevorstehend erwarteten. Daß diese Erwartung bei Vielen — wie man sich auszudrücken pflegt — sehr grobsinnlich gewesen sein und eine ganz eigennützige Gestalt gehabt haben mag, ist sicherlich nicht zu bezweifeln. Wird doch selbst Jesu eine Verheißung in den Mund gelegt, daß diejenigen, welche jetzt Häuser oder Aecker u. s. w. verlören um Christi willen Alles einst in seinem Reiche hundertfältig wieder empfangen, und daß die Zwölfe dann auf zwölf Stühlen sitzen und die zwölf Geschlechter Israels richten sollten. Wir wissen ja überhaupt nicht, in wie weit das Reich, welches durch Christum kommen sollte, ursprünglich eben als ein auch äußerliches, irdisches Volksreich gedacht worden ist, worin Jesus König und seine Getreuen die obersten Beamten unter ihm sein würden. Die verschiedenen Vorstellungen und Aeußerungen darüber mischen sich im Neuen Testamente so sehr, daß es schwer halten möchte, jemals darüber ganz ins Klare zu kommen.

In dem weiteren Verlaufe der Apostelgeschichte wird nun von den Wunderthaten der Apostel und weiteren Wunderereignissen, von der Ausbreitung der Gemeinde und von mancherlei Verfolgungen derselben berichtet.

Die Apostel verrichten hier nicht geringere Wunder, als sie in den Evangelien von Jesus erzählt werden. Petrus heilt einen Mann, der vom Mutterleibe an lahm ist (Cap. 3), indem er ihn bei der rechten Hand faßt und zu ihm sagt: »Im Namen Jesu Christi des Nazaräers stehe auf und wandle.« Ebenso heilt er später einen seit acht Jahren gichtbrüchigen Mann. Als ein Mann mit Namen Ananias und sein Weib Saphira, welche ihr Gut verkauft haben, und nur einen Theil vom Erlös zu den Füßen der Apostel legen, das Uebrige aber unterschlagen, die Frage des Petrus, ob das Alles sei, lüg-

nerisch bejahen, und ihnen Petrus vorhält, daß sie nicht Menschen, sondern Gott gelogen hätten, fallen sie sofort todt nieder und werden auf Geheiß des Petrus bestattet.

Außer den einzeln erzählten Wundern der Apostel ist aber auch, wie in den Evangelien von Jesus, so in der Apostelgeschichte von den Aposteln im Allgemeinen angegeben, daß durch dieselben viele Zeichen und Wunder unter dem Volke geschehen seien, daß man die Kranken und Besessenen aus allen Straßen der Stadt, ja aus der »Menge der umliegenden Städte« herbeigebracht und sie auf Betten und Bahren hingelegt habe, »damit, wenn Petrus käme, auch nur sein Schatten einen von ihnen überschattete«, und es seien, ist hinzugefügt, »Alle geheilt« worden (5, 12—16). Auch der Apostel Paulus heilt zu Lystra einen Mann, der lahm von Mutterleibe ist; den Zauberer Elymas auf der Insel Cypern, welcher durch seinen Einfluß den dortigen Statthalter vom Glauben abhält, macht er durch sein Wort plötzlich erblinden; als er auf der Insel Melite Schiffbruch gelitten hat, schleudert er eine giftige Schlange, die ihn in die Hand beißt, ohne Schaden in das Feuer; und ebendaselbst heilt er alle Kranken der Insel. Selbst Todte erwecken die Apostel, Petrus die Tabitha in Joppe, Paulus den Eutychus in Troas.

Auch Wunder der Errettung kommen in der Apostelgeschichte öfters vor. Als Petrus und Johannes einmal ins Gefängniß geworfen sind, öffnet während der Nacht ein Engel des Herrn die Thüren, worauf sie nach seiner Anweisung beim frühen Morgen sofort in den Tempel gehen und lehren. Ein andermal ist Petrus allein ins Gefängniß gesetzt; er hat vier Soldaten zur Bewachung, und schläft zwischen zweien derselben mit zwei Ketten gefesselt. Da weckt ihn ein Engel auf, indem er ihn in die Seite stößt und der Kerker von seinem Lichte strahlt; die Ketten fallen von seinen Händen ab, er zieht sich nach Anweisung des Engels an, geht mit ihm durch die Wache hindurch und eine eiserne Pforte thut sich ihnen von selber auf. Beide Male lassen die Oberen des Volkes, die denn das Gefängniß leer finden, die Sache ruhig geschehen und verwarnen die befreiten Apostel blos, daß sie nicht mehr im Namen Jesu lehren sollen. Ebenso wird Paulus nebst seinem Begleiter Silas einmal in Philippi in Macedonien in das Gefängniß geworfen, weil er aus einer Sklavin einen »Wahrsagergeist« ausgetrieben, von welchem ihr Besitzer großen Gewinn gezogen hatte. Sie werden in das innerste Gefängniß gelegt und geschlossen. Als aber gegen Mitternacht Paulus und Silas,

während die übrigen Gefangenen zuhören, Gott Loblieder singen, entsteht plötzlich ein gewaltiges Erdbeben, so daß die Grundfesten des Gefängnisses erschüttert werden, alle Thüren aufspringen und die Fesseln Aller abfallen. Der Gefängnißwärter fährt aus dem Schlafe auf und will, da er die Thüren offen sieht, in Verzweiflung sich tödten, Paulus aber hält ihn ab, er fällt diesem und dem Silas zu Füßen und fragt, was er thun müsse, um gerettet zu werden. Sie sagen ihm, er solle an den Herrn Jesum Christum glauben, worauf er sich mit allen den Seinigen taufen läßt, ihnen die Wunden auswäscht, die sie von der vorhergegangenen Geißelung an sich tragen, und ihnen in seinem Hause ein Mahl bereitet. — Wer sähe nicht in allen diesen Erzählungen die verherrlichende Hand. Die Hülfe, welche Gott Christo selbst erwiesen hatte, mußte ja auch seinen Aposteln erwiesen werden, und die Wunder, die er selbst gethan hatte, mußten ja nach seinem Scheiden und bis zu seiner Wiederkunft von den Seinigen fortgesetzt werden.

Auch einige wunderbare Bekehrungen werden uns erzählt. Der Kämmerer der Königin Candace von Aethiopien fährt von Jerusalem, wohin er zur Anbetung gekommen war, wieder nach Hause in sein Land und sitzt auf seinem Wagen, den Propheten Jesaia lesend. Da weist ein Engel des Herrn den Apostel Philippus an, auf jenen Weg hinzugehen, und als er da den Kämmerer auf dem Wagen sitzen sieht, da spricht »der Geist« zu Philippus: »Gehe hinzu und mache dich an diesen Wagen!« Philippus fragt nun den Kämmerer, ob er das Gelesene verstehe, und da dieser es verneint, weist er ihm darin die Weissagungen auf Jesus Christus nach nnd verkündigt ihm das Evangelium, worauf der Kämmerer sich von ihm taufen läßt. »Als sie aber heraufstiegen aus dem Wasser, riß der Geist des Herrn den Philippus hinweg und der Kämmerer sahe ihn nicht mehr. Philippus aber ward gefunden in Asdot.«

Eine ähnliche Geschichte ereignet sich mit Petrus. Ein römischer Hauptmann Cornelius in Cäsarea sieht »im Gesichte« Nachmittags drei Uhr einen Engel Gottes zu ihm kommen und empfängt auf sein Befragen von ihm die Weisung, nach Joppe zu schicken und den Petrus holen zu lassen, welcher dort bei einem Gerber Simon, dessen Haus am Meere liege, als Gast sei. Am anderen Tage Mittags zwölf Uhr, während die Boten der Stadt sich nahen, steigt Petrus auf das Dach, um zu beten. Da fällt er in eine Entzückung und sieht den Himmel aufgethan und etwas herabkommen wie ein großes

Tuch, an den vier Zipfeln gehalten. Darin sind allerlei Thiere, Vieh, Gewürm und Vögel. Eine Stimme fordert ihn auf, davon zu essen; Petrus aber weigert sich dessen, weil er noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen habe. Da antwortet die Stimme: »Was Gott rein gemacht hat, das mache du nicht gemein.« Nachdem dies dreimal geschehen, wird das Tuch wieder gen Himmel empor gehoben. Während Petrus noch über die Bedeutung des Gesichtes nachsinnt, fragen bereits die Boten des Cornelius unten im Hause, ob er hier wohne, und »der Geist« spricht zu ihm selbst: »Siehe, es suchen dich drei Männer; so stehe denn auf, steige hinab und gehe mit ihnen ohne Bedenken, denn ich habe sie gesandt.« Da geht er denn des andern Tages mit ihnen nach Cäsarea zu Cornelius und erzählt diesem, daß Gott ihn Tags zuvor im Gesicht gelehrt habe, keinen Menschen für gemein oder unrein zu halten, und daß er sich darum nicht geweigert habe, auch zu ihm, dem Heiden, zu kommen, worauf auch Cornelius im Gegentheil ihm sein gehabtes Gesicht erzählt, was den Petrus noch mehr in seiner neuen Einsicht stärkt, daß Gott die Person nicht ansehe, sondern unter allerlei Volk, wer ihn fürchte und Recht thue, ihm angenehm sei. Darauf verkündigt er ihm das Evangelium von Christo, der heilige Geist fällt auf die heidnischen Zuhörer, sie reden mit Zungen und Petrus läßt sie taufen. Die Bedeutung dieser Geschichte werden wir später noch näher erörtern.

Außer den schon erwähnten Drangsalen und Verfolgungen und denen, welche noch ganz besonders Paulus zu tragen hat, müssen auch schon einige der ersten Christen den Märtyrertod erleiden. Den Apostel Jakobus, des Johannes Bruder, läßt Herodes Agrippa mit dem Schwerte hinrichten. Der erste und berühmteste Märtyrer der Apostelgeschichte ist aber Stephanus, einer von den sieben Diakonen. Es werden große Wunder und Zeichen, Weisheit und Geist von ihm gerühmt, womit er die Bestreiter der christlichen Verkündigung siegreich widerlegt habe. Er wird darauf angeklagt, er höre nicht auf, Lästerworte wider Mose und Gott, das Gesetz und den heiligen Ort zu reden, und er habe gesagt: »Dieser Jesus der Nazaräer wird diesen Ort zerstören und die Satzungen ändern, welche uns Moses gegeben.« Der Angeklagte hält darauf vor dem versammelten hohen Rathe eine lange Rede, an deren Schlusse er sie anklagt, daß sie immer dem heiligen Geiste widerstrebten, gerade wie ihre Väter, welche die Propheten getödtet hätten, und daß sie selbst nun »Verräther und Mörder des Gerechten« geworden wären, den jene Pro-

pheten voraus verkündigt hätten. Da ergrimmen sie über ihn, er aber sieht voll heiligen Geistes den Himmel offen und darinnen Gottes Herrlichkeit und Jesum zur Rechten desselben. Sie aber schreien und halten ihre Ohren zu, stoßen ihn zur Stadt hinaus und steinigen ihn, während er niedersinkend ruft: »Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! Herr, vergilt ihnen diese Sünde nicht.« Die Erzählung von diesem Märtyrertode, welchem der spätere Apostel Paulus mit Wohlgefallen zusieht, hat etwas ungemein Rührendes.

So ist denn die erste Gemeinde der Christen gegründet — nach der Darstellung der Apostelgeschichte, ebenso unter großen und vielen Zeichen und Wundern, wie der Herr selbst, nach der Erzählung der Evangelien, unter solchen Zeichen und Wundern geboren worden war, gelebt hatte und gestorben war. Sie breitet sich nach der Apostelgeschichte schnell und stark aus und die ganze Sache macht großes Aufsehen, was auch bei den vielen Zeichen und Wundern nicht anders möglich gewesen wäre. Das Schweigen der nicht-biblischen Schriftsteller über diese Angelegenheit, bestätigt freilich jenes Aufsehen und diese großen Fortschritte nicht. So wie jene Wunder ein Werk der Dichtung sind, so scheint dieselbe auch an diesen Fortschritten ihren Antheil zu haben. Sowohl Jesus selbst, als die erste Gemeinde seiner Anhänger, scheinen in jener ersten Zeit keine bedeutende Beachtung gefunden zu haben. Auf den Apostel Paulus, sein Verhältniß zu den Zwölfen und die neue Wendung, welche er der Sache gegeben, kommen wir später zurück. Seine Bekehrung, seine Reisen und seine Abführung nach Rom vor den Kaiser erzählt die Apostelgeschichte, bricht aber bei seiner Gefangenschaft in Rom plötzlich ab. Daß er und Petrus dort den Märtyrertod erlitten haben sollen, wird nur in späteren christlichen Schriften erzählt. So unsicher ist die Geschichtkenntniß aus jener Zeit, daß man nicht einmal mit Sicherheit weiß, wie und wo diese beiden Säulen der christlichen Gemeinde geendigt haben. Das eigentliche Verhältniß des Paulus zur Sache ist aber allein aus seinen eigenen Schriften klar zu erkennen.

36. Paulus im Verhältniß zu den zwölf Aposteln.

Die Zwölfe waren entweder von Jesus selbst ausgewählt, oder doch jedenfalls aus seinen ersten Anhängern, die sich bei seinen Leb-

zeiten in seiner Umgebung befunden hatten, hervorgegangen. Paulus dagegen war noch nach Jesu Tode ein Gegner der Gemeinde gewesen und hatte sie nach seinem eigenen Geständniß mit Eifer verfolgt. Mitten in dieser Verfolgung war er plötzlich andern Sinnes, aus einem Feind und Verfolger ein Anhänger und Mitglied Christi und der Gemeinde geworden. Es mochte dies in Damaskus oder auf dem Wege dahin geschehen sein, und wir haben über diesen Vorgang das schon berichtet, was er selbst und was darnach die Apostelgeschichte darüber giebt. Wie diese Bekehrung e gentlich zugegangen sei, läßt sich daraus weiter nicht ersehen; sie wird dort ja als ein wunderhafter Vorgang behandelt. Es mag sein, daß Paulus durch die Standhaftigkeit der Anhänger Jesu im Leiden, so wie durch den Rückblick auf das Leiden Jesu selbst, zunächst aufmerksam gemacht und innerlich überwunden wurde. Die Apostelgeschichte erzählt, er sei beim Märtyrertode des Stephanus zugegen gewesen, habe die Kleider derer, welche diesen steinigten, dabei aufbewahrt und Wohlgefallen an seinem Tode gehabt. Alles Märtyrerthum macht auf den nicht bösartigen Menschen einen tiefen Eindruck: es zeigt den Ernst und die Wahrheit, womit der Märtyrer seine Sache umfaßt, und reizt dadurch, sie näher zu betrachten. Wer Menschen für etwas willig leiden und gar sterben sieht, der will wissen, was es sei, das in ihnen so große Macht habe, daß es ihnen werth erscheine, dafür solche Dinge auf sich zu nehmen. Den Leidenden muß es doch ein Kleinod sein; — vielleicht, daß es überhaupt ein Kleinod ist.

So mochte es geschehen, daß das Gemüth des Paulus erweicht und sein Geist zum Nachdenken erweckt wurde. Er sah die Anhänger Jesu von den Vertretern des mosaischen Gesetzes verfolgt; Jesus erschien ihm dadurch im Streit mit diesem Gesetze. Er sah in ihm und seinen Anhängern Begeisterung; als das, was sie trieb, den »Geist«; während er dagegen in den Widersachern derselben nur todte Gesetzlichkeit und Buchstabenwesen fand. Er ward in seinem Gefühle inne, daß jene Begeisterung höher sei als dieses Gesetzeswesen, er ward es inne, weil er nach seiner eigenen Natur mehr zu jener als zu diesem sich neigte. Er hatte auch bisher schon für das Gesetz nur geeifert, weil es Gegenstand seiner inneren Begeisterung war, er fühlte nun auf einmal, daß aber für den »Geist« das Buchstabenwesen nicht der rechte Boden sei, sondern daß dieser nur in der Freiheit gefunden werden könne. So riß in ihm das Band plötzlich entzwei, das ihn mit dem Gesetze verbunden hatte, und er trat zu der freien Begeiste-

rung über, die er als das Wesen Jesu anschaute. **Er glaubte an** ihn; er glaubte, daß in ihm die Erfüllung des Gesetzes, das, wonach man sich längst gesehnt, gegeben, daß er der erwartete Sohn Gottes, daß in ihm die Fülle der Gottheit sei, denn die Gottheit besaß er eben in seiner Begeisterung. Nur ein tiefer und edler Geist war zu einer solchen Umwandlung fähig, und in der That finden wir auch in Paulus einen solchen. So viel von dem, was seine Briefe aussprechen, ein Produkt der jüdischen Schriftgelehrsamkeit und für uns ungenießbar ist, so leuchtet dieser hohe Geist doch durch Alles hindurch, und wir können nur mit Hochachtung und Liebe ihn betrachten.

Nach seiner Bekehrung ging Paulus von Damaskus auf drei Jahre nach Arabien, war nachher fünfzehn Tage in Jerusalem, ging dann nach Syrien und Cilicien, in seine Heimath, und trat erst nach Verlauf von vierzehn Jahren als Apostel auf. Doch wir wollen ihn dies nach seiner eigenen Darstellung (Gal. 1, 11) selbst erzählen lassen: »Ich sage euch aber, Brüder, daß das von mir verkündete Evangelium keine Menschenlehre ist, denn ich habe es nicht von Menschen empfangen noch gelernt, sondern durch Offenbarung Jesu Christi. Denn ihr habt ja wohl gehört von meinem ehemaligen Verhalten im Judenthum, daß ich über die Maßen die Gemeinde Gottes verfolgte und verwüstete, und ich übertraf im Judenthume viele Altersgenossen in meinem Volke, indem ich heftiger eiferte für meine väterlichen Ueberlieferungen. Als es aber Gott, der mich ausersehen von Mutterleibe an und berufen durch seine Gnade, gefiel, seinen Sohn in mir zu offenbaren, damit ich ihn unter den Heiden verkündigte, zog ich sofort nicht Fleisch und Blut zu Rathe, ging auch nicht hinauf nach Jerusalem zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern ging nach Arabien und kehrte wieder zurück nach Damaskus. Hierauf nach drei Jahren ging ich hinauf nach Jerusalem, um Petrus zu besuchen, und blieb fünfzehn Tage bei ihm. Einen anderen von den Aposteln aber sahe ich nicht, außer Jakobus, den Bruder des Herrn. Was ich euch aber schreibe, siehe, bei Gott, ich lüge nicht. Hierauf kam ich in die Gegend von Syrien und Cilicien. Ich war aber von Person unbekannt den Gemeinden Christi in Judäa; sie hatten nur gehört: unser ehemaliger Verfolger verkündigt nun den Glauben, den er ehemals zerstörte; und sie priesen nun Gott um meinetwillen. Hierauf, nach vierzehn Jahren, zog ich abermals hinauf gen Jerusalem mit Barnabas und nahm auch den Titus mit« u. s. w.

Paulus machte hierauf mehrere Reisen durch Syrien, verschiedene Theile von Kleinasien, die Insel Cypern, Macedonien und Griechenland, auf welchen er überall sein Evangelium verkündigte und Gemeinden stiftete. Seine Hauptaufenthaltsorte scheinen Antiochien, Ephesus und Korinth gewesen zu sein. Er kam von diesen Reisen auch mehrmals nach Jerusalem, theils um gesammelte Beisteuern für die dortige arme Gemeinde zu überbringen, theils um sich mit den ursprünglichen Aposteln zu verständigen. Hierbei wurde er endlich von den Juden ergriffen, dem römischen Statthalter überliefert, und in Folge seiner Appellation an den Kaiser nach Rom geschickt. Wie lange er hier gefangen gesessen, weiß man nicht. Er soll noch einmal frei gekommen, dann indeß abermals nach Rom gebracht und dort unter Kaiser Nero als Märtyrer gestorben sein, wie außerbiblische, altchristliche Schriften erzählen.

Sein Verhältniß zu den alten Aposteln ist nun ein ganz eigenthümliches, ja es dreht sich um dasselbe die ganze innere Geschichte des Urchristenthumes und der Gestaltung der christlichen Lehre im Verhältniß zum Judenthume. Auch auf die Stellung, welche Jesus zu letzterem eingenommen haben mag, wirft jenes Verhältniß zwischen Paulus und den Zwölfen erst einigermaßen Licht, und es kann erst aus diesem Verhältniß auf jene Stellung Jesu zurückgeschlossen werden. Wir wollen das in Folgendem versuchen.

Der Hauptsatz des Paulus ist der, daß der Mensch nicht durch die Werke des mosaischen Gesetzes gerecht werde, sondern durch den Glauben an Jesus Christus. Der Leser wird den eigentlichen Kern dieses Satzes schon aus dem, was wir oben über die Bekehrung des Paulus gesagt haben, zu erkennen vermögen. Er sagt darüber in seinem Briefe an die Römer (3, 20): »Durch Werke des Gesetzes wird kein Mensch gerechtfertigt vor ihm, denn durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde. Jetzt aber ist ohne das Gesetz Gerechtigkeit Gottes offenbart worden, bezeugt vom Gesetz und den Propheten, nämlich Gerechtigkeit Gottes durch den Glauben an Jesus Christus für Alle und auf Alle, welche glauben. Denn es ist kein Unterschied; denn Alle haben gesündigt und ermangeln des Ruhmes bei Gott und werden umsonst gerechtfertigt durch seine Gnade mittels der Erlösung in Jesus Christus, welchen Gott dargestellt hat als Sühnopfer

mittels des Glaubens in seinem Blut.« Aehnliche Aeußerungen kommen in seinen Briefen sehr oft vor.

Diese Lehre des Apostels Paulus ist ein Streitpunkt gewesen unter den Theologen von jeher bis auf den heutigen Tag; das Verhältniß zwischen Glauben und Werken ist ja auch der eine Hauptstreitpunkt zwischen der katholischen und protestantischen Christenheit. Die katholische Lehre setzt neben den Glauben auch die Werke als nothwendig zur Seligkeit, während dagegen die protestantische nur den Glauben als das eigentlich Nothwendige fordert. Der ganze Streit hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß die Sache schon bei Paulus selbst durchaus nicht zur rechten Klarheit kommt. Besonders fehlt die deutliche Unterscheiduug zwischen dem ceremoniellen und moralischen Theile des mosaischen Gesetzes, während Paulus in der That doch nur jenen ersteren verwirft. Er will das Ceremonialgesetz nicht mehr, während er dagegen weit davon entfernt ist, das Moralgesetz aufzuheben. Im Gegentheil ist es ihm an dem Letzteren recht gelegen, und er meint nur, daß man zu seiner Befolgung nicht sowohl durch Beobachtung des mosaischen Gesetzes, als vielmehr durch den begeisterten Glauben an das in Jesu Christo erschienene göttliche Leben gelangen könne. Das Ceremonialgesetz dagegen erscheint ihm hinderlich zu diesem Zwecke. Die »Rechtfertigung vor Gott«, das höchste Ziel des Juden und Christen, will er nicht erstrebt wissen durch Ceremonien, sondern durch innere Heiligung, und setzt er eben also auch in diese und nicht in die Befolgung jener. Diese innere Heiligung will er eben durch die gläubige Hingabe an Jesus Christus erlangen und aus ihr sollen dann die guten Werke, das gute Leben als nothwendige Folge hervorgehen. Durch den Glauben an Christus erlangt man nach ihm den »Geist«, wird man »geheiligt«, wird man ein »neues Wesen«. Der auf diese Weise neu gewordene Mensch ist ihm frei vom Gesetz, versetzt in die »Freiheit Christi«, in die »Freiheit der Kinder Gottes«. Dies ist der eigentliche Kern der Anschauung und Lehre des Paulus. Derselbe ist freilich mit einer Schale von Schriftgelehrsamkeit umgeben, welche nicht sowohl zu seiner Erhaltung beiträgt, als vielmehr seine Erkennbarkeit und Genießbarkeit bedeutend schmälert. Die Sache erscheint ihm selbst als ein Geheimniß, als eine Wunderbarkeit, weil er, von der Denkweise des Schriftgelehrten gehalten, sie selbst nicht in einfacher Klarheit durchschauet und sie darum durch seine Beweismittel und Ausführungen öfter verdunkelt und in Verwirrung bringt. So lange man nun die Bibel und also

auch die Schriften des Paulus für das Wort Gottes und also für vollkommen und unfehlbar hält, ist es ganz unmöglich, über diesen eigentlichen Kern seiner Lehre zur Klarheit zu kommen, weil man jene Beweise, Ausführungen und Anknüpfungen des Schriftgelehrten eben auch für vollkommen und überall für richtig nehmen muß, und sie also nicht davon sondern kann. So lange man, wie man nach dem Offenbarungsglauben muß, annimmt, daß dem Paulus seine Anschauung vollkommen klar gewesen und daß sie also auch von ihm in seinen Briefen klar dargestellt worden sei, so lange es also als frevelhafte Anmaßung erscheint, in der Sache klarer sehen zu wollen, als er selbst, — so lange ist es eben unmöglich, zu der Klarheit darüber zu kommen, die ihm selbst in einem gewissen Maße abging. Der Offenbarungsgläubige hat sich ein für allemal festgerannt; er ist von einem Zauberkreise umgeben, aus dem er nicht heraus kann. Dies ist die Quelle all jener mannigfachen und endlosen Streitigkeiten, welche sich über das »Wort Gottes« erhoben haben, und noch heute sich hartnäckig gegen das Ende wehren, obgleich sie vor der fortgeschrittenen Bildung der Zeit nicht mehr bestehen können.

Es ist in der That zwischen diesen theologischen Streitigkeiten, besonders denen der neueren Zeit, und dem Kampfe des Paulus für den »Glauben« gegen die »Werke des Gesetzes«, ein gewaltiger Unterschied, so sehr es die theologischen Eiferer übersehen. Paulus ist Original, sie aber sind es nicht; Paulus war ein Mann des Fortschrittes, sie aber sind vielmehr das Gegentheil; Paulus vertrat die Freiheit des Geistes gegenüber einem engherzigen und knechtenden Religionsgesetz, sie aber vertreten im Gegentheil die geistige Unfreiheit und wollen ein neues knechtendes Religionsgesetz, zum Theil mit den Worten des Apostels selbst aufrichten; Paulus wurde um seiner Freiheit willen verklagt und verfolgt, sie aber verklagen Andere um der Freiheit willen.

Es zeigt sich nun in den Briefen des Paulus und in der Apostelgeschichte, daß seine Lehre, wie wir sie so eben betrachtet haben, keineswegs etwa auch ohne Weiteres die Lehre der zwölf Apostel war; vielmehr weicht sie von derselben sehr stark ab und geräth mit ihr in manchen Kampf. Wie hartnäckig und langwierig dieser Kampf gewesen sei, geht besonders aus mancherlei Schriften der urchristlichen Zeit hervor, welche im Neuen Testamente nicht enthalten sind. Doch

auch die neutestamentlichen Schriften enthalten bedeutende Spuren dieses Gegensatzes, der sich erst allmälig ausglich. Mit den Aposteln selbst scheint sich Paulus früher geeinigt zu haben, als mit der großen Menge ihres Anhanges, der Menge der Juden-Christen. Aus dieser ganzen Partei heraus ist er seiner Freiheit wegen noch lange angefeindet worden, da die Apostel wohl nicht gleich im Stande waren, das jüdische Vorurtheil in den neuen Christen zu brechen, ja es ihnen auch selbst ohne Zweifel längere Zeit und Mühe gekostet hat, vielleicht auch gar nicht gelungen ist, sich völlig davon zu befreien. Die Juden-Christen und mit ihnen die Zwölfe dachten nämlich ursprünglich durchaus nicht an Aufhebung des mosaischen Gesetzes; sie meinten vielmehr, Juden zu bleiben, mochten wohl nur das Moralgesetz besonders hervorheben, und verkündigten dabei vorzugsweise, daß der gekreuzigte Jesus von Nazareth der erwartete Christus sei und wiederkommen werde, um das von den Propheten verheißene Messiasreich aufzurichten. Jener oben angegebene Hauptsatz des Paulus: »Der Mensch wird nicht durch die Werke des Gesetzes, sondern durch den Glauben an Christum gerecht vor Gott,« war nicht ein allgemein christlicher, sondern ein eben von Paulus neu aufgestellter Satz. Ganz besonders neu aber war nun die Folgerung aus diesem Satze, daß das mosaische Gesetz für die Gläubigen nicht mehr verbindlich sei. Diese Folgerung war es, die erst den vollen Grimm des jüdischen Vorurtheils hervorrief.

Des Paulus hauptsächlichste Verantwortung findet sich in seinem Briefe an die Galater. Er hatte in Galatien Gemeinden gegründet. In diese waren aber dann Juden-Christen gekommen, welche gesagt hatten, die Gläubigen müßten durchaus das mosaische Gesetz halten, und insbesondere auch, so weit sie zuvor Heiden gewesen waren, die Beschneidung annehmen, wenn sie bei der Zukunft Christi gerettet und des Reiches theilhaftig werden wollten. Dies war der Anlaß zu dem Briefe. »Ich wundere mich,« sagt der Apostel gleich in den ersten Versen (V. 6), »daß ihr euch sobald umwendet von dem, der euch durch die Gnade Christi berufen hat, zu einem andern Evangelium, welches nichts Anderes ist, als daß Etliche sind, die euch verwirren und das Evangelium Christi zu verkehren suchen. Aber wenn selbst wir oder ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündigte, als wir euch verkündigt haben, der sei verflucht.« Später, nach der weiter oben schon angeführten Stelle, heißt es dann (2, 2): »Ich zog aber hinauf nach Jerusalem in Folge einer Offenbarung und legte ihnen das Evangelium vor, das ich unter den Heiden ver-

kündige (abgesondert aber den Angesehenen), damit ich nicht etwa vergeblich liefe oder gelaufen wäre. Aber nicht einmal Titus, der bei mir war, obschon ein Grieche, ward gezwungen, sich beschneiden zu lassen. In Betreff aber der eingeschlichenen falschen Brüder, welche sich eingedrängt hatten, um unsere Freiheit auszukundschaften, die wir in Christo Jesu haben, damit sie uns wieder unter das Joch brächten, — so gaben wir denselben auch nicht einen Augenblick nach, damit die Wahrheit des Evangeliums bei euch verbliebe. Von den Angesehenen aber (wer sie sonst gewesen sind, kümmert mich nicht; bei Gott gilt kein Ansehen der Person) — genug, die Angesehenen haben mir nichts Neues mitgetheilt, sondern im Gegentheil, da sie sahen, daß mir das Evangelium der Vorhaut anvertraut ist, wie dem Petrus das der Beschneidung (denn der mit Petrus gewesen ist zum Apostelamt unter den Juden, ist mit mir wirksam gewesen unter den Heiden), und da sie die mir verliehene Gnade erkannten, Jakobus, Kephas und Johannes, welche für die Säulen gehalten wurden, gaben sie mir und dem Barnabas den Handschlag der Gemeinschaft, damit wir unter den Heiden, sie aber unter den Juden wirkten; nur sollten wir der Armen eingedenk sein, was ich auch zu thun bestrebt gewesen bin.

Von dieser Zusammenkunft des Paulus mit den Zwölfen ist auch in der Apostelgeschichte (Cap. 15) erzählt. Es heißt da, es wären Einige aus Judäa nach Antiochia gekommen und hätten zu den Heiden-Christen gesagt, wenn sie sich nicht beschneiden ließen nach dem Gesetze Mose's, könnten sie nicht gerettet werden; darüber wäre ein Streit zwischen ihnen auf der einen und dem Paulus und Barnabas auf der anderen Seite entstanden und die Gemeinde hätte deshalb die beiden Letzteren, um diese Sache auszumachen, nach Jerusalem geschickt. Als denn auch dort der Streit von Neuem sich erhoben hätte, wäre vor den versammelten Aposteln und Aeltesten Petrus und nach ihm auch Jakobus aufgetreten und hätte zu Gunsten der freien Lehre und Praxis des Paulus das Wort ergriffen. Darauf wären denn auf Beschluß der Apostel und Aeltesten und der ganzen Gemeinde mit Paulus und Barnabas zwei Männer nach Antiochia gesandt und der dortigen Gemeinde durch einen mitgegebenen Brief angezeigt worden, daß man ihr mit dem Gesetz weiter keine Beschwerde machen wolle, sondern nur dies von ihnen fordere, daß sie sich der Götzenopfer, des Blutes und des Erstickten und der Unzucht enthielten.

Petrus und Jakobus erinnern bei dieser Versammlung zu Jerusalem, welche das erste christliche Concil genannt wird, daran, daß ja

bereits vor längerer Zeit Gott es gefügt habe, daß durch Petrus die ersten Heiden in die Gemeinde aufgenommen worden seien, indem er auch ihnen den heiligen Geist verliehen und also keinen Unterschied zwischen Heiden und Juden gemacht, sondern durch den Glauben ihre Herzen gereinigt habe. Petrus sagt zum Schluß: »Warum nun versucht ihr Gott, daß ihr ein Joch dem Nacken der Jünger auflegen wollt, das weder unsere Väter noch wir zu tragen vermochten;« und Jakobus weist dann nach, daß damit auch die Propheten übereinstimmten. —

Die hier erwähnte Entscheidung, welche Gott schon vor längerer Zeit in dieser Sache getroffen habe, findet sich in der von uns schon im vorigen Stück angeführten Erzählung von der Bekehrung des römischen Hauptmanns Cornelius. Diesem erscheint ein Engel und weist ihn an, den Petrus zu sich kommen zu lassen. Ebenso wird Petrus durch den »Geist« angewiesen, mit den Boten zu Cornelius zu gehen. Zuvor aber wird er durch ein Gesicht von dem jüdischen Vorurtheile gegen die Heiden befreit. Ein Tuch wird an den vier Zipfeln vom Himmel herabgelassen, worin sich allerlei Thiere, reine und unreine nach jüdischem Gesetz, durch einander befinden und eine Stimme fordert den re auf, davon zu schlachten und zu essen. Petrus weigert sich, weil er noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen habe. Da sagt die Stimme: »Was Gott für rein erklärt hat, sollst du nicht für gemein halten.« Petrus erkennt daraus, daß der Unterschied zwischen Juden und Heiden aufgehoben sein solle. Er geht mit zum Cornelius und sagt zu ihm und den Seinen: »Ihr wisset, wie es gesetzwidrig ist für einen Juden, mit einem Ausländer Umgang zu pflegen, oder sich ihm zu nähern; aber Gott hat mich gelehrt, keinen Menschen für gemein oder unrein zu halten.« Und dann, als Cornelius ihm von der gehabten Engelserscheinung erzählt, sagt Petrus wieder: »In Wahrheit, ich erkenne, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern unter allerlei Volk, wer ihn fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm.« Und als nachher der heilige Geist auf die Heiden fällt und sie sogar mit Zungen reden, tauft sie Petrus. Als er dann nach Jerusalem kommt, machen ihm die Juden-Christen über die Sache Vorwürfe, aber nachdem er ihnen das gehabte Gesicht erzählt hat, finden sie sich in die Sache und preisen Gott darüber.

Nach dieser Erzählung der Apostelgeschichte wäre also jene Streitfrage eigentlich schon längst geschlichtet gewesen, und es wäre nicht recht zu begreifen, wie sie späterhin zu so heftigen Anklagen gegen Paulus

hätte führen und jenes erste Concil zu Jerusalem nothwendig machen können. Ja sogar die volle Einigung auf diesem Concil erscheint nach Spuren in den Briefen des Paulus etwas zweifelhaft. So sagt er im Briefe an die Galater (2, 11) gleich im weiteren Verlauf der zuletzt angeführten Stelle: »Als aber Petrus nach Antiochien gekommen, widerstand ich ihm ins Angesicht, weil er getadelt worden war. Denn ehe etliche kamen von Jakobus her, aß er mit den Heiden; als sie aber gekommen waren, entzog er sich und sonderte sich ab, aus Furcht vor den Juden. Und es heuchelten mit ihm auch die übrigen Juden, so daß auch Barnabas fortgerissen ward von ihrer Heuchelei. Doch als ich sah, daß sie nicht den geraden Weg wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums, sprach ich zu Petrus im Angesichte Aller: »»Wenn du, der du ein Jude bist, heidnisch lebest und nicht jüdisch, wie magst du die Heiden zwingen, jüdisch zu leben.«« Hier bezüchtigt Paulus den Petrus der Heuchelei. Ist es wohl denkbar, daß Petrus sich zu dieser Heuchelei bequemt hätte, wenn all das, was wie wir sahen, die Apostelgeschichte erzählt, wirklich geschehen wäre? Man denke sich: Hatte Petrus wirklich jenes Gesicht in Bezug auf den Hauptmann Cornelius gehabt, — hatte er, ganz abgesehen davon, auf welchem Wege, die Ueberzeugung empfangen, daß vor Gott nichts gemein sei, daß ins Besondere auch die Heiden nicht gemein und unrein wären, daß man also auch mit ihnen essen könne, — war er in Folge dessen wirklich zu dem Heiden Cornelius ins Haus gegangen und hatte er bei ihm und mit ihm gegessen und getrunken, bei ihm mehrere Tage gewohnt, — hatte er dies nachher in Jerusalem der Gemeinde Alles erzählt und diese sich darüber gefreut, — so ist es unbegreiflich, wie er nachher in Antiochien, als einige Juden-Christen von Jerusalem herab kamen, sich sollte veranlaßt gefunden haben, aus Furcht vor ihnen sich von den Heiden-Christen zurückzuziehen. Entweder jene Erzählungen der Apostelgeschichte oder diese Erzählungen des Apostel Paulus in dem Briefe an die Galater müssen unwahr sein. Nun ist aber sicherlich kein anderer Brief so unzweifelhaft von Paulus selbst, überhaupt kein anderer Theil des Neuen Testamentes so unzweifelhaft von dem, dem es zugeschrieben wird, als eben der Brief an die Galater von Paulus ist, während wir dagegen den Verfasser der Apostelgeschichte nicht kennen. Es ist denn doch wohl so ziemlich undenkbar, daß Paulus in einem seiner Briefe solche Verläumdungen gegen den Petrus ausgesprochen haben sollte, die ihm obendrein so leicht als Verläumdung hätten nachgewiesen

werden können. Darum ist ohne allen Zweifel die Darstellung des Paulus die richtige.

Merkwürdigerweise erzählt die Apostelgeschichte umgekehrt eine Heuchelei des Paulus, welche er in Jerusalem geübt haben soll, freilich ohne diese Handlung ausdrücklich als eine Heuchelei zu bezeichnen, wahrscheinlich auch ohne sie überhaupt als Heuchelei anzusehen. Paulus kommt nach Jerusalem. Da sprechen die Aeltesten Folgendes zu ihm (21, 20): »Du siehest, Bruder, wie viele Tausende von den Juden gläubig geworden sind; aber alle sind Eiferer für das Gesetz. Nun haben sie von dir vernommen, daß du alle unter den Heiden lebenden Juden Abfall lehrest von Mose und sagest, daß sie ihre Kinder nicht beschneiden sollen, noch wandeln in den Gesetzen. Was ist nun zu thun? Unfehlbar wird eine Menge zusammenkommen, denn sie werden erfahren, daß du gekommen bist. So thue nun dieses, was wir dir sagen? Es sind bei uns vier Männer, die ein Gelübde auf sich haben. Diese nimm zu dir, heilige dich mit ihnen und trage die Kosten für sie, daß sie sich das Haupt scheeren können: so werden alle inne werden, daß an dem, was sie von dir vernommen, nichts ist, sondern daß du selbst auch wandelst in Beobachtung des Gesetzes.« Paulus nimmt diesen Rath an und verwendet sieben Tage auf Erfüllung des Gelübdes.

Was hier dem Paulus gerathen wird, und was er nach der Erzählung gethan haben soll, wäre eine offenbare Heuchelei, wenn er es wirklich gethan hätte, — weit schlimmer als die, welche von ihm selbst dem Petrus Schuld gegeben wird. Und diese Heuchelei, durch welche er sich als einen strengen Beobachter des jüdischen Gesetzes dargestellt hätte, soll er geübt haben lange nach jenem ersten Concil zu Jerusalem, auf welchem bereits seine Nichtbeobachtung des jüdischen Gesetzes gebilligt und anerkannt worden sein soll. Es ist dies ganz unmöglich, es steht diese Nachricht mit dem Inhalte der Briefe des Apostels in Widerspruch. Zwar nimmt und empfiehlt er gelegentlich Rücksicht auf die Schwachen. Er rathet z. B., kein Fleisch von Götzenopfern zu essen, wenn dadurch Schwache geärgert würden, während es sonst eigentlich eine gleichgültige Sache wäre; aber diese Art von Rücksicht ist doch nur ein Enthalten von etwas, was man recht gut unterlassen kann und was er an anderen Orten sogar wieder als ungeeignet selbst verwirft, während jenes Gelübde die Uebernahme einer Last und eine positive Heuchelei in sich begreift. Ihm lag gerade Alles daran, die Freiheit vom Gesetz durchzuführen, und er ist der

Meinung, daß diese Befreiung demjenigen nothwendig sei, der an der Gnade Christi Theil haben wolle. Man lese nur eben den Brief an die Galater und sehe den glühenden Eifer, mit welchem er gegen diejenigen auftritt, welche die Beobachtung des Gesetzes wieder aufstellen. »O, ihr unverständigen Galater,« ruft er aus (3, 1), »wer hat euch bezaubert, der Wahrheit nicht zu gehorchen, euch, welchen Jesus Christus gekreuzigt vor Augen hingemalt worden ist! Nur dies will ich von euch hören, habt ihr durch Gesetzeswerke den Geist empfangen oder durch die Kunde des Glaubens? So unverständig seid ihr? Im Geiste habt ihr angefangen und wollt nun im Fleische enden? — — Alle, die mit Gesetzeswerken umgehen, sind unter dem Fluche, denn es stehet geschrieben: Verflucht sei, wer nicht erfüllet Alles, was im Buche des Gesetzes geschrieben stehet.« Paulus hätte mit einer solchen Heuchelei sein ganzes Werk zerstört. Es läßt sich so etwas von einem irgend verständigen und rechtschaffenen Manne gar nicht annehmen.

Aus dem Bisherigen erkennen wir also das Verhältniß des Paulus zu den zwölf Aposteln. Es bestand wesentlich darin, daß diese das mosaische Gesetz bestehen ließen, Paulus dagegen es aufhob. Es war ursprünglich nicht ein Gedanke der Zwölfe, oder auch nur des Petrus ins Besondere, daß auch die Heiden, ohne zuvor das Gesetz, namentlich die Beschneidung, anzunehmen, die Taufe empfangen und Christen werden könnten, sondern es war dies der Gedanke des Paulus. Und er erweiterte diesen Gedanken dahin, daß auch die Juden-Christen das Gesetz nicht mehr zu beobachten brauchten; ja, er ging so weit, die fernere Beobachtung desselben für schädlich zu erklären, und zu lehren, daß derjenige, der vom Gesetz nicht lasse, an Christo noch gar keinen rechten Theil habe, aus der Gnade gefallen sei. Er will an der Stelle des Gesetzes den Glauben an Christus, aus welchem dann das sittliche Leben fließen werde. Die Apostel haben freilich, nach der eigenen Erzählung des Paulus, sein Verfahren unter den Heiden anerkannt; daraus folgt aber nicht, daß sie sofort unter den Juden dasselbe Verfahren beobachtet hätten. Es ist vielmehr klar, daß sie dies nicht gethan haben. Daß Petrus damals in Antiochien, so lange keine Juden-Christen aus Jerusalem gegenwärtig waren, mit den Heiden aß, wie Paulus selbst bezeugt, das beweist allerdings, daß er für seine Person auf das Verhalten des Paulus zu dem Gesetz einzugehen einigermaßen bereit war; aber, daß er sich nachher zurückzog, beweist eben auch, daß er diese Stellung nicht öffentlich zu vertreten sich getraute, die ganze Sache also ihm wohl mehr wie etwas Erlaubtes, als wie eine Nothwendigkeit erschien.

Paulus wurde auch, wie seine Briefe und zum Theil ja auch die Erzählungen der Apostelgeschichte lehren, von den Juden-Christen seines Verfahrens und seiner Ansicht wegen stark angefeindet. Man sprach ihm sogar die Apostelwürde ab und erklärte seine Lehre für seine eigene Meinung ohne göttliche Autorität. Ueberall in seinen Briefen finden wir, wie er dem entgegen seine apostolische Berufung vertheidigt und seine Lehre als göttliche darstellt. Die ihm entgegentretenden und die Beobachtung des Gesetzes fordernden Lehrer bezeichnet er zu wiederholten Malen als falsche Brüder; das Evangelium, das sie verkündigen, bezeichnet er als eine Verkehrung des ächten Evangeliums und spricht den Fluch darüber aus. Er versichert, daß seine Lehre keine Menschenlehre sei, daß er sie nicht von Menschen, sondern durch Offenbarung von Jesu Christo empfangen habe. Seine Briefe pflegt er damit zu beginnen, daß er sich als einen durch Gottes Willen berufenen Apostel Jesu Christi, auserlesen für das Evangelium Gottes, einführt. Den Brief an die Galater fängt er mit diesen Worten an: »Paulus, Apostel, nicht von Menschen, noch durch einen Menschen, sondern durch Jesum Christum und Gott den Vater, der ihn auferwecket hat von den Todten.« Und obgleich er sich gelegentlich unter die anderen Apostel stellt, insofern er früher die Gemeinde Gottes verfolgt habe, so stellt er sich in allgemeiner Beziehung in anderen Stellen im Gegentheil neben, ja über sie. So sagt er im zweiten Briefe an die Corinther (11, 5): »Denn ich halte dafür, in nichts jenen großen Aposteln nachzustehen.« Weiter unten spricht er sogar von »falschen Aposteln«, »trüglichen Arbeitern«, die sich nur den Schein von Aposteln Christi geben. Er tritt ihrem Rühmen entgegen, indem er sagt, er wolle sich thörichterweise auch einmal rühmen, da er eben so guten Grund dazu habe. »Worauf sich Jemand etwas einbildet (ich rede in Thorheit) bilde auch ich mir etwas ein. Hebräer sind sie? auch ich. Israeliten sind sie? auch ich. Same Abrahams sind sie? auch ich. Diener Christi sind sie? (ich rede thöricht) vielmehr noch ich. Mehr Mühseligkeiten habe ich erduldet, mehr Streiche, mehr Gefangenschaften, oftmals Todesgefahren. Von den Juden habe ich fünf mal vierzig Schläge weniger einen empfangen. Dreimal bin ich gestäupt worden, einmal gesteinigt, dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, einen Tag und eine Nacht habe ich auf der Tiefe zugebracht. Auf Reisen bin ich oftmals gewesen, in Gefahren auf Flüssen, in Gefahren unter Räubern, in Gefahren unter Volksverwandten, in Gefahren unter Heiden, in Gefahren in Städten, in Gefahren in der Wüste,

in Gefahren auf dem Meere, in Gefahren unter falschen Brüdern, in Mühseligkeit und Elend, oftmals in Nachtwachen, Hunger und Durst, oftmals in Fasten, in Kälte und Blöße. Ohne was noch außerdem der tägliche Ueberlauf, die Sorge für alle Gemeinden. Wer ist schwach, ohne daß ich seine Schwäche trage? Wer geht irre, ohne daß ich nicht brenne? Wenn ich mich rühmen soll, so will ich mich meiner Schwachheiten rühmen. Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, welcher sei hochgelobt in alle Ewigkeit, weiß, daß ich nicht lüge. In Damaskus ließ der Ethnarch des Königs Aretas die Stadt der Damascener bewachen, indem er mich fangen wollte; und ich ward durch ein Fenster in einem Korbe durch die Mauer hinabgelassen und entkam aus seinen Händen.« Hierauf folgt die schon früher angeführte Stelle von seiner Entzückung bis in den dritten Himmel, worauf er jedoch hinzufügt: »Damit ich mich der außerordentlichen Offenbarungen nicht überhebe, ward mir ein Pfahl ins Fleisch gegeben, ein Engel des Satans, auf daß er mich mit Fäusten schlage, damit ich mich nicht überhebe. Um dessenwillen habe ich den Herrn dreimal gebeten, daß er von mir wiche; aber er sprach zu mir: es genüge dir meine Gnade, denn meine Kraft ist in Schwachheit mächtig. So will ich mich denn vielmehr am liebsten meiner Schwachheiten rühmen, auf daß mir einwohne die Kraft Christi. Darum habe ich Lust an Schwachheiten, an Mißhandlungen, an Nöthen, an Verfolgungen, an Drangsalen um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, alsdann bin ich stark. Ich bin ein Thor geworden, indem ich mich rühme; ihr habt mich dazu gezwungen, denn ich sollte von euch gelobt werden, denn ich stehe in nichts jenen großen Aposteln nach, wenn ich gleich nichts bin. Die Zeichen der Apostelschaft sind unter euch bewirkt worden durch große Standhaftigkeit, durch Zeichen und Wunder und mächtige Thaten. Denn worin waret ihr im Nachtheil gegen die übrigen Gemeinden? — es sei denn darin, daß ich euch nicht beschwerlich gefallen bin. Verzeihet mir dieses Unrecht. Siehe, schon das dritte Mal bin ich bereit, zu euch zu kommen nnd werde euch nicht beschwerlich fallen, denn ich suche nicht das Eure, sondern euch; es sollen ja nicht die Kinder für die Eltern sammeln, sondern die Eltern für die Kinder. Ich aber will sehr gern Aufopferungen machen, ja mich selber aufopfern für eure Seelen, auch wenn ich, jemehr ich euch liebe, desto weniger von euch geliebt werde. Aber es sei: ich bin euch nicht beschwerlich gefallen, aber da ich verschlagen bin, so habe ich euch mit List gefangen?! Habe ich etwa durch einen von denen, die ich zu euch gesandt, euch

übervortheilet? Ich habe Titus gebeten und mit ihm den Bruder gesandt: Hat euch Titus übervortheilet? sind wir nicht in demselben Geiste gewandelt? nicht in denselben Fußtapfen?«

Der Leser wird in dieser Stelle die Gereiztheit und bittere Ironie des Paulus, den anderen Aposteln gegenüber, erkennen. Aehnliche Stellen finden sich mehrere. Sie zeugen alle davon, wie Paulus durch Herabsetzung im Vergleich mit den anderen Aposteln zur Vertheidigung seiner Stellung sich oft herausgefordert fand. Wir können nicht umhin, seine Vertheidigung anzuerkennen und ihm die erste Stelle unter den Aposteln anzuweisen. »Die Ersten werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein.« Er ist der Apostel der Freiheit vom Ceremonialgesetz.

37. Noch Einiges über die Lehre des Apostels Paulus.

Nachdem wir so den eigentlichen Mittelpunkt der Lehre des Paulus betrachtet haben, werfen wir noch einige Blicke auf verschiedene Seiten derselben. Seine Briefe sind es, die uns seine Lehre ausführlich entwickeln. Unter den ihm zugeschriebenen Briefen sind die am wenigsten als von ihm wirklich herrührend bezweifelten die vier ersten, nämlich der an die Römer, die zwei an die Corinther und der an die Galater. Die übrigen sind mehr oder weniger bezweifelt worden, doch schwerlich alle mit Recht. Alle aber enthalten sie doch im Ganzen dieselben Anschauungen, die sich in jenen ersten Briefen finden. In unseren folgenden Betrachtungen halten wir uns indessen doch vorzugsweise an jene vier ersten Briefe, welche unbedingt die bedeutendsten unter ihnen sind.

Im vorigen Abschnitt beschäftigten wir uns hauptsächlich mit der Lehre des Apostels, daß der Mensch nicht durch die Werke des Gesetzes, sondern durch den Glauben an Christus gerechtfertigt werde. Es wäre aber ein Mißverständniß, wenn man dies dahin verstehen wollte, daß ihm das Leben und Handeln gleichgültig wäre, oder auch nur, daß seine moralischen Anforderungen dadurch herabgestimmt würden. Im Gegentheil sind diese sehr streng. In allen seinen Briefen stellt er sie mit größtem Ernste auf und eifert dabei gegen Unsitt-

lichkeit in den Gemeinden; ja, er läßt sogar jene Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben oft ganz bei Seite liegen, indem er die einstige Rettung oder ewige Seligkeit, das Wohlgefallen und die Gnade Gottes geradezu, und oft ausdrücklich, von den »Werken« abhängig macht. Im Briefe an die Römer (Kap. 2) droht er denen, welche allerlei Laster und Unsittlichkeit übten, mit dem Gerichte Gottes, das sie unfehlbar treffen werde, wenn sie sich nicht besserten, denn Gott werde »einem Jeden bezahlen nach seinen Werken: denen, welche durch Standhaftigkeit in gutem Werk nach Herrlichkeit und Ehre und Unvergänglichkeit streben, ewiges Leben, — den Widerspenstigen aber, welche der Wahrheit unfolgsam sind, und der Ungerechtigkeit folgen, Grimm und Zorn«, und zwar gleichermaßen über Juden und Griechen, weil »bei Gott kein Ansehen der Person« sei, sondern vielmehr diejenigen, welche ohne Gesetz gesündigt hätten, auch ohne Gesetz umkämen, dieaber, welche unter dem Gesetz gesündigt hätten, nachdem Gesetze gerichtet werden würden. »Wisset ihr nicht, daß Ungerechte das Reich Gottes nicht ererben werden?« ruft er den Corinthern zu (1. Cor. 6, 9). »Wer sich lasse Bruder nennen«, dabei aber ein lasterhafter Mensch sei, den sollten sie »aus ihrer Mitte schaffen« (5, 11 und 13). »Wir Alle müssen erscheinen vor dem Richterstuhle Christi, auf daß ein Jeder empfange je nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse,« sagt er ein andermal (2. Cor. 5, 10). »Offenbar nun sind die Werke des Fleisches«, sagt er zu den Galatern (5, 19), »als da sind Ehebruch, Unzucht, Ueppigkeit, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Hader, Haß, Zorn, Parteiungen, Zwietracht, Spaltungen, Neid, Mord, Völlerei, Schwelgerei und dem Aehnliches, wovon ich euch vorher sage, so wie ich schon vorher gesagt, daß die, welche dergleichen thun, das Reich Gottes nicht ererben werden.«

Paulus versteht die »Gerechtigkeit aus dem Glauben« nicht so, daß das Glauben, das Fürwahrhalten der Lehre von Christo schon an und für sich selbst und ohne Weiteres den Menschen als gerecht vor Gott darstelle; sondern er siehet den Glauben an Christum als den Grund und Boden an, auf welchem eine gute Gesinnung und ein gutes Leben erwachsen. Diese Frucht des Glaubens ist ihm ebenso unerläßlich als der Glaube selbst, ja in seinem tiefsten Gemüthe ist sie ihm jedenfalls das eigentlich Wesentliche. Er stellt den Glauben an Christum über das Gesetz Mosis eben nur darum, weil er besser als dieses, ja vielmehr allein, geeignet sei, jene Früchte guter Gesinnung und guter That hervorzubringen. Er hat früher gemeint, daß das

Gesetz Mosis dies vermöge, ja dazu nothwendig sei und hat darum für das Gesetz geeifert. Er hat aber die Erfahrung gemacht, daß dies in der That nicht der Fall sei, und nun statt dessen den Glauben an Christus als dasjenige ergriffen, was allein dazu sich eigne. Gesetz und Glaube sind ihm also Mittel, den ächten Menschen hervorzubringen, wie er denselben sich vorstellt: jenes ein unzureichendes, nur einstweiliges; dieses ein vollkommenes, in Erfüllung der Zeiten von Gott gegebenes. »Christus« ist ihm überhaupt Ideal und Begeisterung dafür. Er sagt selbst: »Wir kennen Christum nicht nach dem Fleisch; und haben wir ihn gekannt, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr.« Er selbst hat mit Jesus in keinem persönlichen Verkehre gestanden und auch mit seinen Aposteln nur sehr wenig Verkehr gepflogen. Sein Evangelium ist »nicht von Menschen, sondern durch Offenbarung von Jesu Christo empfangen«. Die Idee ist von da aus in ihm angeregt; nun aber gestaltet sie sich frei aus ihm heraus. Die Ganzheit der Idee, des allgemeinen Geistes der Wahrheit und Sittlichkeit, schien ihm geeigneter, gute Gesinnung und Leben zu erzeugen, als eine Masse zerstückelter Gesetze: — diese Wahrheit liegt seiner ganzen Anschauung zu Grunde.

So sagt er denn zu den Galatern (5, 6): »Denn in Christo gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern Glaube, der durch Liebe wirksam ist.« »Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum hin, auf daß wir durch den Glauben gerechtfertigt würden. Da aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn Alle seid ihr Söhne Gottes durch den Glauben in Christo Jesu; denn soviel euer auf Christum getauft sind, die haben Christum angezogen.« Der Glaubende ist ihm ein »neuer Mensch«.

Wesentlich ganz derselbe Gegensatz wie der zwischen »Gesetz« und »Glaube«, ist dem Paulus der zwischen »Buchstabe« und »Geist«. Das Gesetz ist enthalten im Buchstaben, ist dadurch etwas Aeußerliches, Unfreies und Unlebendiges geworden; der Glaube ist enthalten im Geiste und ist dadurch innerlich, frei und lebendig. Besonders schön spricht der Apostel über diesen Gegensatz sich aus im 2. Briefe an die Corinther (3, 4), wo er Folgendes sagt: »Nicht als ob wir von uns selbst tüchtig wären, etwas zu erdenken, wie aus uns selbst, sondern unsere Tüchtigkeit ist von Gott, welcher uns auch

tüchtig gemacht hat zu Dienern des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes; denn der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig. Wenn aber der Dienst des Todes, mit Buchstaben in Steine eingegraben, Herrlichkeit hatte, so daß die Söhne Israels nicht in das Angesicht des Moses zu schauen vermochten, wegen der Herrlichkeit seines Angesichtes, der vergänglichen: wie sollte nicht vielmehr der Dienst des Geistes herrlich sein? Denn wenn der Dienst der Verdammniß herrlich war, so wird noch vielmehr der Dienst der Gerechtigkeit herrlich sein. Denn wenn das Vergängliche herrlich war, dann vielmehr noch das Bleibende. Da wir nun solche Hoffnung haben, so bedienen wir uns großer Freimüthigkeit und handeln nicht wie Mose, der auf sein Angesicht eine Decke legte, damit die Söhne Israels das Ende des Vergänglichen nicht schauen möchten. Aber verstockt sind ihre Sinne; denn bis auf heute bleibt dieselbe Decke auf dem Verständniß des Alten Testamentes, nicht hinweggenommen, denn nur in Christo hört sie auf. Aber bis heute liegt, wenn Mose gelesen wird, eine Decke auf ihrem Herzen; wenn Einer sich aber bekehrt zum Herrn, so wird die Decke weggenommen. Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Wir aber Alle schauen mit unverhülltem Angesichte die Herrlichkeit des Herrn im Spiegel und werden in dasselbe Bild verwandelt von Herrlichkeit zu Herrlichkeit durch den Herrn des Geistes.«

Was aber ist eigentlich unter Buchstabe zu verstehen? Er ist das fest in Schrift Niedergelegte und Bestimmte. So wenig Paulus das Alte Testament etwa verwirft, will er doch nicht, daß der »Geist« von demselben gefesselt und an freier Bewegung gehindert werde. Die Freiheit seines Geistes versteigt sich aber nicht dahin, im Alten Testamente, in der »Schrift«, irgend etwas für falsch und unwahr zu erklären, sondern sie äußert sich nur in freier Deutung desselben. Diese freie Deutung wird freilich sehr häufig zur vollen Willkür, natürlich immer in dem guten Glauben, daß sie die nothwendige und richtige sei. Sein »Geist« ist nicht das überall klar bewußte, verständig besonnene, einfach menschliche Denken, sondern ein phantasierendes, mit unbewußter Poesie gemischtes, in Folge dessen es ja eben auch von ihm selbst eigentlich nicht als sein eigenes angesehen, sondern von göttlicher Mittheilung abgeleitet wird. Dies bewährt sich besonders, wenn man seine Anschauungen von Christus, von dessen Zukunft und von den »letzten Dingen« liest, wie wir dieselben zum Theil schon mitgetheilt haben. Jene willkürlich phantasierende Schriftauslegung

findet sich ja übrigens im Neuen Testamente überall. Wir haben sie schon bei Gelegenheit der Geburt Jesu nach dem Evangelium Matthäi kennen gelernt. Die ganze Beweisführung der Christen, daß Jesus der verheißene Christus sei, gründete sich auf sie. Wir wollen hier noch einige Beispiele aus den Briefen des Paulus geben.

Paulus sucht auch seine Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben aus dem Alten Testamente zu beweisen (Römer 4, 3 und Galater 3, 6). Besonders bedient er sich auch dazu der Stelle im ersten Buche Moses (15, 6): »Und Abraham glaubte dem Jehovah und er rechnete es ihm zur Gerechtigkeit.« Jehovah hat nämlich eben vorher dem Abraham die Versicherung gegeben, daß er, bisher kinderlos, doch noch einen Sohn empfangen und seine Nachkommenschaft so zahlreich wie die Sterne werden solle. Das ist es, was Abraham ihm glaubt. Nun könnte der Vertheidiger der ewigen Gültigkeit des mosaischen Gesetzes schon hierauf erwiedern, es sei dem Abraham zwar hoch anzurechnen, daß er auch ohne Gesetz gerecht gewesen sei, nun aber habe Gott seinem Volke das Gesetz gegeben, damit sie um so leichter und um so sicherer gerecht werden möchten; und ferner: dem Abraham habe Jehovah seinen Willen immer persönlich mitgetheilt, nun aber habe er diesen durch Mose ein für allemal niederschreiben lassen und fordere dessen Befolgung, wie er da aufgezeichnet sei. Zu den Galatern sagt aber Paulus in dieser Beziehung weiter Folgendes: »So wie Abraham Gott glaubte und es ihm zur Gerechtigkeit gerechnet ward. Erkenne demnach, daß die, welche den Glauben haben, Abrahams Kinder sind. Da aber die Schrift voraussah, daß Gott durch den Glauben die Heiden rechtfertigt, verhieß sie dem Abraham: durch dich sollen gesegnet werden alle Völker. Also werden die, welche den Glauben haben, gesegnet mit dem gläubigen Abraham. Denn Alle, die mit Gesetzeswerken umgehen, sind unter dem Fluche; denn es stehet geschrieben: Verflucht sei, wer nicht erfüllet Alles, was im Buche des Gesetzes geschrieben steht, es zu thun. Daß aber Niemand durch das Gesetz gerechtfertigt wird bei Gott, ist offenbar; denn es stehet geschrieben: der Gerechte wird durch Glauben leben. Das Gesetz aber hat nichts mit dem Glauben gemein, sondern es heißt: Wer sie thut, der wird durch sie leben. Christus hat uns losgekauft vom Fluche des Gesetzes, da er für uns zum Fluche geworden, denn es stehet geschrieben: Verflucht ist, wer am Holze hängt; auf daß der Segen Abrahams an die Heiden käme in Christo Jesu, auf daß wir die Verheißung des Geistes empfingen durch den Glau-

ben.« Besonders auffällig ist die Deutung, daß unter »dem Samen Abrahams«, welchem jene Verheißung gegeben wird, doch Christus zu verstehen sei, weil ja nicht von mehreren Samen, sondern nur von einem die Rede wäre, während ganz offenbar ist, daß unter dem »Samen Abrahams« immer nur seine ganze Nachkommenschaft, das gesammte Israel, zu verstehen ist. — Ebenso findet Paulus in den beiden Söhnen Abrahams, dem Ismael und Isaak, den Unterschied zwischen denjenigen Juden, welche an Jesum glaubten und denen, die ihn verwarfen, im Voraus angedeutet. Er sagt im Briefe an die Galater (4, 21): »Saget mir, die ihr wollt unter dem Gesetze sein, hört ihr das Gesetz nicht? Denn es stehet geschrieben, daß Abraham zwei Söhne hatte; einen von der Sklavin, und einen von der Freien. Aber der von der Sklavin war nach dem Fleische geboren; der hingegen von der Freien vermöge der Verheißung. Dieses hat einen bildlichen Sinn, denn diese bedeuten zwei Bünde: der eine, vom Berge Sinai, welcher Knechte gebieret, das ist die Hagar (denn Hagar bedeutet den Berg Sinai in Arabien) und entspricht dem jetzigen Jerusalem, denn dieses dient mit seinen Kindern; das höhere Jerusalem aber ist frei und das ist unsere Mutter. Wir aber, meine Brüder, sind nach Art des Isaak Kinder der Verheißung. Doch wie damals der nach dem Fleische Geborene den nach dem Geiste Geborenen verfolgte, so auch nun. Doch was sagt die Schrift? »»Treibet die Sklavin aus und ihren Sohn, denn nicht erben soll der Sohn der Sklavin mit dem Sohne der Freien.«« (1. Mos. 21, 10.) Demnach, Brüder, sind wir nicht Kinder der Sklavin, sondern der Freien.« Abraham hat nämlich nach der Erzählung Anfangs nur von seiner Sklavin Hagar einen Sohn, Namens Ismael, während die Sarah kinderlos ist. Erst in seinem und ihrem Alter wird ihm, nach ausdrücklicher Verheißung Jehovah's, von der Sarah sein Sohn Isaak geboren. Später treibt er auf Jehovah's Geheiß und nach der Sarah Verlangen den Ismael, als den unächten Sohn, der mit dem ächten nicht erben soll, aus dem Hause in die Wüste, so daß dem Isaak das Erbe allein bleibt. Hiernach wird der Leser die eben hier wiedergegebene Stelle verstehen. Sie ist poetisch, aber von Paulus nicht poetisch sondern wirklich gemeint, und enthält in so fern also eine willkürliche Auslegung des Alten Testamentes. Es verhält sich ja das in der Bibel überhaupt so. Ihre Darstellungen sind großentheils Poesie, aber entweder nicht bewußt oder nicht so gemeint. Die biblische Poesie ist vielmehr meistentheils als wirkliche und eigentliche Darstellung und

Erzählung gegeben, soll so genommen werden, und wird so genommen. Wo wir also gegen sie sprechen, sprechen wir nicht gegen die Poesie, sondern gegen den Anspruch ihrer Bilder auf Wirklichkeit.

An der Spitze der Sittlichkeit des Paulus steht, wie auch in den Evangelien, die Liebe. So hoch er auch den Glauben stellt, die Liebe kommt ihm doch noch darüber. Er bezeichnet dieselbe als die Erfüllung des Gesetzes, so wie es im Evangelium heißt: »Das ist das Gesetz und die Propheten.« Zu den Römern sagt er: »Ihr seid Niemand etwas schuldig, als daß ihr euch gegenseitig liebet; denn wer den Anderen liebt, hat das Gesetz erfüllt. Denn jenes: Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugniß reden; laß dich nicht gelüsten; und wenn ein anderes Gebot mehr ist, das wird in diesem Worte zusammengefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses: so ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.« Anderwärts ähnlich. Das Schönste aber, was er über die Liebe sagt, enthält die bekannte Stelle im ersten Briefe an die Corinther. Nachdem er die verschiedenen Gaben des Geistes aufgezählt hat, ermahnt er sie, sie sollten sich der besten darunter befleißigen und, sagt er endlich, er wolle ihnen »noch einen besseren Weg zeigen«. Darauf heißt es (13, 1): »Wenn ich in den Zungen der Menschen und Engel rede, aber keine Liebe habe, so bin ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich Weissagung habe und weiß alle Geheimnisse und alle Erkenntniß, und habe allen Glauben, so daß ich Berge versetzen könnte, habe aber keine, Liebe so bin ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe verschenke und meinen Leib hingebe zum Brennen, habe aber keine Liebe, so ist mirs nichts nütze.« Er ergießt sich dann noch weiter in Beschreibung der Liebe, sagt, daß sie niemals aufhöre, während doch selbst die Weissagung, das in Zungen reden und die Erkenntniß aufhören würden, und schließt endlich: »Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; die größte darunter aber ist die Liebe.« Liebe ist es auch vorzugsweise, was er an Christus preist und den Gläubigen immer wieder empfiehlt; und auch er selbst giebt sie den Gemeinden und den Einzelnen in seinen Briefen oft zu erkennen. Besonders zeigt sie sich auch darin, wie er hofft, daß seine Landsleute, die Juden, obgleich jetzt ungläubig, doch nicht verloren gehen, sondern end-

lich noch zum Glauben, und dadurch zur Errettung gelangen würden. Auch für die Liebe gegen Feinde spricht er sich aus (Römer 12, 14 u. 20).

In geradem Widerspruche mit allen Anforderungen der Sittlichkeit, und mit allem Tadel der Unsittlichkeit scheint die »Gnadenwahl«, wie man es genannt hat, zu stehen, für welche Paulus sich hier und da ausspricht. In Bezug auf Jakob und Esau sagt er (Röm. 9, 11) Folgendes: »Denn da sie noch nicht geboren waren und weder Gutes noch Böses gethan hatten (auf daß der göttliche Rathschluß der Erwählung bliebe, nicht aus Werken, sondern nach dem Willen des Berufenden), ward der Rebecka gesagt: Der Größere wird dem Kleineren dienen, so wie geschrieben steht: den Jakob habe ich geliebt, den Esau aber habe ich gehaßt (Mal. 1, 2. 3). Was sollen wir nun sagen? Ist Ungerechtigkeit bei Gott? Keineswegs, denn zu Mose sagt er: Ich werde begnadigen, wen ich begnadige, und ich werde mich erbarmen, wessen ich mich erbarme (2. Mose 34, 19). Demnach nun liegt es nicht an Jemandes Wollen oder Streben, sondern an Gottes Gnade. Denn es sagt die Schrift zu Pharao: Eben deshalb habe ich dich erweckt, damit ich an dir meine Macht zeige und damit mein Name verkündigt werde auf der ganzen Erde (2. Mose 9, 16). Demnach nun begnadigt er, wen er will; und wen er will, verhärtet er. Du wirst mir nun sagen: Warum tadelt er noch? denn wer kann seinem Willen widerstehen? Freilich Mensch, wer bist du, daß du mit Gott hadern willst? Spricht das Gebild zu seinem Bildner: Warum hast du mich so gemacht? Oder hat der Töpfer nicht Macht über den Thon, aus demselben Teige zu machen ein Gefäß zu Ehren, ein anderes zu Unehren?«

Der Einwurf, welchen der Apostel in diesen Worten selbst sich machen läßt, ist vollkommen begründet, und die Antwort, welche er darauf giebt, hat weiter gar keine Bedeutung, als noch einmal zu versichern, was vorher schon versichert ist. Jene Worte des Apostelsent halten die furchtbare Consequenz des Glaubens an ein bewußtes Wesen, das Alles in Allem und in welchem alles Wissen und alle Macht und alle That vereinigt sei. Hat der Töpfer nicht Macht, aus dem Thone, der vor ihm liegt, Gefäße zu machen, wie er will, das eine zu höchstem Schmuck, das andere zu ekelhaftem Schmutz? Was hat der Thon da hinein zu reden! Und kann er auch nur etwas hinein reden? Er ist ja Erde, er ist ja Koth, ein todter, willenloser Stoff, aus dem der

bewußte Geist formt, was ihm beliebt, und den er dann wiederum zerschmeißt, wenn es ihm gut dünkt! In dieser Vergleichung wird auch der Mensch zu todtem Stoff erniedrigt. Gott bildete ihn ja aus Staub von der Erde, hauchte ihm ja den lebendigen Odem in seine Nase; er lenkt ihn ja sein ganzes Leben lang, er giebt ihm ja den »Geist« von oben, und wem er ihn nicht giebt, der hat ihn eben nicht. Wie kann also von sittlichem Tadel und von sittlicher Forderung die Rede sein. Das eigene Wollen des Menschen ist ja nur Schein; was er thut, das muß er ja thun, das thut ja vielmehr die unwiderstehliche Allmacht in ihm. Die Menschen sind dann nur noch so von einander verschieden, wie es etwa die verschiedenen Arten der Thiere und Pflanzen sind. Was kann das Bilsenkraut dafür, daß es giftig ist, und was können Weinstock und Palme dazu, daß sie so schön sind und köstliche Früchte tragen! Wie kann man etwa aussetzen an dem Skorpione, daß sein Stachel tödtet, oder an dem Rosse rühmen seine edle Gestalt?

Freilich gründet sich das innere wie äußere Wesen des Menschen keineswegs einzig auf sein Wollen. Er ist das Kind bestimmter Eltern, und auch diese waren es, und ihre Eltern wieder, und so zurück bis zur Entstehung des Menschengeschlechts. Alle diese haben hintereinander unter verschiedenen äußeren Umständen und Geschicken gelebt, und sind einestheils das Produkt derselben gewesen. Der Mensch macht sich seinen Leib nicht selbst, und bildet sich Schule und Elternhaus und Erziehung und Umgebung nicht selbst. Sie sind ihm gegeben. Aber mitten in ihnen erwächst in ihm ein Selbst, ein eigner Geist, ein eigenes Erkennen und Wollen. An dieses ist alle Mahnung gerichtet, wider dieses aller Tadel; auf ihm beruht des Menschen Freiheit, die freilich keine unbedingte ist, aber mitten unter allen Bedingungen doch ihre Macht behauptet.

Der Apostel hat jene Consequenz, die wir um ihrer Folgen willen eine furchtbare nannten, zu ziehn sich nicht gescheut; aber er ist in Behauptung derselben glücklicherweise ganz inconsequent. Er weiß sonst in seinem gewöhnlichen Denken nichts von ihr. Da huldigt er der »Freiheit der Kinder Gottes«, ermuntert zur Erlangung dieser Freiheit, und zum Festhalten derselben, wenn Jemand sie schon besitzt; er geht nicht gleichgültig am Menschen vorüber, wie wir an einem Gefäße der »Unehren« gleichgültig vorübergehen, sondern er tadelt, ermahnt, ermuthigt, lehrt, bessert, arbeitet und hofft. Das könnte er nicht, wenn ihm die Menschen willenlose Gebilde des Meisters wären.

Er meint dennoch, daß an Jemandes »Wollen und Laufen« viel liege; denn sonst könnte er nicht dazu anreizen, und z. B. nicht sagen (3 Kor. 9, 24): »Wißt ihr nicht, daß die, welche in den Schranken laufen, alle zwar laufen, einer aber nur den Preis empfängt? Lauft nun so, daß ihr denselben empfangt!« Dazu aber anzureizen, ist ja seine ganze Lebensaufgabe. Er sagt freilich, daß er diese sich nicht selbst gestellt habe, sondern daß er dazu von Gott ausgesondert, also wohl auch etwa von demselben zu einem Gefäße des heiligen Geistes geformt sei. Es ist dies aber eben nur die Consequenz der frommen Anschauung, jenes Glaubens, über welchen der »Mensch« sich doch immer von Neuem in unauslöschlichem Selbstbewußtsein und unvergänglicher Lebenskraft siegend erhebt.

---

38. Jesus.

Wir haben zwar schon die wichtigsten Einzelheiten aus den Evangelien unsrer Betrachtung unterworfen; es ist uns aber noch übrig, die eigentliche Stellung Jesu, das Wesentliche seiner wirklichen Geschichte, uns möglichst klar zu machen.

Wenn es sich darum handelt, Jesu wirkliche Geschichte zu erkennen, so stehen uns dabei sehr bedeutende Hindernisse im Wege. Für's Erste weichen in Erzählung derselben die Evangelien, wie wir zum Theil schon gesehen haben, sehr stark von einander ab. Für's Zweite sind die Nachrichten über ihn ganz und gar mit Wundergeschichten, also nicht wirklich Geschehenem, durchwebt. Drittens sind aber auch diejenigen Erzählungen, welche Mögliches berichten, doch häufig offenbar unsicher, ja unrichtig. Theils die Sage, vor Allem aber das dogmatische Interesse, haben seine Geschichte in hohem Grade verwirrt und verdunkelt. Das Meiste, was von ihm erzählt wird, ist aus diesem dogmatischen Interesse hervorgegangen und von der Phantasie gestaltet. Selbst die urchristlichen Parteien haben ihm Widersprechendes in den Mund gelegt und ihn in verschiedener Weise dargestellt.

Daß die Geschichte Jesu wirklich so höchst unsicher sei, beweisen selbst die verschiedenen Auffassungen derselben, welche von Anbeginn der Christenheit zu Tage gekommen sind. Es hat ja von jeher in ihr fortwährend der heftigste Streit darüber stattgehabt, wer und was Jesus eigentlich gewesen sei, und nie ist man so weit von einer Einigung

in dieser Frage entfernt gewesen, als in unsern Tagen. In den ersten Zeiten des Christenthums schon haben die Einen ihn für einen gewöhnlichen Menschen, höchstens mit Wunderkräften ausgerüstet, gehalten; die Andern dagegen für ein höheres, menschlich-göttliches Wesen, das sie sich wieder in sehr verschiedener Art vorstellten; Andere wieder haben ihm den eigentlich menschlichen Charakter geradezu abgesprochen, und gemeint, das Menschliche an ihm, namentlich sein Leib, sei nur Schein gewesen. In späterer, namentlich in neuerer Zeit, hat man ihn wieder als bloßen Menschen angesehen und ihm selbst die eigentlichen Wunderkräfte abgesprochen, aber doch noch als einen ganz außerordentlichen Menschen, mit dem kein anderer irgend zu vergleichen wäre und der von Gott mit ganz besonderen Geistesgaben ausgerüstet und zu seinem großen Werke berufen worden sei. Auch dieses, immer noch halb und halb übermenschlichen Wesens aber ist er von Andern entkleidet worden.

Natürlicherweise können wir hier nur zu den Letztern halten; es versteht sich uns von selbst: er war wirklich und ohne Einschränkung ein Mensch. Aber damit sind wir noch freilich keineswegs fertig, wenn es uns daran liegt, zu wissen, was für ein Mensch er gewesen sei, was er gewollt und gethan und welche Schicksale er erlitten habe. Ueber seine äußern Lebensverhältnisse kann freilich wenig Zweifel obwalten. Er war der Sohn des Holzarbeiters Joseph in Nazareth in Galiläa und wuchs in dieser Stadt auf, indem er wahrscheinlich das Handwerk seines Vaters betrieb, sich aber zugleich mit Lesung der alttestamentlichen Schriften beschäftigte und frühzeitig über religiöse und sittliche Dinge, namentlich auch über das verheißene und gehoffte Messiasreich nachsann. Im Mannesalter trat er als öffentlicher Lehrer, als Rabbi, auf, in Synagogen und vor versammelten Volkshaufen. Er gerieth dabei in Gegensatz zu den Schriftgelehrten, besonders der Partei der Pharisäer, und überhaupt zu den Autoritäten des Landes, wurde endlich von ihnen verhaftet, des beabsichtigten Hochverrathes angeklagt und hingerichtet. Der Kern seiner erschrockenen Anhänger sammelte sich jedoch bald wieder, behauptete, daß der Hingerichtete der Messias und verkündigte, daß er auferstanden und zu Gott gegangen sei, und von da in nicht langer Zeit wiederkommen werde, um das messianische Reich, das Reich Gottes, an dessen Errichtung er durch die Kreuzigung habe verhindert werden sollen, doch noch ins Werk zu setzen. Mehr und mehr Gläubige traten hinzu, ein früherer eifriger Verfolger, Saul, nachher Paulus genannt, wurde zu seinem

eifrigsten Verkündiger, nahm auch Heiden auf und verbreitete den Glauben an Jesus als den Christus, durch Gründung zahlreicher Gemeinden, durch Syrien, Kleinasien, Macedonien, Griechenland und Italien bis nach Rom.

So einfach aber auch und unzweifelhaft dieser äußere Abriß seiner Gerichte erscheint, so schwierig ist es dagegen, die eigentliche innere Stellung Jesu, besonders sein Verhältniß zum mosaischen Gesetz, und desgleichen seine Vorstellung vom messianischen Reiche und seine Absichten in dieser letzteren Beziehung zu bestimmen. Beides wollen wir im Folgenden noch versuchen.

Wir haben im vorletzten Abschnitte davon gesprochen, wie sich Paulus und wie sich die zwölf Apostel zum mosaischen Gesetze und dadurch gegen einander verhalten hätten. Wie nun aber, ist jetzt die Frage, verhielt sich Jesus zum mosaischen Gesetz?

Die Evangelien schildern sein Verhalten in diesem Betracht in mehrern Erzählungen als liberal. Er nimmt seine Jünger gegen mancherlei Vorwürfe in Schutz, namentlich gegen die, daß sie nicht fasteten, daß sie den Sabbath brächen und daß sie ihre Hände vor dem Essen nicht wüschen und er selbst hat sich darüber zu vertheidigen, daß er am Sabbath heile und daß er mit Zöllnern und Sündern esse. Er weist all diese Vorwürfe damit zurück, daß Barmherzigkeit größer sei als Opfer, daß man nicht neuen Most in alte Schläuche füllen könne, daß nur für Zeiten der Trauer das Fasten sich eigne, daß nicht das, was in den Mund eingehe, sondern das, was aus ihm ausgehe, den Menschen verunreinige, daß der Sabbath um des Menschen Willen und nicht der Mensch um des Sabbaths Willen gemacht sei. Auch lassen die Evangelien ihn angeklagt werden, daß er gesagt habe, man möge den Tempel zu Jerusalem abbrechen und er wolle ihn dann in drei Tagen wieder aufbauen. Auch erhebt er sich in der Bergpredigt bei Matthäus über das mosaische Gesetz: Dem, was zu den Alten gesagt sei, setzt er immer das entgegen, was er selbst sage, und dieß Letztere tritt dem mosaischen Gesetz zwar keineswegs entgegen, erklärt es doch aber immer für durchaus ungenügend. Während das mosaische Gesetz nur gegen Meineid und Eidbruch sich erklärt, verbietet er den Eid ganz; während das mosaische Gesetz die Ehescheidung nur regulirt, verbietet er sie ebenfalls; während das mosaische Gesetz gerechte Vergeltung für Unrecht vorschreibt, verbietet er die Vergeltung.

Indeß, so wie diese Stellen der Bergpredigt, wie schon bemerkt, nicht eigentlich geradezu gegen das Gesetz streiten, so ist das noch weniger bei den oben angeführten Streitigkeiten mit den Pharisäern der Fall; denn alles das, was diese dabei verlangen, ist nicht im Gesetze Mosis, sondern nur in den Erweiterungen desselben durch die Rabbiner vorgeschrieben. Diese Erweiterungen des Gesetzes hatten allmählich neben dem Alten Testamente eine bedeutende Autorität erlangt; aber zugleich fanden sie auch bei einem Theile der Juden Widerspruch. Dieser Widerspruch gegen jene Erweiterungen und Zugaben ist es allein, was aus jenen Erzählungen mit Sicherheit hervorgeht, obgleich freilich die oben angeführten Antworten Jesu weiter zu greifen scheinen.

Eine Stelle aber in der Bergpredigt bei Matthäus streitet geradezu mit der Annahme, daß Jesus dem mosaischen Gesetze selbst gegenüber eine freisinnige Stellung eingenommen habe und etwa gar Willens gewesen sei, es in der Weise aufzuheben, wie Paulus thut. Sie lautet dort (Matth. 5, 17): „Meinet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch, bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht e i n Buchstabe oder e i n Häkchen vom Gesetz vergehen, bis Alles geschehe. Wer nun eins dieser geringsten Gebote auflöst und die Menschen so lehrt, wird der Geringste heißen im Himmelreiche; wer sie aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.“ Hiernach soll auch nicht ein Buchstabe, auch nicht ein Häkchen eines Buchstabens, das heißt doch also jedenfalls auch nicht die allergeringste Bestimmung des Gesetzes, aufgehoben werden; und wer es dennoch thut, der wird als der Geringste im Himmelreiche bezeichnet. Daß dieß mit dem Verhalten und der Lehre des Apostels Paulus in Bezug auf das Gesetz in geradem Widerspruch steht, leuchtet ein, wenigstens wenn man annimmt, daß der, welcher diese Worte geredet oder geschrieben hat, das Gesetz wirklich gekannt habe. Von Jesus läßt sich das schwerlich bezweifeln. In Betracht der Möglichkeit aber, daß er diese Worte gar nicht gesprochen habe, sondern daß sie nur von dem Verfasser oder von der Sage ihm in den Mund gelegt seien, wäre es allerdings sehr gut denkbar, daß der uns u n b e k a n n t e Verfasser des ersten Evangeliums mit dem mosaischen Gesetz wenig bekannt gewesen wäre. Es könnte sehr wohl sein, daß er in dieser Unbekanntschaft nur das Moralgesetz, nicht aber das Ceremonialgesetz

im Auge gehabt, und also nur auf die Erhaltung des Moralgesetzes so streng hätte bestehen wollen. Diese Möglichkeit erscheint uns um so größer, wenn wir den weiteren Verlauf dieser Stelle der Bergpredigt betrachten, in welchen eben Jesus sein Wort über die Bestimmungen des Gesetzes stellt. Alle die da aufgeführten Fälle gehören nicht dem Ceremonial-, sondern dem Moralgesetze an. Und in Beziehung auf die Ungewißheit, ob Jesus diese Worte wirklich gesprochen habe, ist nur noch daran zu erinnern, daß von denselben nur noch bei Lukas etwas vorkommt und zwar nur ein Bruchstück, welches lautet (16, 17): „Es ist leichter, daß der Himmel und die Erde vergeht, als daß ein Häkchen vom Gesetze fällt.“ Und doch wäre es offenbar so höchst wichtig, wenn Jesus diesen Ausspruch wirklich gethan hätte.

Wir sehen, die Evangelien selbst geben uns über das Verhalten Jesu zum mosaischen Gesetz keinen sichern Aufschluß, und wir müssen, um denselben vielleicht zu erhalten, uns zur Geschichte der Apostel wenden und aus ihrem Verhalten einen Schluß auf das ihres Lehrers zu machen suchen.

Wir haben im vorletzten Abschnitte gefunden, daß Paulus der erste war, der sich vom mosaischen Ceremonialgesetze los machte und diese Losmachung sogar für nothwendig erklärte; und wir haben gefunden, daß dagegen Paulus und überhaupt die anderen Apostel diese Lossagung ursprünglich nicht vollzogen, und daß im Gegentheil ihr Anhang in Jerusalem gegen dieselbe sehr stark eiferte. Es folgt hieraus unwidersprechlich, daß auch Jesus diese Lossagung nicht vollzogen haben kann. Hätte er es bestimmt und entschieden gethan, so wäre es unmöglich gewesen, daß die von ihm erwählten Apostel, die sein Gefolge gebildet hatten, nachher diese das Gesetz nicht antastende Stellung eingenommen hätten; und wäre er sogar wegen Verletzung des Gesetzes gekreuzigt worden, so wäre es unmöglich gewesen, daß sich „Eiferer für das Gesetz,“ als welche die Juden-Christen zu Jerusalem in der Apostelgeschichte bezeichnet werden, an seine Schüler angeschlossen und um seinen Namen eine Gemeinde gebildet hätten.

Hieraus folgt freilich noch nicht, daß Jesus im Gegentheil sich für Beibehaltung und ewige Gültigkeit des Gesetzes, wie jene Stelle in der Bergpredigt ihm zuschreibt, ausgesprochen hätte. Jenes Verhalten der Zwölfe war schon möglich, wenn Jesus nur die Lossagung davon nicht ausgesprochen und vollzogen hatte, da

ja der Jude, so lange nichts Anderes bestimmt war, die fernere Gültigkeit desselben voraussetzte. Dagegen scheint aus dem Verhalten der Apostel gegen den Paulus auch wieder die Unmöglichkeit hervorzugehen, daß sich Jesus irgend für Beibehaltung des Gesetzes ausgesprochen hätte.

Vergegenwärtigen wir uns dieses Verhalten noch einmal, wie es von Paulus selbst in seinen unzweifelhaft ächten Briefen erzählt und dargestellt wird. Freilich fürchtet sich Petrus in Antiochien, als er mit den Heiden gegessen hat, vor dem Urtheile der Juden-Christen, welche von Jakobus aus Jerusalem herabkommen; aber er hat sich doch eben vorher zu diesem Essen mit den Heiden bequemt und also dem Paulus nachgegeben. Hielt er dafür, daß dieß ganz entschieden wider die Meinung Jesu sei, so ist nicht anzunehmen, daß er's gethan hätte. Weit entscheidender aber und überhaupt von weit größerem Gewichte ist der Umstand, daß, ebenfalls nach der eigenen Erzählung des Paulus, die alten Apostel, als er nach Jerusalem gekommen war und ausdrücklich mit ihnen über die Angelegenheit verhandelte, seine Praxis doch nicht verwarfen, sondern im Gegentheil anerkannten. Paulus sagt im Briefe an die Galater (Kap. 2) in dieser Beziehung, er habe den Aposteln in Jerusalem das Evangelium vorgelegt, das er unter den Heiden verkündige. Da hätten zwar einige „eingeschlichene falsche Brüder" ihm und den Seinen ihre Freiheit nehmen und sie wieder unter das Joch bringen wollen; sie hätten aber denselben nicht einen Augenblick nachgegeben und es sei auch nicht einmal Titus, sein Gefährte, obschon er ein Grieche gewesen sei, gezwungen worden, sich beschneiden zu lassen, sondern im Gegentheil, da die „Angesehenen," die „Säulen," nämlich Jakobus, Petrus und Johannes, gesehen hätten, daß ihm das Evangelium an die Heiden anvertrauet wäre, so wie dem Petrus an die Juden, und da sie die ihm „verliehene Gnade erkannt hätten," so hätten sie ihm und seinem Gefährten Barnabas den „Handschlag der Gemeinschaft" gegeben, daß sie unter den Heiden, jene aber unter den Juden wirken sollten; und nur das Eine hätten sie verlangt, daß sie unter den bekehrten Heiden für die Armen in Jerusalem Unterstützung sammeln möchten.

Hieraus geht doch so viel unzweifelhaft hervor, daß jene Apostel den Eintritt von Heiden in die Christengemeinden zugegeben haben, ohne daß sie Juden werden, ohne daß sie das mosaische Gesetz irgendwie annehmen und beobachten mußten. Die hielten also dafür,

daß man Christ, ein Nachfolger Jesu von Nazareth, ein Bürger seines Missiasreiches sein könne, ohne daß man das mosaische Gesetz nur irgendwie beobachte. Damit sagten sie sich wesentlich von diesem Gesetze los und hoben seine Verbindlichkeit für das neue Reich auf. Es ist schwerlich denkbar, daß sie sich dazu verstanden hätten, wenn Jesus auf fernere Beobachtung des Gesetzes ausdrücklich gedrungen, und wenn er etwa gar, wie Einige gemeint haben, die Bedeutung des Messiasreiches gerade namentlich auch in die Wiederherstellung der vollen Gesetzesbeobachtung gelegt hätte. Es ist nicht wohl denkbar, daß sie durch jene Anerkennung des Paulus geradezu das Gegentheil von dem anerkannt haben sollten, was Jesus früher aufgestellt und gefordert hätte.

Die Stellung Jesu zum Gesetz muß demnach wohl folgende gewesen sein. Er hob es nicht auf, bestätigte es aber auch nicht neu, sondern ließ es damit, wie es eben war, indem er nur die Menge der von den Rabbinern allmählig hinzugefügten Bestimmungen gelegentlich bekämpfte; sie waren in der That erst die eigentliche Last, welche auf den Schultern des Volkes drückte; durch sie hatten die Gesetzesgelehrten und die Priester das Leben des Volkes mit einem hemmenden Netze umgeben, mit einem Übermaaß von Äußerlichkeiten, welche die damalige jüdische Religiosität überhaupt zu einem bloßen Befolgen von Gebräuchen gemacht hatte. Die Religiosität zu verinnerlichen, wirkliche Frömmigkeit zu erzeugen und ein wirklich sittliches Leben hervorzubringen, das war Jesu Ziel und Bestreben. Darin stand ihm allerdings überhaupt die religiöse Gesetzlichkeit entgegen; aber er bekämpfte sie vor Allem in Gestalt jener rabbinischen Überlieferungen, weil diese zunächst und am meisten im Wege standen. Ob er daran gedacht hat, daß auch das eigentliche mosaische Gesetz später fallen müsse, kann man nicht wissen. Möglich ist es trotz des Verhaltens seiner Schüler, da er nach den Berichten der Evangelien nur kurze Zeit unter ihnen gewesen, und es also sehr wohl denkbar ist, daß er es noch unterlassen habe, sie hierüber aufzuklären. Ebenso möglich aber ist es auch auf der andern Seite, daß er diese Consequenz auch in sich selbst noch nicht gezogen, nur gegen die Überschätzung und übermäßige Ausbreitung des gesetzlichen Wesens angekämpft und mit Beiseitelassung der äußersten Frage auf jene Verinnerlichung und Versittlichung der Religiosität hingearbeitet habe. Es ist das ja überhaupt der gewöhnliche Gang der Dinge. Menschen, welche bedeutend auf die Gestaltung des

Geistes einwirken, betreten meist ihre Bahn ohne vollkommen klares Bewußtsein über das sie treibende Princip, noch mehr oder weniger mit dem Alten, von welchem sie abführen, innerlich und äußerlich zusammenhängend. Erst allmählig, langsamer oder schneller, entfaltet sich in ihnen das Princip zu voller Klarheit, und ziehen sie seine vollen Consequenzen. Wird aber ihre Laufbahn und Wirksamkeit sehr bald unterbrochen, so kann es auch geschehen, daß sie zu dieser vollen Klarheit und Consequenz selbst niemals gelangen, sondern dieß Anderen überlassen bleibt.

So mochte es mit Jesus sein. Paulus war dann der Mann, in welchem der Funke der Freiheit vom Gesetz zur hellen Flamme wurde. Er sah, daß dieser Jesus, der vom Gesetz und seinen Vertretern als Verbrecher hingerichtet war, nicht selbst ein Vertreter des Gesetzes sein könne; und doch fand er in demselben einen „Geist der Heiligkeit," der ihm höher schien als der des Gesetzes; darum entschied er sich in diesem Widerstreite für den Gekreuzigten und meinte, daß durch den Tod, den er vom Gesetz erlitten, nun Alle, welche nach Heiligkeit trachteten, dem Gesetze abgestorben wären und das Gesetz durch dieses Gericht sich selbst gerichtet hätte. Der von ihm in Jesus geschauete Geist ward ihm nun ein neues höheres Gesetz. „Der Herr ist der Geist," ruft er aus, „wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!"

Die ursprünglichen Apostel Jesu mochten die Richtigkeit der durch Paulus gezogenen Consequenz empfinden, so schwer es ihnen werden mochte, derselben unumwunden beizutreten. Es mochte sie darin auch die Scheu vor der Masse der Juden-Christen hindern, welche nicht fähig war, so bald zu folgen. Daher der lange und zum Theil erbitterte Streit zwischen den Christen aus den Juden und denen aus den Heiden, welche sich über das Lebensende der Apostel hinaus erstreckte.

Auch in der sich allmählig bildenden christlichen Kirche hat dieser Streit fortgedauert. Auch hier kämpften mit einander fort und fort das religiöse Gesetz und die Freiheit. Nahm auch jenes eine etwas andere und einfachere Gestalt an, so war es doch wesentlich dasselbe. Auch die Freiheit freilich, welche dawider kämpfte, war in der Regel nur eine verhältnißmäßige, nur ein geringeres Maaß von Gesetz. Viele Sekten vertraten sie der Kirche gegenüber, und die protestantische Kirche schrieb die „Gerechtigkeit aus dem Glauben" der katholischen „Werkheiligkeit" gegenüber wieder auf

ihre Fahne, mit welcher sie gegen das römische Priesterthum zu Felde zog. Auch sie hat freilich doch das Gesetz einem Theile nach wieder aufgerichtet, ja sogar an die Stelle der **Freiheit** des Glaubens ein Glaubens-**Gesetz**, an die Stelle der „Werkheiligkeit," welche sie auch nur zum Theil abthat, eine Glaubens-Heiligkeit gestellt, welche nicht viel minder äußerlich und drückend ist.

Schlußwort.

Nachdem in den bisherigen Abschnitten der in der Bibel enthaltene hauptsächlichste Stoff behandelt worden ist, könnten wir nun noch eine Reihe von Betrachtungen über die Ergebnisse, die wir gewinnen, daran knüpfen; doch die dem Leser bekannten ungünstigen Verhältnisse unserer Schrift nöthigen uns, alles das in Weniges zusammenzufassen.

Es wird dem Leser klar geworden sein, wie unmöglich es ist, die Behauptung oder den Glauben an einen übermenschlichen, göttlichen Charakter der Bibel festzuhalten, sobald man ihren Inhalt genau betrachtet. Es zeigt sich dann überall deutlich genug, daß zu einem solchen Glauben kein Grund vorhanden sei. Ebenso wird es dem Leser klar geworden sein, daß auch, abgesehen von jener Frage nach einem übermenschlichen Charakter, der Inhalt der Bibel im Großen und Ganzen sich nicht dazu eigne, noch ferner dem menschlichen Leben seine Richtung zu verleihen, indem derselbe durch das Wissen und Denken der gebildeten Menschheit bereits weit überflügelt ist. Derjenige Mensch, welcher diese Bildung besitzt und die Bibel mit unbefangenem Geiste durchliest, wird sich diesem Ergebniß unmöglich verschließen können. Mag der Werth der Bibel als einer Sammlung alter Schriften noch so groß sein; als unmittelbare Grundlage des gegenwärtigen Geisteslebens kann sie nicht mehr gelten.

Zugleich aber ist es leicht einzusehen, daß der Glaube an den göttlichen Charakter der Bibel für die Sittlichkeit des Volkes sehr gefährlich sei. Er ist dieß in doppelter Beziehung. Für's Erste

nämlich muß er den Sinn für Wahrheit nothwendig abstumpfen, indem er dem Denken und der Anerkennung der sich aufdrängenden Wahrheit hemmend entgegentritt. Wenn noch so sehr der Vergleich des biblischen Inhalts mit der sonstigen Erkenntniß und mit der Wirklichkeit den Widerspruch zwischen beiden aufzeigt, so fordert dennoch jener Glaube, die offenbare Wahrheit zu seinen Gunsten zurückzuweisen. Daß aber die vollkommene Offenheit für die Wahrheit eine wesentliche Grundlage der Sittlichkeit sei, wird wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Und diese Grundlage kann bei jenem Glauben unmöglich gewonnen werden.

Ferner ist es unmöglich, daß der Mensch bei jenem Glauben zu voller Verstandesbildung und zu einer Einheit seines Denkens gelange. Es ist ja nicht möglich, die den biblischen Anschauungen entgegenstehende Wirklichkeit der Dinge, und die über dieselbe gewonnene Einsicht ganz zu verleugnen. Es muß folglich auf dem Standpunkte jenes Glaubens eine Vereinbarung zwischen beiden getroffen werden, welche eben im Widerspruche mit folgerechtem Denken steht. Wie schlimm aber dieser Mangel für die gesammte Bildung des Menschen sei, ist wohl kaum nöthig weiter auszuführen.

Doch auch der Inhalt der Bibel selbst muß die Sittlichkeit des Bibelgläubigen mit nicht geringer Gefahr bedrohen. Wir haben gesehen, wie wenig die Moral des Alten Testaments einem großen Theile nach unsern Begriffen von Menschlichkeit entspricht, und wie auch die Moral des Neuen Testaments zum Theil der freien menschlichen Tüchtigkeit und der Liebe des Guten um seiner selbst willen Abbruch thut. Trotzdem muß derjenige, welcher die Göttlichkeit der Bibel festhält, alle diese Mängel für Tugenden, diese ganze Moral für göttlich nehmen und als seine Richtschnur befolgen. Glücklicher Weise sind die Gläubigen in der Regel nicht consequent; wären sie es, so müßten die fürchterlichsten Thaten daraus hervorgehen. Man erinnere sich nur der Handlungsweise Jehova's, wie das Alte Testament sie uns darstellt, so wird sich Jedermann selbst schon vorstellen können, wohin es führen müßte, wenn die Gläubigen sich dieselbe zum Muster nähmen. Der bessere Geist, der sie selbst beseelt, oder die entgegenstehenden Gesetze hindern sie meistentheils daran; in vielen Fällen geschieht dies aber auch nicht, und Geschichte und alltägliche Erfahrung zeigen es, wozu der Glaube fähig ist. Es giebt bekanntlich keine Unthat, für welche der Bibelglaube seine Berechtigung nicht eben in der Bibel gefunden hätte.

Das Interesse für ein gesundes Denken und für wahre Sittlichkeit und Humanität haben uns bei Betrachtung des biblischen Inhalts geleitet. Die Wahrhaftigkeit zwingt uns, ohne schwächliche Scheu die Dinge zu sehen wie sie sind. Dies zu thun ist nicht ein Frevel, sondern eine sittliche That. Es soll damit nicht geleugnet werden und ist nicht geleugnet worden, daß die Bibel auch eine Menge guter Züge enthält. Es geht überhaupt durch sie hindurch ein Streben nach Heiligung des Menschen. Verirrt sich dieses Streben auch oft genug, so ist es doch vorhanden und hat schon als Streben seinen bleibenden Werth. Aber eben, wollen auch wir diesem Streben huldigen, so folgt daraus, daß wir uns dem, was es dort geleistet hat, nicht gefangen geben dürfen, denn sonst hörte ja das Streben auf. Der wahrhaft heilige Geist ist vor Allem ein Geist der Wahrhaftigkeit, und diese will die Wahrheit ebenso erkennen, wie reden und nach ihr thun. Darum treibt uns dieser Geist selbst, den die Bibel verkündigt, dazu an, die Bibel mit prüfendem Auge anzusehen, und das, was die Prüfung besteht, zu behalten, das, was sie nicht besteht, abzuthun. Rettung aus der Verwirrung der Gegenwart und Begründung einer neuen Gewißheit kann nur dem muthigen Geiste gelingen.

Der Verfasser hofft die hier angedeuteten Gedanken demnächst anderswo weiter auszuführen, und deßhalb hier von den Lesern nicht Abschied nehmen zu müssen.

Druck von H. G. Rahtgens in Lübeck.

Das Interesse für ein gesundes Denken und für wahre Sittlichkeit und Humanität haben uns bei Betrachtung des biblischen Inhalts geleitet. Die Wahrhaftigkeit zwingt uns, ohne schmückenden Schein die Dinge zu sehen wie sie sind. Dies zu thun ist nicht ein Frevel, sondern eine sittliche That. Es soll damit nicht geleugnet werden und ist nicht geleugnet worden, daß die Bibel auch eine Menge guter Sätze enthält. Es geht überdem durch sie hindurch ein Streben nach Heiligung des Menschen. Verliert sich dieses Streben auch oft genug, so ist es doch vorhanden und hat schon als Streben seinen bleibenden Werth. Aber eben, wollen wir diesem Streben huldigen, so folgt daraus, daß wir uns dem, was es dort geleistet hat, nicht gefangen geben dürfen; denn sonst hörte ja das Streben auf. Der wahrhaft heilige Geist ist vor Allem ein Geist der Wahrhaftigkeit, und diese will die Wahrheit ebenso erkennen, wie leben und nach ihr thun. Darum treibt uns dieser Geist selbst, den die Bibel verkündigt, dazu an, die Bibel mit prüfendem Auge anzusehen, und das, was die Prüfung besteht, zu behalten, das, was sie nicht besteht, abzuthun. Richtung auf die Verständigung der Gegenwart und Begründung einer neuen Gewißheit kann nur dem heiligen Geiste genügen.

Der Verfasser hofft die hier angedeuteten Gedanken demnächst anderswo weiter auszuführen, und deshalb hier von dem Leser nicht Abschied nehmen zu müssen.

Die Bibel

im

Lichte der Bildung unserer Zeit.

Eine Reihe

von

Betrachtungen der Hauptstücke derselben

von

Gustav Adolf Wislicenus.

1s Heft.

Das Werk erscheint in etwa neun monatlich auszugebenden Heften von 4 Bogen, zum Preise von 5 Sgr. jedes.

Magdeburg.

Verlag von E. Fabricius.

1853.

Die Vorrede des Herrn Verfassers, sowie der Inhalt des ersten Heftes überhaupt wird Jedermann in den Stand setzen, selbstständig über den Werth und die Tendenz des Werkes zu urtheilen.

Wislicenus, Gust. Adolf

Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit Eine Reihe von Betrachtungen der Hauptstücke derselben

Magdebg 1853